Volksdienst

Soc 546.25

Harvard College Library

VE RI TAS

BOUGHT FROM THE
ANDREW PRESTON PEABODY
FUND

BEQUEATHED BY
CAROLINE EUSTIS PEABODY
OF CAMBRIDGE

Preis 3 Mark.

Volksdienſt

von einem

Socialariſtokraten.

Berlin 1893.
Wiener'ſche Verlagsbuchhandlung.

Volksdienſt.

Von

einem Sozialariſtokraten.

Berlin und Leipzig.
Wiener'ſche Verlagsbuchhandlung.
1893.

Soc 546.25
V

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
19 Feb 1947

Peabody Fund

Inhalt.

Seite

Völkergeſchichte 1
~~Völkerſpannung . . . . . 14~~
Malthuſianismus 45
Wirtſchaftslehre des Volksſtandes 62
~~Sozialismus und Sozialdemokratie . . . . . 77~~
Sozialariſtokratie 110
Stände der Leiſtung 134
~~Erbkapitalismus . . . . . 154~~
~~Arbeit und Kapital . . . . . 177~~
~~Volksſtaat und Auswanderung . . . . . 188~~
Frauenarbeit 208
Liebesehe 241
Volksbildung 284
Religion 319
Sittlichkeit 349
~~Volksdienſt . . . . . 376~~

Völkergeſchichte.

Ein Keimen und Aufgehen, ein Wachſen und Werden, ein Herbeiſehnen der Zukunft, und ein Arbeiten, eine Zukunft heraufzuführen, deren Verhältniſſe möglichſt anders ſind als heute, geht durch unſere Zeit. Wer dauernd in einer Großſtadt oder gar in der Hauptſtadt des Reiches lebt und ſich nicht abſichtlich einſpinnt in eine enge Kapſel, der muß auch den Hauch davon verſpüren. Das Alte zerſetzt ſich, iſt ſchon zerſetzt in den Geiſtern, auch wo es in der Außenwelt noch fortbeſteht; Neues bereitet ſich allenthalben vor. Aber es iſt kein freudiges Schaffen, das Neues und Großes zu geſtalten ſucht. Ein bitterer oder mindeſtens tief ſchmerzlicher Zug ſpricht aus dem Geiſtesleben der Gegenwart. Ludwig Büchner hat einmal behauptet, daß das immer ſo ſei, wo das allgemeine Bewußtſein des Guten und Beſſeren den beſtehenden Einrichtungen vorausgeeilt iſt. Und andere meinen mit ihm, alle Einrichtungen von Staat, Geſellſchaft, Kirche, Erziehung, Arbeit ꝛc. ſeien zufolge eines ſtark hervortretenden Trägheitsgeſetzes weit hinter dem zurückgeblieben, was das durch Wiſſenſchaft, Überlegung und materiellen Fortſchritt emporgehobene allgemeine Bewußtſein verlangt. Noch nicht einmal eine klare Scheidung der Parteien hat ſich vollzogen. Unſer Parteileben iſt eine Art Chaos. Noch ringen Sozialismus und Sozialdemokratie, Bodenbeſitzreform und Produktivgenoſſenſchaftsweſen, Gewerkvereinstum und Staatsſozialismus, freihändleriſcher Individualismus und Zollpolitik, Chauvinismus und Weltbürgertum, Republik und Monarchie um den Preis. In der Mitte des Sozialismus oder wenn man will auf deſſen unabhängigem linkem Flügel taucht plötzlich der Anarchismus auf, der die Bewegung der Zeit nach Schaffung immer größerer Gemeinſchaften rückläufig durchmeſſen will. Aber gerade dies beweiſt, daß man dort aus Utopia heimkehrt, natürlich um zunächſt erſt einmal nach Primitivia zu gehen, und da auch dort ſich gewiſſe Einſchränkungen des Individuums als notwendig herausſtellen werden, nach und nach zu der Gegenwart mit ihrem ziviliſierten Wettbewerb der Individuen um die Daſeinsmittel zurückzukommen.

Während die Gefahr einer experimentweiſen Verwirklichung der ſozialiſtiſchen Ideen immer näher rückt, und ſelbſt Männer, wie John Stuart Mill ſich ſterbend noch zu dem neuen Evangelium bekennen, während Tauſende ſich ihm anſchließen rein aus Abſchen vor den Mißſtänden der heutigen erbkapitaliſtiſchen Geſellſchaftsordnung — herrſcht Stillſtand in dem ganzen übrigen Parteiweſen. Nicht einmal daß man mehr imſtande iſt, ein ſoziales Programm aufzuſtellen. Die alten Stichworte, welche die Parteien trennten, haben ihren Inhalt verloren. Die ſozialiſtiſche Partei trägt ihren Namen Arbeiterpartei kaum noch ein Viertel mit Recht. Der Freiſinn iſt nichts weniger als freiſinnig. Das „liberale Bürgertum“ heißt nur noch aus Gewohnheit Demokratie. Der Begriff, den einſt dies Wort bedeutete, iſt längſt zu den Akten gelegt. Das Zentrum iſt eine kirchliche, und weder eine ſoziale oder politiſche Partei. Die Nationalliberalen ſind weder ſpeziell national, noch irgendwie liberal im heutigen Sinne. Die Konſervativen ſind überhaupt keine Partei. Sie vertreten nur was bereits iſt. Um das Herrſchende, Geltende zu vertreten, braucht's aber keiner Partei. Das vertritt ſich ſchon ſelbſt und iſt an ſich ſchon genug Hemmſchuh für die Weiterentwicklung. Selbſtändige Schöpfungen bringen die Parteien kaum mehr zuwege. Sie ſind nur noch da, um Stellung zu nehmen zu den Anträgen der Regierung. Nur durch ihre Stellungnahme zu dieſen unterſcheiden ſie ſich. Außerdem allerdings auch noch durch ihre — Geſchichte. In anderen Ländern bilden politiſch ſoziale Programme das Trennende der Parteien, im Lande der „geſchichtlichen Bildung“ ihre — Vergangenheit. Dazu kommt ein anderer fauler Fleck, den man „das Kartellweſen nach rechts“ nennen kann. Der Freiſinn geht lieber mit den Nationalliberalen als mit den Sozialdemokraten, die Nationalliberalen lieber mit den Konſervativen als mit den Freiſinnigen, die Konſervativen lieber mit dem Zentrum als mit den Nationalliberalen. Kartelle nach rechts, Kartelle nach rückwärts. Nach links, nach vorwärts ſucht keine Partei Anſchluß.

Faſt jeder einzelne Nationalliberale iſt freihändleriſch, aber die Partei tritt für die Zollſperre ein. Der Freiſinn hat, abgeſehen vom Freihandel, gar kein Programm mehr. Der Sozialismus iſt die einzige ſoziale Partei, alle anderen ſind nur politiſche. Weit mehr als die perſönliche Überzeugung beſtimmen das Herkommen und äußere Rückſichten die Parteiſtellung. Die breiten Maſſen des Volkes wiſſen recht gut, daß die meiſten denkenden Mitglieder aller Parteien durchgehenden Sozialreformen im Grunde geneigt ſind; weil ſie aber nicht darnach handeln, ſondern die Politik einer Regierung machen, die der modernen Bildung wie einer grundlegenden Reform aus ſelbſtſüchtigen Gründen feindlich gegenüber ſteht und ſich gern prahlend zum Abſolutismus bekennt, hat das Volk alles Vertrauen zu ihnen verloren und ſtrömt in Scharen wenn auch nicht in die ſozialiſtiſche Überzeugungswelt, ſo doch in ſozialdemokratiſchen Sinne zur Wahlurne. Und dies iſt noch das einzige Gute. Von einem weiteren Anwachſen der ſozialdemokratiſchen Partei iſt für den Staat und ſeinen Fortſchritt nur alles Beſte zu erwarten. Wie die letzten zehn Jahre gezeigt haben, iſt dies das einzige Mittel, all die Rückſchrittler und Stillſtändler, Parteien wie Regierungsvertreter, aus ihrem Schlafe aufzuſcheuchen. Mit der grundſatzloſen Bismarckſchen Sozialpolitik geht es nicht länger. Der Staatsſozialismus mit ſamt ſeiner Arbeiterverſicherung hat ſich als ein völlig unzureichendes Mittel zur Eindämmung der ſozialiſtiſchen Bewegung erwieſen.

Noch ſchlimmer ſteht's mit der Regierung. Die Regierung hat gar neben den Parteien noch eine eigene Meinung. Ihre Richtung und ihre Vertreter werden noch nicht einmal durch die Partei beſtimmt, welche als die ſtärkſte gerade am Ruder iſt, und die Verfaſſung iſt völlig ungenügend, um den Willen der Geſamtheit wirklich zum Ausdruck zu bringen, ſelbſt abgeſehen von der zu den Menſchen ſchreienden Ungleichheit der Wahlkreiſe, durch deren Aufrechterhaltung ſich die Regierung eine kleine Scheinmehrheit ſichert. Zur Regierung ſelbſt fehlt das Vertrauen vollſtändig; nicht einmal den guten Willen zu helfen traut man ihr zu. Auch ſie hat kein Programm, ihre Leiter haben keine Ideen. Auch Bismarck hat keine beſtimmte Idee vertreten, aber ſeine Von Fall zu Fall Politik war geſtützt durch ſeine mächtige Perſönlichkeit. Heute fehlt aber auch eine ſolche. Der berüchtigte Zedlitzſche Schulgeſetzentwurf hat das Volk belehrt, daß die Regierung nicht einmal Bedenken trägt, ſeine Jugend bedingungslos den Dunkelmännern auszuliefern. Und eines Gedankenganges kann es ſich da nicht erwehren: will man das Volk dumm erhalten, damit es noch an das Märchen von der Einſetzung der Könige durch einen Gott glaubt?

Ein Neues und Gutes haben die Mißverhältniſſe des letzten Jahres unſerem Volke gegeben: eine erſtarkende öffentliche Meinung, die, von keinem Parteiweſen beeinflußt, an kein Parteiprogramm gebunden, ihr Haupt erhebt, und laut ihre Entrüſtung in die Winde ſchreit, auch wo eine Parlamentsmehrheit ſich für den Frevel am Volke findet. Univerſitäten und Volksſchullehrer, Richter und Ärzte, Kaufleute und Induſtrielle, ſie alle haben einmütig gerufen: Nieder mit ſolch einem Schulgeſetz; und der Sieg ihrer Rufe war der Sieg einer neuen Macht über das verfahrene, von der Regierung abhängige Parteigetriebe, es war der Stempel auf die Thatſache, daß die herrſchenden Parteien ſich ausgelebt haben, und daß Neues an ihre Stelle zu treten hat. Denn ſie ſind blind geworden gegen die wirklichen Bedürfniſſe des Volkes; und das, worum man in den Parlamenten diskutiert, ſind ganz andere Dinge als deſſen wirkliche Intereſſen. Selten daß einmal wirklich eine große Daſeinsfrage für das Volk geſtreift wird, aber auch dann wird ſie dies nur, um ſofort wieder verlaſſen zu werden. Die theoretiſchen Erörterungen, die dort noch ſtattfinden, gehen vollends niemanden mehr etwas an, und die Art wie die Tagespreſſe die Parlamentsberichte gloſſiert, zeigt, daß das Volk auf dem beſten Wege iſt, ſich über „ſeine“ politiſchen Parteien luſtig zu machen, die der einzigen ſozialen Partei gegenüber, die es in Deutſchland giebt, der ſozialdemokratiſchen, immer machtloſer und ängſtlicher werden.

Wenn dem deutſchen Volke etwas notthut, ſo iſt es eine völlige Neuſchaffung von ſozialen Parteien, die nichts mit den alten Zöpfen zu thun haben, welche die alten durch zwei Jahrzehnte „unentwegt“ anhängen gehabt haben, eine Neuſchaffung auf Grund der wirklichen ſozialen Überzeugung, auf Grund wirklicher Reformprogramme. Erſt wenn ſich eine Reihe ſolcher, oder doch mehrere, ehrlich gegenüberſtehen, iſt eine Entſcheidung über viele Fragen möglich, und kann der Volksvertretung planloſes Experimentieren und Schaffung von Ungeheuerlichkeiten wie des Arbeiterpenſionsgeſetzes erſpart bleiben.

Dem ſozialiſtiſchen Reformprogramm iſt bis heute noch kein anderes gegenübergeſtellt worden. Darum iſt der Sozialiſt ſich über das Bild, das er ſich von den Staaten im Jahre 2000 zu machen hat, weit klarer, als die Anhänger irgend einer anderen Partei. Natürlich hat das auch ſeine Schwierigkeiten. Der Sozialismus hatte zum Hintergrunde und zum Vorbilde einmal das Chriſtentum und die modernen Humanitätsbeſtrebungen, die mit ihm auf derſelben Grundlage ſtehen; — alle anderen Überzeugungen wehren ſich zwar gegen die Gewalt, die im ſozialiſtiſchen Staate notwendig dem einzelnen gethan werden muß, und gegen das Abſchneiden all der vielen Entwicklungsmöglichkeiten, das eine Schabloniſierung der Bedürfniſſe und Neigungen aller zur Folge haben muß, aber das was ſie ihm gegenüberzuſtellen haben, iſt doch nur der gegenwärtige Staat, mit ſeinem Erbreichtum und ſeiner Erbarmut, ſeinem Ausbeutungsſyſtem der Arbeit zu Gunſten des Erbkapitalismus und ſeinen dem demokratiſchen Bewußtſein zuwiderlaufenden Reſten des Erbabſolutismus. Mit den herrſchenden Zuſtänden aber ſind die Maſſen unzufrieden, und das Unverändertbleiben derſelben iſt für ſie eine wenig verlockende Ausſicht. All die kleinen Verbeſſerungen, die das letzte Jahrzehnt mittels der Arbeitergeſetzgebung gebracht hat, betrachtet die Menge ſchon längſt nur noch als eine Abſchlagszahlung auf das was ihr eigentlich zukomme.

Was das Fehlen eines ſolchen Reformprogrammes bis heute verſchuldet hat, liegt auf der Hand. Lediglich der Umſtand, daß Regierung und Parteien ihr Augenmerk auf ein paar äußerliche Züge im Völkerdaſein richten, dieſe für die Vorbedingungen aller politiſchen Wohlfahrt halten, und dadurch die allgemeine Aufmerkſamkeit von denjenigen Punkten abziehen, auf denen die Aufgaben der Zeit wirklich liegen. Voran ſteht hier der Militarismus, deſſen Betonung durch die Regierung Schritt für Schritt wächſt, je mehr ſich die Sozialdemokratie über ſeine Notwendigkeit oder Nichtnotwendigkeit hinwegträumt.

Bis an die Zähne bewaffnet ſtehen ſich heute Europas Völker gegenüber. Jedes einzelne Land ſeufzt nicht nur mehr, nein, es keucht unter der ungeheuren Militärlaſt. Bis zu über einer halben Million aktives Militär hat es Deutſchland bereits gebracht, und die Zeit iſt nicht mehr fern, wo jeder vierzigſte männliche Reichsangehörige, Säugling und Greis eingerechnet, die Kriegsuniform trägt. Den Völkern um uns geht es nicht anders. Ein jedes traut allen anderen zu, daß ſie es über kurz oder lang mit Heeresmacht überfallen könnten und rüſtet und rüſtet, um gegen eine ſolche Vergewaltigung gewappnet zu ſein. Einzelnen Kreiſen jedes Volkes gilt ein möglichſt großes, möglichſt gut geſchultes, mit den neueſten beſten Gewehren und Geſchützen bewaffnetes Heer für die einzig ſichere Rettung in der nahen drohenden Gefahr. Um die Mittel für dieſe koſtſpielige Vorkehrungsmaßregel aufzubringen, ruhen ungeheure Steuer- und Schuldenlaſten auf den Ländern. Landbau und Induſtrie müſſen die Mittel erſchwingen, hunderttauſende von unproduktiven Händen zu füttern, mit metallbeſchlagenen Helmen und buntbenähten Röcken zu ſchmücken und eleganten Waffen zu zieren, damit jemand da iſt, der ſie im Angriffsfalle gegen den einbrechenden Feind verteidigen und — im Frieden auf den Straßen einige Muſik machen könne.

Faſt mit derſelben Regelmäßigkeit, mit der alle Jahre der Frühling wiederkehrt, erliſten die Regierungen mit Hilfe der zuſammengeködertſten Mehrheiten in den Parlamenten neue Erhöhungen des ſtehenden Heeres, neue Mittel für ſeine Ausrüſtung; denn ſie vor allem ſind überzeugt, daß nur die nötigen Hunderttauſende von Waffentragenden das Land gegen feindliche Eindringlinge zu ſchützen vermögen, daß Schlachten die Geſchichte der Völker beſtimmen. Und in dieſem Wahne wird fort und fort gerüſtet werden, bis eines Tages die Bevölkerung die Millionen ſoldatiſcher Müßiggänger nicht mehr zu ernähren vermag, und ein Staatsbankerott dem anderen folgt, damit dann das wechſelſeitige Steigern der Militärmacht aufs Neue beginnen kann.

Portugal kann bereits ſeinen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen. Griechenland und Italien ſtehen mitten in Finanzkriſen. Bei uns trägt die arbeitseifrige Bevölkerung noch immer mit Geduld die enormen Steuern. Aber wie lange wird ſie ſie noch zu tragen vermögen?

Auf den 50 Millionen Bevölkerung des deutſchen Reiches liegt heute eine Militärlaſt von jährlich 427 Millionen Mark. Ein Fünftel davon, 85 Millionen, ſind erſt im Laufe der letzten ſechs Jahre hinzugekommen. Die Einführung der zweijährigen Dienſtzeit und die dafür geforderte Etatserhöhung werden die Militärlaſt auf eine halbe Milliarde jährlich erhöhen, oder auf 10 Millionen Mark für jede Million Einwohner, auf 10 Mark für jeden Kopf der Bevölkerung. Die Jahre 1890 und 1891 haben dem deutſchen Heere je 200 000 Rekruten zugeführt, mit Ausſchluß der 18 000 jährlich ausgebildeten Erſatzreſerviſten. Von unſerem heutigen ſtehenden Heere koſtet jeder Mann dem Reiche im Durchſchnitt 1000 Mark, ohne daß er dafür auch nur die mindeſte produktive Arbeit leiſtete.

Seit dem Jahre 1872 hat das deutſche Reich 11 597 Millionen Mark für ſeine Soldaten ausgegeben, über 11½ Milliarde. Für das Etatsjahr 1892/93 ſind allein 726 Millionen dafür ausgeſetzt. Die Hälfte dieſer Summen hat das deutſche Volk durch Steuern aufgebracht. Die 5 Milliarden Kriegsentſchädigung haben nur bis 1876 vorgehalten; ſeitdem ſind über anderthalbe Milliarde Reichsſchulden, faſt allein für Militärzwecke gemacht worden, genau 1684 Millionen Mark!

Dieſer Militärwahnſinn hängt nicht in der Luft. In letztem Grunde ruht ſeine Wurzel auf einer Geſchichtsauffaſſung, die durch eine mehr als zweitauſendjährige Geſchichtsſchreibung in demſelben Sinne, gezeugt worden iſt, in der Anſchauung, daß die Geſchicke der Völker nicht durch ihre Zahl und ihre Arbeit, durch ihre Zeugungen und ihre Ökonomie mit dem eigenen Volksſtand beſtimmt werden, ſondern durch Kriege und Fürſten. Dieſe Anſchauung beherrſcht noch heute weite Kreiſe, und diejenigen leitenden Perſonen, welche ſie nicht mehr haben, pflegen ſie wenigſtens im Volke, um deſſen Achtung vor dem Heere und der lediglich noch auf deſſen Gewehre geſtützten Monarchie aufrecht zu erhalten. Die in den Schulen gelehrte Völkergeſchichte, deren dreitauſend uns bekannte Jahre wir gern mit komiſcher Überhebung „Weltgeſchichte“ titulieren, iſt im weſentlichen Schlachtengeſchichte und Regierungsgeſchichte.

Gewiß können auch Schlachten ihre Bedeutung haben. Sie ſind Kraftäußerungen, aber die Kräfte ſelbſt entſtehen nimmermehr durch ſie. Sie ſind Folgen, nicht Urſachen. Es iſt wahr, durch die Siege bei Königgrätz und Sedan iſt Deutſchland als ſtaatliche Organiſation wieder in den Wettkampf der Völker eingetreten. Aber hätte das deutſche Volk dieſe Siege erringen können, wenn ſeine Volksſpannung nicht die entſprechende geweſen wäre? Einen Sieg erringen kann man nötigenfalls durch Überrumpelung auch von einem ſtärkeren Gegner. Eine errungene Stellung aber, einen Beſitz kann man nur aufrecht erhalten, wenn, vorausgeſetzt daß der Gegner nicht ſchwächer wird, im eigenen Hauſe die Bedingungen fortdauern, unter denen er erworben worden iſt.

In faſt allen unſeren Geſchichtsbüchern ſteht zu leſen, wie das Menſchenſchlachten allein Völkergeſchichte gemacht hat, zu allen Zeiten in Hinteraſien, in Ägypten, in Perſien und Griechenland, in Rom und im deutſchen Mittelalter während der ruhmreichen Narrenfahrten nach Paläſtina und dem dreißigjährigen Kriege über „Iſt“ und „Bedeutet“. Denn die große Frage, ob Fleiſch Brot und Wein Blut iſt, iſt ja nur mit Haubitzen und Kartaunen zu entſcheiden.

Die Gegenwart hat eine eigene Theorie dafür erfunden, wann die Völker übereinander herfallen und herfallen dürfen. Verdeckt ſteht ſie in jedem neueren Geſchichtswerk: die Theorie des theoretiſchen Stillſtandes. So lange es Waſſer auf der Erde giebt, ſo lange haben ſich auch die Grenzen von Waſſer und Land ununterbrochen verſchoben; ſo lange ſind Erdteile verſunken, Inſeln aus dem Meeresſchoß emporgeſtiegen, Ströme haben ihr Geröll zum Meere geführt, und die Meereswogen Sand an den Ufern aufgehäuft, die Brandung hat Felſen unterwaſchen, ins Meer geſtürzt, und vulkaniſche Kräfte haben ſie aufs neue gehoben. Die Heimſtätte des Menſchen iſt in ununterbrochener Veränderung begriffen, er ſelbſt iſt jedes Jahrhundert anders an Charakter, Zahl und Bedürfniſſen. Während die Zahl der lebenden Tiere und Pflanzen ſich gegenwärtig auf der Erde faſt gleich bleibt, ſo überwiegen doch in jedem Jahre, je nachdem die allgemeinen Verhältniſſe für die einen oder die anderen günſtiger ſind, andere in dem Reiche von Pflanzen und Tieren. In jedem Jahre geſtaltet der Wettbewerb um die Daſeinsmittel das Verhältnis der verſchiedenen Gattungen zu einander um, in jedem Jahre ſchwankt das Reich jeder Pflanze, jedes Tieres. Nur der Menſch in ſeinem Hochmut maßt ſich an, von dieſer Thatſache eine Ausnahme machen zu wollen. Mag ein Volk wachſen oder zurückgehen, an Zahl und an Tüchtigkeit, es muß eine Ausnahme machen von den Naturgeſetzen und muß trotzdem nach wie vor das gleiche Reich innehaben, wenn es nämlich ein europäiſches Kulturvolk iſt: — ſo fordert es ja das oberſte Geſetz, das es in der hohen Politik giebt, die erhabene Erkenntnis von der unabweisbaren Notwendigkeit des europäiſchen Gleichgewichts für das Heil der Völker. Der Abſolutismus des ſiebzehnten Jahrhunderts hat, ſelbſt noch völlig im Banne der chriſtlichen Stillſtandsanſchauung ſtehend, dieſe Weisheit ausgeheckt, und die Diplomatie der Gegenwart fühlt ſich ihm viel zu verwandt, um von ihr zu laſſen. Thatſächlich ändert ſich das numeriſche Verhältnis der verſchiedenen Volksſtände zu einander ununterbrochen. Aber unter den Vertretern der Diplomatie beſteht die ſtillſchweigende Übereinkunft, daß dieſe Veränderung als nicht vorhanden betrachtet werde, nicht anerkannt werden dürfe, daß alles in den Machtverhältniſſen der Völker bleiben muß wie es war, bis, — ja bis endlich die auf der einen Seite angewachſene und in enge Grenzen eingepferchte Gewalt zum gewaltſamen Ausbruch, zum Kriege führt. Das ſind die ernſten Kriege im Volksdaſein, die wirklichen Volkskriege, die auf einer Verſchiebung der früheren Kraftſpannung fußen, wohl zu unterſcheiden von den Kabinetskriegen oder Fürſtenkriegen.

Es iſt eine ſchöne Sache um das europäiſche Gleichgewicht. Alle großen Herren ſind ſich darüber einig, daß es erhalten bleiben muß. Darum ſchließen ſie auch alle ihre Verträge zu ſeiner Sicherung auf immer, ewig und auf alle Tage, als ob ſie dadurch den Bevölkerungsbewegungen Stillſtand gebieten könnten. Und ſie wähnen allen Ernſtes, daß ſie das vermögen. Denn wirklich bleibt ja zehn, ſelbſt zwanzig und dreißig Jahr Friede. Indeſſen nimmt hüben die Bevölkerungsſpannung zu, drüben ab. Ein ſtarker Druck findet nach den Grenzen ſtatt, und endlich entläd ſich die Spannung in einem Kriege. Ein Krieg iſt ein geſetzmäßiger Ausnahmezuſtand. Während er dauert, braucht es alſo ein europäiſches Gleichgewicht wie andere gute und ſchöne Einrichtungen nicht zu geben. Iſt er beendet, ſo wird wieder für ewig, d. h. wieder auf etwa ein Jahrzehnt ein neues anderes Gleichgewicht geſchaffen, und ſo löſen ſich die verſchiedenen Gleichgewichte im Laufe von zweihundert Jahren ſo oft und regelmäßig ab, daß man recht gut von einer Geſchichte des europäiſchen Gleichgewichtes ſprechen kann. Die Lehre, die aus ihr zu ziehen iſt, iſt, daß es ein dauerndes Gleichgewicht nicht giebt, ſondern daß ſich dasſelbe ununterbrochen verſchiebt.

Doch iſt es nicht unintereſſant, auf welcher Seite zu einer beſtimmten Zeit die Wahrung des Gleichgewichtes im Munde geführt wird. Es iſt eine alte Erfahrung: nur die ſchwachen Staaten rufen nach Gleichgewicht, gerade ſo wie nur die Schwachen ſonſt im Leben nach Gleichberechtigung rufen. Der Starke will keine Gleichberechtigung, ſondern nimmt ſich ſein Recht ſelbſt. Es giebt kaum einen beſſeren Barometer des ſtaatlichen Kraftgefühls als aufzupaſſen, auf welcher Seite man von der Heiligkeit des europäiſchen Gleichgewichts ſpricht.

Paradox ausgedrückt ändert ſich das Gewichtsverhältnis der Völker zu einander mit jeder Geburt, mit jeder Zeugung, mit jedem Biſſen, der hüben oder drüben mehr genoſſen wird. Ununterbrochen gehen Machtverſchiebungen der Völker vor ſich, mit jeder Überzahl an Geburten auf der einen Seite, mit jeder Krankheit, die im anderen Lande eine übernormale Jahresziffer der Todesfälle ſchafft, mit jedem Untergange einer kräftigen Fauſt, die dem Erwerbe dient. Dieſen Verſchiebungen ſetzen die gegenwärtigen Anſchauungen von Staat und Vaterland beſtimmte, angeblich ſogar auf Jahrhunderte feſtbeſtimmte Landesgrenzen entgegen. Aber wir alle wiſſen, daß dieſe nicht unerſchütterlich feſtſtehen. Wo auf der einen Seite die Kraft übergroß anſchwillt, da giebt es eine gewaltſame Erweiterung des Machtgebieters. Nur die Landesgrenzen, dieſe Stillſtandseinrichtung, welche aller Entwicklung Hohn ſprechen, machen die Kriege. Mit jedem Schritte, die Bedeutung der Landesgrenzen herunterzudrücken, mit jedem Verſuche, ſie durch Volksgrenzen zu erſetzen, kommen wir dem Völkerfrieden einen Schritt näher. Erreichen kann ihn erſt die Volksgrenze. Wäre der ſlaviſche Teil Öſterreich-Ungarns durch ſogenannte feſte Landesgrenzen mit Zollſperre, Auswanderungsſchwierigkeiten u. ſ. w. von dem deutſchen geſchieden, ſo würde längſt der Stamm der Südſlaven einen europäiſchen Krieg hervorgerufen haben. Nur das heutige Verhältnis, das ihm die Möglichkeit bietet, ſich auf friedlichem Wege nach Ländern mit größerem Reichtum hin auszubreiten, und den Deutſchen Schritt für Schritt zurückzuwerfen, hat dies bisher verhindert und verhindert dies noch. Das was die Kraft und Widerſtandsfähigkeit eines Volkes ausmacht, iſt nicht ſeine Zahl, nicht die Größe ſeines Landes, nicht ſein Reichtum, nicht ſein Heer oder ſeine Kanonen, ſondern das iſt einzig ſeine Bevölkerungsſpannung. Ein kleines Bergvolk mit hoher Spannung behauptet ſich auf die Dauer gegen ein großes Reich, und wenn es zehnmal zu dieſem erobert wird, während es keinem der Bewohner der Ebene gelingt, droben feſten Fuß zu faſſen.

Warum?

Warum wandern heute unausgeſetzt Deutſche in Frankreich ein, trotz der vielen Schwierigkeiten, die ſie ſozial zu überwinden haben?

Warum ſetzen ſich in Englands großen Handelsſtädten allenthalben Tauſende von deutſchen Anſiedlern feſt und verdienen ſich ihr Brot mitten unter einer Bevölkerung, die eine fremde Sprache redet, und trotz aller Vorurteile, dieſe gegen den Fremden hegt?

Warum gelingt es engliſchen Kolonien, die ſich ſonſt in der ganzen Welt behaupten, nicht einmal in unſeren Großſtädten ſich feſtzuſetzen? London enthält 150000 Deutſche, Berlin keine 3000 Engländer.

Warum wirft trotz aller Vorkehrungen in Böhmen wie in der ganzen öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie das Slaventum das Deutſchtum auf allen Punkten zurück, von Siebenbürgen bis nach dem Egerlande? Warum hat es ſelbſt der preußiſchen Regierung, die doch über außerordentliche Machtmittel gebot, ſolche Schwierigkeiten bereitet, unſere Oſtgrenze einigermaßen von polniſchen Elementen zu ſäubern und ſüddeutſche Landbebauer dort anzuſiedeln?

Warum iſt es den Vereinigten Staaten von Nordamerika, dem machtvollſten Staatsſyſtem der Welt, nur durch ein hartes Geſetz, durch eine barbariſche Gewaltmaßregel gelungen, weitere chineſiſche Einwanderung von ihrem geſegneten Lande zurückzuhalten? Warum beginnt die Einwanderung aus Japan, ſobald jener geſteuert iſt?

Warum iſt man jetzt auf dem Punkte, auch die europäiſchen Einwanderer unter Choleravorwänden zunächſt für ein Jahr abzuſperren?

Warum?

Es ſind dieſelben Mächte, die immer und immer, ſo lange es Lebeweſen auf der Erde giebt und die höchſte Gattung Wirbeltiere ſich zu Menſchen entwickelt hat, Geſchichte gemacht haben. Und wenn einſt die Völker Oſtaſiens von der Not getrieben aufſtehen und langſam über den Kaukaſus ihren Auswandererſtrom nach Europa entſenden, Europa damit überſchwemmen werden, wenn die ſlaviſche Raſſe weiter und weiter nach Weſten drängt, und zwiſchen ihnen und dem atlantiſchen Ozean für Romanen und Germanen kein Platz mehr bleibt, wer wird dem Völkerorkan dann gebieten und den Strom hemmen, der mit zahlloſen Wellen hereinbricht? Eine Zeit kann ein Geſetz einen Damm um das Land ziehen, aber draußen ſtaut und ſtaut die Flut an den Grenzen und bricht endlich doch die Deiche. Gegen einhundert Millionen Einwanderer ſind ſelbſt unſere Heere machtlos. Wie wollen ſie gegen ſie einſchreiten? Wie die Schutzmannſchaft gegen eine bewegte Volksmenge?

Im Ernſtfalle hat noch kein Polizeidetachement einen Sieg über erregte Volksmaſſen erfochten, die nach Brot riefen.

Die Zeit mag fern liegen, aber wenn Geſchichte Geſchichte bleibt, wird ſie doch einmal kommen. Was wird dann das Schickſal der deutſchen Raſſe werden? Das deutſche Reich iſt nur eine Regierungsform und noch dazu eine ſehr wenig zeitgemäße, aber das deutſche

Volk, alle fünfzig Millionen Menſchen in ihm und fünfundzwanzig Millionen Deutſche außerhalb? Werden ſie ſich ſchon den hundert Millionen des ruſſiſchen Reiches gegenüber behaupten können?

Dem Leichtſinn, der die Geſchichte ſich an grünen Tiſchen von Herren mit ſechzehn und mehr patentierten Ahnen gemacht denkt, bedeuten dieſe Fragen vielleicht einen unbotmäßigen Zweifel an der Weisheit der Regierung. Aber ſie können gar nicht früh genug aufgeworfen werden. Wann das ruſſiſche Ungetüm gegen uns anrückt, kann niemand wiſſen, und wenn dann die Oſtaſiaten kommen, iſt es ſicher zu ſpät, ſich mit der Frage ihrer Abwehr zu beſchäftigen. Sie ſind leicht auf das Papier hingeworfen, und doch ſind es die ſchwerſten Fragen, mit denen ſich der denkende Gegenwartsmenſch nur beſchäftigen kann. Ihnen gegenüber werden einſt all die kleinlichen Eiferſüchteleien der Kulturſtaaten gegen einander verſtummen. Vielleicht werden ſie es ſein, die einſt die Vereinigten Staaten von Europa ſchaffen werden, wenn es zu ſpät iſt. Unſere Handels- und Induſtrieverhältniſſe weiſen immer mehr gebieteriſch auf die Schaffung größerer Gemeinweſen. Die Schöpfung des deutſchen Reiches durch das Volk 1848 und durch die Regierungen 1871 iſt ein ſolcher Schritt. Er führt nur noch nicht weit genug. Von den Verhältniſſen iſt er bereits überholt, und Weltpoſtverein, Handelsverträge und Genfer Konvention, internationaler Schutz des Urheberrechtes und Weltausſtellungen, das alles wirkt in einer Richtung, und drängt auf den Zuſammenſchluß der europäiſchen Staaten hin, wie ein ſolcher in Nordamerika, deſſen Entwicklung nicht durch hiſtoriſche Tradition gehemmt war, längſt vorhanden iſt.

Und wenn das Ziel eines europäiſchen Staatenbundes erreicht iſt? Was dann? Wird dann der Konkurrenzkampf der Völker aufhören? Die einzige Antwort auf dieſe Frage, die es heute giebt, iſt, daß ſein Aufhören das größte Unglück wäre, welches die Menſchheit treffen könnte. Wäre doch die züchtende, vorwärts treibende Kraft damit eliminiert!

Auch dann wird die ununterbrochene Veränderung des Spannungsgleichgewichtes, die durch kein Mittel aus der Welt zu ſchaffen iſt, fortdauern, auch dann werden Glieder eines Volkes nach Gegenden geringerer wirtſchaftlicher Spannung wandern, auch dann wird ein Volk zurückweichen und das andere vorwärts ſchreiten. Und zu wünſchen iſt nur, daß man das bewußt thue, daß der Einzelne auch wiſſe, daß er durch Selbſtzucht, Arbeit und ebenmäßige Ausbildung ſeiner Kräfte, durch Verdrängung minderwertiger Konkurrenz, durch Pflege des Geſunden und Tüchtigen, und Ausſcheidung des Kranken und Verhinderung desſelben an der Fortpflanzung, durch Liebesheirat in der Blüte ſeiner Jahre und Zeugung und tüchtiger Erziehung einer anſehnlichen Kinderſchar ſeinen eigenen Stamm durch Erhöhung ſeiner Ausdehnungsſpannkraft zum Siege über andere führt.

Wenn von dem großen Zukunftskrieg die Rede iſt, vor dem Europa nach den Berechnungen der Diplomaten noch ſteht, ſo hört man oft, daß alles davon abhänge, wer darin ſiege. Vielleicht ſei dieſer Kampf noch Jahrhunderte hinauszuſchieben. Wenn Deutſchland dann nur nicht unterliege! Viel größer iſt eine andere Gefahr! Nämlich die, daß, wenn es einmal zu einem Völkerzuſammenſtoß in ferner Zukunft kommen ſollte, der eigne Stamm vielleicht gar nicht mehr vorhanden ſein könnte, weil er früher im Wettbewerb der Völker als untüchtig zu Grunde gegangen wäre. Ununterbrochen gehen Stämme zu Grunde, ununterbrochen tauchen neue auf und breiten ſich aus.

Im ſogenannten Altertum, d. h. vor etwa 3000 bis vor 2000 Jahren, haben die griechiſche und die italiſche Gruppe Indogermanen voran geſtanden. Seit dem Beginn unſerer Zeitrechnung ſind dann die Germanen an ihre Stelle getreten. Sie haben im Mittelalter eine Reihe Mongolenanſtürme zurückgeſchlagen und umſpannen heute bereits mit ihrer Kultur die Erde; die Romanen, die im Mittelalter mit ihnen noch teilweiſe konkurrierten, ſind endgültig beſeitigt. Unter den Germanen ſtehen wieder Deutſche und Engländer obenan. Aber eben jetzt hebt ſich ihnen im Oſten ein neuer Gegner. Die ſlaviſche Raſſe mit ihren 100 Millionen. 75 Millionen Deutſche und 60 Millionen Engländer überwiegen heute jene noch. Aber nur zuſammen. Und auf wie lange noch? Angeſichts der ſtarken Vermehrung der Slaven iſt deren Übergewicht an Zahl nur noch eine Frage der Zeit. Und ihr Übergewicht an Tüchtigkeit?

Völkerſpannung.

Man mag einen Bezirk ſo klein nehmen wie man will, nicht einmal in ihm ſind die Erwerbsverhältniſſe ganz gleichmäßig. In verſchiedenen Bezirken ſind ſie noch verſchiedener. Man kann die durchſchnittlichen Verhältniſſe verſchiedener Bezirke am beſten vergleichen, wenn man in beiden die Kopfſumme berechnet, d. h. diejenige Summe, welche bei gleicher Verteilung des Einkommens jährlich auf jede Perſon käme. Nach Eugen Richters Berechnung kommt auf den Kopf der Bevölkerung des deutſchen Reiches 86,60 Mark, nach anderen 67 Mark. Jahreseinkommen käme auf jeden Deutſchen mit ſelbſtändigem Einkommen 842 Mark. Bebel berechnete für das dichtbevölkerte Sachſen für den Beſitzer eines ſelbſtändigen Einkommens 1910 Mark als Jahresdurchſchnitt. Die Kopfſumme geht der Bevölkerungsdichtigkeit nicht parallel. Ein dichtbevölkerter Bezirk mit fruchtbarem Boden und reicher Induſtrie kann ſehr wohl eine höhere Kopfſumme haben, als ein ſchwächer bevölkerter. In dem dichtbevölkerten England iſt die Kopfſumme höher als in dem minderbevölkerten Deutſchland, in dieſem wieder höher als in dem ſchwächerbevölkerten Rußland, dagegen niedriger als in dem ebenfalls ſchwächer bevölkerten Irland. Der amerikaniſche Volkswirt Carey hat ſogar wahrſcheinlich gemacht, daß der Menſch ſich ſeine Nahrungsmittel um ſo leichter bereitet, je dichter mit fortſchreitender Kultur die Bevölkerung wird.

Über ganz Deutſchland verſtreut giebt es eine ganze Anzahl Punkte mit höherer Kopfſumme als dem Durchſchnitt. Rings um ſie herum ſinkt die Kopfſumme ziemlich raſch, und natürlicherweiſe ſtrömt aus der Umgebung oder ſelbſt aus der Ferne fortwährend Bevölkerung nach ihnen hin, und zwar um ſo eifriger, je höher die Kopfſumme ſteigt. Es ſind die Städte, die eine mit ihrer Größe zunehmende Kopfſumme beſitzen, wenn dieſe auch nicht in demſelben Verhältnis zunimmt wie die Bevölkerung. Sinkt in einer Gegend die Kopfſumme unter eine gewiſſe Linie, ſo findet von dort ein Abſtrömen nach anderen Gegenden ſtatt. Es iſt genau wie mit dem Abſtrömen der Arbeiter aus einem nicht mehr lohnenden Induſtriezweig nach einem lohnenderen. Und genau wie hier das Zuſtrömen zu einer lohnenden Beſchäftigung die Löhne in derſelben nicht überhoch ſteigen läßt, ſo drückt auch das Zuſtrömen der Landbevölkerung nach den Städten auf die dortige Kopfſumme. So wenig aber dort das eherne Lohngeſetz gilt, das die Mehrzahl immer auf dem Standpunkt des Hungerlohnes halten ſoll, ſo wenig iſt das hier der Fall.

Lokale Übervölkerung kann es nur vorübergehend geben. Wo die Bevölkerungsſpannung plötzlich raſch ſteigt, wie durch eine Hungersnot, da findet ſehr raſch eine Auswanderung nach Diſtrikten ſtatt, wo eine leichtere Spannung und eine höhere Kopfſumme ein beſſeres Fortkommen ermöglicht. Ununterbrochen ſtrömen von den Zentren der größten Spannung Menſchen ab nach denen der geringſten, neue größere Spannungszentren entſtehen und geben abermals Menſchen an Diſtrikte mit kleinerer ab. Unaufhörlich findet von den Kreiſen der ſtärkſten Spannung ein Druck auf die der geringeren ſtatt. Im Oſten Deutſchlands nennt man das das Rarſein der Arbeitskräfte. Jenſeits der ruſſiſchen Grenze iſt die Spannung noch ein wenig größer; aber die ebenfalls ſehr hohe Spannung im Oſten Deutſchlands verbunden mit allerlei Regierungsmachinationen halten ihr faſt die Wage. Dagegen drängt die deutſche Bevölkerung, da ſie ſich nach Oſten und Südoſten nicht in die ſlaviſchen Gebiete mit noch geringerer Kopfſumme ergießen kann, unaufhörlich nach Weſten, nach dem Rheine und über den Ozean. Hätten wir Völkergrenzen und nicht Landesgrenzen, ſo würde die franzöſiſche Bevölkerung ſtetig hinter der elſaß-lothringiſchen Grenze zurückweichen und von der deutſchen ſchließlich in den Ozean oder nach Spanien gedrängt werden.

Je niedriger an einem Punkte die Kopfſumme iſt, ein deſto ſtärkeres Abſtrömen der Bevölkerung wird von ihm aus ſtattfinden, ein deſto ſtärkerer Druck wird von ihm nach außen hin ausgeübt werden, eine deſto ſtärkere Volksſpannung wird er haben. Je niedriger die Kopfſumme, deſto höher die Volksſpannung, deſto ſtärker die Tendenz zu dünnerer Bevölkerung, deſto ſtärker die Ausbreitungsfähigkeit. Ein Stück Bevölkerung mit fallender Kopfſumme gleicht einer eingeſchloſſenen Gasmenge, welche erhitzt wird. Mit der Erhitzung wächſt ihre Zentrifugalkraft, ihr Druck auf ihre Wände.

Dies gilt vom kleinen Bezirk, wie vom ganzen Lande, vom ganzen Erdteil, und würde von der ganzen Erde gelten, wenn wir von ihr nach anderen Planeten auswandern könnten. Vaterlandsliebe und Hängen an der heimiſchen Sitte, der heimiſchen Sprache kommen wenig in Betracht, wo die wachſende Volksſpannung in die Ferne treibt. In der einzelnen Familie wie in ganzen Stämmen. Auswandern wird man immer nur nach Gegenden geringerer wirtſchaftlicher Spannung. Irland iſt heute das ärmſte der drei Inſelreiche, und kein Land hat in dem letzten Jahrzehnt ſo raſch Bevölkerung nach außen abgegeben als es. Der Slave lebt im allgemeinen unter härteren Daſeinsbedingungen als der Deutſche; deshalb das Vordringen des Slaventums in Öſterreich, wo es auf keine beſonderen anderen Schwierigkeiten ſtößt, wie auf irgend einen deutſchen Großgrundbeſitz. England iſt das dichteſtbevölkerte Land von Europa, aber ſein Reichtum iſt noch größer, und darum ſtellt ſich ſeine Kopfſumme beträchtlich höher als in Deutſchland, auch wenn man den geringeren Kaufwert des Geldes gegenüber Induſtrieerzeugniſſen berückſichtigt. Darum deutſche Einwanderung ſelbſt nach dem Menſchenkoloß London. Frankreich und die Vereinigten Staaten weiſen noch weſentlich höhere Kopfſummen auf. Darum ergießt ſich von den zweihunderttauſend Deutſchen, welche alljährlich die Heimat verlaſſen, anderthalbes Hunderttauſend nach Nordamerika. Darum ſelbſt unter den heutigen ungünſtigen politiſchen Verhältniſſen deutſche Einwanderung nach Frankreich.

Gegenwärtig beträgt die Summe, welche in Deutſchland auf den Kopf kommt, 87 Reichsmark. Wenn ſie nun 870 Mark betrüge und in der übrigen Welt vielleicht nur 600, 500 — würde dann Deutſchland auf die Dauer das glücklichſte Land ſein? Sofort würde fremde Einwanderung die Kopfſumme herabdrücken, und eben dieſe enorme Höhe der Kopfſumme würde nur ein Zeichen der Schwäche des Volkes ſein, das vielleicht nicht einmal mehr im ſtande wäre, ſeinen Ausfall durch Todesfälle durch Neuzeugung zu decken, das ſich ſelbſt alljährlich unterzeugte wie dies in Frankreich bereits der Fall iſt, oder deſſen Bevölkerung doch mindeſtens mit ſeinen Fortſchritten in der Landwirtſchaft und Induſtrie nicht Schritt zu halten vermöchte.

Wo die Bevölkerungsſpannung eines Landes die der umliegenden oder ſelbſt die fernliegender Länder überſteigt, da giebt es kein politiſches Mittel, den Auswandererſtrom daheim feſt zu halten. Erſt die Herſtellung gleicher Spannungsverhältniſſe im In- und Auslande wird ihn verſiegen machen.

Eine hohe Bevölkerungsſpannung iſt ein Zeichen von Volksgeſundheit, und dies um ſo mehr, je dichter die Bevölkerung iſt. Selbſt da noch, wo ſie durch den Großgrundbeſitz künſtlich erzeugt iſt wie in Irland. Da ſind die Verhältniſſe krank, das Volk iſt geſund.

Der Großgrundbeſitz häuft unermeßliche Exiſtenzmittel in wenigen Händen an, ſo lange er aber nicht voll bebaut iſt, giebt er nicht der entſprechenden Volksmenge Brot, die er recht wohl ernähren könnte. Er drückt für ſie die Kopfſumme unter die Exiſtenzgrenze und zwingt ſie zur Auswanderung. Der Großgrundbeſitz entvölkert ſomit das Land. Schottland und Irland ſind die Belege dafür. Aber auch der Großgrundbeſitz der Fürſten Schwarzenberg im Böhmerwald, und weite Strecken, namentlich Südweſt-Deutſchlands beweiſen dasſelbe. Hätte Deutſchland dieſelbe Bevölkerungsdichte wie England, ſo könnte es ſtatt 50, 70 Millionen ernähren.

Ob ein Auswanderer in der Fremde ſein Fortkommen findet, das hängt faſt mehr noch als davon, ob er nützliche Arbeit zu verrichten vermag, ab, an welche Volksſpannung, an welche Kopfſumme er von daheim gewöhnt iſt. Je höher dieſe iſt, deſto mehr Anſprüche wird er machen, deſtoweniger leicht Arbeit finden, deſtoweniger leicht ſich durchſchlagen und emporkommen.

In viel tauſendjähriger harter Arbeit, bei großer Bevölkerung auf engem Territorium hat ſich der Chineſe eine Arbeitsfähigkeit, Zähigkeit und Unermüdlichkeit errungen, die es ihm möglich macht, in jeder nicht gerade ſpezifiſch europäiſchen Beſchäftigung jeden Ausländer zu unterbieten. Seine Bedürfniſſe ſind enorm gering, auch Schlaf bedarf er nur wenig und für dieſen braucht er keinerlei Bequemlichkeit oder Stille. Seine Nerven reiben ſich nicht auf, mag er den Tag ſechzehn Stunden ſchreiben, Elfenbein ſchnitzen, Gold waſchen, weben. Den Begriff der Erholung kennt er nicht, er iſt ihm gleichbedeutend mit ſinnloſer Zeitverſchwendung. Die Bevölkerungsſpannung, iſt bereits ſo hoch, die Kopfſumme Chinas ſo klein, daß kein mittelländiſcher Arbeiter im himmliſchen Reiche ſelbſt in irgend einer niederen Arbeit mit den Eingeborenen konkurrieren kann. Bei der außerordentlichen Zeugungskraft, die den Chineſen innewohnt, iſt die Volksexpanſion ebenfalls eine rieſige. Dauert die gleiche Vermehrung noch ein Jahrtauſend fort und unterbietet der Chineſe weiterhin jeden fremden Arbeiter und nimmt ihm alſo ſeinen Lohn und die Möglichkeit Kinder großzuziehen, ſo muß dem chineſiſchen Zweig des Mongolenſtammes die Erde allein gehören. Die Skelette von uns ausgeſtorbenen Rieſen aber zeigt dann das archäologiſche Muſeum, und in den chineſiſchen Geſchichtsbüchern ſteht zu leſen, daß wir zu Grunde gegangen ſeien an unſeren eigenen Sünden, weil wir nichtachtend jeder vernünftigen Wirtſchaftslehre des Volksſtandes, unſere Kraft ſinnlos für Idole vergeudeten, bis ſie endlich verſiegte.

In Nordamerika haben nach der Aufhebung der Sklaverei der arbeitsſcheuen Afrikaner die bedürfnisloſen Chineſen den weißen Arbeitern die empfindlichſte Konkurrenz gemacht. Die Vereinigten Staaten haben dieſen Wettbewerb nicht ausfechten laſſen, ſondern ſind durch Verbot chineſiſcher Einwanderung mit einem Machtwort dazwiſchen getreten. Bekanntlich hat China nicht mit einer gleichen Grenzſperre gegen Amerika geantwortet. Aber damit iſt jener Kampf doch nicht aus der Welt geſchafft, ſein Ausfechten iſt nur hinausgeſchoben. Er iſt auch ſo von außerordentlicher Bedeutung. Daß der amerikaniſche Arbeiter die Konkurrenz des Chineſen nicht vertragen kann, beweiſt jenes Verbot. Jeder ſolcher Machtakt iſt ein Eingeſtändnis von Schwäche, genau wie jeder Einfuhrzoll aus Induſtrie- oder Landwirtſchaftsrückſichten. Aber wie würde ſich ſonſt jener Kampf geſtaltet haben? Würden ſich die Söhne des himmliſchen Reiches techniſche Bildung, Unternehmerſinn, die Fähigkeit der induſtriellen Leitung erworben und auch in den entſprechenden Berufen dem Mittelländer Konkurrenz gemacht haben? Würden ſie ebenfalls Fortbildner der vorhandenen Kulturerrungenſchaften geworden ſein, und hätte ihr Fortgeriſſenwerden im Kulturſtrom ihr Hirn wie ihre ſonſtigen Raſſemerkmale vielleicht denen der Mittelländer genähert? Oder würden ſie ſich nicht über die Stufe der Lohnarbeiter erhoben und den fünften Stand gebildet haben, während die Mittelländer die erſten vier bildeten? In dieſem Falle würde ihr Los bald genug der Untergang geweſen ſein. — — Wer kann heute auf dieſe Fragen Antwort geben? Und doch wird dieſer Kampf noch einmal ausgefochten werden.

„Je ſtärker eine Tier- oder Pflanzenart ſich vermehrt, deſtoweniger reicht ihr beſchränkter Urſprungsort für ihren Unterhalt aus, deſto heftiger wird der Kampf ums Daſein, deſto raſcher tritt eine Übervölkerung der Heimat und infolgedeſſen Auswanderung ein. Dieſe Wanderungen ſind allen Organismen gemeinſam und ſie ſind die eigentliche Urſache der weiten Verbreitung der verſchiedenen Organismenarten über die Erdoberfläche". Was Häckel hier in ſeiner Schöpfungsgeſchichte von allen Organismen ſagt, das gilt auch von dem Organismus Menſch. Und darum droht allen Ländern mit niedriger Volksſpannung fortwährend fremde Einwanderung. Italieniſche Eiſenbahnarbeiter, polniſche Knechte und Mägde ſind bei uns an der Tagesordnung, und polniſche Juden beeinfluſſen unſeren Kleinhandel namentlich in Oſtdeutſchland nicht unbedeutend. Es iſt nur eine Frage der Zeit, wann der Chineſe auf unſerem Arbeitsmarkt erſcheinen wird, um ſeine Kraft feil zu halten. Werden ihm dann unſere Arbeiter Konkurrenz zu machen vermögen? Das Weib unterbietet heute den Mann, der Chineſe wird das Weib unterbieten und ſein Weib vielleicht wieder ihn. Unſere Arbeiter können nicht von einer Hand voll Reis und einem Stück Fiſchleben, alſo können ſie auch nicht für einen Preis arbeiten, der nur dies wert iſt. Wir können die Chineſen künſtlich fernhalten wie die Vereinigten Staaten es gethan haben. Aber wenn unſere Volksſpannung fortgeſetzt einmal ſinken ſollte, würden wir, würden unſere Heere endlich einmal unvermögend ſein, dem Strome Halt zu gebieten, der an unſeren Grenzen ſtaute. Er würde doch hereinbrechen über das Land. Darum giebt es nur ein Mittel für ein Volk, ſich im Wettbewerb der Völker zu erhalten: *Erhöhung ſeiner Volksſpannung durch reichliche* **Über***zeugung und Hebung ſeiner Art, die die Konkurrenz des Auslandes zu einer minderwertigen macht.*

Das Bewußtſein dieſer Gefahren wird immer allgemeiner. Jenſeits des Kanals ſind ſie bereits ein Faktor, mit dem die Ökonomen des Volkes rechnen. Als im Herbſt 1892 auf dem Kongreß der engliſchen Gewerkvereine in Glasgow die Abhaltung eines internationalen Gewerkvereinskongreſſes behufs Einführung des Achtſtundentages beſchloſſen worden war, bemerkte der „Standard" weitſichtig dazu: „Ohne ein herzliches und allgemeines internationales Zuſammenwirken können die Achtſtundenarbeiter des einen Landes ſtets von den Neunſtundenarbeitern des anderen Landes unterboten werden, und die Ausländer, welche zu dem ausgeſprochenen Zwecke nach England kommen, ſich mit weniger Lohn zu begnügen, können dem britiſchen Arbeiter, wenn er durch eine einengende Verpflichtung gebunden iſt, gefährliche Konkurrenz machen. Aber iſt damit die Sache außer aller Gefahr? Die Brüſſeler Sozialiſten und die engliſchen Arbeiter haben nicht mehr nur den europäiſchen Wettbewerb zu fürchten. In nicht mehr ferner Zukunft droht ihnen orientaliſche, beſonders indiſche und chineſiſche Konkurrenz. Wollen die internationalen europäiſchen Kongreſſe auch chineſiſche Abgeordnete einladen?“

Der deutſche Bauer Böhmens ſagt: „Ich will nicht mehr als drei Kinder haben. In dieſer ſchlechten Zeit bringt man ſchon dieſe kaum durch. Die Czechen nehmen den Deutſchen alle Arbeit weg.“ Er handelt darnach und heiratet ſpät; um ſich beſſer auf ſeinem Gütchen halten zu können, heiratet er ein nicht ganz mittelloſes Mädchen, wenn ſie auch ſchon alt und häßlich iſt. Um bei den teuren Löhnen zu ſparen, nimmt er czechiſche Arbeiter an, und das Ergebnis iſt, daß er das fördert, was er hindern will. Eine kräftige Mutter für ſeine Kinder und ſechs Söhne auf ſeinem Hofe, dabei ein Leben voll harter Arbeit und doch befriedigend, das wäre ein Damm gegen das Slaventum geweſen. Klagen über das Vordringen der Czechen und das Verdrängen der Deutſchen aus dem Brote thun ſo wenig etwas wie behördliche Repreſſivmaßregeln. Trotz ihrer weicht das Deutſchtum Hof um Hof, Dorf um Dorf zurück. Wer bei gleicher Leiſtung weniger Lohn fordert, ſchlägt den Gegner auf der ganzen Linie.

Nicht daß ein Volk dem anderen, von Zeit zu Zeit einen Landſtrich abnimmt, iſt eine Abnormität der Entwicklung, ſondern, daß man ſich überhaupt anmaßt, Volksgrenzen auf Jahrhunderte hinaus beſtimmen zu wollen. Mit der Tilgung der Grenzen werden gewaltſame Machtverſchiebungen und Kriege aufhören. Nur der Wahn der Menſchen, daß ein augenblicklicher Machtſtand ſich ins Unendliche behalten laſſe, ſchafft ſolche gewaltſame Entladungen. Ohne die heutigen Grenzen würde ſich jede Machtverſchiebung ruhig vollziehen und allmählich vor ſich gehen. Die Steigerung der Volksſpannung an einem Punkte muß notwendigerweiſe zu einem Wegdrängen der Menſchen von dieſem Punkte führen. Und es iſt nur das Natürliche, daß einem ſolchen Wachſen der Ausdehnungsfähigkeit auch eine allmähliche Ausdehnung des eignen Volkes und eine

Einſchränkung anderer mit geringerer Spannung folgt, anſtatt daß man die Spannung wachſen läßt, um ſie ſich dann mit eins gewaltſam entladen zu laſſen.

Eroberungen können von einem Volke unter den verſchiedenſten Bedingungen gemacht werden. Gewöhnlich ſind ſie unmittelbare Folge des Auftretens eines ungewöhnlichen Feldherrntalentes an leitender Stelle. Aber halten kann ein Volk dieſe Eroberungen nur, wenn ſeine Bevölkerungsſpannung größer iſt als die der Länder, denen ein Landſtrich abgenommen wird. Man kann weite Landſtriche auch ohne einen Gewehrſchuß erobern. Was anders thut das Slaventum Öſterreichs heute? Die Beſitzergreifung des Landes zwiſchen Weichſel und Saale durch die Deutſchen im Mittelalter war allerdings an Kämpfe gebunden. Aber dieſe allein hätten die Slaven nie hinter die Weichſel zurückgeworfen. Die natürlichen Spannungsverhältniſſe der Bevölkerung zu ändern, ſteht in keines Menſchen Macht. Wenn wir Deutſche mehr Volksgenoſſen erzeugen, als unſere Nachbarn, dann bedürfen wir auch mehr Boden zu ihrer Ernährung, wir müſſen ihn haben, um die Kopfſumme auf einer erträglichen Höhe zu halten.

Aber es wird noch einmal die Zeit kommen, wo ein Landſtrich, der nach und nach durch Beſiedelung eine neue Nationalität erhalten hat, durch Volksbeſchluß von einer Regierung abfällt und ſich einem anderen Gemeinweſen anſchließt. Das wird der erſte Schritt ſein zur Erſetzung der *Landesgrenzen* durch *Volksgrenzen*. In gewiſſem Sinne ſind dieſe bereits in den Vereinigten Staaten vorhanden. Es iſt kein Zufall, daß ſich dort ganze große deutſche Volksgruppen bilden, die nach Millionen zählen, und ſelbſt innerhalb einzelner Städte nach vielen Hunderttauſenden, daß es faſt ganz engliſche wie faſt ganz deutſche Städte giebt. Daß ſich dies ununterbrochen verſchiebt, iſt bekannt und daß ſich die Bevölkerung der Vereinigten Staaten bei dieſen Auslöſungen der Volksſpannung wohl befindet, auch. Sie ſind das einzige Mittel, Kriege zu vermeiden, indem ſie ſie unnötig machen.

Die Beobachtung der Kopfſumme hat nur Wert, wenn man ſie in ihrem Verhältnis zu den Kopfſummen anderer Gegenden betrachtet. Jedes Volk braucht bei niedrigen Leiſtungen einen gewiſſen niedrigen Stand der Kopfſumme, um ſich vor fremder Einwanderung zu ſichern. Eine Kopfſumme, die heute relativ hoch iſt, kann in fünfzig Jahren niedrig ſein. Das beſtimmt die Weltwirtſchaftslage und deren Fortchritt. Und es muß ſchon darum die Aufgabe jeden Volkes ſein, auf eine Erhöhung der Kopfſumme hinzuſtreben, damit ſein Volksſtand ſteigen kann. Unterbindet man deſſen Quellen, ſo hat die Erhöhung der Kopfſumme keinen anderen Zweck mehr, als daß ſie fremden Einwanderern die Stätte bereitet, da ſie wohnen können. Dem Nationalökonomen gilt eine möglichſt hohe Kopfſumme als das Erſtrebenswerte; wo aber wie heute in Frankreich das Zweikinderſyſtem die Bevölkerungsquelle zu zwei Dritteln verſtopft, da hat die Kopfſumme leicht ſteigen. Der Ökonom des Volksſtandes aber weiß, daß dies Steigen nicht dem Inland, ſondern nur dem Ausland zu gute kommen kann.

Die Geſchichte eines Volkes beſtimmt ſich durch die Wechſelwirkung ſeiner Arbeitskraft und Zeugungskraft. Nur Menſchenarbeit kann die Nahrungsmittel ſo vermehren, daß ein Bevölkerungszuwachs möglich wird, und nur wenn dieſer vorhanden iſt, iſt auch der nötige Antrieb vorhanden, durch Arbeit die Nahrungsmittel weiter zu ſteigern. Geiſtige Mächte beſtimmen das Volksſchickſal nur inſofern, als ſie die Produktion der Nahrung erleichtern oder fördernd oder hemmend auf die Arbeitsfähigkeit und Arbeitsluſt, ſowie auf die Zeugungsluſt des Volkes wirken. So hat das Chriſtentum auf dieſe hemmend gewirkt und auch die Produktion der Nahrung nicht durch Erfindungen erleichtert. So iſt es ein Hemmſchuh für die Entwicklung der Völker geworden, die daran geglaubt haben.

Im geographiſchen Unterricht lernen wir der Bequemlichkeit wegen, um ein Bild von einem Reiche zu erhalten, die Anzahl ſeiner Quadratmeilen. Dieſe eignet ſich ja ſchon durch ihre verhältnismäßige Konſtantheit gut zum Einprägen, und Landflächen ſind nach der allgemeinen Anſchauung weit wichtiger als Menſchen, die ja nur Kanonenfutter bedeuten, und für Gewinn an Land von jedem Staate bereitwilligſt geopfert werden. Einen wirklichen Begriff von der Machtſtellung eines Staates zu erzeugen, thut die Anzahl der Quadratmeilen verhältnismäßig wenig. Dazu muß man vor allem die Stärke ſeines Volksſtandes kennen. Um deſſen Höhe richtig werten zu können, iſt es wiederum erforderlich ſich die Geſamtzahl der Menſchen und der Bewohner jedes Erdteiles vor Augen zu halten.

Auf der Erde wohnen heute nach zuverläſſigen Schätzungen 1480 Millionen Menſchen. Davon kommen auf Europa 357

Millionen, auf Aſien 826, auf Afrika 169, auf Amerika 122 und auf Auſtralien 3,5. Während Auſtralien für die heutige Menſchheit alſo ſo gut wie ganz außer Rechnung fällt, ſteht Aſien voran. Es hat mehr Bewohner als alle anderen Erdteile zuſammen. China allein mit ſeinen 362 Millionen überſteigt Europa und Britiſch Indien mit ſeinen 282 wenigſtens Europa ohne Rußland.

Von den 122 Millionen Amerikas kommen auf das einzige große Kulturſtaatsweſen außerhalb Europas, auf die Vereinigten Staaten, 63 Millionen. Ihnen gegenüber verhalten ſich die großen europäiſchen Staaten folgendermaßen.

Voran ſteht das europäiſche Rußland mit 96 Millionen, dann folgt Deutſchland mit 50, Öſterreich-Ungarn mit 41,5, Frankreich mit 38, Großbritannien und Irland mit 38, Italien mit 30, Spanien mit 17, die vereinigten Niederlande mit 11 Millionen. Dänemark, Norwegen und Schweden zuſammen, alſo die nordgermaniſchen Stämme haben erſt 9 Millionen, Portugal und Rumänien je 4.5, die Schweiz 3.

Deutſchland, Öſterreich-Ungarn und Italien haben zuſammen erſt 121 Millionen, Rußland und Frankreich zuſammen 134. Es ſind alſo zwei ebenbürtige Gegengruppen. Außer Großbritannien mit Irland kommt praktiſch weiter keine europäiſche Macht in Frage, und außer Europas nur noch die Vereinigten Staaten — nämlich für die Kabinetspolitik. Die wirklichen Vorgänge im Völkerleben, welche ununterbrochen geſchehen, ob ſie nun an den grünen Tiſchen anerkannt werden oder nicht, kehren ſich nicht an die heutigen Staatsgrenzen. Die Bewohner der angeführten Staaten halten ſich mit Vorliebe für die Kulturmenſchheit, ja in ihren Redewendungen für gleichbedeutend mit der Menſchheit überhaupt, und betrachten die anderen — ſieben Zehntel als nicht vorhanden. Und doch vollziehen ſich zwiſchen dieſen und ihnen unausgeſetzt Verſchiebungen, welche für ſie wie für die Summe der Menſchen überhaupt von der weittragendſten Bedeutung ſind. Die 280 Millionen wollhaariger Menſchen gehen fortgeſetzt zurück, aber die 1200 Millionen ſchlichthaariger Menſchen vermehren ſich insgeſamt, oder bleiben auf ihren Beſtänden. 700 Millionen Mongolen und 500 Millionen Mittelländer halten ſich die Wage. Noch iſt der Würfel nicht zu Gunſten von einem von ihnen gefallen. Ihr Wettbewerb wird wohl erſt in ferner Zukunft entſchieden werden und er eröffnet der Menſchengeſchichte noch einen Ausblick in weite Fernen In ihm werden

Romanen, Germanen und Slaven auf einer Seite ſtehen gegen die Mongolen.

Von den 1480 Millionen Menſchen der Erde bilden die Deutſchen des Reiches ein Dreißigſtel, der deutſche Stamm überhaupt ein Zwanzigſtel. Er ſteht neunzehn gleichen Teilen gegenüber. Die Einwohner Frankreichs ſind nur ein Vierzigſtel der Geſamtzahl menſchlicher Erdenbewohner, und alle Romanen zuſammen, neunzig Millionen — ein Siebzehntel, während alle Germanen zuſammen (50 Millionen Reichsdeutſche, 25 Millionen Deutſche im Ausland. 70 Millionen britiſche und amerikaniſche Angelſachſen, 9 Millionen Nordgermanen) über ein Zehntel der geſamten Menſchheit betragen, alſo nur neun gleiche Teile gegen ſich haben. Die Menſchenzahl der Erde iſt heute ziemlich ſtetig im Wachſen begriffen, und im Jahre 2000 wird ſie wohl über 2000 Millionen betragen. Ein Stamm, der nicht mindeſtens proportional zu dieſer Zunahme der Geſamtzahl wächſt, geht in ſeiner Stellung in dieſer zurück. Vorwärts geht allein der, der über ſie hinauswächſt.

Die Bevölkerungsdichte Großbritanniens iſt entſchieden noch nicht auf ihrem Höhepunkt angelangt. Iſt das Land doch noch ein geſuchtes Auswandererziel für Deutſche. Und daß Deutſchland bei genügender Bebauung und geſteigerter Induſtrie ſtatt der heutigen 50 Millionen, 100 ernähren könnte, kann gar keine Frage ſein. Nehmen wir einmal an, es würde bis zum Jahre 2000 dieſe Zahl erreichen. Frankreich dagegen bliebe bei 40 Millionen ſtehen, oder rückte höchſtens bis fünfzig vor. Wäre damit nicht jede Art von politiſcher Nebenbuhlerſchaft beſeitigt? Wie könnte ein Land einem doppelt ſo ſtarken Gegner den Krieg ankündigen? Selbſt in Frankreich würde man nicht thöricht genug ſein, um das zu verſuchen. Wann aber wird man endlich einſehen lernen, daß ein Krieg in Deutſchland und Frankreich nur ein Waſſerglasſturm iſt, verglichen mit den gewaltigen Kämpfen der Menſchraſſen, welche freilich ohne Proklamationen und Uniformen, ohne Fürſten und Kanonen vor ſich gehen, aber deſto bedeutungsvoller ſind für die Menſchheitsgeſchichte? Muß man denn noch ſo roh ſein, auf die Vertreter eines Konkurrenzvolkes mit dem Kaſtengewehr zu ſchießen, wenn man ein Patriot heißen will? Allerdings galt das Schießen einſt in vergangenen Jahrhunderten, und noch früher das Spießen, für den ſtärkſten und einzigen Beweis von Vaterlandsliebe, von Volksliebe. Aber wie heute Handel und Wandel an die Stelle von

Raub und Mord im Einzelleben getreten ſind, ſo hat auch der Konkurrenzkampf der Völker ganz neue Formen angenommen. Mit dem Schieß- und Stechpatriotismus von ehedem beweiſt man heute nur noch, daß man hinter der ethiſchen Entwicklung der Zeit zurückgeblieben iſt und nichts von dem verſteht, was heute wirklich den Konkurrenzkampf der Völker ausmacht.

Unter den zwölf Menſchenraſſen, welche die Anthropologie heute unterſcheidet, verſchieben ſich die Verhältniſſe ſchon ſeit geraumer Zeit in derſelben Richtung. Die höheren Raſſen haben als die beſſerdifferenzierten, begünſtigteren und größeren Gruppen den Vorzug, ſich auf Koſten der anderen über die Erde zu verbreiten. Innerhalb der mittelländiſchen Raſſe hat, wie Ernſt Häckel ſchon ausgeführt hat, die indogermaniſche Raſſe vermöge ihrer höheren Gehirnentwicklung alle übrigen Raſſen und Arten im Wettbewerb um die nötigen Daſeinsmittel überflügelt und ſpannt ſchon jetzt das Netz der Herrſchaft über die ganze Erdkugel aus. Erfolgreich konkurriert mit den Mittelländern, wie bemerkt, heute nur noch die mongoliſche Spezies. Darwin geht noch weiter. „Wenn nicht alles täuſcht, ſagt Karl Peters einmal, ſo ſtehen wir augenblicklich vor einem Ausblick auf Jahrhunderte lange Entwicklungen, in welchen immer deutlicher dieſe beiden Hauptvertreter der germaniſchen Raſſe (Deutſche und Engländer) auf dem Schauplatz des geſchichtlichen Lebens in den Vordergrund treten werden, und wenn Darwin recht hätte, ſo würde vielleicht einmal eine Zeit denkbar ſein, in der ſie die alleinigen Herren dieſer Erde wären, und ihre Beziehungen demnach die Geſchichte der Menſchheit ausfüllten.“ — —

Oft iſt es uns heute nicht einmal mehr möglich, den Grund feſtzuſtellen, warum ein Volk verſchwunden iſt.

In ſeinem Buche über „Entvölkerung und Ziviliſation“ ſagt Dumont: „Die Geſchichte bietet mehr als ein Beiſpiel ſolcher Art ſozialer Auszehrung dar. Inmitten des Friedens, des Überfluſſes, der Sicherheit und alles deſſen, was die Kraft und das Leben zu unterhalten ſcheint, geht eine Raſſe ihrem Untergange entgegen. Sie war fruchtbar: nun wird ſie unfruchtbar; ſie war tapfer: nun iſt ſie feige geworden; einſt eroberte ſie, jetzt endigt ſie damit, ſelbſt erobert zu werden. Es giebt für das Verſtändnis nichts einfacheres, als daß ein ſchwacher Staat von einem ſtarken beſiegt werde, aber eine ſchrecklichere und geheimnisvollere Erſcheinung liegt in dem Verfall, der über ein Volk mit düſterem Verhängnis hereinbricht und gleichſam lautlos an ſeinen innerſten Kräften zehrt. Das iſt das im Dunkel lauernde Geſpenſt, welches die Ziviliſationen vernichtet und ſich die unſrige als Beute erſpäht hat. Welche Urſache hat Griechenland nach der Eroberung Aſiens erſchöpft? Wie kam es, daß Italien ſich entvölkerte und kraftlos wurde, nachdem es die alte Welt unterjocht hatte? Aus welchem Grunde iſt Spanien, das ſo heldenmütig gegen die Mauren kämpfte und ſo mächtig im ſechzehnten Jahrhundert war, ſo tief im ſiebzehnten geſunken?"

Beim Wettbewerb einer höheren mit einer niederen Raſſe liegen die Gründe des Niederganges der letzteren auf der Hand. Auch ohne Kampf mit Feuerwaſſer und Schwert ſiechen bei der Berührung mit Mittelländern die wilden Völkerſtämme dahin. Der Konkurrenzkampf erſcheint für ſie völlig ausſichtslos, er entmutigt, erſchlafft und tötet ſie ſchließlich, während die Ermutigung im ſiegreichen Kampfe dem Mittelländer die ſittliche Kraft zu weiterer Ausdehnung ſeiner Raſſe giebt. Noch ein anderes Moment kommt aber dazu: Wo zwei Raſſen zuſammentreffen und ſich miſchen, muß notwendig die überleben, welche an den meiſten Zeugungen beteiligt iſt. Weiße Männer haben in heißen Gegenden noch nie ein farbiges Weib verſchmäht. Sie zeugen Kinder mit weißen Frauen wie mit farbigen. Anders das weiße Weib. Es beſitzt eine phyſiſche Abneigung z. B. gegen den männlichen Neger, und der Koitus mit ihm iſt ihr meiſt ſchmerzhaft. Während alſo die weißen Männer erſtlich die weißen Frauen und zweitens viele farbige Frauen befruchten, bleibt der Zeugungsluſt der farbigen Männer nur ein Bruchteil farbiger Frauen. Dies durch mehrere Geſchlechter fortgeſetzt, ſo werden bald die reinfarbigen ganz verſchwinden, und in jeder Generation wird mehr mittelländiſches Blut ſein, bis dieſes endlich allein vorhanden iſt.

Wir können heute ſchon ſehen, wie ſich der Kampf der Mittelländer gegen die anderen Raſſen geſtalten wird.

„Innerhalb der Tropengegenden", ſagt Häckel, „ſind die Neger (Sudanier und Kaffern), die Nubier und Malayen durch ihre beſſere Anpaſſungsfähigkeit an das heiße Klima, ebenſo in den Polargegenden die Arktiker durch ihr kaltes Klima vor dem Andringen der Indogermanen einigermaßen geſchützt. Dagegen werden die übrigen Raſſen, die ohnehin ſehr zuſammengeſchmolzen ſind, den übermächtigen Mittelländern im Kampf ums Daſein früher oder ſpäter gänzlich erliegen. Zum großen Teil werden ſie ſchon durch die ſogenannten „Segnungen der Ziviliſation“ aufgerieben; zum andern Teil durch direkte Kämpfe und durch geſchlechtliche Vermiſchung. Schon jetzt gehen die Amerikaner und Auſtralier mit raſchen Schritten ihrer völligen Ausrottung entgegen, und dasſelbe gilt auch von den Dravidas, Papuas und Hottentotten“

Auch Ludwig Büchner ſpricht in ſeinem trefflichen Buche „Der Menſch und ſeine Stellung in Natur und Geſellſchaft“ die Überzeugung von der Vernichtung der ſchwächeren und ſtets zunehmenden Vermehrung der ſtärkeren oder intelligenteren Raſſen aus. Aber auch er iſt ſich klar darüber, daß die Waffen im heutigen Konkurrenzkampf der Völker nützliche Künſte, Erfindungen, Einrichtungen und Wiſſenſchaften ſind. Ein Volk erlangt einen Vorrang über das andere, indem es dasſelbe in ſeinen Leiſtungen überbietet. Das iſt ihm der wahre Wettkampf im Völkerdaſein. Er endet gerade ſo mit Vernichtung. Die ſchwächere Raſſe ſtirbt aus, wenn auch ohne Blutvergießen.

Allüberall in der Natur ſiegt das Höhere über das Niedere, und darum iſt es nur das Recht der ſtärkeren Raſſen, die niederen zu vernichten. Wenn dieſe nicht die Fähigkeit des Widerſtandes haben, ſo haben ſie auch kein Recht auf Daſein. Was ſich nicht behaupten kann, muß ſich gefallen laſſen, daß es zu Grunde geht.

Die Indianer Nordamerikas, von deren Ausſterben ſo viel gefabelt wird, halten ſich allerdings augenblicklich noch auf ihrer Zahl, aber ſchon dies bedeutet einen Rückgang, da rings um ſie her die Völker in ſtarker Zunahme begriffen ſind. Ein Vergleich des letzten Cenſus des Indianerbureau mit dem Cenſus von Thomas Jefferſon von 1782 lehrt ſogar, daß eine geringe Vermehrung ſtattgefunden hätte. Aber beide Schätzungen ſind nicht ganz zuverläſſig. Aber die Tasmanier ſind infolge des Andringens der Mittelländer bereits ausgeſtorben und die Maoris auf Neuſeeland werden ihnen in wenigen Jahren gefolgt ſein. Im ausſichtsloſen Wettbewerb iſt ihre Lebenskraft erloſchen. Mit dieſem Verdrängen der niederen Raſſen von der Erdoberfläche thut der Menſch nur was die beſſer organiſierte Pflanze mit der ſchlechter organiſierten, das höher entwickelte Tier mit ſeinen niedriger entwickelten Geſchwiſtern auch thut. Es iſt, wie Karl von der Heydt ſagt, „nichts anderes als die Kraftſteigerung und Lebensbereicherung der ſtärkeren, beſſeren Raſſe, auf Koſten der ſchwächeren, geringeren, die Ausbeutung der nutzlos aufgeſpeicherten Reichtümer dieſer, im Dienſte des Kulturfortſchrittes jener.“

Der Menſch gehört ebenſogut zur Natur wie Pflanze und Tier, und die Natur kennt ein Erbarmen nicht. Grauſam opfert ſie das Einzelweſen hin, um die Gattung zu erhalten. Millionen von Keimen gehen in jeder Stunde zu Grunde, und zahlloſe Weſen ſterben, ehe ſie den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht haben. Eine Art dient immer der anderen zur Nahrung, und es beſteht eine ununterbrochene Hetzjagd ums Leben. Und wenn einſt in ferner Zukunft die Sonnenwärme verbraucht iſt, und der Sonnenkörper erkaltet iſt zur ausgebrannten Schlacke, dann wird auch die Art Menſch von unſerem Planeten verſchwunden ſein, und als Eisſtern wird er ſeine Bahn durchs Weltall ſauſen, bis einſt nach dem Zuſammenſturz unſeres Weltſyſtems das Spiel um Leben und Tod auf neuen Sternen vielleicht aufs neue beginnen wird, ziellos, zwecklos, aber nicht endlos — abermals ein Knoſpen, Blühen und Verblättern.

Aus dieſen Betrachtungen ſchöpft der Peſſimismus die Meinung, daß es darum nutzlos ſei, gegen die endliche Vernichtung anzukämpfen, daß es beſſer ſei, eher zu Grunde zu gehen als ſpäter. Und auch der gefeſtetſte Optimiſt muß die Wahrheit jener Betrachtungen zugeſtehen. Aber eins widerſpricht jenem Schluſſe, und das iſt der Trieb nach Glück, nach Kraftbethätigung in unſerem Geiſte, der die Hand uns regen heißt, um unſeren Hunger zu ſtillen und ein Weib erwerben, um dem Durſt nach Liebe zu genügen, dem Drange, der dem Individuum Luſt gewährt und rein perſönlich ſcheint, und der trotzdem die Gattung ſichert und das Individuum ſterben läßt. Und bis jener Trieb nach Luſt nicht aus unſerem Geiſte getilgt iſt, ſo lange wollen wir arbeiten und lieben und unſer Handeln mit den Wegen der Natur außerhalb des Menſchendaſeins in Einklang zu halten ſuchen durch Beobachtung ihrer Geſetze. Dann mag kommen, was kommen will; wenn wir ihm begegnen können, dann werden wirs thun, und wenn es die Menſchheit verſchlingt mit elementaren Gewalten, dann wollen wir dem Tode der Gattung feſt ins Auge ſehen und untergehen im Strome des Unbewußten. Dann hat uns der Kampf und in ihm das Gefühl unſerer Kraft mehr Luſt gewährt als feige Zagheit und wir können uns ſagen, genoſſen zu haben, was uns die Erde nur geboten. Das Tier kämpft um ſein Leben gegen die geſamte Umwelt bis zum letzten

Atemzuge, und wir ſollten unter das Tier herabſinken, indem wir feig auf Glück verzichten? Nur eine angefreſſene Individualität kann das von uns fordern. Statt uns, wie die Phraſe lautet, durch Ertöten der Geſundheit „in das rein Geiſtige zu erheben“ und „über die Natur emporzuſteigen“, ſollte es lieber vorerſt unſere Sorge ſein, Bedingungen zu ſchaffen, die verhüten, daß wir unter die Natur ſinken.

Trotz aller Kabinetsbedenken zu Gunſten des europäiſchen Gleichgewichtes, welche das kurioſeſte Staatsungeheuer, das es je gegeben, die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie, deren Zuſammenſetzung ſich ſelbſt verſpottet, aufrecht erhalten, trotz aller Landesgrenzen, die ein ganzes Teil Polen zu Deutſchland weiſen, ein Teil Deutſche zu Öſterreich und zur Schweiz, ein Teil Franzoſen zu Deutſchland und Wenden zu Sachſen, trotz aller Verſuche jenſeits des Kanals, Kelten und Germanen unter einen Hut zu bringen, trotz aller Dreibunde und Gegendemonſtrationen, trotz aller Blindheit, die es nicht ſehen will, iſt doch das Nationalprinzip die „Triebfeder aller politiſchen Völkerbewegungen der Gegenwart“, und es iſt auch, „das einzige Prinzip, wonach eine gegenſeitige Abgrenzung der Nationen auf dauernder und gerechter Grundlage eingerichtet werden kann.“ Allüberall brechen die Nationalitätsgegenſätze durch, ſelbſt zum Schaden der wirtſchaftlichen Lage des betreffenden Landſtriches; allüberall empfindet man die Stammeszugehörigkeit enger als die politiſche. Jedem Menſchen ſtehen ſeine Stammesangehörigen, die ſeine Sprache reden, ſeine Sitten und Gewohnheiten haben, am nächſten. Jeder wünſcht ſeinem eigenen Stamme die Zukunft. Und dieſer Wunſch iſt um ſo ſtärker, je ſtärker der Stamm ſelbſt an Zahl und Tüchtigkeit im Aufſteigen begriffen iſt. Die Deutſchen Öſterreichs, namentlich Böhmens, Ober- und Niederöſterreichs und Tirols ſchauen ſehnſüchtig nach den blauweißen und grünweißen Grenzpfählen hinüber, jenſeits derer ihre Stammesbrüder wohnen.

Durch die gebildete Bevölkerung der deutſchen Schweiz geht ein ähnlicher Zug. Der franzöſiſche Teil der Elſaß-Lothringer blickt nach Frankreich und der am ſtärkſten vordringende Stamm der Gegenwart, die Slaven, haben im Panſlavismus ſich eine eigene Nationalitätsreligion gegründet, die ſie den Anſturm gegen Germanentum und Semitentum nur immer begeiſterter wagen läßt. Selbſt der Antiſemitismus, ſo weit er nicht Antierbkapitalismus iſt, gehört hierher. Wer aus den Völkerverſchiebungen und Völkerſpannungen der Gegenwart nicht den Ruf nach Volksſtaaten, nach Stammesſtaaten heraus erkennt, der muß taub ſein gegen die Laute, in denen die Maſſen ihre Sehnſucht äußern. In Rußland hat der Panſlavismus bereits die Regierung mit fortgeriſſen und ſie betreibt Bevölkerungspolitik wie wir Wirtſchaftspolitik treiben, nämlich durch Grenzſperre. Um die germaniſche Konkurrenz für alle höheren Berufe zu beſeitigen, werden alle Germanen auf Grund kirchlicher und politiſcher Vorwände ausgewieſen. In Öſterreich-Ungarn wird das verbündete Czechen- und Magyarentum bald genug ebenſalls in der Lage ſein, Volksſtandsökonomie zu ſeinen Gunſten auf Koſten der Deutſchen zu treiben. In Frankreich ſchwankt das Zünglein zwiſchen kurzſichtigem Chauvinismus und Überlegung noch auf und nieder. In Großbritannien geht die Volksſtandsſperrpolitik von den Arbeitern aus, die fremde Konkurrenz fürchten.

Die Verſammlung der britiſchen Gewerkvereine in Glasgow im Sommer 1892 hat, wie bemerkt, auf ihr Programm den Satz geſtellt, die Regierung ſolle die Einwanderung von Arbeitskräften verbieten. Die Regierung wird das ja nicht thun, aber jener Satz hat eine grundſätzliche Bedeutung. Er bedeutet gerade ſo wie Einfuhrzölle auf geldwirtſchaftlichem Gebiete, auf volksſtandswirtſchaftlichem das Eingeſtändnis, daß das Inland mit dem Ausland nicht mehr konkurrieren könne. Die Bevölkerungsſpannung iſt nicht mehr ſtark genug, um der Spannung im Auslande die Wage zu halten — alſo Grenzſperre, welche die Spannung des Inlandes weiter und weiter herabdrücken muß, bis, wenn endlich einmal die Schranke fällt, die eigene Bevölkerung ſchutzlos fremden Elementen preisgegeben iſt und von dieſen aufgeſogen wird. Trotzdem hat dieſer Vorſchlag noch eine andere Bedeutung. Es iſt das Zeichen, daß man jenſeits des Kanales bereits anfängt daran zu denken, poſitive Bevölkerungspolitik zu treiben, wie man bisher bei Kriegen im Ausland durch Unterſtützung einer Partei durch Geld negative getrieben hat. Je mehr andere Völker ſich aufreiben, deſto mehr bleibt für Altengland Beute. Siehe die Tage Friedrichs des Großen!

Auch an anderen Stellen beginnt man durch Sperre fremde Arbeiter von der Konkurrenz mit einheimiſchen auszuſchließen. In der Schweiz hat Anfang Mai 1892 das eidgenöſſiſche Kriegskommiſſariat eine Lieferung unter Bedingungen vergeben, unter die mit eingeſchloſſen war, daß ſie vorzugsweiſe einheimiſche Arbeiter berückſichtigen ſollte. Im Sommer fand im öſterreichiſchen Abgeordnetenhauſe eine erregte Debatte darüber ſtatt, ob an dem Bau der Wiener Stadtbahn fremde Arbeiter und Gewerbtreibende ausgeſchloſſen ſein ſollten. Der diesbezügliche Antrag wurde zugleich mit den Anträgen auf Einführung eines Mindeſtlohnes und einer Höchſtarbeitszeit abgelehnt.

In Paris dürfen nach dem Beſchluß des Gemeinderats vom 2. Mai 1888 bei den ſtädtiſchen Arbeiten nur ein Zehntel fremde Arbeiter beſchäftigt werden, und obgleich der Miniſterrat dieſen Beſchluß für ungiltig erklärt hat, iſt er doch 1890 erneuert worden.

Auch in Deutſchland beginnt man von der Regierung aus mit derlei Maßregeln. Die königliche Kanalkommiſſion in Kiel giebt „bei ſonſt gleichen Eigenſchaften und Leiſtungen“ deutſchen Arbeitern wenigſtens noch den Vorzug vor fremden. Eine Ausbildung dieſes Syſtems muß notwendigerweiſe zu einer Grenzſperre gegen Einwanderung, zu einem Eingangszoll für Fremde und zu einer Entwicklung führen, die der Warenſchutzpolitik entſpricht.

Auch für Deutſchland wird es Zeit, an dieſe Fragen zu denken. Aber nicht in der kurzſichtigen Weiſe unſerer Nachbarn. An uns wäre es, Wirtſchaftskunſt des Volksſtandes zu treiben, ohne Grenzſperre durch Verbeſſerung unſerer ſozialen Einrichtungen, die allein unſerem Volkstume einen gewaltigen Vorſprung im Wettbewerb der Völker um den Daſeinsplatz ſichern können.

In welch ſteigendem Maße ſich die Slaven heute ausdehnen, zeigt am beſten das Steigen ihrer Einwanderung nach den Vereinigten Staaten. Während 1820—1868 die Britten und Deutſchen zu der Geſamteinwanderung dorthin 85 Prozent ſtellten, betrug ihr teil von 1868—1890 nur noch 58 Prozent. Den Reſt ſtellen Romanen und Slaven zu faſt gleichen Teilen, beſonders Italiener, und Slaven der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie.

Schon aus Darwins Äußerung folgt, daß die Beobachtung der Konkurrenzverhältniſſe zwiſchen dem deutſchen und dem engliſchen Volke bei weitem die lehrreichſte iſt. Und der Augenſchein lehrt, daß die Klage, England ſei die Kloake für den Pauperismus aller Länder, die Einwanderung mittelloſer Ausländer ruiniere ganze Gewerbe, wie z. B. das Schneiderhandwerk, den Kellnerberuf, begründet iſt. Während der deutſche Arbeiter den engliſchen als Konkurrenten nicht zu fürchten braucht, hat der engliſche ſehr wohl Grund dazu den Deutſchen zu fürchten. Alle engliſchen Großſtädte enthalten Tauſende von deutſchen Arbeitern. Gegen eine halbe Million Deutſche verdient ſich durch ihrer Hände Arbeit in der Induſtrie Altenglands ihr Brot. Wo ſind die engliſchen Arbeiter, die unſere Bevölkerungsſpannung zu ertragen vermögen? London allein zählt 150000 Deutſche, unter ihnen Träger bedeutender Firmen. In London ſelbſt erſcheinen 4 deutſche Zeitungen, und jeder Tag bringt 13000 Exemplare deutſcher Zeitungen dahin. Der deutſche Gelehrte, der deutſche Buchhalter, der deutſche Reiſende, der deutſche Erzieher, der deutſche Muſiker, der deutſche Schneider, Bäcker, Kellner und Barbier, ſie alle ſchlagen den engliſchen Berufsgenoſſen aus dem Felde. Bei gleicher, ja beſſerer Leiſtung und gediegenerer Bildung oder Geſchicklichkeit, unterbieten ſie ihn in ihren Anſprüchen. Das iſt der Weg, wie ſich das Deutſchtum auch ohne Menſchenmord die Welt erobert, trotzdem von der Geſamtheit des Stammes auch nicht ein Schritt dafür geſchieht. Denn wie ſtehen ſich der deutſche und der engliſche Stamm heute auf der Weltbühne gegenüber? Dieſe die Welt bereits zu einem Drittel beſitzend, jene nicht einmal fähig, eine Weltausſtellung in ihrer Heimat zu ſtande zu bringen und zu zwei Dritteln zuſammengepfercht auf noch nicht 10000 Quadratmeilen. Und doch ſind die Deutſchen fähig, eine ſtärkere Bevölkerungsſpannung zu ertragen, ſich mitten im Herzen Englands zu Hunderttauſenden ihr Brot zu verdienen, arbeitſamer, enthaltſamer, ſtärker in Selbſtbeherrſchung und im Tragen der Armut, höchſtens mit Iren, Oberitalienern und Chineſen als Arbeitern vergleichbar, aber dafür unter einer völlig veralteten Regierungsform, unter einem Scheinparlamentarismus und den Reſten des Abſolutismus leidend, alljährlich faſt eine halbe Million nicht produzierender kräftiger junger Männer für Nichtsthun unterhaltend, ohne genügende Organiſierung der Arbeit unter der Laſt des Beamtenſtaates mit ſeinen Stacheln ſchwitzend, durch eine unbrauchbar machende geiſtige Bildung bei den Knaben, und leibliche Verkümmerung bei den Mädchen, die Arbeitsfähigkeit der Männer und die Geſundheit der Mütter der höheren Stände lähmend, durch einen horrenten Aufwand für veraltete Religionen die Entwicklung des Schulweſens lahm legend — — — beide aber leidend unter dem Fluche des Erbkapitalismus, der jenſeits des Kanals freilich dadurch gemildert wird, daß die Beſitzenden zugleich der ſtärkere, geſündere, ſchönere Menſchenſchlag ſind und ſich durch Leibesübungen bei Knaben und Mädchen, durch geſundheitentſprechende Erziehung, Ausrüſten der Knaben mit einer echten Gegenwartsbildung, und natürliche Zuchtwahl in der Ehe ihre Vorzüge auch zu erhalten ſuchen.

Man macht den Deutſchen im Ausland, namentlich in Großbritannien und Nordamerika heute oft den Vorwurf, daß ſie raſch ihre nationalen Eigenarten aufgeben — aber iſt das unter unſeren heutigen politiſch ſozialen Verhältniſſen ein Wunder? Wer einmal Beſſeres geſehen hat, wie ſollte der ſich wieder zum Schlechteren wenden?

Und wenn nun der Deutſche auch für ſeine an Unregelmäßigkeiten überreiche Sprache das leichtere Engliſch eintauſcht, wenn er nun des Abends in der Regel im Frack erſcheint, Thee trinkt und Marmelade ißt — was liegt daran? Tragen ſeine Kinder deswegen nicht doch deutſches Blut in ihren Adern? Sind ſie darum weniger deutſcher Abkunft, und die Ausbreiter deutſcher Raſſe, weil ſie jene paar Äußerlichkeiten abgeſtreift haben? Beſſer wenn ſie behalten was gut und fortbildungsfähig iſt und arbeitstüchtig macht, als wenn ſie ſentimental am Rockſchnitt des Großvaters hängen! Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß ſie ihre Eigentümlichkeiten leichtfertig preisgeben ſollen. Und ſie werden ſie immer weniger leicht preisgeben, wenn die Zentralleitung des deutſchen Volkes einmal gelernt haben wird, ſich Achtung beim Ausland zu verdienen.

Vielleicht verdankt der deutſche Stamm den ſchweren Prüfungen, die ihm ſeine Geſchichte d. h. die Blindheit und Selbſtſucht ſeiner Herrſcher ſeit ſeinem Eintritt in den Kriegswettbewerb der Völker auferlegt hat, auch einen Teil ſeiner heutigen Zähigkeit. Er hat das Römerreich über den Haufen geworfen, die Slaven hinter die Weichſel zurückgetrieben und die Mongolenſtürme des Mittelalters allein von dem weſtlichen Europa abgewehrt. Er hat dann am Ausgang jener Epoche nochmals die Türken nach dem Südoſten zurückgejagt, indeſſen die Engländer ſicher auf ihren Inſeln ſaßen und ihn für ſie Schlachten ſchlagen ließen. Selbſt an den Narrenfahrten nach Paläſtina fällt ihm der Hauptteil zu. Er allein hat einen dreißigjährigen Religionskrieg zu überſtehen gehabt, und infolge der Lage ſeines Landes im Herzen Europas iſt er von jedem Mißgeſchick mit betroffen worden, das nur Europa heimgeſucht hat. Keine Seuche und keine Auswanderung, keine Tyrannei und kein nationales Laſter haben ſeine Kräfte zu brechen vermocht. Immer zäher und lebensfähiger iſt er aus allem Leiden hervorgegangen. Kein anderer Stamm kann ſich darin mit ihm meſſen. Der engliſche, den er bis vor kurzem noch als überlegenen Gegner betrachtete, wird von ihm in der Konkurrenz aus dem Felde geſchlagen. M. G. Conrad hat einmal geſagt: „Die Geſchichte der Ziviliſation, der Literatur, der Künſte und Wiſſenſchaften zeugt unwiderleglich dafür, daß nicht die adminiſtrativen und militäriſchen Fähigkeiten, ſondern die literariſchen, künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Leiſtungen den Rang eines Kulturvolkes beſtimmen und ſein Anſehen und ſeinen Ruhm in die fernſten Jahrhunderte tragen.“

Aber wichtiger noch als Anſehen und Ruhm ſind die Arbeitsleiſtungen und die Arbeitstüchtigkeit eines Volkes. Und welches Volk käme da dem deutſchen gleich?

Bis es ſo weit kommt, daß wir Volksgrenzen haben ſtatt Landesgrenzen, wird noch manches Jahrzehnt vergehen, und den ſchwächeren, zurückgehenden Stämmen, wie den heutigen Franzoſen wird man die Anerkennung dieſer epochemachenden Neuerung im Völkerdaſein nur abzwingen können; aber das wird nicht allzu ſchwer ſein. Aber jeder Schritt der Grenzverſchiebung, der erfolgt, — und es werden deren vor Beginn des zwanzigſten Jahrhunderts wohl noch manche erfolgen, — muß in dieſer Richtung geſchehen, wenn er nicht ein Rückſchritt ſein will. Vielleicht iſt der Tag nicht mehr fern, wo ſich die deutſchen Bezirke Öſterreichs durch einfachen Volksbeſchluß zu Deutſchland ſchlagen, und die anderen Teile nach der Balkanhalbinſel zu Anſchluß ſuchen an die Republik, welche die dortigen Kleinſtaaten vielleicht bilden werden. Sobald eine deutſche Republik ihren Bürgern dieſelben Freiheiten giebt, wie die Schweiz heute ſchon den ihren, werden die deutſchen Teile derſelben ſchwerlich mehr von ihren Stammesgenoſſen getrennt bleiben, und das Zurückweichen der franzöſiſchen Bevölkerung von Thal zu Thal, von Ort zu Ort, von Kanton zu Kanton wird das ganze heutige Schweizergebiet verdeutſchen.

Aber bis Volksgrenzen an die Stelle der Landesgrenzen getreten ſind — wie ſoll ſo lange dem Wachſen des einen Volkes und dem Stillſtehen oder Zurückgehen des anderen auf der Landkarte Rechnung getragen werden? So lange jener unnatürliche Stillſtandszuſtand erhalten bleibt, ſo lange wird es auch jene Volkskraftexploſionen geben, die wir Volkskriege nennen; ſo lange wird es auch Siegespreiſe und Beſiegte geben, die dieſe zahlen müſſen, ſo lange wird auch ein Staat dem anderen gelegentlich ein Stück

Land abnehmen. Mit ſamt ſeinen Bewohnern? Nun ja. Dieſer Unſinn iſt heute einmal üblich. An unſerer Oſtgrenze haben wir drei Millionen Slaven im „deutſchen“ Reiche und an der Weſtgrenze 300 000 Franzoſen; im Norden 150 000 Littauer und ebenſoviel Dänen. Acht Prozent der ganzen Bevölkerung des deutſchen Reiches ſind Fremde, ſind nicht einmal Germanen. Und wenn das deutſche Reich noch einmal in die Lage kommen ſollte, Frankreich ein Stück Land abzunehmen, dann wird man mit weiteren 15 000 qkm. noch einmal anderthalbe Million Fremde dieſem dehnbaren Körper einfügen, ohne daran zu denken, daß man ſich damit nur ſelbſt Schaden thut, einen Feind im Innern ſchafft und durch ſolche „Eroberung“ mindeſtens dem eigenen Stamme nichts gewinnt. Allerdings iſt es das Land, der Grund und Boden, um deſſen Innehaben Volk mit Volk ſtreitet, im wirtſchaftlichen Kampfe wie im Volkskrieg, aber *der Boden ohne ſeine Bewohner*. Eine Regierung die von einer Wirtſchaftslehre des Volksſtandes auch nur eine Ahnung hätte, würde ſich dann ruhig 15 000 qkm. mehr zulangen, aber — es der feindlichen Staatskaſſe überlaſſen, deren Bewohner dafür zu entſchädigen, daß ſie den Landſtrich räumen, und das Gebiet mit eigenen Volksgenoſſen beſiedeln. Dies läßt ſich nach Oſten und Weſten hin anwenden. So ſchafft man ſtarke Volksſtaaten, aber nicht dadurch, daß man fünf Milliarden für Kriegsſchiffe ausgiebt.

Einzig in dieſem Falle würde in einer Eroberung das wirkliche Kraftverhältnis der Völker zum Austrag kommen. Und eins iſt ſicher: nur wenn das expropriierte Volk wirklich das ſchwächere wäre, wirklich eine erheblich niedrigere Volksſpannung beſäße, würde der Beſitz von dem Sieger auf die Dauer zu behaupten ſein, zumal da eben durch dieſe Expropriierung und die dadurch bedingte Einwanderung in das beſiegte Land deſſen Bevölkerungsſpannung augenblicklich etwas ſteigen würde.

Aber wann wird man in der Volksregierung lernen, daß ein Volk aus Menſchen beſteht und nicht aus Äckern? Die Steuerkraft allein iſt gewiß nicht identiſch mit der Volkskraft. Eine ſolche Ausdehnung des Stammesgebiets in der Heimat würde dem ganzen Volke zu gute kommen, ſie würde ſofort die Kopfſumme ſteigern, vielen Tauſenden die Ehe ermöglichen und dadurch ein neues Steigen der Volkskraft bedingen.

Ein einziges ſolches Beiſpiel, von einem ſiegreichen Volke energiſch durchgeführt, würde allen Blinden im Lande die Augen öffnen und ſie auf den Punkt hinweiſen, in dem die Quelle der Volkskraft liegt, und ein Ausbiegen von dieſer echten Bevölkerungspolitik wäre dann ſchwerlich mehr möglich. So bald ſich aber gezeigt hat, daß dieſes Reſultat eines Kampfes eben ſo gut, ja beſſer durch friedliche Arbeit herbeizuführen iſt, wird man den Kampf gern durch dieſe ablöſen, und der erſte Schritt zur Volksgrenze wird geſchehen ſein.

Gegenüber dem Rechte des Stärkeren iſt jedes hiſtoriſche Recht vollſtändig hinfällig. Es iſt einmal doch auch nur das Recht des Stärkeren geweſen, iſt doch auch nur das Recht des Stärkeren in der Vergangenheit. Aber daraus, daß ein Volk vor 200 Jahren ſtärker war als ein anderes und ſich darum einen großen Landbeſitz erwarb, kann doch nicht folgen, daß es heute, wo es im Verhältnis ſo viel ſchwächer iſt als ein anderes, denſelben immer noch inne habe und Überfluß genieße, während dieſes andere hungert und darbt auf kleinem kargem Erbe. Nur eine Zeit, welche den Widerſinn des Erbrechtes im Privatbeſitz allgemein anerkannte, kann ſich zu ſolchen Anſchauungen betreffs des Völkerrechtes bekennen. Praktiſch hat denn auch das natürliche Verhältnis, daß die größere Stärke auch ein größeres Recht auf Volksausdehnung bedingt, immer gegolten. Eroberungen haben immer nur ſtattfinden können, wenn ein Volk eine höhere Spannung hatte als ein anderes. Aber die Phraſenſammlung, welche das heutige Völkerrecht bildet, iſt auf dem beſten Wege, dieſe geſunden Verhältniſſe zu verdunkeln und zu verdammen.

Eins aber iſt neu zu fordern und neu zu ſchaffen, und das iſt die Erſetzung der Landesgrenzen durch Volksgrenzen. Nur wenn dieſe Neuerung anerkannt und damit die friedliche Möglichkeit geſchaffen iſt, daß ein ſtark im Aufſteigen begriffenes Volk ſich auch ſtark ausdehne kraft ſeiner wachſenden Arbeitskraft und Bevölkerungsſpannung, und ein ſchwächeres dafür zurückweiche; erſt wenn die Forderung ewigen Stillſtandes im Volksbeſtande aufgehoben iſt, werden die Kriege von ſelbſt verſchwinden. Die heutige offizielle Anſchauung fordert von den in ſtetem Fluß befindlichen Völkerſtrömungen Stagnierung; und in der That vermögen ihre Dämme die Flut aufzuhalten, bis ſie — endlich einmal gewaltſam überſchwillt. So ruft ſie die Kriege direkt hervor. Das einzige wirkliche Mittel gegen dieſe Geißel der Völker aber heißt: Volksgrenzen ſtatt Landesgrenzen.

Bis dieſes Ziel erreicht iſt, und auch dann noch in anderen Streitfällen als Grenzuneinigkeiten werden Schiedsgerichte ihres Amtes zu walten haben. Es giebt bereits eine ſtarke Strömung in den Kulturländern Europas, welche auf Schaffung ſtändiger oder von Fall zu Fall zu wählender Völkerſchiedsgerichte hinzielt. Die internationalen und interparlamentariſchen Friedenskonferenzen, — die letzte erſt wieder im Auguſt 1892 in Bern — ſind wiederholt dafür eingetreten, und in der Zeitſchrift „Die Waffen nieder“ von Bertha von Suttner hat die Bewegung ein eigenes Organ bekommen. Aber nur in einem Falle werden dieſe Schiedsgerichte in Beſitzſtreitigkeiten den Frieden vermitteln können; wenn ſie nämlich — ſo ſeltſam es klingen mag — dem Stärkeren Recht geben.

Ein Volk mit großer Bevölkerungsſpannung ſtreckt ſeine Hand nach einem Landſtrich aus und ſendet ſeine Auswanderer dorthin. Ein anderes Land mit geringerer Spannung erhebt ſeit längerer Zeit ebenfalls Anſpruch auf dies Gebiet. Sobald der Grundſatz gilt: Volksgrenze, Staatsgrenze, wird einfach das Volk, welches den ſtärkſten Auswandererſtrom zu entſenden vermag, den Landſtrich gewinnen. Heute, wo man die Volksſtaaten durch Flüſſe und Berge begrenzt, wird der Spruch des Schiedsgerichts in dieſem Falle den Strich jedenfalls dem ſchwächeren Lande zuſprechen, weil dies „ältere Anſprüche beſitzt.“ Damit iſt aber die naturgewaltige Notwendigkeit der Bevölkerung des erſten Landes, ſich auszudehnen, nicht im mindeſten aus der Welt geſchafft. Es dehnt ſich aus, weil es muß und nimmt, kraft ſeiner größeren Macht den Strich einfach, den ihm der Schiedsſpruch vorenthielt, und deſſen Beſitz ihm doch die Entwicklung ſeines Volksſtandes zum Gebote der Not macht. Und wer will es darum tadeln? Mit demſelben Rechte kann man dem Ephen Vorwürfe machen, der ſich um den Apfelbaum ſchlingt und ihn erſtickt. Das was es für die Völker der Gegenwart gilt, iſt, die widerſinnigen und unnatürlichen Schranken wegzuräumen, welche heute der natürlichen Entwicklung die Bahn verlegen. Das wäre die größte Friedensthat, die im Völkerleben jemals gethan werden kann. Erſt dadurch wird ihr Konkurrenzbewerb um die Daſeinsmittel diejenige Form annehmen, welche den Tüchtigſten das Beſtehen ſichert, während die Untüchtigen zu Grunde gehen. — — —

Wie ſchon Mill in ſeinen „Grundſätzen der Volkswirtſchaftslehre“ anführt, wirkt unſere allgemeine Wehrpflicht als Präventiv gegen die Volksvermehrung. In anderen Ländern, wie in Italien herrſcht ſtellenweiſe die Sitte, daß nur ein Sohn jeder Familie heiratet. Mill ſteht in allen dieſen Dingen noch jenſeits von Darwin. Er denkt nicht daran, die natürliche Ausleſe im Wettbewerb ums Daſein auf dieſen Punkt der menſchlichen Geſellſchaft anzuwenden. Er iſt blind gegen dieſe Neutraliſierung der natürlichen Zuchtwahl durch ſolche Menſchenſatzung.

Es iſt wahr, ſelbſt unſer ſtehendes Heer von über einer halben Million Soldaten iſt augenblicklich noch eine internationale Notwendigkeit. Aber doch iſt es auf die Dauer einer der ſtärkſten Schädiger unſerer Volkskraft. Ohne dasſelbe würde eine halbe Million der kräftigſten Hände unſeres Stammes mehr produktiv thätig ſein und Brot ſchaffen für ſich und eine Familie, ſtatt vom Nationalreichtum unproduktiv zu zehren! Ohne dasſelbe würden jährlich 100 000 kleine Hausſtände zwei bis drei Jahre früher entſtehen als heute, hunderttauſend Mädchen zwei bis drei Jahre eher Mutter werden und den Volksſtand mehren, und 200 000 Kinder mehr geboren werden.

Allerdings übt der Soldat nicht geſchlechtliche Enthaltſamkeit. Aber wo befriedigt der Durchſchnitt ſeinen Geſchlechtstrieb? Bei gewerbsmäßigen Dirnen, bei denen es keine Alimente giebt.

Die Zahl derjenigen Männer, welche ſich während ihrer Dienſtzeit und namentlich in einem mitgemachten Kriege, abgeſehen von Verwundungen durch feindliche Geſchoſſe, eine dauernde Schädigung ihrer Geſundheit geholt haben, iſt keinesfalls gering, jedenfalls viel größer als man gewöhnlich annimmt. Trotzdem iſt nicht zu beſtreiten, daß in weitaus mehr Fällen die militäriſche Dienſtzeit günſtig auf die Körperkraft und Körperausbildung einwirkt, natürlich ſo weit die Körperanſtrengung ein gewiſſes Maß nicht überſchreitet und keine Mißhandlung nachteilig wirkt. Aber auch die Zahl derer iſt nicht unbedeutend, die durch Mißhandlung im Dienſte ſich gezwungen fühlen, ſich das Leben zu nehmen. Unſer Heer weiſt alljährlich ein halbes Tauſend Selbſtmörder auf, Selbſtmörder in den geſündeſten Jugendjahren!

Eine weitere Schädigung wird dem Volksſtand zugefügt durch die Eheloſigkeit, die zwangmäßige Eheloſigkeit von 83 Prozent unſerer Offiziere. Wenn ſich die Mehrzahl derſelben auch ſicher nicht durch geiſtige Fähigkeiten auszeichnet, ſo ſtellen ſie doch einen weit über den Durchſchnitt kräftigen Menſchenſchlag dar, deſſen Kinder, im kräftigſten Alter gezeugt, ſicher zur Hebung der durchſchnittlichen Körperkraft und Geſundheit beitragen würden. So tragen ſie ihren Kraftüberſchuß zu käuflichen Dirnen. Es iſt wahr, ſie leiſten nichts als was ein Turn- und Schießlehrer auch leiſten könnte, und Guſtav Freytag nennt ſie mit Recht unſere militäriſchen Turnlehrer. Eine höhere Bezahlung iſt daher ſicher nicht am Platze. Die heutige iſt ſogar zu hoch. Aber iſt das Offizierſein für ſo viele Gebildete ein Neben- und Ferienberuf, ſo könnte es auch für die Mehrzahl überhaupt eine Nebenbeſchäftigung ſein. Der Cölibat der Offiziere iſt nicht weniger unſittlich, als der Cölibat der katholiſchen Prieſter. Wie hier die intelligenteſten Söhne des katholiſchen Bauernſtandes von der offenen regulären Fortpflanzung ausgeſchloſſen und auf geſchlechtliche Abwege gedrängt werden, ſo dort die kräftigſten Söhne des Gebildetenſtandes. Beides bedeutet einen Verluſt für den Volksſtand.

Dem Vorteile der Körperkräftigung, welchen die Dienſtzeit etwa bietet, ſtehen auch bei dem einfachen Soldaten ſchwere Schädigungen gegenüber, die durch die Vorteile in keiner Weiſe aufgewogen werden. Dadurch, daß die Geſunden jahrelang zum Dienſt eingezogen werden, erlangen die Angekränkelten im Leben, in ihrem Berufe, einen gewaltigen Vorſprung und kommen eher zur Ehe als jene, die davon durch das Geſetz fern gehalten werden. Dadurch pflanzen ſich die Kranken früher alſo ſtärker fort als dies ſonſt der Fall ſein würde. Auch nach der Entlaſſung aus dem aktiven Dienſt haben die Geſunden noch Nachteile. Namentlich iſt es ſchwer für ſie eine feſte Stellung als nichtſtaatliche Angeſtellte zu erhalten, da Einberufungen zu Übungen und wenn dieſe vorüber ſind, immer noch die mögliche Einberufung für den Kriegsfall eine ununterbrochene Thätigkeit gefährden.

Im Kriege wird das Verhältnis noch ſchlimmer.

Die Starken ziehen aus, die Krüppel bleiben daheim. In die Reihen der Starken reißen die feindlichen Kugeln tiefe Lücken; die Krüppel daheim bleiben vollzählig. Ein großer Teil der Starken kehrt als ſiech fürs Leben zurück und welkt einem frühen Tode entgegen. Mehr als die Hälfte bringt nicht die alte Geſundheit unverkürzt heim, wo die Krüppel ohne Konkurrenz der Starken die offnen Stellen beſetzt haben und die heimgekehrten Krieger nicht ſelten brotlos ſind. Schallmayer faßt das Ergebnis dieſer Schäden zuſammen in den Satz: „Den mit körperlichen Mängeln behafteten Männern wird alſo bei uns die Gründung einer Familie indirekt erleichtert, den körperlich tüchtigeren wird ſie weſentlich erſchwert. Das iſt unſere gegenwärtige Zuchtwahl! Sie iſt der natürlichen gerade entgegengeſetzt!"

Die Einführung einer zweijährigen Dienſtzeit iſt ſchon inſofern ein Gewinn für den Volksſtand, als dadurch ein großer Teil geſunde tüchtige junge Männer ein Jahr eher ihrem Berufe zurückgegeben und in die Lage verſetzt werden, eine Ehe zu ſchließen. Vor zehn Jahren wies die Regierung den Gedanken einer zweijährigen Dienſtzeit noch mit Entrüſtung als eine Art Bundesverrat von ſich, heute ſtellt ſie ſelbſt den diesbezüglichen Antrag. So ändern ſich die Zeiten. Der zweijährigen Dienſtzeit wird in gewiſſer Zeit die einjährige folgen, vielleicht erſt dazwiſchen noch eine anderthalbjährige, und auf dieſem Wege werden die ſtehenden Heere nach und nach in eine Volksmiliz übergeführt werden. Sobald das Volk regiert und die Regierung mit dem Volkswillen in Einklang iſt, wird ihr Eifer für ein hohes ſtehendes Heer, auf das ſie ſich heute ſtützt, ohnedies bedeutend nachlaſſen.

Augenblicklich iſt ein ſtehendes Heer eine traurige Notwendigkeit, nichts mehr. Mit einer ſolchen, Soldatenſpielerei zu treiben in bunten Röcken, glänzenden Helmen und eleganten Waffen, liegt für das Volk keinerlei Grund vor. Ein ſchlichter grauer Rock ohne koſtſpieligen Aufputz ſtände ihm beſſer. Ein großer Teil des Geldes, welches das Reich für Militärzwecke aufbringt, wird zu koſtſpieligen bunten Aufzügen verwendet, zu Schauſpielen, die man dem Volke giebt. Damit dieſe möglichſt glatt ausfallen, iſt ein weitläufiger Gamaſchendienſt erſonnen, und ſtatt im Laufen und Springen, in der Körpergewandtheit und Körperkraft, wird der Soldat im Steifſtehen und Steifgehen erzogen. Mit ſinnloſem Wacheſtehen und anderen Spielereien, mit Knöpfeputzen und Offiziersdienſt wird ſo viel Zeit totgeſchlagen, daß zur wirklichen kriegsmäßigen Ausbildung ſchon heute kaum ein Jahr bleibt.

Ein gedienter Deutſcher, der zum erſtenmale engliſches Militär exercieren ſieht, kann ſich eines Lächelns kaum erwehren. Der eine hält das Gewehr ſo, der andere ſo, ſelten gehen zwei völlig gleichen Schritt, das Tempo ihrer Bewegungen iſt durchaus verſchieden — aber dieſer Eindruck ändert ſich doch gewaltig, wenn man dieſe Mannſchaften in gelöſten Schützenlinien im Hochland manövrieren ſieht. Die Gewandtheit in den Bewegungen, die Behendigkeit im Sprung, die Benutzung aller kleinen Vorteile des Terrains, die Kraft und Ausdauer, die dieſe Leute zeigen, ohne daß man ihnen irgendwelche Abſpannung anmerkte, iſt bewundernswert, und in allen dieſen Eigenſchaften, namentlich aber in der Muskelkraft und Körpergewandtheit ſtehen ihnen unſere deutſchen Linientruppen ſämtlich nach, am wenigſten vielleicht die Baiern und Württemberger. Durch eine zwei- oder dreijährige Dienſtzeit iſt dieſelbe überhaupt nicht zu erreichen, ſondern einzig durch eine Ausbildung des Körpers von früher Jugend auf. Sicher iſt heute unſere Dienſtzeit für viele eine körperliche Wohlthat, aber eine entſprechende Berückſichtigung des Leibes in der geſamten Erziehung würde für ſie eine noch weit größere Wohlthat bedeuten. Der gebildete Deutſche geht meiſt ſehr aufrecht, aber der gebildete Engländer iſt weit ſtärker als er, er wirft den Deutſchen trotz ſeiner Dienſtzeit ohne weiteres über den Haufen. Theodor Hertzkas Ausführungen über die Körpererziehung in ſeinem „Freiland" ſind außerordentlich treffend.

Unſere Klaſſiker waren bereits über die Ideale des Völkerhaſſes hinaus. Heute iſt man ſo tief in dieſe Roheit zurückgeſunken, daß man gerade das ihnen zum Vorwurf macht, und bei ihnen einen „Mangel an Nationalitätsgefühl" findet. Jemand der ſonſt einen Menſchen tötet, wandert ins Zuchthaus oder an den Block. Hier gilt Menſchentöten für erlaubt.

„Iſt das Töten im Kriege deshalb weniger Totſchlag", fragt Hertzka, „weil nicht der einzelne, ſondern der Staat, und dieſer häufig notgedrungen die Veranlaſſung dazu giebt?" und Carneri ſagt einmal: „Die Ziviliſation iſt und bleibt, in der That, zur Hälfte erlogen, ſo lange Kriege zwiſchen ziviliſierten Völkern nicht zu den Unmöglichkeiten gehören."

Der Erbadel mag in dem Heeresdienſt immerhin ſeine natürliche Thätigkeit ſehen. Der echte Geburtsadel, der Adel, dem die Natur größere perſönliche Tüchtigkeit geſchenkt, hat mit demſelben nichts zu thun. Er iſt nicht nur unwiderruflich über jene Totſchlagsideale hinaus, ſondern muß auch gegen eine rohe Form des Wettbewerbes ums Daſein proteſtieren, welche die Tüchtigen fortrafft, während ſie die Untüchtigen leben läßt.

So lange an Stelle der Landesgrenzen noch nicht Volksgrenzen getreten ſind und der Wettbewerb der Völker dadurch völlig in einen wirtſchaftlichen und volksſtandwirtſchaftlichen umgewandelt iſt, werden Volkskriege eine wirtſchaftliche Notwendigkeit ſein; denn der Schwächere wird dem Starken vorausſichtlich nicht gutwillig weichen wollen, ſondern zu den Waffen greifen. Aber ein wie großer Prozentſatz aller Kriege ſind bisher Volkskriege geweſen? Weit über neunzig Prozent Fürſtenkriege, Kabinetskriege, Religionskriege.

„Um Worte mußten Völker ſich ermorden,
Um Worte ward der Himmel flammenrot,
Um Worte ſchlug der Sohn den Vater tot,
Und ein Tedeum ließ der Papſt erſchallen,
Nachdem um Worte Tauſende gefallen.“

In der Völkergeſchichte iſt oftmals der Fall eingetreten, daß ein Volk nach einer glänzenden Epoche gänzlich im Strome des Daſeins untergegangen iſt. Meiſt wohl, weil es ſeine Tüchtigſten im Kriege ſchlachten ließ und die Krüppel die Fortpflanzung beſorgten; weil es keine Ahnung hatte von einer Ökonomie des Volksſtandes, und nicht wußte, wo die ſtarken Wurzeln ſeiner Kraft lagen. Wir lernen Geſchichte heute, weit mehr als uns gut iſt, aber jenes fundamentale Geſetz, daß ein Volk, das beginnt, ein anderes zu unterzeugen, zu Grunde geht, und mögen ſeine Heere zehnmal Eroberungen machen, lernen wir nicht. Als es nach 1870 Mode wurde, Deutſchland von heute mit dem Rom der Kaiſerzeit zu vergleichen, wurden von mancher Seite auch Prophezeiungen über den baldigen Niedergang der deutſchen Macht laut. Aber ohne daß man ſich danach gefragt hätte, wie man durch eine weiſe Wirtſchaftskunſt den Volksſtand heben könne. Für ſolche Fragen hatte die Reichsregierung ſo wenig Zeit wie die Volksvertretung. Notenwechſel mit fremden Kabinetten, Vermehrung der Soldaten und die Verteuerung des Brotes waren weit wichtigere Aufgaben, und namentlich die letzten beiden Handlungen haben das ihrige redlich gethan, den Volksſtand zu vermindern. Teures Brot geſtattet dem Arbeiter weniger Kinder groß zu ziehen, und die geſteigerte Anzahl der Jahre, die alljährlich in der Armee verbracht werden, bedeuten ebenſo viele Kinder weniger für die Nation, und was das ſchlimmſte iſt, tüchtige Kinder weniger.

Der Aberglaube, daß die Völkergeſchicke durch Schlachten und Fürſten beſtimmt würden, hat das Vorurteil erzeugt, es ſei beſonders ehrenvoll, fürs Vaterland zu ſterben. Die Süße dieſes

Todes, die immer nur diejenigen geprieſen haben, die ihn nicht zu ſterben brauchten, iſt längſt aufgegeben worden. Bertha von Suttner hat ihr Wahndaſein ihrem Volke wieder einmal deutlich vor Augen geſtellt. Und ehrenvoll? Der Tod jedes Tüchtigen auf dem Schlachtfeld bedeutet einen unerſetzbaren Verluſt für den Volksſtand. Wer daheim bleibt und ſeine Kinder zu tüchtigen Menſchen heranzieht, die ſich durch ihre Arbeit ihr Brot verdienen, thut unendlich mehr für ſein Vaterland oder vielmehr für ſein Volk, als wer von einem Sprenggeſchoß über den Haufen geriſſen wird. Er vermehrt thatſächlich die Bevölkerungsſpannung ſeines Stammes und macht deſſen Bereich dadurch uneindringbar für jeden Fremden. Einzig die Bevölkerungsſpannung bedingt ja die Widerſtandsfähigkeit eines Volkes gegen äußere Feinde.

1870 iſt das deutſche Volk infolge des Spieles der Regierungen einer ſolchen Verſchlechterung unterzogen worden, und die langdauernden Kriege Napoleons des Erſten und die Greuel der franzöſiſchen Revolution haben die Tüchtigkeit des franzöſiſchen Volkes ſo weit herunter gedrückt, daß es heute ſich ſelbſt fortwährend unterzeugt. Das engliſche Volk iſt ſchon durch das Fehlen der allgemeinen Wehrpflicht nicht der gleichen Raſſeſchändung ausgeſetzt, und darum doppelt in der Lage, ſich geiſtig und körperlich über andere Völker zu erheben.

Wenn heute gleich ein Feind ins Land bricht und es unterwirft, ſich unter uns feſtſetzt und ſich mit unſeren Töchtern vermählt — wenn er unſer Volk unterzeugt, wenn er nicht mindeſtens an Zeugungen uns die Wage hält, ſo iſt er auf friedlichem Wege in drei Generationen aus dem Lande getrieben. Seine Reſte gehen in unſeren Enkeln auf, und ihnen gehört das Land allein. Nur dann, kann man ſagen, iſt ein ſiegreicher Krieg ein wirklicher Beleg für die Überlegenheit eines Volkes, wenn nach dem Friedensſchluß Einwanderungen der Sieger in das beſiegte Land ſtattfinden, wie heute deutſche Einwanderungen nach Frankreich.

Für die Kulturvölker wird mit der Zeit die Einſicht in die Schädlichkeit des Krieges und das Betrachten desſelben als Völkerverbrechen, in deſſen Falle alle anderen Völker Juſtiz üben würden, genügen, um das Kriegsgeſpenſt zu bannen, und gegen Einfälle unziviliſierter Horden würde ein Freiwilligenheer oder eine Volksmiliz, ausgerüſtet mit unſeren immer vollkommeneren Waffen ſehr wohl genügen, abgeſehen davon, daß alle wilden Völkerſtämme ſich numeriſch in ſtarkem Rückgange befinden und dem Ausſterben nahe ſind und nur etwa die mongoliſche Raſſe heute noch eine weſentliche Gefahr bedeutet.

Zur Abrüſtung kann die Staaten nur die Einſicht führen, daß nichts den eigenen Volksſtand ſo ſchwer ſchädigt, und ſeiner Wirtſchaftskunſt zuwiderläuft wie der Krieg, der den Tüchtigen wegrafft und den Untüchtigen Kinder zeugen läßt. Wenn man ſeinen wirklichen Vorteil verſtehen und das Ideal des Fortſchrittes der eigenen Gattung erſt hochhalten gelernt hat, dann wird dieſe Erwägung genügen, um den Krieg als eine veraltete, rohe und dem Sieger wie dem Beſiegten ſchädliche und nur dritten günſtige Form des Wettbewerbs um die Daſeinsmittel beiſeite zu ſchieben. Wenn Deutſchland und Frankreich ſich bekriegen, ſo ſchadet das beiden. Die Gewinnenden ſind die Völker, welche Frieden halten. Eine rückſichtsloſe Wirtſchaftspolitik des Volksſtandes müßte es alſo darauf anlegen, andere Völker immer gegeneinander zu hetzen, ſelbſt aber friedlich zuzuwarten und fleißig zu arbeiten, um endlich den Sieg zu gewinnen. In Europa hat nur ein Volk dieſe Politik verſtanden, das engliſche. Der Erfolg iſt nicht ausgeblieben. Zwei Hunde, die man öfter gegen einander gehetzt hat und die ſich mehrmals wechſelſeitig zerfleiſcht haben, ſind endlich ſo klug, nicht mehr aufeinander loszubeißen — Völker aber und Regierungen? Der Hund iſt nicht das einzige Säugetier, von dem ſie lernen könnten.

Malthuſianismus.

Mehr als einmal in neuerer Zeit haben ſich die Augen Denkender auf die Punkte gelenkt, welche in Wirklichkeit für die Geſchicke der Völker von maßgebender Bedeutung ſind. Aber alle Bemühungen in dieſer Hinſicht ſind zunichte gemacht worden durch ein Geſpenſt, das von Zeit zu Zeit durch die Völker gegangen iſt, durch die Furcht vor Übervölkerung, welche jede geſunde Ökonomie des Volksſtandes illuſoriſch gemacht hat.

Die Furcht vor Übervölkerung iſt uralt. Nur durch ſie erklärt es ſich, daß ſelbſt Solons Geſetze den Kindermord geſtatten und daß Plato in ſeiner Republik eine Reihe weiterer Repreſſivmaßregeln gegen die endloſe Zunahme der Bevölkerung vorſchlägt. Der Staat ſoll die Vermehrung der Bürger regulieren, ſchwächliche Kinder ſoll er töten. Daneben findet ſich aber doch ſchon eine Weiſung, welche auf künſtliche Ausleſe hinausgeht; Männern und Frauen ſoll es nämlich nur zur Zeit ihrer größten Kraft erlaubt ſein zu zeugen. Ariſtoteles beſtimmte ſogar dieſe Zeit der größten Kraft, wenn auch irrtümlich. Der Mann ſollte erſt mit dem ſiebenunddreißigſten, das Mädchen mit dem achtzehnten Jahre heiraten, und nachdem ſie eine gewiſſe Anzahl Kinder geboren, müßten durch Abtreibung weitere unmöglich gemacht werden.

Für die moderne Welt hat Thomas Robert Malthus das Geſpenſt wieder aus dem Grabe geweckt. Und er hat eine Anzahl Nachfolger gefunden. Der Verfaſſer der Principles of Social Science, John Stuart Mill und Charles Bradlaugh, Annie Beſant und Zacharias haben ſeine Gedanken weiter ausgeführt, und durch ſie iſt ſeine Doktrin in weite Kreiſe gedrungen. Ein ganzes Land hat ſie praktiſch zur Durchführung gebracht, und durch den ſogenannten Neumalthuſianismus mit ſeiner direkten Verhinderung der

Empfängnis iſt die Bewegung in ein neues Fahrwaſſer eingetreten. In Deutſchland ſträuben ſich weite Kreiſe immer noch in geſundem Sinne gegen dieſe Lehre, welche ihnen den Akt der Zeugung entweihen würde. Man erklärt den Malthuſianismus für unſittlich. Damit iſt nun freilich ſehr wenig gethan. Es heißt dies ja weiter nichts, als daß er dem heutigen Sittlichkeitsbewußtſein in Deutſchland zuwider laufe. Für den Franzoſen iſt er bereits nicht mehr unſittlich, weil er ſeinem Sittlichkeitsbewußtſein nicht mehr zuwiderläuft. Wenn ſich ſittliche Anſchauungen auch nicht von heute auf morgen ändern, ſo lehrt doch die Erfahrung, daß Dinge, die vor hundert Jahren für unſittlich galten, heute ſehr wohl als ſittlich gelten können und umgekehrt. Wenn ſich alſo nicht andere Gründe gegen den Malthuſianismus finden laſſen, als der Vorwurf der Unſittlichkeit, der keinerlei Grund darſtellt, ſteht es ſchlecht mit dem Kampfe gegen eine Lehre, welche die Armut lindern und allen gutes Auskommen ſichern will.

Aber in der That giebt es Gründe genug gegen ſie. Soviel auch darwiniſtiſche Scheingründe von Mill für ſie angeführt worden ſind, ſo ſteht ſie doch völlig jenſeits der Entwicklungslehre. Thomas Robert Malthus und ſeine engliſchen Nachfolger geberden ſich, als ob es eine natürliche Ausleſe nicht gebe, als ob ein Wettbewerb der Völker nicht vorhanden ſei, als ob das Volk, dem ſie angehören, allein auf der Erde, als ob es identiſch mit der Menſchheit wäre, oder als ob ſie ſchon allen anderen Stämmen, wilden und zahmen, dasjenige Maß von Brüderlichkeit und Entſagung anerzogen hätten, welches erforderlich iſt, damit nicht die Errungenſchaften des Präventivverkehrs bereits nach einer Generation von einbrechenden Feinden über den Haufen geworfen werden und dieſe das Erbe antreten, welches die Kinderbeſchränkung jener ſo reichlich geſtaltet hat.

Der Satz von Malthus, es ſei die natürliche Tendenz der Bevölkerung, daß ſie in geometriſcher Progreſſion, alſo wie 2:4:8:16 zunehme, während ſich die Nahrungsmittel nur in arithmetiſcher Progreſſion alſo wie 1:2:3:4:5 vermehren ließen, iſt eine durchweg willkürliche Aufſtellung. Beide können ganz nach den Verhältniſſen bald weit ſtärker bald weit ſchwächer ſein. Eine Verdopplung der Menſchen auf der Erde in 25 Jahren hat ſich bis jetzt noch nicht nachweiſen laſſen, während einzelne Stämme ſich in dieſem Zeitraum ſehr wohl verdreifachen können, andere in ihrer Zahl zurückgehen oder ſtillſtehen. Eins aber iſt heute ſchon klar, daß ſich nämlich die höheren Raſſen auf Koſten der niederen unabläſſig ausbreiten, daß in nicht allzu ferner Zeit nur noch Mittelländer und Mongolen die Erde bewohnen werden. Und dieſe Thatſache allein widerſpricht ſchon dem Geſetze, das Malthus beweislos hingeſtellt oder doch nur durch recht oberflächliche Folgerungen gewonnen hat, dem Geſetze des abnehmenden Bodenertrages. In Malthus Tage fällt faſt kein einziger Fortſchritt der landwirtſchaftlichen Produktion, und da die Nahrungsmittel offenbar nur durch ſolche Fortſchritte in einem ſchon längſt angebauten Lande vermehrt werden können, ſo ſchloß er daraus, daß es ein Geſetz des abnehmenden Bodenertrages gebe, nach dem der Ertrag in einem geringeren Maße wachſe, als die darauf zu verwendende Arbeit. Dieſes angebliche Geſetz iſt durch die Praxis längſt widerlegt. Die Anwendung künſtlicher Düngmittel und die Einführung von Maſchinen in die Landwirtſchaft haben den Ertrag der Fluren weit ſtärker ſteigen laſſen als die darauf verwendete Arbeit. Intenſiver Gartenbau und künſtliche Bewäſſerung werden hier in Zukunft noch weit mehr leiſten. Das Tier, die einzelne Tiergattung, iſt, von ackerbautreibenden Ameiſen abgeſehen, nicht imſtande, ſich ſeine Nahrungsmittel überhaupt zu vermehren. Der Menſch aber kann es. Damit fällt für ihn das notwendige Zurückbleiben des Nahrungsſpielraumes hinter ſeiner Vermehrung weg.

Das Maß, in dem die Bevölkerung zunimmt, iſt in den einzelnen Ländern ungeheuer verſchieden. Aus der Mitte unſeres Jahrhunderts, 1851, haben wir von dem franzöſiſchen Statiſtiker Moreau de Jonnès eine Überſicht darüber in den europäiſchen Staaten. Während in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ſich die Bevölkerung auch ohne Berückſichtigung der fremden Einwanderung durch ſich ſelbſt in 25 Jahren verdoppelte, brauchten die Länder Europas dazu folgende Zeit: Rußland 43 und England 53 Jahre, Deutſchland 76, Holland 100, Spanien 106, Frankreich 138, die Schweiz 227 und die Türkei mit ihrer Polygamie 555. Heute haben ſich die Verhältniſſe nicht unweſentlich geändert. Rußland ſteht noch immer an der Spitze; aber dann folgen Deutſchland und Großbritannien, dann Öſterreich-Ungarn mit einigem Abſtand, ferner Holland, Spanien u. ſ. w. In Frankreich iſt die Zahl der zur Verdoppelung der Bevölkerung nötigen Jahre noch fortwährend im Steigen, bei uns in raſchem Fallen, ja wir haben die Zahl Englands bereits unterboten, ohne jedoch darum Rußland zu erreichen.

In England iſt trotzdem die Zahl ebenfalls nicht unbedeutend gefallen; in den beiden letzten Jahrhunderten hat es infolge ſeiner immenſen Fortſchritte in Ackerbau und Induſtrie ſogar die ſtärkſte Bevölkerungszunahme überhaupt gehabt.

Im Jahre 1651 belief ſich die Bevölkerung von Großbritannien auf 6 Millionen, 1751 auf 7, 1851 auf 21, 1890 auf 33 Millionen (England mit Wales und Schottland, mit Ausſchluß von Irland). Es liegt auf der Hand, daß dieſe Zunahme der Bevölkerung einzig von der Vermehrung der nötigen Daſeinsmittel durch Arbeit abhängen kann. Um 1700 war dieſe noch ſehr gering, von 1751 bis 1851 dagegen ſo groß, daß die Bevölkerung ſich verdreifachen konnte, und bis 1890 hat ſie ſich, von 1751 an gerechnet, faſt verfünffacht.

Die Bevölkerungszunahme iſt außer der Schweiz und der Türkei von ganz Europa die kleinſte heute in Frankreich. Bereits von 1817 bis 1827 betrug dieſelbe dort kein ganzes Prozent mehr, ſondern nur wenig über ein halbes, 0,63%. Gleichzeitig vermehrte ſich die engliſche um 1,6% und die weiße Bevölkerung der Vereinigten Staaten um 3%. Im Durchſchnitt betrug die Bevölkerungszunahme Frankreichs in unſerem Jahrhundert kaum 0,5%, zeitweiſe wenig über 0,4.

In der Zeit von 1886—1888 kommen in Frankreich auf 1000 Einwohner 23,9 Geburten, in England 32,9, in Preußen 41,27 und in Rußland 48,8. Frankreich erzeugt alljährlich nicht einmal mehr eine Million Kinder. 1876 waren es 966 700 und 1887 956 000; Deutſchland erzeugt ſeit 1887 jährlich 2 Millionen.

Die raſcheſte Bevölkerungszunahme hat von den europäiſchen Ländern Rußland zu verzeichnen, und dies ſchon ſeit einem Jahrhundert. Zu Malthus Tagen ſtarb auf je 49 Ruſſen jährlich einer, aber bereits auf 26 vorhandene wurde je einer geboren. Auf das 1000 kommen da 39 Geburten. Die Geburtsziffer betrug alſo nahezu das Doppelte der Sterblichkeitsziffer. Seitdem hat Deutſchland dieſe Geburtenziffer oftmals überholt, aber diejenige Rußlands iſt weiter geſtiegen.

Bei den Slaven Rußlands kommen auf die Ehe heute ſieben Kinder, bei den Slaven Öſterreichs ſogar neun, bei den Deutſchen nur fünf, bei den Engländern vier, bei den Franzoſen drei. Immer noch ein verhältnismäßig günſtiges Verhältnis, da bei uns mehr Kinder erhalten bleiben durch unſere fortgeſchrittene Heilswiſſenſchaft, und durch Sanitätseinrichtungen und ſonſtige Schutzmaßregeln, Epidemieen doch immerhin eingeſchränkt ſind, während in Rußland die Cholera immer wieder nach Hunderttauſenden ihre Opfer fordert, und infolge des mangelhaften Verkehrs in ganzen Reichsteilen der Hungertyphus herrſchen kann, während andere Überfluß leiden.

Bei Zugrundelegung der mittleren Fortpflanzungszahl würde ſich die Menſchheit, wenn nicht Mangel an Nahrung entgegenſtände, in dreißig Jahren verdoppelt haben. Aller neunzig Jahre würde ſich alſo die Menſchheit verachtfachen. Wie bekannt, iſt dies aber nur auf dem Papiere der Fall, und wird es auch ferner ſein. Im Jahre 1982 werden ſchwerlich ſtatt der heutigen 1480 Millionen Menſchen 11 840 Millionen die Erde bewohnen. In jener Rechnung iſt einmal vergeſſen, daß ſich die innerhalb beſtimmter Landesgrenzen eingeſchloſſenen 500 Millionen unziviliſierter Menſchen ſchon deshalb nicht vermehren können, weil bei ihnen keinerlei Fortſchritt in der Landwirtſchaft die dazu nötigen Nahrungsmittel ſchafft und daß in ſehr vielen Fällen die Vermehrung eines Stammes nur möglich iſt dadurch, daß ein anderer zurückgeht, namentlich oft ein niedrigerer.

Wie raſch ſich einfach durch Zeugung die numeriſchen Verhältniſſe zweier Völker und daher ihre Machtverhältniſſe ändern, dafür nur ein Beiſpiel. Auf ſeinem heutigen Gebiete beſaß Frankreich 1806 28 572 569 Einwohner (im ganzen damals 29 107 425). Noch zehn Jahre ſpäter, 1816, beſaß das Gebiet des heutigen deutſchen Reiches nur 24 831 396 Perſonen, alſo faſt vier Millionen, oder faſt ein Sechſtel ſeiner Geſamtbevölkerung weniger. 1885 hatte das deutſche Reich 46 855 704 Einwohner, Frankreich hingegen nur 38 218 903. Das deutſche Reich hatte alſo über 8½ Millionen mehr, oder faſt ein Fünftel ſeines Volksſtandes. Heute liegen die Verhältniſſe noch anders. In ſieben Jahren hat ſich der deutſche Volksſtand auf 50 Millionen vermehrt, der franzöſiſche noch nicht auf 39. 11 Millionen Übergewicht auf unſerer Seite. Alles durch Überzeugung.

Schon Proudhon hat in ſeinen Contradictions Economiques gegen den präventiven geſchlechtlichen Verkehr den Vorwurf der Immoralität erhoben, freilich ohne ihn irgendwie zu begründen. Ein Urteil, das ſich einfach auf die herrſchende Anſicht ſtützt, hat wie bemerkt einer ſo ſchlagenden Deduktion gegenüber kaum irgend welche Bedeutung. Erſt durch die Entwicklungslehre iſt das Mittel gegeben, die Kinderbeſchränkungsforderung zu überwinden. Das Essay on the Principle of Population von 1798 wie Malthus Hauptwerk von 1803 mußten naturgemäß eifrige Anhänger und glühende Verfechter haben in den Jahrzehnten, wo man von Menſchenrechten ſchwärmte, die grundſätzliche Gleichheit aller Menſchen beteuerte und die weinerliche Mitleidsmoral der chriſtlichen Religionen ins Leben umzuſetzen verſuchte. Es war nur logiſch, daß man mit der Rückſicht auf andere ſchließlich dort anlangte, nicht mehr zu zeugen, damit andere zeugen könnten.

Als Erklärung der Thatſachen und Aufdeckung der wahren Urſache der Armut wird Malthus Lehre immer ihren Wert behalten. Das hindert aber nicht, die aus ihr abgeleiteten praktiſchen Ratſchläge aufs heftigſte zu bekämpfen und aufs entſchiedenſte zu verwerfen.

In der Natur ſind allüberall bei den Pflanzen und Tieren, zu deren Großwerden das Zuſammentreffen vieler Bedingungen erforderlich iſt, die Keime in unendlicher Zahl ausgeſtreut. Auch vom männlichen Samenſtrahl, von dem ein Sperma ein weibliches Eichen durchbohren muß, wenn die Befruchtung eintreten ſoll, enthält ein einziger Tropfen bis zehntauſend Spermen. Ohne dieſe Menge würde die Wahrſcheinlichkeit der Befruchtung ſo gering ſein, daß die Menſchheit ſich naturgemäß raſch verringern müßte. Diejenigen Individuen, deren Hoden die größte Anzahl von Spermen produzierten, hatten ſelbſtverſtändlich ſeit genauer Vorzeit vor den anderen einen bedeutenden Fortpflanzungsvorteil; denn ſie vermochten weit öfter Befruchtungen hervorzurufen als jene, und ſo ſtieg die Spermenzahl von Geſchlecht zu Geſchlecht.

Es iſt eine Thatſache, daß beim Menſchen tauſend Millionen von Spermen zu Grunde gehen, ehe ein einziges einmal eine Befruchtung erzeugt. Aus dieſer Thatſache haben z. B. Charles Bradlaugh und der Verfaſſer der Principles of social science gefolgert, daß es kein Unrecht ſein könne, auch bei einem oder vielen, ja allen anderen Tauſenden von Millionen vorhandener Spermen zu verhindern, daß eins oder wenige von ihnen eine Befruchtung herbeiführen. Aber dieſer Eingriff verſchiebt durch Veränderung eines der wichtigſten Entſtehungsverhältniſſe neuer Menſchen die Exiſtenzart unſerer ganzen Gattung. Seine Folgen ſind gar nicht abzuſehen.

Die heutige Durchſchnittszahl der Keime, die der Mann produziert, iſt ebenſo wie die Zahl der Eier des Weibes das Produkt einer Entwicklung von Millionen von Jahren. Ebenſo das Verhältnis der Zeugungsakte zu den Befruchtungen. Dasſelbe iſt durchaus trotz aller Schwankungen im einzelnen, ein feſtſtehendes. Abgeſehen von anfänglich unſcheinbaren Umbildungen, welche die Anwendung der meiſten präventiven Maßregeln im Laufe längerer Zeiträume, in den Zeugungsteilen ſelbſt hervorrufen muß, wird vor allem jenes Verhältnis der Zeugungsakte zu den Befruchtungen dadurch ganz weſentlich verändert. Unter normalen Verhältniſſen kommt heute in der Ehe vielleicht auf 2–300 Zeugungen eine Befruchtung. Man muß nicht glauben, daß die Veränderung dieſes Verhältniſſes zu 1000:1 ohne jede Folge für die Nachkommen bleiben kann. Welche Folgen es im einzelnen haben wird, iſt freilich ſchwer zu ſagen, indeſſen würde wahrſcheinlich die Empfängnisfähigkeit beim Weibe beträchtlich herabgemindert werden, während die Zeugungsluſt bei beiden Geſchlechtern durch anhaltende Übung dauernd wachſen würde. Die Geſchlechtlichkeit würde beginnen, einen weit größeren Raum im Leben einzunehmen, einen ſo großen, wie ſie heute in der Phantaſie des mannbaren Mädchens einnimmt, das zur Entbehrung des geſchlechtlichen Verkehres verdammt iſt; die Arbeitsfähigkeit würde dadurch natürlich ſinken, die Friſche leiden, namentlich beim Weibe wie heute bei zahlreichen Proſtituierten große Fettleibigkeit und Trägheit eintreten, und das Volk auch durch ſich allein zu Grunde gehen, abgeſehen von der Wahrſcheinlichkeit, daß ein anderes ihm ſeinen Beſitz entreißen würde. Werden innerhalb des Volkes immer nur ſoviel Kinder gezeugt, als bequem Unterhalt finden, ſo fällt nicht nur der größte Sporn zur Arbeit weg, ſondern auch die ausleſende Thätigkeit der Not, die nur die Tüchtigſten überdauern läßt. Natürlich iſt nicht zu erwarten, daß ſich dieſe Folgen bereits am nächſten Geſchlechte mit ſchreiendſter Deutlichkeit zeigen, aber daß ſie eintreten müſſen, iſt keine Frage. Die reichlichere Ernährung und gründlichere Erziehung, die allen Geborenen zu teil werden kann, wenn es deren nur wenige giebt, bildet keinerlei Äquivalent gegen das Mangeln der natürlichen Ausleſe.

Bei der Anwendung des ſicherſten Mittels zur Verhütung der Befruchtung, des Besarion occlusivum, welches keinerlei unmittelbaren körperlichen Schaden zur Folge hat, wie die meiſten anderen Mittel vollzieht der Mann den Zeugungsakt ganz vollſtändig. Auch für das Weib iſt er ohne jede Störung; nur das Zuſammentreffen der Spermatozoen mit den weiblichen Eiern iſt unmöglich gemacht. Mit der Verſeltenung der Schwangerſchaft bleibt aber trotzdem eine Thatſache beſtehen, welche unbedingt in irgend welcher Weiſe umbildend auf den weiblichen Körper einwirken muß, wenn wir auch heute wenig mehr vermögen als Möglichkeiten anzudeuten. Es iſt jedenfalls ein eigenes Zuſammentreffen, daß alle Malthuſianer, auch Mill, die Bedeutung der Unfruchtbarkeit infolge organiſcher Fehler völlig unterſchätzen. Namentlich in den gebildeten Klaſſen iſt ſie ſehr häufig. Jeder kennt drei, vier kinderloſe Ehepaare, ja weit mehr. Schon dadurch, daß unſere fortgeſchrittene Geburtshilfe auch noch unter ziemlich anormalen Verhältniſſen geſunde Geburten möglich macht, müſſen organiſche Fehler in den weiblichen Zeugungsteilen immer häufiger auftreten. Eine Mutter, die in der Wildnis niemals geſund geboren haben würde, kann ihre diesbezüglichen Mängel heute unbeſchadet auf vier Töchter vererben, bei denen die Empfängnis zur Unmöglichkeit geworden iſt. Leider fehlen über das Unfruchtbarkeitsverhältnis der franzöſiſchen Ehen im letzten Menſchenalter, und über das Steigen der Sterilität, das ganz gewiß vorhanden iſt, noch zuverläſſige Statiſtiken. Mit einigen großſprecheriſchen Schätzungen iſt es nicht gethan. Frankreich könnte ohne Frage das beſte Material für dieſe Frage liefern.

Ungeſtraft vergreift ſich kein Menſch an den natürlichen Verhältniſſen der Gattung. In irgend welcher Weiſe müſſen ſich die Folgen des Eingriffes zeigen; denn ohne Folge bleibt nichts in der Natur.

Malthus ſelbſt hat auf die Kinderbeſchränkung der Südſeeinſulaner hingewieſen. Aber daran, deren niedere Kulturſtufe dem Fehlen der natürlichen Ausleſe zuzuſchreiben, konnte er, der dreiviertel Jahrhundert vor Darwin ſchrieb, noch nicht denken. Und doch iſt dieſelbe ſicher mit die Urſache davon.

Unter dem Zuſtand der Vielmännerei überwiegen die männlichen Geburten, unter Vielweiberei die weiblichen. Das iſt das einzige Mittel, den beſtehenden Zuſtand zu erhalten, und zugleich eine Thatſache, die ohne menſchliches Zuthun erfolgt. Herrſcht heute unter den Germanen, wo die männlichen Geburten überwiegen, ſo viel Vielmännerei, unter den Semiten mit ihrer ſtärkeren Mädchenproduktion das Gegenteil? Jene Thatſachen ſind mindeſtens ein Beleg dafür, daß eine beſtimmte Form der Zeugungsverhältniſſe ſofort in einer Veränderung der Geburten eine beſtimmte Folge hat.

Noch andere Einflüſſe, welche auf das Geſchlecht der Geborenen wirken, ſind uns bekannt. Seit 1882 hat das ſtatiſtiſche Amt der Stadt Berlin das Geſchlechtsverhältnis der Kinder nach dem Alter der Mutter ausgezählt. Darnach kommen auf die jüngeren Altersklaſſen bedeutend mehr Knabengeburten, auf die älteren mehr Mädchengeburten. Ein Herabdrücken des Heiratsalters der Männer würde alſo genügen, um der infolge der größeren Knabenſterblichkeit überſchüſſigen Million Mädchen Männer zu ſchaffen, ſowohl augenblicklich als automatiſch für die Zukunft. Ebenſo hat das beiderſeitige Altersverhältnis der Eheleute Einfluß auf das Geſchlecht der Kinder. Eine dreizehn Jahre ältere Frau als der Mann hat noch einmal ſo viel, eine drei bis zwölf Jahre ältere Frau ein halbmal ſoviel, eine gleichaltrige (bis zwei Jahre ältere oder jüngere) etwas über ein Viertel mehr Knabengeburten. Iſt die Frau hingegen 3—7 Jahre jünger als der Mann, ſo hat ſie 7 % mehr, iſt ſie 8—17 Jahre jünger, ſo hat ſie 19 % mehr, iſt ſie über 18 Jahre jünger, ſo hat ſie 15 % mehr Mädchengeburten. Daraus folgt, daß für unſeren Bedarf an Knaben die Frauen im Durchſchnitt etwas älter in die Ehe treten ſollten. Eine Ausnahme beſteht nur für den Fall, daß die Mutter noch nicht das zwanzigſte Lebensjahr zurückgelegt hat. In dieſem Falle überwiegen nämlich faſt immer die Knabengeburten. Gegen ſolche Ehen iſt alſo von dieſem Standpunkt aus nichts einzuwenden. Indeſſen wohl von anderem, nämlich in Hinſicht auf die körperliche und geiſtige Entwickelung der Mutter.

Von welcher Tragweite hinſichtlich der Exiſtenzbedingungen unſerer Gattung eine allgemeine Einführung des Malthuſianismus ſein würde, läßt ſich nur ahnen, nicht beſtimmt vorausſagen. Nur daß Folgen eintreten müſſen wiſſen wir, aber nicht welche.

Nach Malthus ſelbſt iſt der Zweck der Verminderung der Geburtenziffer, für unſere Nachkommen günſtigere Daſeinsbedingungen, reichlichere Exiſtenzmittel zu ſchaffen. Es läßt ſich leicht nachweiſen, daß ſeine Maßnahmen in Wirklichkeit nur Unheil für jene hervorrufen müſſen. Und zwar in mehrfacher Beziehung. Potentiell wäre ein Elternpaar vielleicht durch ſechs Kinder fortgepflanzt. Infolge des Eingriffs in das Walten der Natur im Leibe der Mutter beſitzt es nur zwei. Zugegeben, daß es dieſen zwei eine ſorgfältigere Erziehung angedeihen zu laſſen imſtande iſt, als es bei ſechs vermocht hätte, ſo iſt doch die Möglichkeit, daß ſich unter ſechs Kindern zwei tüchtige befinden, dreimal ſo groß als unter eben nur zwei. Und auf die tüchtigſten Gattungsträger kommt bei der Entwickelung alles an. Einmal angenommen, was ja nicht der Fall ſein wird, von den ſechs gingen vier im Wettbewerb um die nötigen Daſeinsmittel zu Grunde, und nur zwei blieben überleben, ſo würden unter allen vernünftigen Verhältniſſen dieſe zwei die beiden beſten, widerſtands- und anpaſſungsfähigſten, geſündeſten und arbeitstüchtigſten ſein, während im anderen Falle, wo nur zwei exiſtieren, dieſe beiden nur mittels eines ſonderbaren Zufalles die beſten unter den ſechs potentiellen Geſchwiſtern ſein könnten. So wird die willkürliche Einſchränkung der Befruchtung zu einem Hemmungsmittel für die Weiter- und Höherentwicklung der Gattung, des Stammes, der eigenen Enkel.

In Frankreich hat das Zweikinderſyſtem den tiefſten Boden, die Miſchlinge aus Romanen, Kelten und Germanen ſind bereits am weiteſten degeneriert. Die Frauen ſcheuen die Schmerzen der Mutterſchaft und die Männer die Sorge, die ihnen eine große Familie auferlegt. Bereits heute drückt das Zweikinderſyſtem, das geiſtige Niveau Frankreichs herunter. Natürlich! Die niederen Stände vermehren ſich zahlreich wie zuvor. Die Gebildeten haben nur zwei Kinder. Ihre Zahl ſteht alſo nicht nur ſtill, ſondern da viele überhaupt nie heiraten, und die Kinder der Entnervten meiſt früh ſterben, geht ſie zurück. Folglich wird das Verhältnis der ungebildeten Schichten zu den Gebildeten mit jedem Jahre ein ungünſtigeres für letztere.

Unter einem ähnlichen Schaden leidet Deutſchland. Aber aus einem andern Grunde. Familien, die überhaupt Kinder haben, haben meiſt deren mehr als zwei. Aber es giebt nur allzuviele unter den Gebildeten, die nie oder doch nur ſehr ſpät dazu kommen, eine Familie zu haben, und das liegt vorzugsweiſe an unſerer langwierigen Erziehung und Vorbereitung für die Lebensbahn, welche jeder, der ein Gebildeter werden will, durchmachen muß.

Aber noch mehr.

Faſt überall in der Natur halten ſich ungünſtige und günſtige Einflüſſe faſt die Wage. Die günſtigen überwiegen gewöhnlich nur um ein Minimum. Darum auch der langſame Fortſchritt der Entwickelung durch Tauſende von Jahresmillionen. Jene Hemmung des Fortſchritts reiht ſich unter die ungünſtigen Daſeinsbedingungen ein. Sie iſt, wie gezeigt, eine ganz bedeutende. Sie verringert in dem benutzten Beiſpiele die Möglichkeit, ein tüchtigeres Kinderpaar, als die Eltern waren, zu zeugen, auf ein Drittel. Somit werden wahrſcheinlich mit dieſem neuen verderblichen Einfluß zuſammen die ungünſtigen Einflüſſe überhaupt überwiegen, und ein Rückgang der ganzen Gattung muß eintreten.

Dieſe Erwägungen treffen aber nur zu für den Fall, daß gleichzeitig bei allen 1480 Millionen Erdenmenſchen die Kinderbeſchränkung auf zwei Stück eingeführt wurde. Das iſt aber, wie nicht erſt bewieſen zu werden braucht, unmöglich. Angenommen die vorhandenen 357 Millionen Europäer führten dieſe Einrichtung gleichzeitig durch, ſo würden ſie im Verhältnis zu den ſich in gleichem Schritt wie bisher fortvermehrenden 1100 übrigen Millionen an Zahl fortgeſetzt zurückgehen, und während ſie heute faſt ein Drittel der geſamten Menſchheit ausmachen, bald nur ein Viertel, Fünftel, Sechſtel derſelben bilden, ſchließlich ganz verſchwinden und trotz aller ihrer erhabenen Kulturerrungenſchaften anderen das fette Erbe überlaſſen müſſen. Das wäre der Preis für ihre edelmütige Enthaltſamkeit oder ihre fleißige Benutzung des Besarion occlusivum.

Je mehr tüchtige Kinder der Menſch in die Welt ſetzt, eine deſto größere Wohlthat thut er ſeinem Volke, thut er der Menſchheit. Der Malthuſianer ſagt, deſto mehr vergrößert er die Zahl der Eſſer, alſo das Mißverhältnis zwiſchen Bevölkerung und Nahrungsmitteln, und deſto mehr fördert er die allgemeine Not. In beſchränktem Sinne iſt das ſcheinbar richtig. Dabei iſt vergeſſen, daß Menſchenkunſt heute die Nahrungsmittel produziert und daß der Teil, den die Erde ohne menſchliches Zuthun trägt, ein verſchwindend geringer iſt. Ebenſo, daß mit der Zahl der Eſſer auch die Zahl der Arbeiter wächſt. Wenn alle Menſchen heute begännen, jene Norm zu befolgen und möglichſt wenig Kinder zeugten, ſo würde der Erfolg nicht allgemeiner Reichtum ſein, ſondern die Rohheit und Stumpfheit längſt überwundener Jahrtauſende. Außerdem würde die zurückgehende Bevölkerung die Nahrungsmittelmenge nicht mehr auf der früheren Höhe halten können und ſomit keinerlei Überfluß haben. Sie würde mit ihr zurückgehen.

Auch dieſe Möglichkeit deckt ſich nicht mit den wirklichen Verhältniſſen. In Wirklichkeit wird immer nur ein kleiner Teil der

Bevölkerung eines Landes das Mittel zur Anwendung bringen, und zwar derjenige, deſſen Mütter die Schmerzen der Mutterſchaft und deſſen Väter die Anſtrengungen der Vaterſchaft ſcheuen. Wenn ſie zu Grunde gehen, ſo verliert die Menſchheit an Tüchtigkeit nichts. Sicher iſt dies bei den meiſten Menſchen der Fall, welche ſich zu dem Malthuſianismus bekennen. Neben ihnen aber giebt es auch ohne Zweifel ſolche, welche in der Furcht vor einer drohenden Übervölkerung der Erde, alſo aus Gewiſſenhaftigkeit die eigene Kinderzahl beſchränken. Mit dieſer Art iſt leicht abzurechnen durch den Nachweis, daß ſie lediglich zu Gunſten der Gewiſſenloſen und deren Nachkommen auf Koſten der eigenen Kinder wirtſchaftet.

Angenommen, die Überzeugung, wir ſtünden vor einer drohenden Übervölkerung der Erde, würde allgemein und ebenſo der Glaube, man könne dieſem Übel nur durch Beſchränkung der Kinderzahl wehren. Dann würden doch immer nur die Gewiſſenhaften darnach handeln. Den Lumpen würde es nichts verſchlagen, trotzdem zehn Kinder in die Welt zu ſetzen. Die Gewiſſenhaften zeugen zwei, die Lumpe zehn Kinder, d. h. in wenigen Generationen giebt es bloß noch Nachkommen der Lumpe und keine mehr der Gewiſſenhaften.

Selbſt in der Form, ein jeder ſolle unter den heutigen Verhältniſſen nur ſoviel Kinder zeugen, als ihm ſein Einkommen zu ernähren geſtattet, iſt die Doktrin des Malthuſianismus unhaltbar. Man wird allgemein zugeben, daß die Beſitzenden keineswegs immer die ſtärkſten, geſündeſten, tüchtigſten ſind. Dem Reichen geſtattet ſein Vermögen zehn Kinder zu zeugen, dem Armen ſein Einkommen nur zwei. Handelten ſämtliche Einwohner eines Landes nach dieſem Geſetz, ſo würden ſich die Reichen fünfmal ſo ſtark vermehren als die Armen. Letztere würden ſogar überhaupt nicht mehr zu-, ſondern abnehmen, da oft genug in ſpäterer Zeit ein Kind ſtirbt, ohne ſich fortgepflanzt zu haben. Wenn die Beſitzenden auch die Tüchtigſten wären, ſo könnte man von einer wirklichen Ausleſe auf dieſem Wege reden. Dazu gehörte aber, daß der natürliche Wettbewerb nicht durch Erbſchaftseinrichtungen außer Übung geſetzt wäre, ſo daß nur diejenigen arm wären, deren Fähigkeiten ihnen nur einen mangelhaften Erwerb geſtatteten.

Aber jene Furcht, die Malthus erneuert hat, iſt ganz unbegründet. Allerdings iſt die Natur verſchwenderiſch mit ihren Keimen. Aber groß werden nur diejenigen, für die es Nahrung giebt. Es kann niemals mehr Menſchen auf der Erde geben, als Nahrung finden. Und bis man nicht den Nachweis führt, daß einmal mit einem Schlage ſich die Summe der auf der Erde vorhandenen Nahrungsmittel vermindern wird, ſo lange iſt ſolch eine allgemeine Hungersnot nur ein phantaſtiſches Hirngeſpinnſt.

Malthus hat in ſeiner Rechnung den Fehler begangen, den der Sozialiſt begehen mußte, und an den der Menſchheitsſchwärmer des achtzehnten Jahrhunderts wie der alte Philoſoph von Nazara nicht denken konnte: er hat alle Menſchen als gleichwertig für die Entwickelung angenommen, deren Bedeutung und deren Weſen er freilich noch nicht ahnen konnte. Er hat überhaupt noch nicht an eine Veränderlichkeit des Menſchengeſchlechtes gedacht, ſondern ſah in deſſen Leben noch ewigen Stillſtand. Heute, nach Darwin und nach dem glänzenden Siege der Entwicklungslehre auf allen Gebieten, fallen ſeine Argumente in ſich zuſammen. Das hindert freilich nicht, daß ihre Ergebniſſe noch in den Köpfen von Nationalökonomen und Ethikern fortleben. Gleichwohl hat auch Malthus in dieſer Frage ein unendliches Verdienſt. Nicht nur daß ſeine Aufſtellungen über die Bevölkerungsbewegungen Darwin die Anregung und die Grundlage zu ſeinen naturphiloſophiſchen Spekulationen gegeben haben, die er dann durch tauſendfaches Material begründen und zur Theorie erheben konnte, ſondern er hat auch zuerſt von der Vergangenheit den Blick denkender Menſchen in nicht utopiſcher Weiſe auf die Zukunft gelenkt.

Die Naturthatſache der zahlreichen Keime und des Triebes der Gattungserhaltung ſetzt unaufhörlich Millionen von Weſen in die Welt, die nach der anderen Naturthatſache der Begrenztheit der Nahrungsmittel nicht erhalten werden können. So iſt es überall in der Natur, und bei aller ſeiner Menſchenfreundlichkeit war es leichtfertig von Malthus, den Menſchen von dieſen Thatſachen auszunehmen zu wollen. Er ſah das Endziel menſchlichen Daſeins noch in der Erreichung eines individuellen Glückes vieler einzelner, und noch nicht in der Steigerung der Fähigkeiten der Gattung. Von dieſer wußte er noch nichts, aber jene ging ihm in ſeiner geringen Achtung vor dem Walten der Natur über dieſes. In dem Wunſche, dem Menſchen durch Aufhebung von Not und Mangel ein Leben über der Natur zu ſchaffen, war er auf dem beſten Wege, ihm durch Aufhebung der natürlichen Ausleſe durch den Wettbewerb um die Daſeinsmittel ein Daſein unter der bereits erreichten leiblichen und geiſtigen Vollkommenheitsſtufe zu bereiten. Der Verfaſſer der „Grundzüge der Geſellſchaftswiſſenſchaft“ verſteigt ſich ſogar zu der Hyperbel, in allen anderen Dingen ruhe unſer Heil in dem Gehorſam gegen die Naturgeſetze, aber in Bezug auf die Zeugungsorgane ſei es ſichere Vernichtung, ihren Naturgeſetzen zu gehorchen. Freilich hat ja auch dieſer noch immer unbekannte engliſche Denker ſein Werk vor 1859 geſchrieben, dem Jahre, in dem das Verſtändnis für den Wert des Konkurrenzkampfes der Kulturmenſchheit durch Darwin aufging.

Wem das als erſtrebenswertes Ziel erſcheint, daß die nächſten zehn Geſchlechter vielleicht unter möglichſt leichten Daſeinsbedingungen leben, und dann das ganze Volk aus der Geſchichte verſchwindet, der mag immerhin ſich zu dem franzöſiſchen Zweikinderſyſtem bekennen, und es als Wohlthat für das Volk predigen. Wir andern aber wollen dieſer Kurzſichtigkeit entgegentreten, wo wir ſie finden, wir anderen, denen das Wohl und die Größe unſeres Stammes am Herzen liegt.

Man iſt vielfach der Meinung, daß eine einmalige Verminderung der Geburten für eine gewiſſe Zeit ſchon beſſere Verhältniſſe ſchaffen müßte. Aber mit einer Einführung der Kinderbeſchränkung für dieſe wäre gar nichts gethan. Auch eine ſtetige Eindämmung des Kinderſtromes würde nicht genügen. John Stuart Mill hat bereits gezeigt, daß die präventive Beſchränkung der Bevölkerung fortwährend geſteigert werden müßte, um die Geſellſchaft in Stand zu ſetzen, ihren Wohlſtand zu bewahren, falls nicht gerade außerordentliche Verbeſſerungen eingeführt werden, welche die landwirtſchaftliche Produktion erleichtern.

Noch in anderer Weiſe hat man den Strom der Kindererzeugung indirekt zu hemmen geſucht, d. h. nicht durch Anwendung mechaniſcher Mittel. So durch Aufrichtung von Eheſchranken und durch das Verbot nach dem Vater eines unehelichen Kindes zu forſchen. Die erſtere Einrichtung beſteht in weitem Maße in Deutſchland, die zweite in Frankreich.

Noch heute ſind wir über jene Einrichtung nicht hinaus, die jeder Wirtſchaftslehre des Volksſtandes ins Geſicht ſchlägt. Aber die Erhöhung der Eheſchranken vermindert die Kinderproduktion erfahrungsmäßig nicht einmal in gleichem Maße; denn parallel mit ihr ſteigen die unehelichen Geburten und die Proſtitution.

Das franzöſiſche Recht verbietet la recherche de la perternité und erreicht damit praktiſch eine Verminderung der Geburten. Das

Mädchen, dem die Laſt der Erziehung des Kindes aufgebürdet wird, das keinen Vater hat, wird ſich bedanken, ſich dem Manne ohne weiteres hinzugeben und wird, wenn es das thut, Mittel anwenden, welche die Empfängnis oder die rechtzeitige Geburt verhindern. So wirkt der Côde Napoléon nach der Seite hin, die dem Volke ſelbſt die ernſteſten Befürchtungen einflößt. Daneben ſteht das Zweikinderſyſtem, das in derſelben Richtung wirkt. Es hat allerdings die Folge gehabt, daß in dem letzten Menſchenalter in Frankreich die Kinderſterblichkeit bedeutend geſunken iſt. Bei uns iſt ſie heute um 10% größer als bei unſeren Nachbarn im Weſten. Aber doch befinden wir uns beſſer. Die Herabminderung der Geburten giebt den Eltern, wie allgemein anerkannt iſt, allerdings die Möglichkeit, mehr für die Kinder zu thun, ſie beſſer zu ernähren und ihnen im Krankheitsfalle den Arzt zu ſichern. Dadurch erreicht man jedoch nur, daß auch ſchwächliche Kinder erhalten bleiben, die ſonſt wegſterben würden, und nun, erwachſen, durch ihre Zeugungen die Gattung verſchlechtern. In Deutſchland iſt die Kinderſterblichkeit um 10% größer, aber jeder Sterbefall bedeutet, da doch immer die ſchwächlichſten ſterben, einen Akt der Ausleſe, und die zuletzt am Leben bleibenden Kinder ſind im Durchſchnitt weit geſünder als die Kinder des Zweikinderſyſtems, bei denen die Ausleſe viel geringer iſt. Das kann man grauſam nennen. Aber es iſt eine Thatſache der Natur. Und die Natur iſt grauſam, wenigſtens für unſere heutige weinerliche Mitleidsmoral.

Die Kinderſterblichkeit bedeutet allerdings einen gewiſſen Verluſt für den Volksſtand. Schon Malthus meint, und gewiß mit Recht, jedes Kind, das unter zehn Jahren ſterbe, bedeute für die Nation einen Verluſt alles deſſen, was bis zu dieſem Lebensalter für ſeinen Unterhalt aufgewandt worden ſei. Aber man kann darin noch bedeutend weiter gehen. Auch die Mutter des Kindes hat für deſſen Emporwachſen in ihrem Schoße ein bedeutendes Kraftmaß nutzlos aufgebraucht, und in vielen Fällen iſt für ihren Körper damit eine Schwächung verbunden, die nunmehr nach dem Tode ihres Kindes bleibt, während das Erzeugnis jenes Kraftaufwandes vernichtet iſt. Die Kinderſterblichkeit, namentlich im höheren Kindesalter, ſchädigt alſo das Nationaleinkommen und damit den Volksſtand ebenfalls etwas. Aber doch nicht in dem Maße wie die Verminderung der Kinderzeugung. Andererſeits hat die Kinderſterblichkeit eine enorme Bedeutung als Ausleſeprozeß. Denn bei ihr findet die Ausleſe inſofern radikal ſtatt, als ein ſieches Kind, das ſtirbt, niemals ſchon Nachkommen hinterlaſſen kann, während bei der heutigen Fahrläſſigkeit beim Heiraten ſchwindſüchtige Erwachſene nicht ſelten ſchon mit einigen Kindern die Raſſe verſchlechtert haben. Eine geſteigerte Kinderſterblichkeit in Wahl geſtellt mit einem Minder an Zeugungen iſt vom Standpunkte des Raſſewohles ſicher dieſem vorzuziehen, ſelbſt wenn wie heute in Preußen von den Lebendgeborenen 22% im erſten Lebensjahr ſterben.

Im Gegenſatz zu Mill und ſeinen engliſchen und deutſchen Gefolgsleuten iſt ſchon unſerem Büchner die Bedeutung der Volksvermehrung aufgegangen. Mit klaren Worten ſagt er: „Ein Volk wird durch Mehrung ſeiner Zahl nicht ärmer, ſondern reicher, namentlich dort, wo die verbeſſerten geſellſchaftlichen Einrichtungen jedem ein menſchenwürdiges Daſein möglich machen; und jeder neugeborene Menſch iſt ein Kapital, welches dem Ganzen durch Vermehrung der Arbeits- wie der Verbrauchskraft zu gute kommt. Nicht Überfluß von Menſchen, ſondern Mangel daran macht ein Land arm und verkommen, und Menſchenvermehrung nicht Menſchenverminderung heißt der Ruf, der im Namen der Kultur an die kulturfähige Menſchheit ergeht. Je menſchenleerer eine Gegend iſt, um ſo ärmer iſt ſie auch, und um ſo elender iſt der Zuſtand ihrer Bewohner, während umgekehrt in den europäiſchen Kulturländern der allgemeine Gradmeſſer des Wohlſtandes überall mit entſprechender Zunahme der Bevölkerung geſtiegen iſt . . . Große Hungersnöte entſtehen am leichteſten in dünn bevölkerten oder durch Krieg, Peſtilenz u. ſ. w. entvölkerten Gegenden . . . In Frankreich lebte noch im vorigen Jahrhundert die ländliche Bevölkerung in perpetuierlicher Hungersnot, obgleich ſie kaum mehr als die Hälfte der heutigen Bevölkerung betrug.“ Wenn die Bevölkerung eines Landes deſſen Nahrungsertrag überſteigt und Getreideeinfuhr braucht, dann iſt dies das denkbar beſte Zeugnis für ſeinen Fleiß und ſeine Tüchtigkeit. Denn durch ſeine Arbeit macht es ſich ferne Länder dienſtbar und zwingt ſie ihm den nötigen Unterhalt zu liefern.

Die jüdiſchen Sagen des ſogenannten alten Teſtamentes enthalten für unſer ſittliches Bewußtſein zahlreichere Rohheiten als irgend ein uns bekanntes Sagenbuch eines anderen Volkes; aber auch mancherlei Lebensweisheit ſteckt darin. Noch heute hält der Semit den Kinderſegen ſo hoch, wie einſt ſeine ſagenhaften Heroen, und er iſt ſich noch heute dunkel bewußt, daß er nur damit ſeinen

Stamm durch die Jahrhunderte erhalten hat. Bei uns hat man es längſt vergeſſen, daß dem eigenen Volke durch nichts beſſer gedient iſt als durch viele tüchtige Söhne und Töchter.

Auch das alte Indien kannte die Bedeutung tüchtiger Nachkommenſchaft. „Durch einen Sohn erlangt ein Mann einen Sieg über alles Volk; durch eines Sohnes Sohn genießt er Unſterblichkeit und durch den Sohn jenes Enkels erreicht er nachher das Reich der Sonne“ heißt es in Manus Geſetzen.

In Frankreich iſt man ſich dieſer Thatſachen recht wohl bewußt. In ſeinem „Ende einer Welt“ hat Drummont ſie ja offen vor jedermanns Augen geſtellt und wie zum Hohn auf ſein Heimatland den Spruch des Kanzelredners Lacordaire ausgeführt: „Manchmal ſterben die Völker ohne es zu fühlen, und erlöſchen in einer angenehmen, von ihnen ſelbſt geliebten Ruhe; manchmal ſterben ſie auch mitten in Freudenfeſten, indem ſie Siegeshymnen ſingen und ſich ihrer Unſterblichkeit rühmen.“ Er ſteht mit ſeinen Befürchtungen nicht allein.

Dumont hat in ſeinem Buche Dépopulation et civilisation, dem dreizehnten Bande der Bibliothèque anthropologique ganz richtig geſagt: „Wenn etwa zweihundert Perſonen bei fünf oder ſechs Eiſenbahnunglücksfällen ums Leben kommen, bricht die ganze Nation in Klagen aus und verlangt ſtürmiſch nach dem Einſchreiten des Staates. Die Entvölkerung des platten Landes dagegen, welche jährlich eine vielleicht tauſendfach größere Zahl von Bewohnern koſtet, verurſacht uns wohl eine unbeſtimmte Beunruhigung für die Zukunft, läßt uns aber im allgemeinen ſo gut wie ſtumm. Man gerät wegen der geringſten politiſchen Frage in Leidenſchaft, gegen die wichtigſte aller ſozialen Fragen verſchließt man jedoch die Augen und geht zu einem anderen Gegenſtand über.“

Wirtſchaftslehre des Volksſtandes.

Die Daſeinsbedingungen, unter denen Menſchenraſſen, Stämme und Völker heute auf der Erde leben, ihre Stellung zu einander, ihre Stärke und ihre Schwäche, ihr Aufſteigen und Niedergehen ſind abhängig von Mächten, welche uns der heutige Stand der Wiſſenſchaft wenigſtens zu einem beträchtlichen Teile zu kennen ermöglicht. Alle jene Mächte ſind uns noch nicht bekannt, namentlich wiſſen wir noch nicht in allen Fällen, warum ein Volk ſo ſtarker Vermehrung fähig iſt, ein anderes nur ſo viel ſchwächerer. Aber eins wiſſen wir, daß nämlich die Anſchauung des Volkes über ſein Aufſteigen und Niedergehen für dieſes von ungeheurer Bedeutung iſt, und daß es in vieler Hinſicht in der Macht des Menſchen liegt, jene Mächte zu ſeinem Heile oder zu ſeinem Schaden zu gebrauchen.

Es giebt eine eigene Wiſſenſchaft, die ſich mit dem Vermögen der Völker beſchäftigt, mit den Geſetzen von deſſen Steigen und Fallen. Seit Adam Smiths „Weſen und Urſachen des Völkerwohlſtandes“ iſt es die Aufgabe des Nationalökonomen geweſen, zu ermitteln, auf welchen Wegen ſich der Beſitz des Volkes ſteigern laſſe, und die verſchiedenſten Theorien treffen ſich doch in dem einen Punkte als Ziel. Es bleibt der Kernpunkt aller Volkswirtſchaft, und ihm zuliebe hat Malthus eine neue Ethik des Geſchlechtslebens erfunden, in der er die freie Bethätigung des zweitſtärkſten der Triebe dem Volkswohlſtand opfert. Es iſt das anerkannte Ziel der geſamten praktiſchen Volkswirtſchaft, den Nationalreichtum ſo hoch wie möglich zu ſteigern, und der Zuſtand, in dem auf jeden einzelnen Kopf eine möglichſt hohe Summe kommt, wird als der Idealzuſtand angeſehen. Alle Maßnahmen wirtſchaftlicher Art fußen auf dieſem Gedanken, und die theoretiſche Einſicht hat ihren Wert oft genug ſchon durch wohlthätige praktiſche Folgen bewieſen.

Bis heute giebt es aber noch keine Wiſſenſchaft vom Volksſtand ſelbſt, — ein Beweis, daß der Beſitz dem Volke mehr gilt als es ſich ſelbſt. Eine Wirtſchaftslehre des Volksſtandes — wozu auch? Volkskraft iſt da zum Verpuffen. „Iſt die Speiſe nicht mehr denn der Menſch und die Kleidung mehr denn der Leib?“ oder ſo ähnlich heißt es irgendwo in der hebräiſchen Litteratur. Der Eroberer wie der Malthuſianer opfert die Gattung dem Gelde. Was bisher unter dem Namen Geſellſchaftswiſſenſchaft und Geſellſchaftskunde gegangen iſt, das hat alles an der Auffaſſung gekrankt, daß das Geld mehr iſt als der Menſch, hat den Wettbewerb der einzelnen um die nötigen Daſeinsmittel, der nicht aufzuheben iſt, einfach ignoriert, an einen Konkurrenzkampf der Völker gar nicht gedacht und von dem Geſichtspunkt der natürlichen Züchtung noch nichts gewußt. Es iſt die Kunde geweſen, wie man Menſchen und Völker und ſelbſt Raſſen opfert.

Ernſt Renan hat einmal daraus, daß die alten Juden an ihren ſozialen Experimenten zu Grunde gegangen ſind, wenigſtens als Nation, den Schluß gezogen, daß die Völker, die ihr Schickſal durch ſoziale Weisheit ſelbſt zu geſtalten ſuchen, zu Grunde gehen. Und er hat bisher nicht unrecht. Auch die praktiſchen Folgerungen, die der Staatslenker aus der modernen Nationalökonomie zieht, müſſen die Schwächung der Volkskraft zur Folge haben. Aber jener Ausſpruch des franzöſiſchen Bibelkritikers braucht nicht auch für die Zukunft zu gelten — ſobald an die Stelle der Wirtſchaftslehre des Volksbeutels nur eine wirkliche Wirtſchaftslehre des Volksſtandes tritt. Die Einſicht in das Wachstum der Völker kann man doch auch zur Steigerung der eigenen Volkskraft verwenden. Daran dachte Renan noch nicht. Dieſer Gedanke gehört erſt der übernächſten Generation nach ihm an, — ſeinen Enkeln.

Im alten Rom hießen die Armen Proletarier, weil ſie dem Staate nur durch ihre Nachkommenſchaft nützten. Nur durch ihre Nachkommenſchaft! Als ob es etwas Größeres gebe, was der einzelne ſeinem Volke erweiſen könnte, als wenn er ihm eine Reihe tüchtiger Volksgenoſſen ſchenkte! Nur das völlige Darniederliegen einer Wirtſchaftslehre des Volksſtandes kann dieſe Betrachtungsweiſe erklären, nur es kann die Menſchen der Erkenntnis verſchließen, daß ein Volk aus Menſchen und nicht aus Geld oder Land beſteht. Trotz des ungeheuren Aufſchwunges unſerer Erkenntnis ſeit dem Jahre 1859, des gewaltigen Fortſchrittes im Verſtändnis alles Lebenden, hat ſich hierin nicht das mindeſte geändert. Geſellſchaftstheorie und Staatspolitik wandeln noch immer in den alten Bahnen und doch muß gerade hier die neue Erkenntnis völlig umbildend wirken. Durch das neunzehnte Jahrhundert geht in ſeinem geiſtigen Leben eine Teillinie, die es in zwei einander ganz fremde Stücke zerlegt. Das Teiljahr iſt aber nicht die Jahrhundertmitte, ſondern das Jahr 1859, in welchem Darwins „Entwicklung der Arten“ erſchienen iſt. Der Gegenſatz beider Stücke iſt um ſo größer, als die Stillſtandsweltanſchauung eben in Hegels Philoſophie noch einmal einen glänzenden Triumph gefeiert hatte, um dann für immer von der Entwicklungslehre abgelöſt zu werden. Über deren Begründetheit braucht man nicht mehr zu ſtreiten, und wenn der Patholog Virchow auf einem Gebiete, das gar nicht ſein Spezialgebiet iſt, fortwährend in ſeiner geſpreizten Weiſe gegen die beſſere Erkenntnis opponiert, ſo macht er ſich ſelbſt nur lächerlich.

Politik, Sozialwiſſenſchaft, Sozialethik — ſind für dieſe Gebiete vielleicht ſchon jene Erkenntniſſe verwertet, welche das letzte Menſchenalter über die Stellung des Menſchen in der Natur neu gewonnen hat? Jene Erkenntniſſe, die notwendigerweiſe wie in Biologie, Phyſiologie und Botanik alles umſtürzen müſſen, was wir bisher über die Lebensbedingungen des einzelnen, der Geſellſchaft und das Verhältnis von Staat zu Staat gedacht haben! Wenn der Menſch mit ſeinen Eigenſchaften einer ununterbrochenen Umbildung, Veränderung unterliegt, wenn es etwas Allgemein Menſchliches, das Idol des Humanismus, überhaupt nicht giebt, wenn ſich Einrichtungen wie Erbadel, Erbmonarchie vor dem Forum der Naturwiſſenſchaft nicht rechtfertigen laſſen, müſſen dann nicht in dem Urteil des Denkenden über dieſe Dinge gewaltſame Veränderungen eintreten, die wiederum auf eine Neugeſtaltung aller unſerer Einrichtungen zurückwirken müſſen? Und ſind dieſe Veränderungen nicht bereits eingetreten? Was iſt im Sinne unſerer neuen Weltanſchauung mehr, daß es der Menſch beſſer auf der Erde habe, d. h. mehr ſeiner Wünſche ſich erfüllen könne, das Ziel des Sozialismus, oder daß der Menſch beſſer werde, d. h. ſich reicher entwickle, neue Fähigkeiten erwerbe und dadurch zu einer höheren Gattung Menſch emporſteige?

Die Forderung des Sozialismus iſt jedenfalls, daß der Menſch in ſeiner Mehrzahl Daſeinsbedingungen erreiche, bei denen er keine Not leide, ſondern ſein ruhiges Auskommen habe, und dieſes Streben nach ruhigem Auskommen iſt heute ein enorm verbreitetes; nicht nur der Sozialiſt erſtrebt es für ſeine fernen Nachkommen, ſondern die Mehrzahl der Gegenwartsmenſchen, wenn ſie ein kleines aber ſicheres Staatseinkommen der mehr einbringenden aber unſichereren wirtſchaftlichen Unabhängigkeit vorzieht. Dieſer Zug nach ruhiger, wenn auch noch ſo einförmiger Thätigkeit iſt in unſerem Beamtenſtaate in erſchreckendem Maße ausgebildet. Er iſt eine Niedergangserſcheinung des Unternehmungsgeiſtes. Das Bild von einem Daſein, in dem es nur ruhige, ſich liebende, glückliche Menſchen giebt, iſt den Europäern ſeit anderthalbem Jahrtauſend ſo oft vorgegaukelt worden, daß es ſich wirklich in vielen Köpfen als erſtrebenswertes Ideal feſtgeſetzt hat. Und doch iſt es ein Ideal, welches völlig außerhalb der Entwicklung unſerer Gattung, völlig außerhalb von alledem liegt, was wir über dauernde Reſultate natürlicher Daſeinsbedingungen wiſſen. Allenthalben überlebt das Zweckmäßige in der Natur, oder, weniger unter menſchlichem Bilde geſprochen, das den Daſeinsbedingungen am beſten Angepaßte. Davon, daß das Glücklichſte überlebe, das ſich ſelbſt am wohlſten Fühlende, iſt noch nie etwas bekannt geworden. Im Gegenteil wiſſen wir, daß überall, wo die Daſeinsmittel beſonders reich ſind, ſich auch binnen kurzer Zeit Veränderungen innerhalb der Arten vollziehen, die ſie genießen, entweder numeriſche oder auch weſenhafte. Das Ziel, allen Menſchen Glück in Form eines recht auskömmlichen, behaglichen Daſeins zu ſchaffen, iſt ſchon darum auf die Dauer unhaltbar, ſelbſt wenn es in einem beſtimmten Zeitpunkte erreichbar ſein ſollte, — weil alsdann ſofort mindeſtens eine Vermehrung derſelben bis an die Grenzen des Nahrungsſpielraumes ſtattfinden müßte, im Falle von deren Verhinderung aber, etwa durch Vorbeugung der Befruchtung, numeriſcher und weſenhafter Rückgang, Vertierung, Unkultur, Verſchwinden der Menſchenraſſe. Vielleicht gelänge es dann einer anderen Affenart mit ſchmaler Naſe ſich im unerbittlichen Daſeinskampfe zu einer ähnlichen geiſtigen und körperlichen Höhe emporzuarbeiten, wie die, auf der die Kulturvölker heute ſtehen. —

„Glück für alle,“ das iſt ein Ruf, der eine Utopie einſchließt, ſo tief auch das Streben nach Glück im Menſchengeiſt wurzelt. Was iſt Glück? möchte man fragen wie: was iſt Wahrheit? Für jeden — Erfüllung ſeiner Wünſche. Aber auch dies nur, ſo weit ſie zu ſeinem Beſten ſind. Aber aller Menſchen Wünſche gehen auseinander, und jemehr der Menſch erreicht, deſto höher fliegt auch ſein Wunſch. Giebt es ſchon in dieſem Sinne „Glück für alle“ nicht, ſo giebt es dies auch nicht in dem Sinne reichlicher Nahrung für alle. „Glück für alle“ iſt ein Ziel, das außerhalb der Entwicklungsmöglichkeiten für uns liegt, weil es im Widerſpruch ſteht mit den Daſeinsbedingungen, an die, ſo weit heute unſer Wiſſen reicht, daß Beſtehen einer beſtimmten Gattung in beſtimmter Entwicklungsſtufe geknüpft iſt.

Es iſt ſinnlos, auf ein ſoziales Ziel hinzuarbeiten, daß außerhalb der auf unſerem Planeten vorhandenen Lebensbedingungen liegt. Das dieſen am beſten Entſprechende überlebt, und wo ſich künſtliche Züchtung und natürlicher Wettbewerb vereinen, Weſen zu ſchaffen, die den Lebensbedingungen unſerer Erde am beſten angepaßt ſind, da kann man Großes erreichen. Wo aber die Phantaſie und der ihr nacheilende Wunſch der Verwirklichung ihrer Bilder dahin ausſchweift, was jenſeits deſſen liegt, was wir von den Vorausſetzungen der Entwicklung nach aufwärts wiſſen, da kann am Ende nur der Niedergang der Raſſe ſtehen.

Kampf heißt das Weltgeſetz. Aus ihren Bahnen
Einander zerren wollen ſelbſt die Sterne,
Ein jeder wirkt in unermeſſ'ne Ferne,
Und ſeine Zugkraft wirbt um Unterthanen.

Die Pflanze kämpft. Sie will die ganze Erde
Erobernd überzieh'n mit ihren Kindern,
Und jede will's, und jede hilft verhindern,
Daß alles Land zur öden Haide werde.

Der Hirſch beweiſt in tötlichem Gefecht,
Das er der ſtärkſte ſei: dann darf er werben.
Des Schwächlings Bildung ſoll ſich nicht vererben,
Und ſchöne Stärke nur iſt Daſeinsrecht.

Die Erhaltung des eigenen Volkes, des eigenen Stammes, forderte es, daß wir nicht daran dächten, einſtiger Übervölkerung vorzubeugen, ſelbſt wenn dieſe möglich wäre. Wer kann wiſſen, ob nicht vielleicht in einem Jahrhundert bereits unſer Volk vor die harte Konkurrenz mit einem zähen, aufblühenden Stamme geſtellt iſt und es dann nur auf ein geringes Mehr an Zeugungskraft ankommt, um den Sieg für eins der beiden Völker zu entſcheiden? Darum heißt es haushälteriſch mit eigener Volkskraft umgehen, damit ſich die Vergeudung nicht einmal bitter räche. Alle Einrichtungen, durch die dieſe Verſchwendung betrieben wird, ſind auszutilgen und ſoziale Bedingungen zu ſchaffen, die immer nur den Tüchtigen gedeihliches Fortkommen ſichern, die Untüchtigen aber eliminieren und ſo nur die Tüchtigſten von den Kindern der Tüchtigen das Erbe des heutigen Geſchlechtes antreten laſſen. Frankreich iſt entſetzt über die eigene Unterzeugung, die jedes Jahr deutlicher wird, und wir lachen darob höhnend über unſere Schulter. Aber das allein genügt nicht. Wenn wir nicht bald beginnen, die Sparſamkeit auch im eigenen Volkskraftshaushalt einzuführen, wird es uns einſt gerade ſo gehen wie unſeren weſtlichen Nachbarn.

Wenn jedes Volk die Ökonomie der Volkskraft und des Volksſtandes lernt und ſich bemüht, ſeine ſozialen Einrichtungen ſo zu geſtalten, daß es die Tüchtigkeit des eigenen Stammes ſteigert, dann wird die Folge ſein, daß ſich die Menſchheit ununterbrochen geiſtig und leiblich hebt, und ſo wird der Volksdienſt in den Menſchheitsdienſt ausmünden. Das heißt mehr für die Menſchheit thun als mattherzigen Kosmopolitismus treiben, bei dem man an alle anderen Völker denkt, nur an das eigene nicht. Es iſt nun einmal Naturgeſetz, daß allüberall das Beſte überlebt. Wir alle wollen in dieſen Wettbewerb eintreten und hoffen, daß uns der Sieg zufällt. Erhält ihn ein anderer Stamm, und gehört ihm dann die Erde, dann werden wir zu Grunde gehen, aber mit dem Bewußtſein, für die Gattung und ihre Hebung gethan zu haben, was in unſeren Kräften ſtand. Im Ganzen iſt die Geſchichte der Menſchheit die Geſchichte ihrer Entwickelung zu reicherem und beſſerem Daſein. Trotz zahlreicher Rückſchritte, die nicht zu leugnen ſind, iſt es immer noch vorwärts gegangen.

„Aufwärts ja aufwärts geht der Menſchheit Gang
Wie ſich ihr Pfad auch krümmt und windet.“

Dieſe Erkenntnis greift immer mehr Platz. Viktor Hugo hat ihr ſchon in einer eigenen Dichtung Ausdruck gegeben. Graf Schack mit ſeinen Nächten des Orients, Wilhelm Jordan mit ſeinem Aſträos und Heinrich Hart mit dem Lied der Menſchheit ſind ihm gefolgt. Es iſt wahr, die Verachtung alles Natürlichen, welche das Chriſtentum predigte, ſeine Unterdrückung jeder freien geiſtigen Regung, finden ſich im alten Griechenland nicht. Aber es iſt endlich

Zeit, daß das Märchen von der Vorbildlichkeit dieſer Zeit für uns aufhört. Wenige große Werke ſind uns erhalten, das Schlechte iſt durch die natürliche Ausleſe zu Grunde gegangen, nun glauben wir, *alles* ſei ſchön geweſen. Sklavenwirtſchaft, Hetärentum und Knabenliebe, Bruderkriege, Revolutionen und haarſträubende Grauſamkeiten, das Spiel mit Menſchenleben und die Verachtung und rohe Unterdrückung des Weibes — über alle dieſe Punkte ſind wir — wohl unwiderruflich — hinaus und je mehr wir uns bewußt werden, was das Geſunde iſt und darum unſerer Aufmerkſamkeit und Pflege bedarf, deſto raſcher und höher werden wir ſteigen. — —

Es kann keine Frage mehr ſein, daß die Bevölkerung allerdings die Tendenz hat, weil ſchneller zuzunehmen als die Subſiſtenzmittel, daß die Bevölkerungszunahme durch Armut, Eheloſigkeit, Proſtitution, Enthaltſamkeit (und präventiven, geſchlechtlichen Verkehr) aufgehalten wird, daß ein dauernder allgemeiner Wohlſtand nur erzielt werden kann durch Vermehrung der Subſiſtenzmittel oder Verminderung der Geburten, und da eine raſche Vermehrung der Nahrung, welche der möglichen Zunahme der Bevölkerung die Wage hielte, unmöglich iſt, allein durch Verminderung der Geburten. Wer noch darüber ſtreitet, hat die einfachſten Geſetze der Volkswirtſchaftslehre nicht verſtanden. Er ſteht noch bei Adam Smith und hat den Umſchwung nicht begriffen, den in erſter Linie Malthus und Mill hier hervorgerufen haben. — — Aber, wo in der Natur iſt denn ein dauernder allgemeiner Wohlſtand vorhanden? Wo iſt ein ſolcher je mehr als nur vorübergehend das Produkt natürlicher Verhältniſſe? Nur das dauernde Sichhängen an Erbbeſitz durch Jahrtauſende hat die Kulturvölker ſo blind gemacht, daß ihnen möglichſt großes Wohlleben für möglichſt viele als ein erſtrebenswertes Ziel der Entwicklung erſchien, ja als das erſte von allen. Nur weil man ſich in der Geſellſchaft des Erbkapitalismus gewöhnt hat, den Wert des Menſchen nach dem zu bemeſſen, was er beſitzt oder einnimmt, und nicht nach dem, was er *iſt*, hat man auf dieſes von der Hauptſtraße der Entwickelung abgelegene Ziel ſich verſteifen können. *Der gerade Hauptweg der Entwickelung führt wo ganz anders hin, zu einer unendlichen Hebung der Fähigkeit zu Arbeit und Genuß für die menſchliche Raſſe.* Ein durch Verminderung der Geburten geſchaffener allgemeiner Wohlſtand kann höchſtens ein kurzes, wohl eben ſcheinendes Wellenthal ſein, über das über kurz oder lang die Wogen der natürlichen Kräfte doch wieder hinwegſchlagen, nichts mehr. In der ganzen Rechnung ſind der Wettbewerb um die nötigen Daſeinsmittel und die züchtende Kraft ſeiner Ausleſe vergeſſen, die allein die Völker auf ihrer Höhe halten; dabei iſt vergeſſen, daß wie der einzelne mit dem einzelnen im Volke, ſo Volk mit Volk, Stamm mit Stamm und die Menſchengattung mit der Tierwelt und den Naturgewalten beſtändig ums Daſein ringt, daß Völker unaufhörlich untergehen und andere auftauchen, daß die Staatengrenzen ununterbrochen ſchwanken, und aufſteigende Stämme niederſteigende verſchlingen. — Das alles, alles iſt vergeſſen. Malthus' praktiſche Vorſchläge, gerade wie die des Verfaſſers der Grundzüge der Geſellſchaftswiſſenſchaft, John Stuart Mills, Charles Bradlaughs und Annie Beſants, David Ricardos und Zacharias — ſie alle ſind Krämerpolitik, Politik der kurzſichtigſten Selbſtſucht, die ſich ſelbſt vor lauter Habſucht zu Grunde richtet. *Ausgedehnt auf ein Jahrtauſend muß die Kinderbeſchränkung jedes Volk zum Untergang führen ſtatt zur Weltherrſchaft.* Mittels der Eindämmung der eigenen Volkskraft und der Verpuffung derſelben in Zeugungen, bei denen die Befruchtung unmöglich gemacht iſt, erobert man ſich nicht den Erdball. Es iſt immer ein Zeichen des Raſſenniederganges, wenn ſich die Eltern nicht die Kraft zutrauen, die natürliche Zahl Kinder groß zu ziehen. Der Starke wird immer ſeine Freude haben an zahlreicher Nachkommenſchaft. Je größer ſie iſt, deſto größer wird die Wahrſcheinlichkeit, daß einige beſonders tüchtige Glieder in ihr ſich befinden. Immerhin mögen unſere Nachbarn in Oſt und Weſt, Süd und Nord ihre Kinderproduktion beſchränken und Reichtum ſchaffen. Wir wollen dann unſere zahlreichen Enkel ſchon das Erbe der Kinder jener antreten laſſen und durch Erziehung zur Arbeit dafür ſorgen, daß unſere Nachkommen die Nachfahren jener einfach durch beſſere Leiſtung von ihrem Grund und Boden vertreiben. Sobald ein Landſtrich auf friedlichem Wege durch deutſche Koloniſten von den einwohnenden Romanen geſäubert iſt, kann er ſich ja dem größten Staatsverband des deutſchen Stammes anſchließen. So machen Kulturvölker ihre Eroberungen. Sie arbeiten den Feind hinaus aus ſeinen eigenen Grenzen, ſie verleiben ihren Staatsverbänden nicht fremde Volksſtücke ein, die ſie anderen durch Sprenggeſchoſſe und Maſſenmord abgenötigt haben, bei dem die Geſunden fallen, während die Kranken überleben. Was hat dem Griechentum, dem Römertum, ihre Kunſt, ihre Kultur, ihr Staatsweſen, ihr Reichtum genützt, als die für jene Zeiten ungeheuren Germanenſcharen nach dem Süden Europas fluteten? Haben Römer die Schätze der Weltſtadt geerbt, oder nicht doch Germanen? Heute beſitzt Deutſchland 50 Millionen Einwohner, Frankreich 40. Wenn die heutige Bevölkerungszunahme bei uns fortdauert, wird ſich die deutſche Bevölkerung binnen 50 Jahren verdoppelt haben, alſo 100 Millionen betragen. Bei dem großen Gewerbfleiß des Deutſchen, der zahlreichen infolge der Kornzölle noch nicht in Anwendung gebrachten Verbeſſerungen der Landwirtſchaft, nach Aufhebung der Kornzölle, die durch Verteuerung der notwendigſten Nahrung reſtriktiv auf die Bevölkerungszunahme wirken, wird dieſe Verdoppelung ſicher möglich ſein, und das Land wird ſelbſt die nötige Nahrung für die Hinzukommenden bieten. Nehmen wir an, in Frankreich herrſcht unterdeſſen der Malthuſianismus weiter, die Bevölkerung bleibt ſtationär, wie ſie es heute iſt. Die Folge davon iſt eine außerordentlich „günſtige" Lage der arbeitenden Klaſſen, oder gleich kurz geſprochen: eine ſehr hohe Kopfſumme. In Deutſchland wird die Kopfſumme trotz etwas größerer Produktion bei der ſo viel dichteren Bevölkerung weit kleiner ſein müſſen. Nun iſt es aber wirtſchaftliches Geſetz, daß aus den Gegenden mit kleiner Kopfſumme und größerer Bevölkerungsſpannung ununterbrochen ein Abſtrömen nach Gegenden mit größerer Kopfſumme und kleinerer Bevölkerungsſpannung ſtattfindet. Nach Frankreich wird alſo eine außerordentlich ſtarke Einwanderung ſich den Weg bahnen, d. h. Fremde werden das Erbe der günſtigen Verhältniſſe antreten, die der präventive Geſchlechtsverkehr der Franzoſen geſchaffen hat, oder dieſe werden durch ihre Vorſorge ihre eigenen Enkel enterben, ja vernichten; denn es ſoll den durch eine hohe Kopfſumme verwöhnten ſchwer werden, wirtſchaftlich mit denen zu konkurrieren, welche eine viel größere Bevölkerungsſpannung auszuhalten gewöhnt ſind. Zwei Generationen Arbeit der Einwanderer müſſen, ſelbſt wenn noch der Erbkapitalismus beſtehen ſollte, den Beſitz in den Händen der Enkel der heutigen Beſitzenden bedeutend mindern.

Ein Einwand liegt auf der Hand. Das Mittel, welches die Vereinigten Staaten mit Erfolg gegen die chineſiſche Einwanderung angewandt haben und jetzt auch gegen europäiſche anzuwenden im Begriff ſtehen: Grenzſperre für fremde Arbeiter. Es kann kein Zweifel ſein, daß dadurch allerdings für eine gewiſſe Zeit die fremde Einwanderung abzuſchneiden iſt. Aber auch nur für gewiſſe Zeit. Mit jedem Tage werden in dem malthuſianiſtiſchen Lande die Verhältniſſe lockender, an den Grenzen der Bevölkerungsdruck ſtärker, und unausbleiblich kommt einmal die Zeit, wo die Polizeiaufſicht ihm nicht mehr gewachſen iſt und der fremde Stamm über die Grenze bricht, ſei es als friedliche Einwandererſchar, ſei es als Kriegsheer. Dann muß der malthuſianiſtiſche Staat ohne Frage unterliegen und die Verantwortung für den Menſchenkrieg trifft diejenigen, welche die Grenzſperre eingerichtet und dadurch die unnatürlichen Verhältniſſe geſchaffen haben, nicht das Volk, das ſich mit elementarer Gewalt ausdehnte. Denn wo die ſtärkere Expanſionskraft, da iſt auch das natürliche Recht auf weiteren Beſitz.

Das deutſche Volk kann heute dem Konkurrenzkampfe mit dem franzöſiſchen ruhig zuſehen; nicht demjenigen mit dem ruſſiſchen, das heute bereits an Zahl weit ſtärker iſt. Aber wenn es künftig mit ſeinem Volksſtand haushälteriſch umgeht, und deſſen Wirtſchaftskunſt zu einer Frage der Staatsverwaltung, ja zur erſten Frage derſelben macht, dann wird es dem wüſten Gegner, der alljährlich durch Hungersnot und Seuche aller Art, durch Alkohol und Verdummung ſich ſelbſt ſchwächt, wohl noch auf Jahrhunderte die Spitze bieten können.

Aber eins iſt not: daß endlich von der Centralleitung des deutſchen Volkes aus etwas in dieſer Richtung geſchieht, daß man an leitender Stelle ſich bewußt werde, was hier auf dem Spiele ſteht.

Wann endlich wird aber die deutſche Reichsregierung erkennen, daß es die Pflicht des größten ſtaatlich zuſammengefaßten Komplexes der Angehörigen eines Stammes iſt, deſſen Intereſſen im Wettbewerb der Völker um den Beſitz der Erde zu vertreten? Wann endlich wird es dieſe wirklich völkergeſchichtliche Sendung begreifen? Heute enden ihre Intereſſen hinter den ſchwarz-weiß-roten Grenzpfählen, die es — noch nicht einmal giebt. Wirtſchaftskunſt des Volksſtandes, Haushalten mit der Bevölkerung, Bevölkerungspolitik, liegen jenſeits deſſen, an was ſie denkt. Ein ſtatiſtiſches Amt giebt es, aber ſeine Zahlen ſind tot. Niemand verſteht ſie zu deuten, aus ihnen neue Weisheiten zu leſen. Die Landwirtſchaft und das Eiſenbahnweſen, das Heer und die Marine haben in Preußen ihre eigenen Miniſter — aber die Bevölkerung, das was den Staat bildet, das was den deutſchen Stamm darſtellt, der Volksſtand, das Volk hat keinen. Die Gründung eines Miniſteriums des Volksſtandes, das deſſen Intereſſen wahrzunehmen und weitſichtige Bevölkerungspolitik zu treiben hätte, wäre eine der wichtigſten Aufgaben, die des deutſchen Reiches oder zunächſt Preußens harrten. In ſeinen Händen würden eine ganze Reihe von Fäden zuſammenlaufen, die heute in verſchiedenen Reſſorts enden, ohne daß ihre Enden je verknüpft würden; ſeine Thätigkeit könnte das Wohl unſeres Volkes und ſeine Machtſtellung auf der Erde in ganz anderer Weiſe fördern, als alle ſtehenden Heere und Arbeiterſchutzgeſetze es vermögen.

Vom Volke müßte die Bewegung ausgehen, das Abgeordnetenhaus müßte aus eigener Initiative die Errichtung des neuen Miniſteriums beantragen. Das wäre der normale und geſunde Gang. Und doch, bis die Bewegung, die dies fordert, ſo weit angeſchwollen iſt, daß ſie äußerlich in Aktion tritt, kann noch viel Waſſer die Elbe hinabfließen. Darum, — wenn es gelänge, den Kaiſer für dieſe Frage, dieſe brennendſte Frage des Volkswohles, zu intereſſieren, wenn ſich durch Initiative der Regierung die Neuſchaffung eines ſolchen Portefeuilles erreichen ließe! — — — — Beſſer zehn Jahre eher als eine freie Gabe der Regierung als als Volksbeſchluß, wenn zehn Jahre weiter gegen die oberſten Intereſſen des Volkes geſündigt worden iſt! Ein Auswanderungsgeſetz wird doch über kurz oder lang zur Beratung kommen und Geſetzeskraft erlangen. Vielleicht ließe ſich damit die Schöpfung eines Miniſteriums des Volksſtandes verbinden. Arbeit würde ihm gewiß in reichem Maße zuſtrömen. Bald genug würde es zur allererſten Bedeutung gelangen und die anderen Miniſterien ſich dienſtbar machen. Ohne Gleichberechtigung mit ihnen würde es aber ſchwerlich gedeihlich wirken können. Das Miniſterium des Äußeren hat ſo viel mit ſeiner Kabinetspolitik, mit Notenwechſel und Botſchaftertum zu thun, daß ihm für dieſe wichtigſten Lebensfragen des Volksſtandes keine Zeit bleibt. Außerdem fallen nur zwei Drittel der Thätigkeit eines Miniſteriums des Volksſtandes nach außen, und ein Drittel nach innen. Aber das Miniſterium des Innern hat dafür auch keine Zeit. So bleibt die wichtigſte Arbeit, die für das Volk zu thun wäre, ungethan. Wie kann es auch anders ſein? Die mittelalterliche Geſchichtsauffaſſung, nach der Staatsverträge und Feldzüge die Geſchichte machen, herrſcht ja noch allenthalben in den leitenden Kreiſen, und die wirklich ſchickſalsbeſtimmenden Bevölkerungsbewegungen läßt man unbeachtet und begiebt ſich ſo der Macht über ſie. Die Einführung einer mit allen Mitteln der heutigen Wiſſenſchaft arbeitenden Wirtſchaftslehre des Volksſtandes, einer Bevölkerungspolitik im Großen in den Regierungsapparat des preußiſchen Staates, oder noch beſſer des Reiches, wäre eine Friedensthat erſten Ranges, würdig eines großen Fürſten, und ihre ſegensreichen Wirkungen müßten ſchon dem nächſten Geſchlecht zugute kommen. Ein Bureaukrat könnte einem ſolchen Poſten freilich nicht vorſtehen, aber ein Wirtſchafts- und Volksſtandspolitiker, ein Kaufmann mit weitreichender, handelspolitiſcher Kenntnis und gründlicher, naturwiſſenſchaftlicher Bildung würde ſich dafür wohl finden laſſen. „Im Jahre 1893 wurde in Preußen ein Miniſterium des Volksſtandes geſchaffen" werden die Knaben der nächſten Generation ſo aus ihren Geſchichtsbüchern lernen? Doch ſolche Dinge gehören ja bekanntlich nicht zur Geſchichte.

Alle jene Maßnahmen, welche die Wirtſchaftskunſt des Volksſtandes fordert, laſſen ſich zuſammenfaſſen unter dem Namen Volksdienſt. Nur der dient ſeinem Volke wirklich, der jene Gebote erfüllen hilft. Faſt alle Lebensgebiete werden von ihnen betroffen, und in alle Verhältniſſe greifen ſie ein. Eine völlige Umgeſtaltung unſerer ſozialen Verhältniſſe muß ihre Folge ſein. Mit einmaligen Maßnahmen iſt nichts gethan. Alles kommt darauf an, dauernd einen ſtarken Volksſtand zu erhalten, deſſen Glieder die Glieder anderer Volksſtände an Tüchtigkeit überragen, und das Land durch Wahrung der genügenden Volksſpannung für jeden Eindringling unzugänglich zu machen. Eine numeriſche und graduelle Hebung des Volksſtandes aber iſt einzig und allein zu erreichen durch ſoziale Reformen, welche allerorts den Tüchtigen auf Koſten des Untüchtigen förderten, an die Tüchtigkeit allein die materiellen Vorteile knüpften, und dadurch die Untüchtigen einer ſtarken Ausleſe ausſetzten. Numeriſche Überlegenheit bedingt noch nicht abſolute Überlegenheit. Welche kleine Zahl haben wir den viertehalbhundert Millionen Chineſen entgegenzuſetzen! Günſtigere Daſeinsbedingungen für ein Volk zu ſchaffen, iſt unmöglich, ohne daß man zugleich die körperliche und geiſtige Tüchtigkeit ſo hebt, daß das Ausland nicht mehr mit ihr konkurrieren kann. In jedem anderen Falle vernichtet fremde Einwanderung die errungenen Vorteile ſofort wieder. Neben der Zahl, ja über ihr ſteht die Intelligenz, und es iſt eine traurige Thatſache, daß gerade die intelligentere Städtebevölkerung ſich am ſchwächſten vermehrt, ja kaum auf ihrem Stande erhält. Für die geiſtige Schulung der Kinder, welche der Staat für ſeine Zwecke fördernd hält, für ihre

Einübung auf die veraltete chriſtliche Mythologie und andere Dinge giebt der Staat Unſummen aus. Für das, was ihm von weit höherem Nutzen wäre: eine möglichſt große Zahl körperlich und geiſtig möglichſt tüchtige Menſchen zu ſeinen Bürgern zu haben, thut er nichts. Ja dies verhindert er ſogar direkt bei ſeinen Beamten durch unſinnig lange Vorbereitungskurſe, deren Dauer mit dem durch ſie zu Leiſtenden in ſchreiendem Mißverhältnis ſteht, und durch Hungergehalte im Heiratsalter. Man kann direkt ſagen: der geiſtige Fortſchritt iſt deswegen ein ſo langſamer, weil die Gebildeten im Verhältnis zu ihrer Zahl weitaus zu wenig Nachkommen hinterlaſſen. Der intelligenteſte Teil des Volkes vermehrt ſich am ſchwächſten von allen, und die Intelligenz muß ſich daher immer wieder von außen her erſetzen. Dem iſt ſchon Jahrhunderte ſo.

Daß im Mittelalter trotz der großen Fülle von Denkſtoff, der ſich ſeinen Bürgern bot, das geiſtige Leben ſich ſo verhältnismäßig langſam entwickelte und ſtagnierte, liegt einmal daran, daß es den gebildeten Klaſſen, d. h. den Prieſtern, nicht geſtattet war, von geiſtig ebenbürtigen Frauen Nachkommenſchaft zu haben und ihre größeren geiſtigen Fähigkeiten auf dieſe zu vererben. Was an Intelligenz in einem Geſchlechte hinzugearbeitet worden war, erbte nicht fort, ſondern ging mit ſeinem eheloſen Träger, je beſſer, je gewiſſenhafter er es mit ſeinem Cölibat nahm, deſto ſicherer zu Grunde.

Bei allen nicht prieſterlich Begabten ſorgte die Inquiſition, daß ſie nicht zu alt wurden und Nachkommen hinterließen. Was geiſtig hervorragte, ſchaffte der Scheiterhaufen aus dem Wege. Die Dummen pflanzten ſich fort und hinterließen ihren Kindern ihre Beſchränktheit.

In katholiſchen Ländern verdirbt die Prieſterſchaft immer einen guten Teil des kommenden Geſchlechts. „Denn hier ſind die Prieſter durch die raffiniert unmoraliſche Einrichtung des Cölibats gezwungen,“ ſagt Ernſt Häckel, „ſich in das innerſte Heiligtum des Familienlebens einzudrängen; und indem ſie hier beſondere Fruchtbarkeit entwickeln, vererben ſie ihre unſittlichen Charakterzüge auf eine unverhältnismäßig zahlreiche Nachkommenſchaft.“

Den Fernerſtehenden kann es befremden, daß während England den geſamten europäiſchen Handel nach Nordamerika ausſchließlich beherrſcht, ſein Handel in Südamerika keinen Boden faßt. Es giebt britiſche Baumwollſpinnereien und Webereien, die ihre Produkte an Hamburger Kaufleute verkaufen, die ſie dann in Südamerika umſetzen. Warum? Weil der Deutſche eine Eigenſchaft beſitzt, die dem britiſchen Kaufmann fehlt und doch für den Handel mit Südamerika abſolut erforderlich iſt — nämlich die Sprachkenntniſſe. Man muß eine Ahnung haben, von der ungeheuren Zahl jüngerer deutſcher Kaufleute in britiſchen Handelshäuſern, die die auswärtigen Korreſpondenzen führen, um richtig beurteilen zu können, in welchem Maße namentlich dem Stockengländer die Fähigkeit zum Erlernen fremder Sprachen abgeht. Der Schotte und Ire ſind darin immerhin noch beſſer dran. Dieſer eine Vorzug des Deutſchen ſchützt den Hauptteil ſeines überſeeiſchen Handels vor der Konkurrenz des größten Handelsreiches der Welt.

Noch nie hat man gehört, daß in die Schweizer Uhrbaudiſtrikte Fremde eingewandert wären, obgleich in dieſen Teilen die Kopfſumme etwas höher iſt als rings umher. Aber das Bauen der feinen Taſchenuhren erfordert eine ſpezielle Begabung, die wie es ſcheint, völlig erſt mit mehreren Generationen erworben werden kann, und das hält die fremde Konkurrenz ganz von ſelbſt fern.

Auf etwa zwölf Lehrſtühlen an britiſchen Univerſitäten ſitzen Deutſche und behaupten ſich dort ein Leben lang mit Leichtigkeit. Wo ſind die Briten auf deutſchen Lehrſtühlen? Die enorme Begabung des Deutſchen zum abſtrakten Denken liefert allezeit eine ſo reichliche Zahl von Dozenten und Profeſſoren, daß ausländiſche Konkurrenz nicht aufkommen kann, obgleich an unſeren größeren Univerſitäten das Geſamteinkommen bedeutender Profeſſoren denen an den britiſchen durchaus nicht nachſteht.

Was für einzelne Felder gilt, gilt auch für das Ganze. Es iſt unmöglich, die Kopfſumme eines Landes dauernd zu heben, außer wenn man zugleich die Qualität der Arbeiter hebt. Wo alle Arbeit, die noch durch Menſchenhand gethan werden muß, ſo viel Geſchick und Denken erfordert, daß ausländiſche Arbeiter ſie nicht leiſten können, da läßt ſich die Summe, welche auf jeden Kopf kommt, beliebig ſteigern. Für die Schmutzarbeit mögen dann immer ein paar hunderttauſend Mongolen kommen — darum bleibt der deutſche Stamm doch die herrſchende Raſſe, ja dadurch wird er es erſt recht. Das iſt der einzige Geſichtspunkt, unter welchem eine wirkliche Bevölkerungspolitik ſegensreich betrieben werden kann.

Hebt die Kraft und Leiſtungsfähigkeit des Volkes in gleichem Schritt mit ſeiner Zahl. Legt alle die alten Schrullen, die alten Herren Griechen und Römer, wie die Reſte der alten jüdiſch-chriſtlich mythologiſchen Weltanſchauung in eine wohlverſchloſſene Kiſte, und erzieht die Kinder des Volkes zu tüchtigen, praktiſchen, geiſtes- und körperſtarken Gegenwartsmenſchen, und ihr thut mehr Gutes für euer Volk als alle Heere und Prieſter jemals — Unheil angerichtet haben.

Sozialismus und Sozialdemokratie.

Nicht bloß ihrer Zahl nach iſt die ſozialiſtiſche Partei heute die ſtärkſte Deutſchlands. Auch ihrem inneren Kern nach. Sie allein hat greifbare Ideale, ſie allein einen beſeligenden und erhebenden Glauben an deren Verwirklichung. Idealismus und Glaube aber ſind immer mit die ſtärkſten der Mächte geweſen, welche die Völkergeſchicke beſtimmt haben. Sozialismus und Sozialdemokratie ſind eine eigene Weltanſchauung geworden, freilich keine ganz einheitliche. Die wiſſenſchaftliche Erkenntnis der Welt ſteht in Widerſpruch zu ihrem Dogma von der Gleichheit der verdienten Löhne bei allen Menſchen. Aber doch eine Weltanſchauung. Wer ſie nur als politiſche Partei betrachtet, der unterſchätzt ſie gewaltig. Und ſie iſt ſchon längſt keine bloße Arbeiterpartei mehr.

Nur etwa zur Hälfte beſteht die „Arbeiterpartei“ aus „Arbeitern“ im alten Sinne, und auch unter ihnen befindet ſich ein hoher Prozentſatz tüchtiger Menſchen, die gern und ordentlich arbeiten und die dorthin nur der Haß gegen Zuſtände treibt, unter denen Tauſende von Nichtsthuern ſchwelgen, und diejenigen hungern, die im Schweiße ihres Angeſichts arbeiten. Aber in allen Ständen haben Sozialismus und Sozialdemokratie Anhänger. „Ein guter Teil der gebildeten Jugend unſerer Großſtädte iſt heute ſozialiſtiſch“. Und wer unter dem Völklein von Litteraten und Publiziſten, jungen Dichtern, Bildhauern, Studenten und Doktoren Beſcheid weiß, der weiß, wie verbreitet der Sozialismus da iſt. Verhältnismäßig wenige haben ihn überwunden. Unter den kleinen Beamten und Handwerkern iſt’s nicht anders. Sie alle erwarten von einer Umwälzung eine Verbeſſerung ihrer Lage.

So groß das Verdienſt der ſozialdemokratiſchen Bewegung iſt, daß ſie die herrſchenden Klaſſen aus ihrem Schlafe aufgeweckt hat, ſo beginnt die Bewegung doch nach und nach gefährlich zu werden, und wenn nicht bald ein dem ihren ebenbürtiges oder vielmehr überlegenes ſoziales Reformprogramm auf den Plan tritt, ſo erſteht allen Ernſtes die Gefahr, daß ein Teil ihrer Pläne in die Wirklichkeit umgeſetzt werden könnte, einfach durch das Wachſen ihres Einfluſſes auf die Geſetzgebung. Sammelt ſich das geſamte Kapital doch in immer weniger Händen und werden die Maſſen doch immer abhängiger von wenigen Erbkapitaliſten. Die Expropriation wird alſo immer einfacher, und die Verſtaatlichung alles Kapitals immer einleuchtender. Durch Bellamy iſt dieſe Betrachtung raſch populär geworden. Das Programm der ſozialdemokratiſchen Partei enthält eine große Menge Punkte, deren Vernünftigkeit jedem Denkenden mit der Zeit einleuchten muß — Entſcheidung über Krieg und Frieden durch die gewählten Vertreter des Volks. Errichtung eines internationalen Schiedsgerichts, Abſchaffung aller Geſetze, welche die freie Meinungsäußerung oder das Recht der Vereinigung und Verſammlung einſchränken oder unterdrücken. Abſchaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiöſen Zwecken. Die kirchlichen und religiöſen Gemeinſchaften ſind als Privatvereinigungen zu betrachten. Weltlichkeit der Schule. Obligatoriſcher Beſuch der öffentlichen Volksſchulen. Unentgeltlichkeit des Unterrichts und der Lehrmittel in allen öffentlichen Bildungsanſtalten. Erziehung zu allgemeiner Wehrhaftigkeit. Volkswehr an Stelle der ſtehenden Heere. Abſchaffung aller indirekten Steuern, Zölle und ſonſtigen wirtſchaftspolitiſchen Maßnahmen, welche die Intereſſen der Allgemeinheit den Intereſſen einer bevorzugten Minderheit unterordnen.

Das hier Aufgezählte bildet faſt das ganze ſozialdemokratiſche Programm. Wenige Punkte in ihm fehlen, und einen großen Teil ſeiner Wähler verdankt die Partei der „Genoſſen" den geſunden ſozialen Vorſchlägen auf ihrem offiziellen Aushängeſchilde. Der größte Teil unſerer fortgeſchrittenen Gebildeten könnte daher in jene Forderungen einſtimmen, welche ſie „gegenwärtig" ſtellt.

Aber dieſes Reformprogramm bildet nicht ihr Weſen. Den eigentlichen Kern des Sozialismus wie der Sozialdemokratie ſtellt doch die Umwandlung der Arbeitsmittel — Grund und Boden, Bergwerke, Gruben, Maſchinen und Werkzeuge, Verkehrsmittel in Gemeineigentum der Geſellſchaft dar und die Umwandlung der heutigen Konkurrenzproduktion in eine Ring- oder Truſtproduktion, deren Ring der Staat, die Geſellſchaft, die Geſamtheit bildet, und die nur ſo viel produziert als bedurft wird — und das iſt der Punkt, wo die Wege jener Partei und die derer, die ſich im Vollbeſitze der Bildung ihrer Zeit befinden, auseinander gehen, das iſt der Punkt, wo in jener Partei die phantaſtiſche Kombination die Stelle der vernünftigen Überlegung einzunehmen beginnt, und darum Kampf dem Sozialismus, Kampf der Sozialdemokratie!

Faſt alle die Gründe, welche bisher gegen Sozialismus und Sozialdemokratie angeführt worden ſind, treffen nur den Sozialismus. Sein utopiſtiſcher Zug fordert allerdings die Kritik auch in beſonderem Maße heraus, und zugleich iſt ſein zum Abſurdenführen nicht allzu ſchwierig. Auch die „Fortſetzer“ und Kritiker Bellamys, ſowie der Bekämpfer jener Bewegung in Deutſchland, Eugen Richter, wenden ſich weſentlich gegen die ſpeziell ſozialiſtiſchen Züge. Der Sozialismus, der Traum von einer möglichen Gleichmachung aller Menſchen iſt allerdings nichts als eine Utopie, aber ein Friedrich Engels, ein Karl Marx, ein Auguſt Bebel ſind doch mit einem ſolchen Wort nicht abzuthun. Zudem liegen die Wurzeln der ganzen Bewegung weit tiefer als jene Denker, vor allem Karl Marx meinten. Sie ſind nicht nur in dem Verlangen der Maſſen nach mehr Lohn, mehr Brot zu finden, ſondern ſie liegen in einer heute von der Wiſſenſchaft zwar überwundenen, aber doch ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts erſt recht populär gewordenen und populär gebliebenen Anſchauung, deren Wurzeln zwei Jahrtauſende zurückweichen.

Im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert, als ſich die geiſtig Freieren von der alten Kirche abzuwenden begannen, und auf der neu entdeckten griechiſch-römiſchen Bildung fußend, nach einem Stichwort ſuchten, daß ſie dem „chriſtlich“ gegenüber ſtellen könnten — fand ſich das Kampfwort „menſchlich“. Bis dahin war man „chriſtlich“ geweſen, jetzt wollte man „menſchlich“ ſein, ſtudierte „Humaniora“, war „Humaniſt“. In Wirklichkeit enthielt dieſer Humanismus ein beträchtliches Teil chriſtlicher Vorausſetzungen, aber dieſe ſah man nicht oder wollte man nicht ſehen. Noch ſtärker wurden dieſe vertreten, als nach Beendigung der Religionskriege des 17. Jahrhunderts die Philoſophie in England einen neuen Aufſchwung nahm, und die Bekanntſchaft mit fernen Erdteilen darauf hinwies, daß es auch außerhalb des Chriſtentums noch Menſchen gebe.

Da dehnte man die chriſtliche Wohlthätigkeit und Menſchenliebe, die bis dahin nur des Glaubens Genoſſen, wenn auch dieſen nur ſehr theoretiſch gegolten hatte, auf alle Menſchen aus, ſchwärmte zunächſt für die möglichſt Wilden und behielt von jener Zeit der Milde gegen alle, auch gegen degenerierte Verbrecher, die Humanität als ſittliches Hauptideal bei. Durch Rouſſeau, der aus Chriſten Menſchen warb, erhielt der Begriff des allgemein Menſchlichen ſeine Vertiefung. Alles was dem ſittlichen Zeitbewußtſein für gut galt, das benannte man mit dem Ehrennamen „menſchlich" und inſonderheit wandte man das Wort für die Gefühle des Mitleids an. Milde und Freundlichkeit als Gegenſatz zu Grauſamkeit nannte man „Menſchlichkeit", das Gegenteil „Unmenſchlichkeit". So erhielt man unmenſchliche Menſchen und menſchliche Unmenſchen.

Mit dem Maſſenkultus, der ſchon zur Zeit der erſten franzöſiſchen Revolution aufkam, ging die Theorie von der Rückſichtnahme auf die Mitmenſchen, auf die Brüder, parallel, und endlich war ſo viel davon geredet worden, daß man ſie für das eigentlich Normale und Gute, und den Selbſttrieb, um deſſen Verläſterung das Chriſtentum ſich ſchon ſeit faſt zweitauſend Jahren bemüht hatte, für eine Roheit, einen Abfall von der urſprünglichen Reinheit anſah. Die jüdiſche Sage über die Entſtehung der Erde begünſtigte dieſe Anſchauung. Die weichliche Gefühls- oder Verzichtmoral, welche Anfang des vorigen Jahrhunderts in England durch die moraliſchen Wochenſchriften aufkam und dann durch Richardſons Romane ſo populär wurde, die durch Gellerts „Schwediſche Gräfin" und ſeine moraliſchen Schriften ſo tiefe Wurzel in Deutſchland ſchlug — galt als ganz ſpezifiſch „menſchlich" und durch eine Reihe Werke Goethes und Schillers gehen dieſe Anſchauungen als Vorausſetzungen, auf denen ſich die ausgeſprochenen Gedanken aufbauen.

Der Sozialismus iſt weiter nichts als die Folge aus dieſen Anſchauungen. Seine Wurzeln liegen in der Wahnlehre von der Gleichheit aller Menſchen durch das Chriſtentum, und in der Menſchlichkeitsſchwärmerei des achtzehnten Jahrhunderts. Der „freie Vernunftmenſch" als Ideal, aber auch der politiſche Liberalismus iſt auf der Stufe der Humanität ſtehen geblieben. Wo er der altjüdiſchen und kirchlichen Moral entgegentritt, beruft er ſich auf den Geiſt der Humanität, in deſſen Zeichen unſer Jahrhundert ſteht.

Selbſt die von den Blindgläubigen am meiſten verketzerten „Materialiſten," wie Ludwig Büchner in ſeinem Buche „Der Menſch und ſeine Stellung in Natur und Geſellſchaft“, vertreten nichts anderes. Die ſich nicht mehr vor den Wahnidealen des asketiſchen Chriſtentums beugen, heben das Ideal „freier Menſchlichkeit,“ „reinen Menſchentums,“ „echter Humanität,“ „des allgemein Menſchlichen,“ „des ewig Menſchlichen,“ oder wie ſie es nennen, auf den Thron; als ob es etwas derartiges gäbe, was ſich durch die Jahrhunderte gleich geblieben wäre, als ob nicht jede Zeit ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert ihre ſpeziellen Ideale als die allein menſchlichen, menſchenwürdigen bezeichnet hätte. Wer heute einem Arbeiter Beſchwerden eines Feldzuges zumutete, wie ſie z. B. einige Kreuzzüge aufwieſen, der würde für „unmenſchlich“ gelten. Und doch galt ein ſolches Daſein dereinſt nicht nur als menſchenwürdig, ſondern ſogar als würdig eines bevorzugten Standes. Ihren Gipfel erreicht die Entwicklungsreihe dieſer Anſchauungen in dem Glauben an ſogenannte angeborne Menſchenrechte, den Köſting in die Worte zuſammenfaßt:

Die Menſchen ſind einander gleich geſchaffen,
Sie ſind begabt mit angebornen Rechten.

Man wußte noch nicht, daß die Rechte der menſchlichen Individuen zu den verſchiedenen Zeiten je nach den Anſchauungen der Lebenden ſehr verſchieden ſind, und glaubte an einen Naturzuſtand, in dem der Wirkungskreis des einen gegen den des andern durch einen magiſchen Zirkel abgeſchloſſen geweſen ſei, den es wieder herzuſtellen gelte.

Die Anhänger der Stillſtands- und Kreisbewegungslehren ſehen in der Verkündigung der Menſchenrechte in der erſten, großen ruhmreichen Revolution etwas Selbſtverſtändliches und zürnen gelegentlich darüber, daß etwas Ähnliches nicht bereits früher eingetreten iſt. Dabei vergeſſen ſie, daß die Erhebung zu einer Höhe der Abſtraktion wie ſie der Begriff Menſchheit vorausſetzt und die Gewinnung eines feſten Gefühlswertes für dieſen Begriff ſchon eine außerordentlich lange Entwicklung vorausſetzt. Mindeſtens hiſtoriſch fußt der Sozialismus auf dieſen Menſchenrechten und einzig in der naturwiſſenſchaftlichen Weltanſchauung liegt die Rettung vor ſeinen Idealen.

Eine Erkenntnis, die in der ganzen Natur Kampf, Wettbewerb und Einſtehen für ſich und das Seine, Machtſtreben und Kraftbethätigung ſieht, die den Selbſterhaltungstrieb als den Grundfaktor aller Entwicklung erkannt hat, der die Herdeninſtinkte erſt Sekundärwerte ſind, muß notwendig zu der Überzeugung führen, daß das Aufhören des Wettbewerbes des Einzelnen der erſte Schritt zum Niedergang der Gattung ſein müſſe, daß es jedes heilige Pflicht und heiliges Recht iſt, ſich nicht außerhalb des Kampfes ums Daſein drängen, ſich nicht von andern verſorgen zu laſſen. „Eine mit der Lehre Darwins übereinſtimmende Ethik“, ſagt Carneri, „kennt keine natürlichen oder angebornen Rechte, und kann daher auch bei Volksſtämmen nur von erworbenen Rechten ſprechen. Die bereits erworbenen Rechte können ebenſo wieder verloren gehen.“ Und: „Wie die Bürgerrechte im Staate durch den einzelnen, ſo müſſen die Menſchenrechte in der Staatengeſamtheit durch die Völker, durch die Menſchheit erworben werden.“

Durch den Darwinismus treten an Stelle der angeborenen Menſchenrechte, die der früher hypoſtaſierte „Schöpfer“ dem Menſchen bei ſeiner Erſchaffung als erbliches Eigentum mitgegeben, erworbene Rechte, die für jede Periode der Entwicklung andere ſind, und um deren Fortbildung auch die Gegenwart einen harten Kampf kämpft. Der Sozialismus beanſprucht z. B. eine Reihe ſolcher „Rechte“, die das ſittliche Zeitbewußtſein dem Menſchen künftig zuerkennen ſoll, z. B. das Recht auf Arbeit. Ein Teil der Gegenwartsmenſchen ſtimmt dieſer Forderung bereits zu, andere lehnen ſie noch ab. Sollte ſich einmal die Mehrheit zu ihr bekennen, würde die Kulturmenſchheit um ein erworbenes Recht, d. h. um eine geiſtige Schranke für ihr Handeln reicher ſein, der Starke würde an dem Schwachen wieder etwas von ſeinem natürlichen Machtbereich abgetreten haben. Einſtweilen kann uns noch Hertzkas Wort tröſten, daß im Gegenſatze von Gerechtigkeit und Kulturnotwendigkeit ſtets die erſtere unterliegen wird.

Man ſollte ſich in dem Zeitalter der Naturwiſſenſchaft darüber klar ſein, daß Gerechtigkeit kein Naturgeſetz iſt, das der transſzendenten Welt angehört, ſondern ein Ideal, eine Forderung, die auf der Eigenart unſeres Geiſtes beruht, und die das Strebensziel bildet, nachdem wir unſer Leben einrichten wollen.

Eine ſittliche Weltordnung iſt ein ataviſtiſcher Unſinn, trotzdem ihr größter Vertreter im neunzehnten Jahrhundert gelebt hat, und der Beziehungsbegriff Gerechtigkeit iſt einzig im menſchlichen Geiſte vorhanden.

„Das ewige Kauſalgeſetz,“ ſagt Carneri, „handelt nicht nach Grundſätzen der Gerechtigkeit, dafür iſt aber bei ihm auch die leiſeſte Ungerechtigkeit unmöglich. Ein jeder hat eben, was er nach der Aufeinanderfolge und dem Zuſammenwirken eines beſtimmten Komplexes von Urſachen und Wirkungen erlangen mußte.“

Noch immer ſind aus den Überzeugungen vieler Sozialdemokraten, aus ihren Zeitungsartikeln und Parteiflugblättern nicht ganz die Vorſtellungen verſchwunden, als ob es ſich im Sozialismus um die Wiederherſtellung von menſchlichen Ur- und Grundrechten handle, welche nur eine Zeit lang von dem modernen Staate, ja vom Staate überhaupt unterdrückt worden wären: — ſtatt um die Gewinnung von neuen Rechten, die Menſchen noch nie beſeſſen haben. — —

In derjenigen Form des ſozialiſtiſchen Staates, in der nicht alle gleich bezahlt werden, ſoll jeder das bekommen, „was ihm zukommt.“ „Was ihm zukommt!“ unter dieſer Redewendung verbirgt die ſozialiſtiſche Phraſeologie eine der ſchwierigſten Fragen des ſozialiſtiſchen Gemeinweſens. Was kommt denn unter hundert Arbeitern, alten und jungen, geübten und ungeübten, zwei Werkführern, drei Buchhaltern und einem halben Dutzend Fabrikhandwerkern jedem zu? Jede Zeit, jedes Land, jedes beſondere Ortsverhältnis beantwortet dieſe Frage verſchieden. Im alten Griechenland kam ihnen nach der Anſchauung der Zeit höchſtens Hungerlohn zu, keine Rechte, im feudalen Mittelalter nicht einmal der Ertrag des eigenen Grundes und Bodens, bis zur franzöſiſchen Revolution galten ſie als Menſchen zweiter Klaſſe und hungerten.

Was dem Menſchen zukommt oder nicht zukommt, beſtimmt im allgemeinen die menſchliche Anſchauung jeder Zeit, und auf dem Gebiete des Lohnes die Gleichung zwiſchen Angebot und Nachfrage in der betreffenden Arbeit. Irgendwie objektiv zu beſtimmen, einen wie großen Anteil an dem Werte eines beſtimmten Produktes, die Arbeit eines jeden von den hundertelf in einem Betriebe Beſchäftigten geſchaffen habe, iſt unmöglich. Es giebt kein natürliches feſtes Verhältnis der Werte, auch nicht der Werte verſchiedener Arbeit. Jedes Werturteil beſteht nur in der menſchlichen Anſchauung. Mit dem „allgemein menſchlichen“ naturrechtlich rechtsphiloſophiſchen Mäntelchen, das der Sozialismus ſeiner Löſung der Lohnfrage umhängt, iſt es alſo nichts. Es gehört, wie ſo viele ſeiner Argumente, in die Epoche der allgemeinen Menſchenrechte. Aber unter jener Phraſe verſteht der Sozialdemokrat doch etwas ganz Beſtimmtes, und zwar: — daß körperliche Arbeit beſſer bezahlt werden ſolle im Verhältnis zu geiſtiger, als dies heute der Fall iſt. Er will praktiſch die körperliche Arbeit höher werten; und darin iſt ihm nur zuzuſtimmen. „Wir wollen künftig für unſere Arbeit höheren Lohn haben", das iſt der Sinn jener Formel. Es iſt das Recht des Arbeiters, das zu verlangen, und es iſt ihm zu wünſchen, daß er die Mittel finde, es auch zu erreichen. Aber wozu das ſpekulative Mäntelchen?

Was jemandem für ſeine Arbeit zukommt, beſtimmt die Anſchauung der Zeit. Was es alſo gilt, iſt, dieſe Anſchauung ſo zu ändern, daß ſie dem Arbeiter einen größeren Anteil an den Früchten ſeiner Arbeit zuſpricht als bisher.

Schon der alte Malthus hat ſich deutlich gegen den Sinn des Rechtes auf Arbeit und die Forderung, daß jede Arbeit ihren Vollbringer ernähren ſolle, ausgeſprochen, und der Sozialismus ſollte ſich ſeine Worte vor allem geſagt ſein laſſen: „Die gewöhnlichen Deklamationen über die Armen, die wir ſo oft im Druck ſehen und beſtändig in der Unterhaltung hören, daß nämlich der Marktpreis der Arbeit immer hinreichen ſollte, eine Familie anſtändig zu ernähren, und daß man Beſchäftigung finden ſollte für alle, die willig ſind zu arbeiten, haben in Wahrheit den Sinn, daß das Kapital für die Erhaltung der Arbeit bei uns nicht nur unbegrenzt ſei, ſondern auch mit ſolcher Geſchwindigkeit vermehrt werden könne, daß, vorausgeſetzt daß wir gegenwärtig (1798) ſechs Millionen Arbeiter haben, wir nach einem Jahrhundert ſechsundneunzig Millionen haben könnten." Und an einer anderen Stelle: „Es giebt ein Recht, deſſen Beſitz man gemeinhin für den Menſchen beanſprucht hat, das er aber meiner Überzeugung nach weder beſitzt noch beſitzen kann, das Recht auf Lebensunterhalt, wenn ſeine Arbeit denſelben nicht zu erringen vermag. Unſere Geſetze ſagen allerdings, daß er dies Recht hat, aber ſie kehren damit die Geſetze der Natur um. Ein Menſch hat ganz dasſelbe Recht, tauſend Jahre zu leben, wenn er nämlich kann. Dies iſt eine Sache der Fähigkeit, nicht des Rechtes."

Die Ideen ſind niemals ſtärker als die Natur. Mit allen Ideen kann man doch die Geſetze der Entwicklung im Wettbewerb um die nötigen Daſeinsmittel nicht aus der Welt ſchaffen. Neue Anſchauungen können vieles thun, ſie können altererbte Vorurteile und menſchliche Einrichtungen vernichten, aber ſie vermögen ſo wenig die Schwerkraft aufzuheben, wie alle Menſchen gleichzumachen. Alle Gleichheitstheorien nützen da nichts. Vor den Thatſachen der Entwicklung muß auch der Sozialiſt ſich beugen, oder ſollte er ſich beugen, ſtatt ſich hochmütig über ſie wegzuſetzen. Je mehr in den menſchlichen Ideen das Verhältnis zum Ausdruck kommt, in denen die Kräfte der Natur zu einander ſtehen, deſto größer wird die Übereinſtimmung des Lebens der menſchlichen Geſellſchaft mit den natürlichen Lebensverhältniſſen außerhalb des Menſchen werden, deſto tüchtiger der Menſch ſelbſt.

Ohne Frage iſt die heutige Geſellſchaftsordnung noch mancherlei Verbeſſerung fähig; aber bei weitem nicht ſolcher, wie Sozialiſten und andere Utopiſten glauben. Will die Menſchheit oder auch irgend ein einzelnes Volk nicht zu Grunde gehen, ſo muß ſie und es ſich auf diejenigen „Verbeſſerungen" beſchränken, welche mit der Natur der Entwicklung im Einklang ſtehen. „Überfluß oder auch nur reichliche Nahrung für alle" iſt ein utopiſcher Wunſch, der ſich niemals dauernd in Wirklichkeit umſetzen läßt, und den nur noch ſolche hegen können, deren naturwiſſenſchaftlich volkswirtſchaftliche Bildung ſich in den beſcheidenſten Maßen hält.

Es iſt das Ur- und Grunddogma der Demokratie, daß allen gleiches Stimmrecht gebühre, dem Klugen und dem Dummen, dem Gebildeten und dem Ungebildeten, und gegenüber dem herrſchenden Erbkapitalismus iſt die Demokratie die einzige Gewalt geworden, die ſeine Auswüchſe einigermaßen im Zaume gehalten hat. Gegenüber der Autokratie der Fürſtenmacht hat ſie ebenſo geſchichtliche Verdienſte, die ihr niemand ſchmälern ſoll. Gegenüber der erblichen Bevorzugung ganzer Stände gab es kein beſſeres Loſungswort als „Gleichheit für alle." Es gab den ſich mächtig fühlenden Ständen der Arbeiter aller Art auf dem Hintergrunde damaliger Weltkenntnis das Bewußtſein des moraliſchen Rechtes, und ihren Forderungen einen ethiſchen Glanz. Und ſie glaubten in ihrer Überzeugung ehrlich daran. Aber heute, wo niemand in den beſtehenden Ständen eine mehr geheiligte Ordnung ſieht, ſondern nur ſoziale Mißſtände, die ſich auf dem Boden des Erbkapitalismus erzeugt haben; heute wo die Maſſen fühlen lernen, daß ſie an Leib und Geiſt ſtärker und friſcher, weniger abgebraucht und für die Zeugung des nächſten Geſchlechtes tüchtiger ſind, als die Erbreichen, heute hat jene Loſung auch ihr Recht verloren. Mit der Gewinnung dieſes neuen Kraftbewußtſeins, des Bewußtſeins, daß es das Bürger- und Arbeitertum iſt, welche das **Volk** bilden, und daß Erbadel und Erbkapitalismus nur die Schmarotzer am ſozialen Körper ſind, iſt die Demokratie ſchon über ſich ſelbſt hinausgegangen. Welcher Arbeiter mit geſunden ſtarken Armen und offenem Kopfe würde es nicht für eine Beleidigung halten, wenn man ihn mit einem Gigerl oder einem ſtolzierenden Leutenantchen auf gleiche Stufe ſtellte? Wer würde ſich mit dieſer beſcheidenen Schätzung noch begnügen?

Damit iſt auch jenes Dogma von der Gleichheit aller entwertet worden, — zu Gunſten der Arbeitenden und auf Koſten der Erbbeſitzenden.

„Die abſolute Gleichheit“ iſt, wie Hertzka ſagt, eine Hallucination des Hungerfiebers, weiter nichts. „Die Menſchen ſind einander nicht gleich, weder in ihren Fähigkeiten, noch in ihren Bedürfniſſen; Ihr Appetit iſt ſtärker als der meinige, Sie lieben vielleicht hübſche Kleider — ich gebe keinen Heller für dieſelben; dafür bin ich vielleicht ein Leckermaul, während Sie grobe Koſt vorziehen, und ſo fort, ohne Ende. Welcher Menſchenverſtand ſoll nun darin liegen, unſere beiderſeitigen Bedürfniſſe über denſelben Leiſten zu ſchlagen!“

„Man kann verlangen, — wenn auch nicht durchführen — daß alle Menſchen auf gleiche Brotrationen geſetzt werden, ſo lange man glaubt, daß der gemeinſame Reichtum, von dem wir alle zehren müſſen, eben nicht weiter als fürs liebe Brot reiche; denn ſatt werden wollen wir doch alle. Zu verlangen, daß jedem die gleiche Sorte und Menge Braten, Backwerk und Konfekt aufgezwungen werde, nachdem ſich herausgeſtellt hat, daß genug für alle, auch von dieſen guten Dingen vorhanden ſein könnte, wäre ſchlechthin läppiſch.“

Nicht zwei Pflanzen, zwei Tiere, oder zwei Menſchen ſind einander gleich. Nicht zwei ſtehen unter genau denſelben Exiſtenzbedingungen — eine Summierung von Abweichungen, die die Produkte aus Anlage und Daſeinsbedingungen notwendig noch verſchiedener geſtalten muß. Nicht nur haben alſo nicht alle Weſen derſelben Art gleich günſtige Ausſichten auf das Beſtehen im Wettbewerb, ſondern nicht zwei haben gleiche, und je mehr Geſchlechter auf Geſchlechter folgen, eine deſto größere Ungleichheit, Differenzierung muß notwendig eintreten.

Mit ganz verſchiedenen Kräften in den Wettbewerb geſtellt, mit ganz verſchiedenen Daſeinsbedingungen ringend und ſich den nötigen Lebensunterhalt verdienend, müſſen die verſchiedenen Weſen auch verſchiedene Schickſale, verſchiedenen Ausgang haben. Die ihren Lebensbedingungen gewachſen ſind, leben, die andern gehen zu Grunde. Die Ungleichheit, die allenthalben in der Natur herrſcht, erfordert das.

Ich habe einen großen, ſchönen, ſtarken, geiſtesgewaltigen, denkſcharfen und ſchöpfungstüchtigen Menſchen und daneben einen ungebildeten, ſchwachen, matten, lebensmüden, arbeitsunluſtigen, beſchränkten Geſellen. Nach dem Vorurteil, daß alle Menſchen gleich ſind, ſind auch dieſe beiden gleich. Daß ihre Eigenſchaften ſo wenig übereinſtimmen, wie die Geſamtſumme ihrer Leiſtungen, liegt auf der Hand. Für die Hebung des Menſchengeſchlechtes haben beide ebenſo keinesfalls denſelben Wert, für die Ausfüllung eines Berufes, für eine Aufgabe in der Geſellſchaft ebenſo wenig.

Die Gleichheit beider beruht ſchließlich darin, daß ſie beide Menſchen ſind und beide desſelben Geſchlechts.

Bebel beruft ſich auf einen Ausſpruch von Helvetius, nach dem alle gemeinhin wohlorganiſierten Menſchen mit beinahe gleichem Verſtande geboren und erſt durch Erziehung, Geſetze und Umſtände unter einander verſchieden gemacht werden. Nun, Helvetius lebte ein hübſches Teilchen vor Darwin, und kannte ja auch Francis Galtons Berechnung über die menſchliche Begabung noch nicht. Er ſtand mitten drin in dem Gleichheitsfanatismus des Rouſſeaualters, und kann heute als Autorität in dieſem Punkte ſicher nicht mehr dienen. Nach Bebel wäre Goethe als Sohn eines Schuhmachers wahrſcheinlich als ehrſamer Schuſtermeiſter geſtorben. Und der Findling d'Alembert? Er war der Pflegeſohn eines Glaſers, ſtarb aber nicht als Glaſer, ſondern war mit 24 Jahren Mitglied der franzöſiſchen Akademie.

Nach den ausgedehnten und auf ein reichliches Material geſtützten zuverläſſigen Begabungsſchätzungen von Darwins Vetter Franz Galton gruppieren ſich die Begabungsverhältniſſe in einer Million Menſchen etwa folgendermaßen: 513 582 Durchſchnitt, 241 538 unter Durchſchnitt und 2671. Schwach- und Blödſinnige. 221 538 erheben ſich deutlich über den Durchſchnitt und 2671 leiſten Ausgezeichnetes. In einem Gemeinweſen, das nur die gröbſten Thatſachen der Natur berückſichtigte, müßte die Güterverteilung etwa die gleiche ſein. Die 2671 Schwach- und Blödſinnigen und ebenſo alle ſchwer erblich Kranken von den anderen wären von der Fortpflanzung unbedingt auszuſchließen. Die 241 538 Unterdurchſchnittlichen müßten ſich quälen im Wettbewerb um die nötigſten Daſeinsmittel, die 513 582, alſo gut die Hälfte hätte gerade ihr gutes Auskommen, die 241 538 beſonders Begabten hätten weit mehr als das, und die 2671 hervorragenden Menſchen wären die Reichen. Natürlich würden hier noch weit mehr Abſtufungen eintreten. Galton ſelbſt zählt 16 verſchiedene Begabungsgrade, wobei er außer den Schwachſinnigen noch drei verſchiedene Stufen Irrſinnige unterſcheidet; aber auch dieſe Einteilung iſt ſelbſtverſtändlich noch nicht gegliedert genug. Bei den 241 538 Unterdurchſchnittlichen dürfte wohl am beſten die nur körperliche Arbeit einſetzen, aber dieſe Linie muß natürlich mit dem Bedürfnis nach ſolcher Arbeit auf- und niederſchwanken.

Eine weitere Gliederung entſtände in dieſer Menge, wenn man ſie auf ihre Geſundheit prüfen, ſie nach ihrer körperlichen Zähigkeit gliedern würde. Auf die bedeutenden Begabungen und die Überdurchſchnittsmenſchen dürften dabei wohl eine ziemlich hohe Summe Kranker kommen, weil unter den heutigen Verhältniſſen bei Neigung zur Ausbildung des Geiſtes meiſt der Körper gröblich vernachläſſigt wird. Diejenigen, denen Geſundheit und Begabung zukommt, ſind das wertvollſte Material für die Raſſe. Ein vernünftiges Gemeinweſen muß ihnen auch das beſte Auskommen ſichern und ſie in den Stand ſetzen, eine zahlreiche Nachkommenſchaft groß zu ziehen. Ein Begabter mit ſchwacher Geſundheit kann mit einem Gleichbegabten von ſtarker auf die Dauer unmöglich konkurrieren. Dieſer muß ihn im Wettbewerb natürlich ſchlagen. Dieſer Unterſchied in der Geſundheit muß ebenſo gut im Erfolg zum Ausdruck kommen, wie der in der Begabung.

Nach Marx ſchafft allein die Arbeit, gemeſſen an der Zeitdauer Werte, und einzig die geſellſchaftlich zur Herſtellung von etwas notwendige Arbeitszeit beſtimmt deſſen Wert. „Iſt jemand von der Natur ſo ſtiefmütterlich behandelt, daß er bei dem beſten Willen nicht zu leiſten vermag, was andere leiſten, ſo kann ihn die Geſellſchaft für den Fehler der Natur nicht ſtrafen. Hat umgekehrt jemand durch die Natur Fähigkeiten erhalten, die ihn über die anderen erheben, ſo iſt die Geſellſchaft nicht verpflichtet zu belohnen, was nicht ſein perſönliches Verdienſt iſt". „Perſönliches Verdienſt" ſind angeborene Tüchtigkeit und Fleiß allerdings nicht. „Perſönliches Verdienſt" gab es einſt in Kants Kritik der praktiſchen Vernunft, aber heute giebt es dies nicht mehr. Bebel hat ganz recht: Der Sozialismus iſt angewandte Wiſſenſchaft. — — — aber veraltete, überwundene oder mißverſtandene.

Eine gute That, die einem leicht wird, nennt Kant weniger verdienſtlich als eine, die einem ſchwer wird. Die Überwindung, die es einem koſtet, ſie doch zu thun, rechnet er als Verdienſt. Er vergißt dabei nur, daß die Fähigkeit, den eigenen Wunſch durch eine ſittliche Vorſtellung zu überwinden, ebenfalls ererbt iſt, und daß es keinerlei menſchliches Verdienſt iſt, ſie zu beſitzen.

Aber iſt darum der Tüchtige, der Begabte der Geſellſchaft nicht mehr wert als der Dumme und Faule? Verbindet die Natur nicht überall mit größerer Tüchtigkeit auch reichere Nahrung und günſtigere Bedingung der Fortpflanzung? Der Löwe kann auch nichts dafür, daß er ſeine Brüder an Kraft und Schnelligkeit übertrifft, aber doch überlebt er darum allein und bekommt Nachkommen, und ſie gehen vor der Geſchlechtsreife zu Grunde. Das iſt die Gerechtigkeit der Natur, mittels der ſie ein immer kräftigeres klügeres Geſchlecht züchtet. Sie verhöhnt Bebel mit ſeinen obigen Sätzen und an ihre Stelle will er einen Satz der chriſtlichen Moralſalbaderei und des Humanitätsduſels ſetzen. Nur indem die Schlechteſten ohne Nachkommen zu Grunde gehen und die Beſten ſich zahlreicher fortpflanzen, iſt eine Verbeſſerung der Nachzucht möglich. Das kann Herrn Bebel jeder Bauer ſagen. Aber das kümmert ihn nicht. Er giebt dem Tüchtigen und dem Untüchtigen als Lohn für ihre total verſchiedenen Leiſtungen gleichviel, „weil ſie nichts für jene Leiſtungen können."

Neben das Dogma von der Gleichheit der Menſchen tritt als würdiges Seitenſtück das andere von der willkürlichen Beſtimmbarkeit der Werte.

Ob mir etwas gefällt oder nicht gefällt, iſt zum Teil auf Rechnung der Anſchauungen zu ſetzen, in denen ich aufgewachſen bin, zum Teil iſt es aber auch eine Frage der Organiſation meines Nervenſyſtems. Wenn ich und tauſend andere nun eine gewiſſe Sache ſchön finden, und beſitzen möchten, dieſelbe aber einer unbegrenzten Vervielfältigung nicht fähig iſt, ſo wird unſer Wettbewerb um ein Exemplar von ihr ihren Wert immer höher ſteigern. Jeder wünſcht ſie und einer iſt immer zu einem größeren Opfer dafür bereit als der andere. Die Gleichung von Angebot und Nachfrage beſtimmt ihren Wert. Da kommt Karl Marx und befiehlt, einzig die auf ihre Herſtellung verwendete Zeit ſolle ihren Wert beſtimmen — er mag nur immer befehlen. Die menſchliche Schätzung wird er dadurch nicht ändern; er müßte denn gerade unſer Nervenſyſtem ſo umzugeſtalten im ſtande ſein, daß ſich gerade nur ſo viel Bewerber finden als z. B. — Plätze in einer Opernvorſtellung vorhanden wären und dieſen irgendwie ſuggeſtiv beibringen, daß ſie das Gehörte nicht höher ſchätzten als zum Marxiſchen Taxationswert.

„Mit dem Arbeitstage als Wertmaß“, ſagt Hertzka, „vermöchte — wenn er aus andern Gründen nicht unmöglich wäre — nur der Kommunismus zu wirtſchaften, der die Herſtellung des richtigen Wechſelverhältniſſes zwiſchen Angebot und Nachfrage nicht dem freien Verkehre überläßt, ſondern von Obrigkeitswegen bewerkſtelligt, dies aber ſelbſtverſtändlich nur in der Weiſe zuwege bringt, daß er niemand fragt, was er genießen und was er arbeiten will, vielmehr Genuß und Arbeit jedermann von Obrigkeitswegen vorſchreibt.“

Die Geſchichte der menſchlichen Geſellſchaft zeigt, daß ſchon die uns heute unglaublichſt ſcheinenden Zuſtände dageweſen ſind, die Zeit des Gattungseigentums, des Sklaventums, des Lehensweſens und der Frohnzeit — warum ſollte nicht auch einmal die Menge darauf dringen, den ſozialiſtiſchen Staat einzuführen? Ideen ſteigen auf und entwickeln ſich fort und formen die äußeren Verhältniſſe nach und nach um, und ſo entſtehen neue Daſeinsformen, die vorher für unmöglich galten. Nur wo ſich ihnen äußere Gewalt entgegenſetzt wie in Frankreich im Jahre 1789, da führen ſie auch zu Gewaltakten, aber der Anlaß dazu liegt nicht in ihnen, ſondern in dem verblendeten Widerſtand von außen. Es iſt genau wie bei dem Aufſteigen der Volksſtände. Wo man ihnen freien Lauf läßt, dienen ſie der Kultur, wo man ſie in Landesgrenzen einpreſſen will, da führen ſie zu Gewaltausbrüchen. Warum ſollen mindeſtens Einführungsverſuche des Sozialismus nicht möglich ſein? Stützt er ſich doch auf das erhabene Wort, daß er die menſchliche Selbſtſucht ausrotten wolle, die Selbſtſucht, der das Chriſtentum alles Schlechte und die Wiſſenſchaft alles Gute zuſchreibt!

Selbſtſucht — was iſt Selbſtſucht? Außer Selbſtloſigkeit giebt es vielleicht kein Wort in dem ethiſchen Wortſchatz unſerer Sprache, mit dem ſo viel Unfug getrieben wird. Jeder Menſch iſt ſelbſtſüchtig, inſofern ſein Handeln dadurch beſtimmt iſt, was ihm die meiſte Freude macht. Dem einen thut dies eine wohlbeſetzte Tafel, dem andern das Wohlbefinden eines geliebten Weſens, dem dritten die Übereinſtimmung ſeiner Handlungen mit ſeinen Idealen. Für ſich und die Seinen redlich zu arbeiten und zu ſchwitzen, iſt auch eine Form der Selbſtſucht. Und wer will gegen ſie einen Stein erheben? Eine heute ſittlich verwerfliche Selbſtſucht beginnt erſt da, wo das Individuum die Grenzen überſchreitet, mit denen das ſittliche Zeitbewußtſein ſein Handeln und damit zugleich auch den Machtbereich anderer umgiebt. So iſt Stehlen ein Akt der Selbſtſucht, Tyranniſierung anderer, Bedrohung anderer um ſeinen Eigenſinn durchzuſetzen, Betrug und Belügen anderer zu gewinnſüchtigen Zwecken ebenfalls.

Aber weil gewiſſe Formen der Selbſtſucht, die einſt für erlaubt galten, uns heute ſittlich verwerflich erſcheinen, iſt darum die Selbſtſucht überhaupt verwerflich? Die Selbſtſucht, der Eigennutz iſt der mächtigſte Antrieb des menſchlichen Handelns. Seine Abſchaffung würde dieſen Antrieb beſeitigen und Arbeitsunluſt großzüchten. Der Trieb nach Macht iſt nun einmal das Primäre, und jede Gemeinſchaft muß auf ihm fußen und muß die Herdeninſtinkte nur dazu brauchen, ſie zu ſeiner Einſchränkung in gewiſſen Fällen, die das ſittliche Zeitbewußtſein genauer beſtimmt, zu verwenden, ſich aber nicht einbilden, daß es möglich ſei, den Trieb zur Macht aufzuheben und an ſeiner Stelle die Herdeninſtinkte zur Grundlage des Gemeinweſens zu machen.

Unter den herrſchenden wirtſchaftlichen Zuſtänden arbeitet der Arbeiter noch lange nicht genug aus Eigennutz oder um Eigentum zu erwerben, wie dies wohl möglich wäre, ſobald ihm ein mit ſeiner Leiſtung wachſender Gewinn zukäme. Die Triebfedern der Arbeit ließen ſich allein dadurch ganz bedeutend vermehren. — —

Faſt zweitauſend Jahre hat es gewährt, ehe theoretiſche Philoſophie und ſoziale Praxis die notwendigen Folgerungen aus dem Kern der Chriſtenlehre gezogen haben.

Das neunzehnte Jahrhundert iſt der Geburtstag des philoſophiſchen Peſſimismus, der Schopenhauerei und Hartmannerei, der Folge der Verläſterung alles Geſunden, Frohen und Tüchtigen, und des Kommunismus, der Folge von der unſinnigen Lehre der Gleichheit aller Menſchen, geworden.

Aber weil es lange gewährt hat, bis man dieſe Folgerungen zog — ſind ſie darum weniger Folgerungen aus jenen irrigen Vorausſetzungen über die transzendente Welt?

Seit dem Beginn unſerer Zeitrechnung hat ſich menſchlicher Hochmut und menſchliche Unwiſſenheit über die natürlichen Verhältniſſe des Wettbewerbes um die Daſeinsmittel erhaben gewähnt und ſich eingebildet, eine Geſellſchaft ſchaffen zu können, welche von ihrer Berückſichtigung völlig abſähe. In dem Kommunismus der erſten Chriſten iſt einer der erſten weltgeſchichtlichen Verſuche damit gemacht worden, und nach 1800 Jahren haben dieſe Pſeudoideale in der Sozialdemokratie neue Belebung erfahren. Es iſt wahr, der Sozialismus wendet ſich in heftiger Fehde gegen den herrſchenden Aberglauben, proteſtantiſchen wie katholiſchen. Aber iſt er darum weniger ſein Kind?

Das, was der Sozialismus in dem in Europa herrſchenden Kirchenglauben haßt, iſt nicht deſſen Prinzip; denn das hat ſelbſt er ja mit ihm gemein, ſondern die Autorität.

Er wendet ſeinen Haß gegen Autoritäten wo er ſie findet, gegen den Staat wie gegen große Männer und ihre Leiſtungen.

In den Ideen, welche der Religionsunterricht der Volksſchulen, welche die heute noch immer übliche, veraltete Form der Gottesverehrung in die Köpfe der Kinder pflanzt, liegt der Keim der Sozialdemokratie.

Eine Lehre, die zu ihrer oberſten Forderung die „Selbſtloſigkeit“ hat und jedes Machtſtreben, jede Bethätigung der Kraft in eigenem Intereſſe, nur für einen Abfall von jenem urſprünglichen Zuſtande hält, es verläſtert und ſchmäht, muß notwendig zum Sozialismus führen.

Jemanden, der predigte, man müſſe dem Waſſerdampf durch ſtarke Abkühlung ſeine Kraft nehmen, wo man ihn nur finde, um ihn dadurch dem Menſchen unſchädlich zu machen und ſchließlich auszurotten, würden wir auslachen. Und thatſächlich ſind ja auch nicht auf dieſem Wege unſere großartigen Dampfmaſchinen entſtanden. Wenn uns aber ein Zelot predigt, wir ſollen unſere Selbſtſucht überwinden und um des Wohles anderer willen arbeiten, ſo lachen wir nicht, ſondern nehmen ihn wirklich wenigſtens bisweilen ernſthaft. Den Dampf haben wir in den Dienſt des Menſchen geſtellt, indem wir ſeine Geſetze begriffen und unſere Maßnahmen danach trafen. Begreifen wir alſo auch, daß, wenn wir uns die Selbſtſucht tauſendmal ausprediigen ließen, ſie doch in jedem jungen Geſunden wieder aufs Neue emporwachſen würde, daß es unſinnig iſt, ſie überwinden zu wollen, ſondern daß wir ſie dadurch zum Beſten der Geſamtheit verwenden müſſen, daß wir auf die höchſte Leiſtung für die Geſamtheit den höchſten Lohn ſetzen, mit der beſten Arbeit auch den größten Verdienſt gewohnheitsmäßig verbinden. In der Konkurrenz aller mit allen wird dann ganz von ſelbſt das höchſte Wohl erreicht werden, das alle Selbſtaufopferung niemals zu ſchaffen imſtande war. Wie der Waſſerdampf im Grunde doch die Maſchine treibt und nicht das Schwungrad oder der Kolben, ſo wird auch der Selbſttrieb immer zur Arbeit anſpornen. So wenig wie man den Dampf durch kaltes Waſſer erſetzen kann, ſo wenig den Selbſttrieb durch Selbſtopferung. Und auf den Selbſttrieb zur Erreichung großer Ziele verzichten zu wollen, iſt genau ſo töricht, wie allen vorhandenen Waſſerdampf abzukühlen oder einzuſperren, und die Laſten auf den Schienenwegen durch Sklaven ziehen zu laſſen, die knappe Fütterung erhalten und an ihrer Zugthätigkeit nicht im mindeſten intereſſiert ſind. „Ohne die beiden Vehikel der Betriebſamkeit (Eigennutz und Eigentum)“, ſagt Hertzka, „iſt an materielles Gedeihen irgend welchen Gemeinweſens gar nicht zu denken, zum mindeſten in ſolange nicht, bis die menſchliche Natur ſich nicht radikal geändert, oder die Arbeit aufgehört hat, eine Plage zu ſein. Jeder Verſuch, auf wirtſchaftlichem Gebiete den Eigennutz durch Gemeinſinn oder anderweitige ethiſche Triebfedern zu erſetzen, müßte ſchmählich Fiasko machen.“

Auch die beſte Moral wird es nie zu ſtande bringen, die Mehrzahl der Menſchen dauernd gegen das handeln zu laſſen, was ſie für ihr augenblickliches Intereſſe halten. Das Chriſtentum aber geht auf dieſes Ausſchöpfen des Meeres aus. Der Erfolg iſt ja bekannt. Will man die Menſchen zu anderem Handeln erziehen, ſo ſoll man ihnen lieber klar zu machen ſuchen, daß ihr wahres Wohl auf einem anderen Felde liegt, und man wird den mächtigſten aller Triebe, den Selbſttrieb, in den Dienſt der Moral ſtellen. Die einzelnen Sätze der Moral predigen nutzt nichts. Übrigens iſt ja auch die chriſtliche Moral auf Selbſtſucht gegründet, da ſie für die Thaten auf der Erde Lohn in einer erträumten zweiten Welt verſpricht.

Daraus, daß jeder ſeinen Vorteil ſucht, entſpringt der Wettbewerb um die Daſeinsmittel. „Heute weiß man", ſagt ſelbſt Hertzka, „daß es der Kampf ums Daſein iſt, in welchem ſich die lebenden Weſen zu dem entwickeln, was ſie ſind, daß Eigenſchaften, die ſich als nützlich und notwendig zum Gedeihen einer Art erweiſen, durch dieſen Kampf hervorgelockt, ausgebildet und feſtgehalten, Eigenſchaften dagegen, die ſich als ſchädlich für das Gedeihen der Art erweiſen, unterdrückt und beſeitigt werden." Die tüchtigeren, ſtärkeren Weſen erlangen den Sieg, und die übrigen gehen früh zu Grunde ohne Nachkommenſchaft zu hinterlaſſen. Darin, daß immer die Stärkeren überleben, und ſich allein fortpflanzen, beſteht die natürliche Zuchtwahl, und durch ſie ſteigt die Gattung ununterbrochen. Nirgends ſind im Naturhaushalt die Daſeinsmittel in zu großer Fülle ausgeſtreut, nirgends genügen ſie für die Anzahl der Keime, welche die ausgewachſenen Individuen entwickeln. Eine große Menge von ihnen muß daher notwendig zu Grunde gehen. Welche, entſcheidet der Wettbewerb um die Daſeinsmittel.

In der menſchlichen Geſellſchaft iſt es dieſelbe Thatſache und auf jedem beſonderen Arbeitsgebiete wieder beſonders. Alle Arbeiter einer Art ſtehen mit einander in Konkurrenz. Was der eine verdient, kann der andere nicht haben. Und allenthalben giebt es nur ein ganz beſtimmtes Maß lohngebender Arbeit, das teilweiſe raſchen Schwankungen unterworfen ſein kann, immer aber durch den Gebrauch feſt beſtimmt iſt. Und der lebendige Wettbewerb ſchlägt in zweierleiweiſe zum Guten aus. Einmal zum Vorteil der Arbeit, bei der geſteigerte Konkurrenz ſtets ein raſches Steigen von Produktionsverbeſſerungen und Erfindungen hervorrufen, und ſodann zur Steigerung der Fähigkeiten der Arbeiter.

„Im Kampf ums Daſein, der nur Sieg oder Untergang kennt", ſagt Carneri, iſt der Fortſchritt eine Naturnotwendigkeit, und nur weniger ſchmerzlich und raſcher iſt er, je klarer der Menſchheit jene Geſetze zum Bewußtſein kommen."

Bebel ſelbſt hat in dem Schlußwort zu ſeinem Buche „Die Frau" gezeigt, wie die Konkurrenz der vielen deutſchen Staaten überaus fördernd auf die Hebung der Bildung und Intelligenz gewirkt hat, aber ſonſt will er das fördernde Moment der Konkurrenz, das ſchöpferiſche, alle Kräfte anſpannende, nicht zugeben.

Wo ein Weſen dauernd außerhalb des Wettbewerbes um die

Daſeinsmittel geſtellt wird, da iſt mit dieſer Stellung regelmäßig eine geſchlechtliche Degenerierung verbunden. Das beweiſt die jeunesse dorée unſerer Großſtädte, wie die Luxushunde es beweiſen, die auf den Promenadenwieſen, Männchen mit Männchen ſich zu begatten verſuchen. Hat jemand das ſchon einmal von einem Zughunde geſehen, der ſich im Schweiße ſeines Leibes ſein Brot verdienen muß? Oder erreichen die arbeitenden Schichten unſerer Bevölkerung auch nur entfernt die Liederlichkeit und geſchlechtlichen Ausſchweifungen der Kinder des Goldes? In jeder Großſtadt giebt es Ärzte, die Statiſtiken darüber liefern könnten, wenn das Geſetz ihnen nicht halb den Mund ſchlöſſe.

Das Kraftmaß, welches zur Ernährung des Individuums nötig iſt, iſt abhängig von dem Durchſchnittsmaß der ganzen Gruppe, in der ein Individuum lebt. Iſt dieſes gering, ſo ſteht auch das Minimalkraftmaß, das gerade noch zur Selbſterhaltung ausreicht, ſehr niedrig. Geringwertige Konkurrenz iſt nicht gefährlich; je beſſer ſie wird, deſto gefährlicher wird ſie aber auch für die Mitbewerber. Immer entſcheidet nur die Konkurrenz innerhalb der beſtimmten Arbeitergruppe. Denn je gleichartiger zwei Individuen ſind, deſto heftiger muß zwiſchen ihnen der Wettbewerb entbrennen. In einer kleinen Stadt können zwanzig Handwerker nur dann leben wenn ſie alle verſchiedene Thätigkeiten haben. Zwanzig Schuhmacher würden dort faſt alle zu Grunde gehen. Ein genialer Juriſt, ein Erfinder und ein Dichter machen ſich keine Konkurrenz, aber wohl drei geniale Juriſten.

Hertzka nennt den Wettbewerb um die Daſeinsmittel, wie er heute in der Kulturmenſchheit beſteht, „nicht eine einfache Übertragung eines in der Natur geltenden Geſetzes auf die menſchliche Geſellſchaft, ſondern eine ausnahmsweiſe Verzerrung dieſes großen Naturgeſetzes.“ Nach ihm „berauben“ wir uns gegenſeitig, während im Tierreiche gegenſeitiger Kampf der Angehörigen der nämlichen Art die Regel durchaus nicht ſein ſoll. Dort leben die Individuen der gleichen Art friedlich und der Hauptſache nach kampflos unter einander, ihre Waffen ſind nach außen gekehrt, gegen anders geartete Feinde. „Der Kampf unter uns und gegen uns ſelber war und iſt unſer, der menſchlichen Raſſe, Privilegium geweſen.“ Dieſe Ausführungen leiden an zweierlei, an einer ſozialiſtiſchen Übertreibung und an einer mißverſtändlichen Auffaſſung des Ausdrucks „Kampf ums Daſein“, der beſſer lautet „Wettbewerb um die Daſeinsmittel“ wie ihn Häckel auch längſt formuliert hat. Daß wir uns wechſelſeitig „berauben“, unter uns und gegen uns ſelber kämpfen, trifft nur für den Fall des Krieges zu, und für dieſen iſt alles was Hertzka ſagt, bedingungslos zuzugeben. Der Krieg iſt allerdings ein Zuſtand, den die Tiere, hier beſſer als der Menſch, nicht kennen. Für den Friedenszuſtand gilt es ferner für den Dieb und Räuber. Sonſt für niemand. Von den ſonſtigen Menſchen bemüht ſich die erdrückende Mehrzahl, im Wettbewerb mit anderen ſich und den Seinen ſo viel zu verdienen als möglich. Iſt das aber im Tierreich anders? Nehmen wir die Giraffen. Sie alle ſtrecken ihre Hälſe um die Wette aus nach dem Laub der Wüſtenbäume und freſſen es ab. Was die eine verzehrt, kann die andere nicht freſſen, deſſen „beraubt“ die erſte dieſe alſo. Diejenigen mit den längſten Hälſen finden auch dann noch Nahrung, wenn die mit kürzeren aus Mangel bereits zu Grunde gehen. Nur ſo, indem immer die mit den längſten Hälſen und höchſten Vorderbeinen erhalten blieben, während die mit kürzeren zu Grunde gingen, iſt Hals und vordere Extremität immer länger geworden und die heutige eigenthümliche Geſtalt entſtanden. Die Giraffen ſchlagen ſich allerdings nicht um die Nahrung, — — aber die Menſchen bei der Arbeit doch auch nicht. Was thun zwei Arbeiter, die ſich um dieſelbe Stelle bemühen, die doch nur für einen Brot giebt, anders als zwei Giraffen, die einen Baum benagen, deſſen Blätter nur für einen volle Nahrung geben, und abwechſelnd die Hälſe immer höher recken, um den Magen ſich beſſer zu füllen als die andere. So lange eine Giraffe die andere nicht direkt fortſtößt, trifft das Bild zu. Sobald dies aber doch geſchieht, tritt ein Fall ein, den unter Menſchen gedacht unſere heutige ſittliche Anſchauung nicht nur verurteilt, ſondern auch unſer Geſetz beſtraft. Wir erlauben den beiden nicht einmal mit Mitteln wie Verleumdung und Lüge zu fechten. Solche Verſuche, den ehrlichen Wettbewerb zu ſchmähen, ihn im ſittlichen Zeitbewußtſein herabzuſetzen und einen vagen, der Gattung nur gefährlichen Mitleidsduſel herauf zu heben, wie ſie von allen Sozialdemokraten und Sozialiſten, von Bebel bis Bellamy und Hertzka gemacht werden, ſind nicht energiſch genug abzuweiſen.

Wo der natürliche Wettbewerb beſteht, da giebt es keine Grenze für die Veränderung der organiſchen Formen durch den Einfluß der äußeren Exiſtenzbedingungen. Jede Bildung iſt möglich, jede Abänderung, ſobald die entſprechenden Bedingungen gegeben ſind. Auch dem Menſchen iſt eine unbegrenzte Anpaſſungsfähigkeit zuzuerkennen. Und dieſe wird nur dann gleichbedeutend mit einem unbegrenzten Fortſchritt ſein, wenn der Menſch verſteht, diejenigen Bedingungen wirkſam zu erhalten, welche in der Natur züchtend gewirkt haben.

Vielleicht wird infolge der ſtärkeren Benutzung des Gehirns der menſchliche Schädelumfang allerdings noch etwas wachſen. Aber zu einer Beſorgnis wegen einer krankhaften Makrokephalie, wie ſie gegenüber Karl Vogts Vermutungen über die Zukunft des Menſchengeſchlechtes ausgeſprochen worden iſt, kann kein Anlaß ſein. Kein Gehirn kann voll funktionieren, wenn ihm nicht die genügende Menge Blut zur Verfügung ſteht, und dieſe hängt wieder von den Verhältniſſen des Körpers ab. Einer anormalen Gehirnentwicklung iſt ſchon dadurch vorgebeugt. Daß auch geiſtige Arbeit dauernd ohne körperliche Geſundheit unmöglich iſt, wird weiterhin dazu beitragen, auch den, deſſen Erwerb in geiſtiger Arbeit beruht, ſeinen Körper entſprechend üben zu laſſen.

Man hat die Notwendigkeit des Fortſchritts ſchon früh empfunden und wo die natürliche Ausleſe verſagte, eine künſtliche geſchaffen. Künſtliche Züchtung tüchtiger Menſchen gab es bereits im alten Sparta. Jedes untüchtige gebrechliche Kind ward ausgeſetzt. Allein die Tüchtigen hinterließen Nachkommen. So veredelte das Volk bewußt ſchon damals ſeine Kinder, und unter den Indianern Nordamerikas iſt noch heute derſelbe Brauch üblich.

„Die Völkergeſchichte“, ſagt Häckel in ſeiner Schöpfungsgeſchichte, „oder die ſogenannte „Weltgeſchichte“ muß größtenteils durch natürliche Züchtung erklärbar ſein, muß ein phyſikaliſch chemiſcher Prozeß ſein, der auf der Wechſelwirkung der Anpaſſung und Vererbung in dem Kampfe des Menſchen ums Daſein beruht.“

Immer und überall iſt der Fortſchritt an den Selbſttrieb einzelner gebunden geweſen, er iſt der Mauerbrecher geweſen, der die Breſchen in die Mauer der geltenden ſittlichen Anſchauungen geſtoßen hat, und auch der Kampf um die „gleichen Rechte für alle Menſchen“ am Ende des letzten Jahrhunderts, war doch im Grunde ein Kampf des Bürgertums um die Erlangung eben dieſer Rechte, die ihm bis dahin vorenthalten geweſen waren. Erſt wenn ſich das ſittliche Gebot mit den Intereſſen der einzelnen deckt, iſt die wahre Sittlichkeit erreicht und zugleich der Ausgleich zwiſchen dem

Selbſttrieb und der ſittlichen Überzeugung. Das oberſte der Gebote für den Tüchtigen iſt, „Du ſollſt arbeiten“, und es giebt keinen Satz, der dem Gemeinwohle wie dem Einzelrechte in gleichem Maße förderlich wäre wie dieſer.

Der Intereſſenarbeiter leiſtet erfahrungsmäßig weit mehr als der Lohnarbeiter, und keine Knute eines Sklavenaufſehers vermag den Fleiß hervorzurufen, den der beſitzt, der für ſich und die Seinen das Brot verdient und Ausſicht hat, durch Fleiß mehr als das zu verdienen.

Im Verhältnis zu der unendlichen Zahl der Sklaven des Altertums von wie viel von ihnen wiſſen wir auch nur die Namen? Wie viele ſind beim Fehlen jenes Sporns zu großen Männern geworden? —

Allerdings füllt ſich der Hamſter ſeinen Bau, und die Ameiſe ſammelt gleich ihm für den Winter, aber als Regel giebt es in der Tierwelt das Aufſpeichern von Nahrungsvorräten nicht; über den Kreislauf eines Jahres hinaus überhaupt kaum bei irgend einem Tiere. Unter uns Kulturmenſchen aber beſteht heute die Einrichtung, und ſchon ſeit Tauſenden von Jahren, daß jeder ſich die Früchte ſeiner Arbeit aufſparen kann und ſie nicht augenblicklich zu verthun braucht. Und dieſe Einrichtung hat ſich als überaus wohlthätig erwieſen. Derjenige, der überhaupt einmal erworben hat, der alſo tüchtig iſt zum Erwerbe, iſt dadurch vor kleinen Widrigkeiten der Außenwelt geſchützt. Während auch das ſtärkſte Tier in ungünſtigen Zeiten, wenn es in eine wüſte Gegend verſchlagen wird, oder irgend ein äußerer Umſtand ſonſt ihm die Nahrung entzieht, zu Grunde geht, trotzt er mit ſeinen Erſparniſſen den kleinen Wechſelfällen des Lebens, die unverſchuldet einen jeden treffen. So ſchützt das Aufſparen des Erworbenen den Tüchtigen und würde unter anderen Verhältniſſen ſogar die Ausleſe des Tüchtigſten unter den Menſchen noch in höherem Maße ausüben, als die Natur es unter den Tieren thut.

Seit dem Übergang vom Mutterrecht zum Vaterrecht gilt der Beſitz und zwar der erbliche für das höchſte der Güter — allen Ausſprüchen von Philoſophen zum Trotz. Leben, Tugend und Ehre, Geſundheit und Frieden, alles iſt zu allen Zeiten für ihn hingegeben worden. Und in der modernen Nationalökonomie hat ſein Wert neue Triumphe gefeiert. Dem Wirtſchaftstheoretiker hat er ſich zum höchſten Gute des Volkes erhoben, und dasjenige Volk iſt ihm das glücklichſte, in dem durchſchnittlich auf den Kopf das höchſte Jahreseinkommen kommt, das Volk mit der höchſten Kopfſumme.

Malthus ſcheut ſich nicht, um der Höhe der Kopfſumme willen Menſchen zu opfern, die Zahl, die unter natürlichen Verhältniſſen entſtehen würde, künſtlich herunterzudrücken; ihm geht Eigentum ſogar über den Menſchen. In dieſer Lehre feiert das Gut ſeinen höchſten Triumph. Es geht ſogar über den Menſchen. Nicht mehr die Größe und Stärke eines Volkes beſtimmt ſein Wohl im Daſein, ſondern ſein Gut, und zwar ſein möglichſt hohes auf möglichſt wenige verteiltes Gut. Zehn im Beſitze von je 1000 Millionen ſind mehr als eine Milliarde Menſchen mit einem Beſitz von je 1000 Mark. Das iſt nur die konſequente Folge ſeiner Lehre.

Die Aufhebung des Eigentums würde die Entwicklung der Menſchheit ſchwer ſchädigen, und darum darf man getroſt ſagen, man wird das Eigentum niemals aufheben, ja derjenige, welcher in die Zukunft hinaus denkt, wird ſich ſagen, daß es dem Fortſchritt der Gattung nur nützlich iſt, wenn man die Erwerbung von Eigentum fördert. Und dieſelbe mindeſtens für alle möglich zu machen, welche durch ihre Leiſtungen über den Durchſchnitt hervorragen, muß eine der erſten Aufgaben einer Wirtſchaftskunſt des Volksſtandes ſein, wenn die dazu nötigen Maßnahmen gleich unſere geſamte Geſellſchaftsordnung umgeſtalten würden. Daß man einem großen Ziele zuliebe das Beſtehende ändern müſſe, kann ja niemals ein Grund gegen dieſes Ziel ſein.

In den Zeiten des Mutterrechts hat es wohl nur eine Art Gattungsbeſitz gegeben. Aber die einzelnen Gattungen waren ſicher ſo klein, daß ſie kaum von unſern Familien ſehr verſchieden waren, und ihre Wirtſchaft etwa der gemeinſamen Ökonomie von fünf oder auch zwanzig Ehepaaren mit ihren Kindern zu vergleichen wäre, denen das Gattungseigentum gemeinſam gehörte, und bei deren Gliedern das Eigentumsgefühl am gemeinſamen Beſitz entwickelt war. Dabei war wohl jedes Glied ſich bewußt, daß es mit der Förderung des Geſamteigentums der Verwandtſchaft ſeine Intereſſen mit förderte. Bei einem Volke von 50 Millionen, oder auch nur von einem Hunderttauſend, mußte das gleiche Gefühl, das dort der Antrieb zu Leiſtungen wurde, naturgemäß völlig verſchwinden. Die gemeinſame Wirtſchaft einer Gens, die Bebel geſchickt benutzt hat, um für den Sozialismus Stimmung zu machen, iſt ſo wenig ein Beweis für die allgemeine Möglichkeit desſelben, wie der Kommunismus der kleinen erſten Chriſtengemeinden. Mindeſtens das Mutterrecht aber fällt in Zeiten und Zuſtände, in welchen ſich wohl eine Horde Menſchen aber nicht der Einzelne gegen tieriſche und menſchliche Feinde zu behaupten im ſtande war.

In primitiven Verhältniſſen, wo die Arbeitsteilung noch wenig entwickelt iſt, und namentlich in den tropiſchen Klimaten, wo die Natur dem Menſchen auch ohne ſeiner Hände Arbeit Unterhalt gewährt und überhaupt wenig beſtimmte Arbeit zu thun iſt; überhaupt unter den niederſten Volksſtämmen, gleichen ſich die einzelnen gleichaltrigen Perſonen meiſt in dem Maße, daß europäiſche Reiſende dieſelben ſelbſt mit Anſtrengung nicht zu unterſcheiden vermögen. Erſt verſchiedene Daſeinsbedingungen durch verſchiedene Beſchäftigungen ſchaffen auch eine gewiſſe Mannigfaltigkeit im Körperbau, im Geſichtsausdruck, in der Art ſich zu bewegen, zu denken und zu lachen. Wie einem ſolchen Schablonenmann darum auch faſt jedes Schablonenweib genügt, da er ſelbſt keine außerordentlichen Eigenſchaften beſitzt, und er auch nicht anderer, ihn ergänzender Züge an ſeinem Weibe bedarf, ſo bedarf er auch keiner beſonderen Verhältniſſe in ſeiner Umgebung zu ſeinem Wohlſein. Seine Bedürfniſſe ſind völlig undifferenziert.

Wo es aber noch keine weitgehende Differenzierung in Anlagen geiſtiger und körperlicher Art gab, wo alle weſentlich die gleiche Arbeit thaten, wo jedes Kräfte dem Durchſchnitt nahe ſtanden, hatte der Kommunismus ſeine Berechtigung. Heute bei den reichdifferenzierten Anlagen, Neigungen, Wünſchen, Zielen der Kulturmenſchen, wo die allgemeine Geſittung dem Einzelnen die Möglichkeit giebt, ſich auch ohne Gefahr für ſeine perſönliche Sicherheit ſein Haus abſeits vom Wege zu bauen, hat er ſeine Berechtigung verloren, und die Geſchichte hat den Kommunismus abgeſtreift.

Mit der ſtändig differenzierten Arbeit iſt auch das Privateigentum ins Daſein getreten. Proudhons Wort „Eigentum iſt Diebſtahl“, deſſen Vaterſchaft er nicht um alle Millionen Rothſchilds hergeben wollte, iſt Unſinn. „Der Kommunismus hat keine andere Quelle, als die Erkenntnis des grenzenloſen Elends der überwiegenden Mehrzahl aller Menſchen, verknüpft mit der falſchen Anſchauung, daß es der thatſächlich vorhandene Reichtum einzelner ſei, aus welchem allein die Linderung dieſes Elends geſchöpft werden könne“ (Hertzka, Freiland.)

So lange der Menſch ein Kleid auf ſeinem Leibe trägt, und ein Erinnerungszeichen an ſeine Mutter, an ſeine Braut an ſeiner Bruſt birgt, ein Frühſtücksbrot in der Taſche führt, ſo lange der eine vom andern verſchieden iſt in Bau und Neigung, ſo lange wird es Eigentum geben und geben müſſen.

Das Neſt, das die Schwalbe ſich baut, die Höhle, in der der Fuchs hauſt, und die Beute, die der Löwe ſich erjagt hat, ſind ihr Eigentum. Das Tier kennt, wie der Menſch, zeitweiliges und dauerndes Eigentum, nur daß wir Menſchen oft nicht achtend darüber hingehen, und das Recht des Stärkeren den Schwächeren oft genug vertreibt.

Aber ſo lange das Schwalbenpaar ſein Neſt beſitzt, iſt es ſein Eigentum, und ſo lange kein Stärkerer den Fuchs aus ſeinem Bau vertrieben, gehört er ihm. Der Löwe ſtraft den, der ihm ſeine Beute entreißen wollte, kurzer Tatze mit dem Tode, und der Menſch ſoll kein Eigentum mehr haben dürfen? In unſerm Klima braucht der Menſch mindeſtens Kleidungsſtücke, die ihm zueigen gehören, und eine Stätte, wo er ſich abends zum Schlafe niederlegt, wenn er nicht jeden Tag wo anders nächtigen will. Und wenn nicht jeden Tag die Sorge ums Brot in ihrer primitivſten Form beginnen ſoll, auch Vorräte an Lebensmitteln. Der Beſitz iſt älter als die Menſchheit, und jeder Menſch unſrer Zone beſitzt Eigentum. Und aus dem Trieb, zu erwerben und zu beſitzen entſpringt der wichtigſte Anſporn zur Arbeit, zum fleißigen Regen der Hände. Wo die Höhe des Lohnes rein von der Menge der gelieferten Arbeit abhängt, da wird bekanntermaßen am fleißigſten gearbeitet. Bei der Akkordarbeit. Wo aber der Lohn feſt iſt, während die Arbeit beliebig bleibt, wie einſt in der ſozialiſtiſchen Druckerei des „Vorwärts“ in Berlin, da giebt es keinen Fleiß und keinen Sporn zum fleißigen Händeregen.

Das Eigentum iſt keine willkürliche Einrichtung, nicht auf Grund irgend einer abſtrakten Erwägung geſchaffen, ſondern es hat ſich gewohnheitsmäßig ergeben als eine Wirkung des menſchlichen Machttriebes. Es iſt noch heute mit dieſem aufs engſte verwachſen.

An das Eigentum iſt bis zu ſehr hohem Grade alle Kultur, und inſonderheit die Kunſt und die freie Entfaltung der Wiſſenſchaft gebunden. Und ſchon ohne den empfindlichſten Schaden für dieſe iſt es nicht aus der Welt zu ſchaffen. Buckles Name iſt mit dieſem Nachweiſe unauflöslich verknüpft. Wo das perſönliche Eigentum beginnt, beginnt auch die Freude am Leben. Der Wunſch, ſich perſönliches Eigentum zu erwerben, iſt der größte Stachel zur Arbeit und zum Anſpannen aller Kräfte. Dem einen macht es mehr Freude, einen Teil ſeines Erwerbs hinzulegen als Sparpfennig für kommende Tage, der andere verzehrt ſeinen Erwerb lieber, ein dritter ſchafft ſich mit ihm eine Umgebung, die ihm behagt und in der er ſich wohl fühlt zur Arbeit. Die Aufhebung des perſönlichen Eigentums würde für tauſend Wünſche im Menſchenhaupte Unbefriedigung ſchaffen, würde dem Menſchen tauſend Freuden nehmen und vor allem den mächtigſten Sporn zur Arbeit beſeitigen. Der Eigner arbeitet nun einmal ganz anders als der Mietling. Nur ganz wenige Hochveranlagte vermögen es, ohne Rückſicht auf einen Gelderfolg große Arbeiten zu vollbringen, nur wenigen giebt das Bewußtſein, etwas Großes gethan zu haben, eine annähernde Wertentſprechung für ihre Arbeit — und auch ihnen nur, wenn ſie bereits zu leben haben. Charles Bradlaugh der große Charakterkopf und Vertreter des Neumalthuſianismus iſt einer der wenigen Männer unſerer Zeit, die dazu im ſtande geweſen ſind, halb zu darben und ihre Zeit ſtatt dem Erwerb der Arbeit für eine Idee zu widmen, und einer der bekannteſten deutſchen Wirtſchaftshiſtoriker, der ſein Hauptwerk bei Kartoffel- und Brotnahrung ſchrieb, ein anderer.

Im ſozialdemokratiſchen Staate ſieht keiner die Ausſicht vor ſich vorwärts zu kommen. Was er auch thut und leiſtet, was er Großes ſchafft — immer bleiben ſeine Verhältniſſe die gleichen. Es ſteht nicht mehr in ſeiner Macht, ſie zu ändern.

Wie Bebel von der ſozialiſierten Geſellſchaft behaupten kann, jeder entfalte ſeine Fähigkeiten, um ſich zu nützen, und indem er dies thue, nütze er zugleich dem Gemeinweſen, iſt nicht abzuſehen. Heute iſt das allerdings ſo. Aber von der Sozialdemokratie kann man doch höchſtens ſagen, daß (nachdem nämlich der Menſch von Grund aus umgeändert iſt) jeder dem Gemeinweſen zu nützen trachte und dadurch ſich nütze, indem von dem Mehrertrag den er liefert, auch ihm ein Zwanzigmilliontel zu gute kommt. Bis nicht ein neues Geſchlecht erwachſen iſt, das dem perſönlichen Eigentum ganz apathiſch gegenüberſteht, dem nichts Schönes in der Natur oder unter den Werken der Menſchenhand mehr den Wunſch wachrufen kann, es zu beſitzen, bis es nicht allgemeine Beſitzblaſiertheit, abſolute Wunſchloſigkeit gegenüber den Gegenſtänden der Außenwelt giebt, ſo lange iſt die Abſchaffung des perſönlichen Eigentums eine Narrheit. Kein widerrufbares Bekommen zum Nießbrauch bildet einen gleichen Wert wie das Erwerben. Nur die engſte Wechſelbeziehung zwiſchen eigener Tüchtigkeit und Erfolg giebt den immer neuen, immer friſchen Antrieb zu neuem Schaffen. Nur der Hinblick auf den Preis, der am Ende ſteht, hält die Arbeitsluſt friſch bei Durchführung einer Jahre in Anſpruch nehmenden Aufgabe. Wunſchloſe Menſchen mögen ſich im ſozialiſtiſchen Staate wohl fühlen. Aber wer möchte wunſchlos werden? Wo die Hoffnung auf eine leichtere Zukunft ermangelt und ſelbſt der Wunſch nach einem beſſeren Daſein fehlt, da hat auch das Glück aufgehört zu ſein. Um aber den Wunſch aus dem Menſchengemüt zu reißen, dazu bedürfte es einer völligen Zerſtörung unſerer geiſtigen Organiſation. Das Nachvorwärtsſchauen iſt mit unſerm geiſtigen Daſein verwachſen, und läßt ſich nicht ſo ohne weiteres wegſchaffen. Ob durch einen operativen Eingriff vielleicht, wiſſen wir nicht; durch eine ſoziale Reform ſicher nicht. „Könnten wir heute noch wählen“ ſagt Carneri „zwiſchen der Frucht vom Baume des Lebens und der Frucht vom Baume der Erkenntnis, ohne Zaudern zögen wir jener Ewigkeit mit ihrem blühenden Garten, unſere kurze Spanne Zeit vor mit ihrem wildbewegten Meer von Not und Arbeit, das ſo ſelten zu ſanfter Ruh’ ſich glättet, und ſelbſt da noch Genüſſe vorſpiegelt, die kaum erfaßt, als Schaum zerfließen.“

„Wenn die Produktion größer iſt als die Konſumtion,“ ſagt Buckle in ſeiner Geſchichte der Civiliſation, „ſo entſteht ein Überſchuß, der nach bekannten Geſetzen ſich vermehrt und ſchließlich ein Fonds wird, aus welchem unmittelbar oder entfernt alle erhalten werden, die das Vermögen, von dem ſie leben, nicht ſelbſt erzeugen. Und erſt da wird die Exiſtenz einer intelligenten Klaſſe möglich, weil jetzt erſt eine vorhergängige Anſammlung ſtattfindet, die den Menſchen erlaubt zu verbrauchen, was ſie nicht hervorbrachten, und ſich ſo Gegenſtänden zu widmen, wozu in ihrer früheren Periode der Drang ihrer täglichen Bedürfniſſe ihnen keine Zeit übrig gelaſſen haben würde. Daher muß von allen großen ſozialen Verbeſſerungen, die Anſammlung des Reichtums die erſte ſein, weil ohne ſie weder Sinn noch Muße für die Erwerbung von Kenntniſſen vorhanden ſein kann, von denen, wie ich hernach beweiſen werde, der Fortſchritt der Civiliſation abhängt.“ Der Künſtler der ein großes Denkmal ſchafft und dafür 100 000 Mark erhält, hat darum die Nahrung, von der er lebt, nicht ſelbſt erzeugt, obwohl er ſie ſich durch Arbeit verdient hat. Aber nur durch jenen aufgeſpeicherten Fond wird es möglich, daß er mit einem Schlage ſeinen Unterhalt auf Jahre hinaus erwirbt.

Auch Hertzka weiß Eigentum und Reichtum gebührend zu ſchätzen. „Gleichheit der Armut wäre Stillſtand der Kultur“ ſagt er. „Kunſt und Wiſſenſchaft, dieſe beiden Triebfedern des Fortſchritts, haben Überfluß und Muße zur Vorausſetzung; ſie können nicht beſtehen, geſchweige denn ſich entwickeln, wenn es niemand giebt, der mehr beſäße als zur Stillung der tieriſchen Notdurft hinreicht.“

Keine der rein ſozialiſtiſchen Unternehmungen in den Vereinigten Staaten hat ſich gehalten, weder die Arbeiterkolonie des Schotten Pohl, noch die Shakerſtadt Watervliet, noch das große Phalanſtère von New-Jerſey, obgleich zu ihnen nicht einmal jeder Zutritt hatte, ſondern ſchlechte und faule Elemente durch ein ſorgfältiges Aufnahmeſyſtem ferngehalten wurden. Selbſt in der Druckerei des „Vorwärts“ hat der Lohn wieder nach der Leiſtung berechnet werden müſſen, da ſich herausſtellte, daß bei einem Lohn für bloße Anweſenheit im Setzerſaal einfach nicht gearbeitet wurde.

Der Ruf „Alles verſtaatlicht“ bedeutet für den Kenner des Menſchen und ſeiner Entwicklung „die Menſchheit um alles beraubt.“ Je weniger Gut im Verkehr von Hand zu Hand geht, je mehr feſtliegt, gleichviel ob im Beſitze von Erbkapitaliſten oder des Erbſtaates, deſto mehr gebietet das Kapital über die Menſchen, deſto niedriger ſind die Löhne, deſto ſchlechter die Daſeinsbedingungen, deſto weniger übt der Nationalreichtum einen fördernden Einfluß auf die Weckung von Bedürfniſſen und dadurch auf die Induſtrie des Volkes, deſto weniger giebt es dort Geld, wo zum Nutzen einer großen Gruppe einmal eine größere Aufwendung gemacht werden ſollte.

Alle jene neuen Einrichtungen wie Entwertung des Geldes und Verſtaatlichung der Arbeitsmittel wären nur möglich, wenn ſie auf der ganzen Erde zugleich in Kraft träten, und dasjenige Volk, das ſie zuletzt einführte und zuerſt wieder abſchaffte, würde im Vorteil vor allen anderen ſein. Den thatſächlichen Konkurrenzkampf der Völker auf wirtſchaftlichem und volksſtandswirtſchaftlichem Gebiete vergißt der Sozialismus einfach, und er kann ihn vergeſſen, weil durch das fortdauernde Geſchrei von Krieg und Menſchenwechſelmord die Meinung hervorgerufen worden iſt, als ob darin der Völkerwettbewerb um die günſtigſten Daſeinsbedingungen beſtehe.

Ein einzelner ſozialiſtiſcher Staat, der das Geld abſchaffte, müßte notwendig ſofort auch alle Beziehungen zu anderen Staaten abbrechen. Mit ſpartaniſchem eiſernen Gelde kann man keinen Handel mit Staaten treiben, welche Goldgeld führen. Ein freier Handel mit dem Ausland, der doch im Sinne des heutigen Sozialismus liegt, wäre ferner ſchon deswegen unmöglich, weil ſich die ſchärfſte Grenzſperre notwendig machen würde, damit nicht das ſorgſam in der Wage gehaltene Zünglein von Produktion und Konſum bald nach rechts und links wild ausſchlage, damit nicht der Zuzug oder Abgang von Arbeitskräften jene weiteren Schwankungen unterwerfe und die kontrollierende Statiſtik illuſoriſch mache.

Es giebt ein gewiſſes Kraftmaß, unter dem ſich kein Individuum einer Gattung bei gewiſſen Lebensbedingungen erhalten kann. Wer dieſes nicht beſitzt, ſoll zu Grunde gehen, und es iſt ein Frevel an der Gattung, ihn künſtlich zu erhalten. In England iſt dieſe wirtſchaftliche Erkenntnis ſchon ein halbes Jahrhundert verbreitet. Im Hinblick auf die engliſche Armengeſetzgebung ſagt Mill in ſeiner Hörigkeit der Frau: „Die große und fortwährend ſteigende Menge von Wohlthätigkeitsbeſtrebungen, welche auf Unwiſſenheit oder Kurzſichtigkeit beruhend, die Sorge für den Unterhalt den Leuten aus den Händen nehmen und ſie von den unangenehmen Folgen ihrer eignen Handlungen befreien, untergraben recht eigentlich die Grundfeſten der Selbſtachtung, der Selbſthilfe, der Selbſtbeherrſchung, alſo der Hauptbedingungen des perſönlichen Wohlſtandes und der geſellſchaftlichen Tugend.“

In ſeinen „Grundſätzen der Volkswirtſchaftslehre“ hat Mill ſogar einen Punkt geſtreift, wie manche Staaten eine gewiſſe Ausleſe nach unten durch die Geſetzgebung erreichen. Er erwähnt, daß z. B. in Norwegen, in Lübeck, in Frankfurt a. M. die Ehe allen denen verboten war, die Gemeindehilfe empfingen.

Wer ſich ſelbſt nicht durch ſeine Arbeit erhalten kann, der hat auch nicht das Recht, Weſen in die Welt zu ſetzen. Diejenigen, welche ihm durch ihre Unterſtützung das Daſein ermöglichen, haben das Recht, ihm das zu verbieten. Bei den Armen iſt der Staat der Unterſtützer. Ebenſo bei den Gebrechlichen. Ganz richtig bemerkt Mill von ſeinem Standpunkt aus, wenn der Staat ſich verpflichten ſoll, allen ſeinen Bürgern Arbeit zu ſchaffen, ſo muß er, wenn er nicht ſelbſt zu Grunde gehen will, die Macht haben, deren Zahl zu begrenzen. Da wir ihm nicht das Recht zuerkennen, erwachſene

Bürger fortzuſchicken, ſo muß er verhindern können, das neue ohne ſeine Einwilligung geboren werden. Mit der Übernahme der Verpflichtung der Verſorgung aller hebt er die natürlichen Schranken der Bevölkerung, den Mangel und die Furcht vor dieſem auf. Er muß ſie durch neue erſetzen, wenn ihm der Strom der Vermehrung nicht alsbald über den Kopf wachſen ſoll. Nimmt er die Ernährung des Volkes in die Hand, ſo bleibt ihm nichts übrig, als auch die Kontrolle über ſeine Vermehrung zu übernehmen. Läßt er dieſe frei, ſo kann er ſeiner Verpflichtung zur Volksernährung niemals nachkommen.

So wenig es Bebel offen eingeſteht, ſo glaubt doch auch er offenbar, einen dauernden allgemeinen Wohlſtand nur durch Kinderbeſchränkung erreichen zu können. Er hofft, daß die veränderte Nährweiſe die Bevölkerungszahl in erheblichem Maße „regulieren“ werde. Unter regulieren kann er hier nur „beſchränken“ verſtehen. Bis heute iſt eine Ernährung, die die Bevölkerung verminderte, noch nicht bekannt geworden. Der Satz hat heute alſo nur die Bedeutung einer Phraſe. Aber er beweiſt doch, daß der Sozialismus der Lehre von Malthus ſehr nahe ſteht, ſo nahe wie dem Volksdienſt fern, und wie fern der Erkenntnis, daß die Bevölkerungsſpannung die wichtigſte Frage im Völkerdaſein iſt, daß von ihr das Daſein des Volkes überhaupt abhängt.

So wenig wie Bebel hat Hertzka dieſen Punkt erfaßt. Auch er iſt der Anſicht, daß es unter Umſtänden für die Geſamtheit von Vorteil ſein kann, die Volksvermehrung einzuſchränken, und giebt für dieſen Fall ſeinem Zukunftsgemeinweſen den Rat, für eine Zeit alle Laſten der Erziehung den Eltern aufzubürden, im gegenteiligen Falle ſie aber auf die Staatskaſſe zu übernehmen. Auch er denkt nur an die Fragen innerhalb des Staates, vergißt, daß Volk mit Volk, Stamm mit Stamm gerade ſo gut im Wettbewerb um die Daſeinsmittel ſteht, wie Menſch mit Menſch. Die Erkenntnis von der Bedeutung des Wettbewerbes für die Entwicklung iſt dem Sozialismus bisher noch verſchloſſen geblieben. Er mag ſie brutal, roh nennen. Warum nicht? Die Natur iſt in ihrer Züchtung rückſichtslos, ob ers anerkennt oder nicht. Sie macht ſich nichts aus ſeinen Vorwürfen.

Bebel hat ſtreng genommen ſich von Darwins Lehren nur einen Satz gemerkt, den er für den geſamten Darwinismus hält. Es iſt das der Satz, daß alle Weſen ſich ihren Daſeinsbedingungen anpaſſen. Über dieſe fragmentariſche Weisheit kommt er nicht hinaus. Von dem ariſtokratiſchen Prinzip der natürlichen Ausleſe, ja von dem Überdauern und der zahlreicheren Nachkommenſchaft des Beſten und dem Untergang alles weniger Tüchtigen weiß er nichts. Kein Landwirt läßt die geringeren Tiere in der Herde und verwendet ſie mit zur Nachzucht. Um die Herde auch nur auf ihrem Befunde an Güte zu erhalten, iſt ſchon eine Ausſcheidung des Schlechteſten notwendig.

Bellamy läßt den Wettbewerb nicht außer Rechnung, aber ſtatt ſeine Freiheit zu erhalten, drückt er die geſamte Volksgemeinſchaft auf den Standpunkt des Schülers herunter, dem nach Abſolvierung des Klaſſenpenſums vom Lehrer die Verſetzung in die höhere Klaſſe mitgeteilt wird. Da aber auch er den Minderwertigen die gleichen Möglichkeiten zur Nachzucht giebt, ruiniert auch er die Menſchheit. Seine künſtliche Ausleſe durch beauftragte Menſchen kann an ſich ſchon das nicht leiſten, was die natürliche leiſten würde; aber abgeſehen davon würden ſie auch die, die ſich heute den Verhältniſſen fügen, ſicher als ungerecht betrachten, und was nützt die Ausleſe, wenn nicht mindeſtens dem minderwertigen Viertel nur eine geringe Nachkommenſchaft möglich gemacht wird?

An allen Stellen, wo Bebel den Darwinismus heranzieht, ſchließt er falſch, indem er an Stelle eines logiſchen Schlußergebniſſes ſeine kommuniſtiſchen Wünſche ſetzt:

„Das Darwinſche Geſetz des Kampfes ums Daſein, das darin gipfelt, daß das höher organiſierte und ſtärkere Lebeweſen das niedere verdrängt und vernichtet, findet auf die Menſchheit die Anwendung, daß man ſoziale Bedingungen ſchafft, unter denen die von Geburt Begabteren und Tüchtigeren zu reichlicher Nahrung kommen, während jedermann um ſo weniger zu eſſen haben ſoll, je untüchtiger er iſt, ſo daß alſo die Untüchtigſten unfehlbar zu Grunde gehen und ſich nicht fortpflanzen können.“ So und nicht anders müßte es logiſcher Weiſe heißen.

Und was ſchmuggelt Bebel dafür ein?

Seinen ſozialiſtiſchen Wunſch: Die Menſchen ſollen für alle Menſchenweſen gleich günſtige Arbeitsbedingungen ſchaffen. Während die Natur gar nicht zum Wohle der Geſamtheit arbeitet, ſondern nur zum Wohle der Beſſeren, Stärkeren, ſoll jeder einzelne nun ſeine Anlagen zum Wohle der Geſamtheit entwickeln. Durch dieſe

Fälſchung der Logik kommt er zu dem Schluſſe, der Darwinismus ſei eine eminent demokratiſche Wiſſenſchaft.

Eine Lehre, der zufolge das Beſte ſiegt und ſich erhält, das Schlechte aber untergeht, demokratiſch! Entweder weiß Bebel nicht, was demokratiſch iſt, oder wahrſcheinlicher nicht was Darwinismus iſt. So wenig wie Virchow den Darwinismus begriffen hatte, als er 1877 in München ſagte, er führe zum Sozialismus.

Der Darwinismus lehrt, daß nicht zwei Menſchen von Geburt an gleich ſind, daß, da allenthalben auf der Erde die Daſeinsbedingungen verſchieden ſind, die Verſchiedenheit infolge der Anpaſſung immer größer werden muß. In der Natur hat der Starke viel Macht und alſo auch viel Recht, der Schwache wenig. Die Demokratie will den Starken und Schwachen als gleichwertig betrachten — folglich iſt ſie darwiniſtiſch. Glänzender kann man nicht unlogiſch ſein.

Bebel will die Entwicklungsgeſetze einzig zu dem Zwecke kennen, um ſie umkehren, um ſie neutraliſieren zu können und an ihre Stelle das Dogma von der Gleichheit aller Menſchen zu ſetzen. Dieſe Bekämpfung der durch Darwin entdeckten Vorgänge kann man doch unmöglich wie Bebel das thut, Darwinismus nennen.

Jedes der ſozialiſtiſchen Staatsſyſteme müßte, eingeführt, das Volk zu Grunde richten. Es würde die Bevölkerungsſpannung herabdrücken, weil ohne dies nicht dauernd hohe Löhne erzielt werden könnten, und müßte die Fortpflanzung beſchränken, weil ſich die Bevölkerung ſonſt wieder ſofort bis an die Grenze des Nahrungsſpielraums vermehren würde. Damit würde es der Einwanderung Thür und Thor öffnen, oder wenn es ihr die Grenzen durch ein Verbot ſchlöſſe, nur bewirken, daß die ſtärkeren Stämme rings mit Gewalt einbrächen. In beiden Fällen müßten die durch zu wenig Arbeit entnervten Volksgenoſſen im Völkerſtrome untergehen.

Es iſt unbeſtreitbar, daß im Sinne der ſittlichen Weltanſchauung des Humanismus Frankreich bis tief in unſer Jahrhundert an der Spitze der Kultur geſtanden hat, jener Kultur, die man eine demokratiſche nennen kann, weil ihre Maßnahmen auf dem Boden der Gleichheit aller ſtehen, dieſe vorausſetzen. Aber ſeit den Entdeckungen Darwins iſt die Zeit der Demokratie, die im allgemeinen Stimmrecht ihren letzten und größten Sieg gefeiert hat, unwiderruflich vorüber. Vordem hielt man die Menſchen für gleich an Rechten. An eine Gleichwertigkeit derſelben für die Entwicklung, für die Zukunft der Gattung, dachte man noch nicht; ſonſt würde man ſie ebenfalls behauptet haben. Heute kommt es uns einzig auf die letztere an. „Rechte“ ſo gut wie „gleiche Rechte“ ſind nur im Menſchenhirn vorhanden, während Tüchtigkeit und Untüchtigkeit beim Menſchen auch außerhalb unſerer Vorſtellungen vorhanden ſind. Mit dieſer Erkenntnis beginnt eine neue Kulturepoche, eine neue Epoche im Staats- und Geſellſchaftsleben. Ihr Charakter iſt ariſtokratiſch. Sie unterſcheidet Tüchtige und Untüchtige und verteilt demgemäß ihre Rechte. Aber ſie iſt nicht erbariſtokratiſch. Da die größte Tüchtigkeit nicht das erbliche Privileg weniger Familien iſt, ſondern der Tüchtigſte und die Tüchtigſten jeder Zeit ſich bald daher bald dorther rekrutieren, iſt ſie nur individuell ariſtokratiſch. Sie erkennt nur das Individuum als ein ariſtokratiſches an, das auch wirklich durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften beſſer iſt als andere. Da ſich dieſe größere Tüchtigkeit aber erſt bei der Arbeit, durch Leiſtungen in der Geſellſchaft dokumentieren muß, kann man von einer Leiſtungsariſtokratie oder Sozialariſtokratie reden. Der deutſche Stamm iſt an Zahl wie an Expanſionsfähigkeit in ganz anderem Maße im Aufſteigen begriffen, als der franzöſiſche. Schon das weiſt ihm anderen Stämmen gegenüber die Stellung des Leiſtungsariſtokraten an — ſo lange nämlich ſeine größere Leiſtungsfähigkeit dauert. Mit ihrem Verſchwinden wäre auch jene Stellung verſcherzt. Er nimmt heute als Induſtrie- und Handelsvolk in Europa die zweite Stelle ein, und wie es ſcheint, iſt die Zeit nicht mehr fern, in der er die erſte behaupten wird. Aber außerdem iſt uns das demokratiſche Empfinden auch noch nicht ſo eigen geworden wie dem Franzoſen. Bis geſtern hielten wir das für einen Mangel, heute erweiſt es ſich als ein Vorzug. Wir ſtehen der neuen Heilslehre der Sozialariſtokratie damit ſchon einen Schritt näher. Den Reſt von Achtung, den wir den erblich höher geſtellten noch bewahrt hatten, gilt es jetzt auf die beſſer geborenen, auf die an Geburt Tüchtigeren zu übertragen, und wenn nur ſoziale Reformen dieſem geiſtigen Prozeß parallel und in gleicher Richtung gehen, dann wird er ſich auch raſch und ſicher ganz vollziehen.

Das deutſche Volk iſt das Volk der Sozialariſtokratie und dadurch berufen, den anderen Völkern ein Führer auf der Bahn zur Zukunft zu werden.

Sozialariſtokratie.

Es iſt ein Beweis, weniger für die wirkliche Bedeutung der geiſtigen Mächte im Völkerleben als für die Achtung der Völker und namentlich des Volkes vor ihnen, daß faſt immer die Anſprüche ganzer Geſellſchaftsklaſſen auf ein beſſeres Los unter einer idealen Formel auftreten. Vor der erſten franzöſiſchen Revolution hungerte und fror der franzöſiſche Arbeiter und ſeufzte mit dem Handwerker zugleich unter der Laſt der Steuern und des Druckes von Erbadel und Prieſterſchaft — er verlangte ein leichteres Los, und ein Philoſoph kleidete ihm dieſe praktiſche Forderung in eine ideale Formel. Seit zwölfhundert Jahren war den Franzoſen gelehrt worden, daß vor dem chriſtlichen Gott alle Menſchen gleich ſeien. Jetzt endlich fing man an, daraus für die Erde eine Folgerung zu ziehen. Man forderte Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit für alle Menſchen, in Wirklichkeit aber freilich nur Abſchaffung der erblichen Standesvorrechte und ſonſtiger Ausnahmen von Recht und Geſetz.

Heute iſt jene Rechtsgleichheit mit kleinen Ausnahmen längſt Thatſache geworden, auch in Deutſchland ſind einige Vorrechte einiger Hunderte gefallen, aber der vierte Stand fühlt den Druck des Daſeins noch immer allzu hart. Er ruft nach Verbeſſerung ſeines Loſes und kleidet dieſen Ruf wieder in eine Formel. Diesmal aber heißt ſie: Gleichen Lohn für alle! Es iſt die Loſung des Sozialismus.

Auch dies iſt nur eine Übergangsforderung. Sie iſt geworden und wird darum auch wieder vergehen. Sollte ſie je einmal erfüllt werden, ſo würden ſich bald die phyſiſch Tüchtigeren aller Beſchäftigungen aufmachen und zuſammenſcharen, da ihnen durch dieſe Gleichheit Unrecht geſchehe. Diejenigen, welche gern für beſſer gelten wollen als ſie ſind, würden ſich ihnen anſchließen, und ſie würden das Lied anſtimmen: „*Jedem nach ſeiner Leiſtung, und ohne eigene Arbeit keinen Lohn!*“ Dreiviertel aller „Genoſſen“ betragend, könnten ſie den minderwertigen Reſt leicht majoriſieren, nötigenfalls mit Gewalt zur Aufgabe der „Gleichheit“ zwingen, jedenfalls aber in ihren eigenen Augen moraliſch vernichten durch das Wort, er erhalte wohl unter den herrſchenden Zuſtänden für ſeine Arbeit höheren Lohn als dieſe wert ſei? Eine allgemeiner gewordene naturwiſſenſchaftliche Bildung müßte ihnen notwendigerweiſe ein ſchlagendes Argument an die Hand geben: In der Natur verſchafft ſich überall das ſtärkere und klügere Tier reichlichere und beſſere Nahrung als das ſchwächere und dümmere. Warum ſoll es unter uns Menſchen, die wir die Könige der Tiere ſind, anders ſein? Heute fehlt freilich den Tüchtigen und Tüchtigſten, vielleicht eben deswegen, weil ſie über alle Stände verſtreut ſind, inſonderheit aber den vielen Tauſenden tüchtiger körperlicher Arbeiter mit ſtarkem Leib und friſchem Geiſt, das Bewußtſein, daß ſie *Beſſeres* ſind als Tauſende der oberen Klaſſen; darum *begnügen* ſie ſich noch mit dem Anſpruch auf *Gleichheit*. Die alte bequeme Begründung des Rufes nach Mehr iſt ihnen am einleuchtendſten; und die Tüchtigſten der oberen Stände wieder getrauen ſich bei dem allgemeinen Zuge der Zeit zur Demokratie, zum allgemeinen Stimmrecht, nicht mit ſtärkeren politiſchen Machtanſprüchen hervorzutreten. Aber man ſollte meinen, es brauchte namentlich jenen Arbeitertauſenden nur geſagt zu werden, daß ſie in einem Gemeinweſen, welches den Lohn einzig an den Konkurrenzwert der Leiſtung knüpfte, weit mehr zu gewinnen haben, als in der Sozialdemokratie, und ſie würden ſich unbedenklich auf deſſen Seite ſchlagen.

Schon vom kraftökonomiſchen Standpunkt aus und aus Rückſicht gegen jene Erben der Sozialdemokratie iſt es jedoch wünſchenswert, daß der Grundſatz: *Jedem nach ſeiner Leiſtung!* ſchon vor der Einrichtung der ſozialiſtiſchen Geſellſchaft zur Geltung komme; weil er nämlich — — eben dieſe Einrichtung überflüſſig machen wird.

In ihrem blinden Haß gegen die Beſitzenden ſehen heute die Arbeiter und ihre ſozialiſtiſchen Gönner unter den Bourgeois in den höheren Ständen nur Unfähigkeit und Verſumpftheit, und die höheren Stände verachten wieder den Arbeiter wegen ſeiner Beſchränktheit und geringen Herrſchaft über ſich. Wer ſind nun die Tüchtigſten? — — *Die höher organiſierten und ſtärkeren*

Menſchen von heute gehören keiner beſtimmten Klaſſe an, ſondern verteilen ſich auf alle Klaſſen. Tüchtigkeit giebt es überall, ſo gut wie es überall Untüchtigkeit giebt, und wenn heute die Beſitzenden im Durchſchnitt mehr Geiſteskraft beſitzen, ſo beſitzen die Arbeitenden ſicher mehr Körperkraft. Es gilt alſo einen Zuſtand zu ſchaffen, in dem die höher organiſierten und ſtärkeren Menſchen, die in allen Klaſſen geboren werden, die Möglichkeit haben, durch den Erweis ihrer größeren Tüchtigkeit die vorwiegend Beſitzenden, alſo im Daſeinskampfe am beſten Geſtellten zu werden, damit ſie ſich am ſtärkſten fortpflanzen können, — aber nicht einen, in dem für den Untüchtigen und den Tüchtigſten infolge einer ſchablonenhaften für alle gleichmäßigen Verteilung der Daſeinsmittel die gleiche Chance beſteht. Keine Entwicklungslehre kann eine ſolche Entwertung des Tüchtigen und Höherwertung des Untüchtigen rechtfertigen.

Es gilt, den Erbbeſitzenden von heute ihr Beſitzprivileg zu nehmen, aber nicht, damit jeder gleich habe, ſondern damit die Tüchtigen mehr haben, und die Untüchtigen, gleichviel ob ſie Söhne von Armen oder Reichen ſind, weniger.

Die Natur mit ihrer natürlichen Ausleſe iſt, menſchlich geſprochen, durchaus ariſtokratiſch. Der Sozialiſt mag jedem Keime das gleiche Recht auf Erhaltung und Entfaltung zuerkennen, was hilft es ihm? — Die Natur verſchlingt doch 9999 von ihnen und läßt den einen Tüchtigen, der ſich aller Bedrohungen zu erwehren vermag, am Leben und allein Nachkommen hervorbringen. Jede Ausleſe iſt ariſtokratiſch, denn das Schlechteſte wählt niemand aus, um es zu erhalten. Die Thatſache, daß es Hochbegabte, Durchſchnitt und Minderbegabte giebt, Menſchen mit beſonderer, mit durchſchnittlicher und mit ſchwächlicher Geſundheit, allein genügt, um eine ariſtokratiſche Ordnung der Geſellſchaft als die einzig natürliche zu erkennen. Eine erbariſtokratiſche darf ſie freilich nicht werden, denn dieſe ſchlägt der Natur gerade ſo ins Geſicht wie die ſozialiſtiſche. So wenig der tüchtigſte Vater immer tüchtigere Kinder hat als alle anderen, ſo wenig ſind alle Menſchen gleich, oder auch nur annähernd als gleich zu betrachten.

Häckel ſagt: „Der Darwinismus — die Selektionstheorie — erſcheint im Lichte unbefangener Kritik als ein ariſtokratiſches Prinzip; er beruht auf der „Ausleſe der Beſten!“ Die Arbeitsteilung, auf welcher vorzugsweiſe die fortſchreitende Entwicklung der organiſchen Welt beruht, bewirkt mit Notwendigkeit eine ſtetig zunehmende „Divergenz des Charakters,“ eine immer wachſende Ungleichheit der Individuen, ihrer Thätigkeit, ihrer Bildung, ihrer Lage. Je höher die menſchliche Kultur aufſteigt, deſto größer müſſen die Unterſchiede und die Abſtufungen der verſchiedenen Arbeiterklaſſen werden, die zu ihrer verwickelten Maſchinerie zuſammenwirken. — Der Kommunismus und die von der Sozialdemokratie erſtrebte Gleichheit der Exiſtenzbedingungen und Leiſtungen würde dagegen gleichbedeutend ſein mit dem Rückfall in die Barbarei, in den tieriſchen Zuſtand der Naturvölker.“

Der Menſch iſt kein Einzelweſen mehr wie das Tier, ſondern durch Sprache, Bildung, Wiſſen, Geſittung, Gemütsbedürfnis, Glied einer Gruppe von Weſen. Nur durch die Wechſelwirkung mit ihnen iſt er das, was er iſt, und darum ſteht billig das Wort Sozial in allen unſeren Einrichtungen und Anſchauungen über das Leben voran. Unter den Löwen giebt es flinke und langſamere, gute und ſchlechtere Jäger. In Zeiten kümmerlicher Nahrung überleben allein die guten. Die Begabung, mittelſt der dieſe geborenen Ariſtokraten ihrer Gattung überdauern, iſt eine ganz individuelle und nur ihrem Individualwohl dienende. Die Stelle der Jagd nimmt beim Menſchen von heute die Arbeit ein, mittels der er produziert. Arbeitet er auch zunächſt nur, um ſich Unterhalt zu ſchaffen, ſo wird doch die Art, wie er arbeitet, und das was er produziert, nur möglich durch ſeine Eigenſchaft als ſoziales Weſen. Unter den Menſchen giebt es wie unter den Tieren von Geburt an Tüchtige und Untüchtige. Die Tüchtigen wie die Untüchtigen, bilden ihre Arbeitsfähigkeit aber auf ſozialem Wege aus und darum heißt der, der durch ſeine angeborene Tüchtigkeit auf dem Arbeitsfelde mehr leiſtet als andere, billigerweiſe Sozialariſtokrat, der Zuſtand aber, in dem Beſitz, Einfluß und Macht einzig an die Leiſtung geknüpft ſind, Sozialariſtokratie.

Der Menſch erhebt ſich aber vor allem über das Tier, indem er Arbeit leiſtet, und nicht nur in jedem Augenblick ſich das zulangt, was er braucht, um ſeinen Hunger zu ſtillen. Nur dadurch, daß der Menſch der Natur mit ſeiner Arbeit unter die Arme griff und ſo mehr Erträgniſſe hervorbrachte, als ſie ihm freiwillig gegeben hätte, iſt die heutige Vermehrung der Menſchheit möglich geworden, und ſo lange dieſe in der heutigen Zahl vorhanden bleibt, wird auch die Arbeit eine ſoziale Notwendigkeit bleiben.

Sie iſt aber auch eine phyſiologiſche. „Die Phyſiologen ſollten ſich beſinnen," ſagt Friedrich Nietzſche in „Jenſeits von Gut und Böſe," „den Selbſterhaltungstrieb als kardinalen Trieb eines organiſchen Weſens anzuſetzen. Vor allem will etwas Lebendiges ſeine Kraft auslaſſen — Leben ſelbſt iſt Wille zur Macht —: Die Selbſterhaltung iſt nur eine der indirekten und häufigſten Folgen davon."

„Es gab einſt eine Zeit, in der die Knechtſchaft unbekannt war, in der es keine Herren und Knechte gab und niemand die Arbeit ſeiner Nebenmenſchen auszubeuten vermochte; nur war das nicht das goldene, ſondern das barbariſche Zeitalter unſerer Raſſe." Mit dieſem Worte hat Hertzka recht, und Carneri meint in ſeinem Buche „Sittlichkeit und Darwinismus": „Die Arbeit iſt die That, durch welche der Menſch die Menſchenwürde ſich erworben hat, und das Wappen, das vom ſittlichen Adel, von der echten Adelung des Menſchen Zeugnis giebt, führt das Werkzeug im Schild" und „die Arbeit drückt dem Kampf ums Daſein den Stempel der Sittlichkeit auf." „Die Not aber iſt die Mutter der Arbeit und dieſe die Mutter der Kultur." Keine Naturmacht und keine Geiſtesmacht hat die Schickſale des Menſchengeſchlechts in dem Maße beſtimmt, wie die Arbeit zur Erringung des Lebensunterhaltes, zur Abwehrung der Not. Derſelbe Carneri ſagt in demſelben Buch: „Widerſinnig iſt es, an die bloße Arbeit ohne Berückſichtigung der Leiſtung ein Recht zu knüpfen. Nur der tüchtige Arbeiter gelangt zu jener inneren Befriedigung, die uns zu erheben vermag über den momentanen Erfolg."

Die Arbeit erſt und die ganze Summe der Gefühle und Gedanken, welche an ſie und ihre Vollbringung ſich knüpfen, haben den Menſchen über das Tier emporgehoben, den einen hoch, den anderen weniger hoch. Jene Menſchenraſſen, von denen der engliſche Miſſionär erklärte, daß er es nicht über ſich gewinnen könnte, ſie als ſeine Brüder zu betrachten, die Dravidas und Zwerge Innerafrikas ſind keine Menſchen in unſerem Sinne, ſo wenig wie die Feuerländer. Und ſie können es nicht ſein; denn ſie kennen keine Arbeit. Das Maß und der Grad ſeiner Leiſtung einzig machen den Wert des Menſchen aus, ſie beſtimmen, ob er ein wertvolles Glied ſeiner Gattung iſt, oder ein wertloſes, und diejenigen, welche beſonders hoch über den Durchſchnitt mit ihren Leiſtungen emporragen, das ſind die Leiſtungsariſtokraten.

Man kann den Satz, daß im Staate der Zukunft die Tüchtigſten die Reichen und Angeſehenſten ſein ſollen, die Durchſchnittsmenſchen die eben Auskommenden, die Unterdurchſchnittsmenſchen die Darbenden, als eine Überwindung des Sozialismus bezeichnen. Im heutigen Staate befinden ſich Titel und Würden ſowie der größte Teil des Nationalvermögens in erblichen Händen weniger Tauſende, und die Leiſtungen dieſer Tauſende ſprechen ihrem Einkommen geradezu Hohn. Im Angeſicht dieſer Thatſache ſtellt der Sozialismus den Satz auf, daß jeder Menſch das Gleiche verdiene, und nennt das eine gerechtere Verteilung der Güter. Der Sozialariſtokrat geht noch weiter. Er will mit dem Sozialdemokraten die Abſchaffung des Erbkapitalismus und des Erbtitulismus, aber nicht, damit dann der Tüchtige und Faule, der Raſſeheber und Raſſeſchänder gleichviel bekomme, ſondern damit wie es überall in der Natur iſt, der Tüchtige mehr und der Untüchtige weniger erhalte, je nach ſeiner Leiſtung. Darum will die Sozialariſtokratie weder die Verſtaatlichung von Grund und Boden noch die Verſtaatlichung des Nationalbeſitzes überhaupt, ſondern ſie iſt der Anſicht, daß die Verſtaatlichung jeglicher Sache, was es auch ſei, eine Verminderung der Objekte der allgemeinen Konkurrenz und dadurch eine Verminderung des Preiſes für gethane Arbeit, eine Verminderung des Anſpornes zu Leiſtungen bedeute. Darum ſieht ſie im Staate nur die Kaſſe, durch die das Nationalvermögen ununterbrochen fließt, damit es in beſtändigem Kreislauf unter allen Arbeitenden erhalten bleibe.

Die Sozialariſtokratie bedeutet, wenn man ſich ihrer Tragweite ganz bewußt wird und ihre Konſequenzen zieht, ein vollſtändiges ſoziales Programm, ja noch mehr, eine ganze ſittliche Weltanſchauung. Indem ſie heute auf den Kampfplan tritt, iſt ſie ſich wohl bewußt, daß ſie einen harten Kampf zu beſtehen haben wird, nicht nur mit dem Erbbeſitz und dem Sozialismus, ſondern ebenſo mit den geſamten Humanitätsanſchauungen der chriſtlichen Gleichheitslehre, mit denen unſere Zeit durchſeucht iſt, vor allem aber mit der immer noch im Aufſteigen begriffenen Demokratie und ihrer Majoriſierung der wenigen Klugen durch die Menge. Noch gilt es, ein gutes Teil Altes aus der Welt zu ſchaffen, was dem Zwecke, um deſſentwillen es geſchaffen wurde, längſt genügt hat; und in vielen Punkten kann hier die Sozialariſtokratie mit den anderen Parteien, namentlich mit der Sozialdemokratie, Hand in Hand gehen. Aber wo es dann neu zu bauen giebt, da zweigen ſich auch die Wege ab; und das muß von vornherein klargeſtellt ſein. Darum iſt es gerade jetzt an der Zeit, eine neue Loſung hinauszuwerfen in die Welt, um die ſich gerade die Beſſeren unter den Jüngeren ſcharen können.

Gegenüber der ehrlichen Überzeugung iſt jede ſtaatliche Gewaltmaßregel machtlos. Wenigſtens auf die Dauer. Geiſtige Mächte ſind ſtärker als die Polizei und alle Maßregelei inmitten des wohlgeordneten Beamtenſtaates. Das beweiſt die Geſchichte des geiſtigen Lebens auf jeder Seite, und namentlich deutlich ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert. Und das Neue beſtätigt die alte Erfahrung. Nach zwölfjährigem Beſtehen des Sozialiſtengeſetzes war die kommuniſtiſche Partei Deutſchlands am 20. Februar 1890 die ſtärkſte von allen. —

Jahrtauſende hindurch haben Menſchen ihren Frieden darin geſucht, daß ſie ihre Handlungen oder doch ihren Willen in Übereinſtimmung zu bringen ſuchten mit willkürlichen Geboten, welche ſie in ihrem Wahn für Gebote einer Gottheit hielten — ſollte dem gebildeten Menſchen der Gegenwart es nicht eine gewiſſe Befriedigung gewähren, ſein Handeln mit den Geſetzen der Natur in Einklang zu wiſſen, ſollte er bei dem Bewußtſein davon nicht etwas von der Weihe einer natürlichen Religion fühlen, oder der natürlichen Religion ſchlechthin? Auch Rouſſeau wollte die Menſchen zur Natur führen. Freilich kannte er die Natur gar nicht. Aber daraus, daß Rouſſeau ſie nicht kannte, kann man doch nicht folgern, daß es unmöglich iſt, natürlichere Zuſtände zu ſchaffen. In vielen Punkten kann man allerdings ſtreiten, was „natürlich“ und „unnatürlich“ iſt. Aber kein naturwiſſenſchaftlich Gebildeter wird leugnen, daß eine Geſellſchaftsordnung, in welcher die Tüchtigen viel, die Untüchtigen wenig haben, natürlicher iſt als eine, wo es umgekehrt iſt. Nicht irgend eine menſchliche Gerechtigkeitsvorſtellung iſt hier entſcheidend, ſondern einzig und allein die Thatſache, daß in der Natur das Tüchtigere überlebt und das Untüchtigere zu Grunde geht, oder ſich doch wenigſtens minder ſtark fortpflanzt. Jenes Urteil ruht auf einem einfachen Analogieſchluß vom Allgemeinen aufs Beſondere. Ein menſchliches Werturteil, weder ein primäres noch ein ſekundäres, kommt dabei nicht in Anwendung. — So lange die heutige erbkapitaliſtiſche Geſellſchaftsordnung beſteht, ſo lange ſtehen wir noch unter der Natur, ſo lange leben wir zum Hohn den Entwicklungsgeſetzen, welche den Fortſchritt alles Lebenden bedingen, und ſo lange wird ſich die Nichtachtung derſelben an unſeren Nachkommen furchtbar rächen.

Jede geltende Moral iſt von der herrſchenden Geſellſchaftsordnung abhängig, und dieſe ändert ſie mit ihrem Fortſchreiten. Umgekehrt beeinflußt aber auch die Weiterentwicklung der Moral die Geſtaltung der Geſellſchaftsordnung. Handlungen, die ehedem für erlaubt galten, z. B. 10% Zinſen zu fordern, beginnen verfehmt zu werden, und damit ändert ſich das Verhältnis der Stände, die Art der Produktion, ja ſelbſt die Grundlage des ganzen Gemeinweſens. Die erbkapitaliſtiſche Geſellſchaftsordnung, welche infolge immer größerer Kapitalanhäufung und immer wachſender Abhängigkeit der Kraft vom Beutel ſich durch ihre traurigen Konſequenzen immer unhaltbarer erweiſt, kann nur durch einen Umſchwung im ſittlichen Bewußtſein der Maſſen auf friedlichem Wege beſeitigt werden. Daß die privilegierten Kaſten freiwillig auf ihre Vorrechte verzichten, ſteht nicht zu erwarten, und ſo bleibt außer der Gewalt nur jener Weg der Gewinnung der Mehrheit für die neue Überzeugung. Wenn ſich das Erbfürſtentum dem Mehrheitsſpruch der Parlamente unterwirft, dann wird es friedlich abtreten und vielleicht ſogar für die Lebenszeit der dann lebenden Glieder der heute fürſtlichen Familien Entſchädigungen erhalten. Sollte es ſich gegen jenen Urteilsſpruch auflehnen und der Volksmehrheit Widerſtand entgegenſetzen, dann bleibt dem Volke nichts übrig, als ſeine Vertreter mit Gewalt aus dem Lande zu jagen und ihnen anheimzuſtellen, künftig in der Fremde um ihren Unterhalt zu arbeiten. Das Syſtem der Sozialariſtokratie verbietet jede Art erblicher Bevorrechtung.

Die Menſchheit iſt wie ein Wald. Alle ringen um das Maß von Nahrung, das es auf dem begrenzten Stück Boden giebt. Die Stärkeren kämpfen ſich empor, indem ſie die Schwächeren vernichten, ihnen Waſſer, Luft und Licht entziehen. Das größere Talent, der kräftigere Körper, der zähere Fleiß, die günſtigeren Umſtände der Geburt, heben den einen empor zum Beſitz der allbegehrten Güter des Lebens; das Minder an Denkkraft, Ausdauer und Körperkraft läßt die anderen dicht am Erdboden verkommen und verkümmern. Das iſt Naturgeſetz allenthalben und auch im Menſchendaſein, und wer das beklagt und aufheben will, der ſchöpft ſeine Gefühle und Wünſche noch aus Traumland, der hat das Weſen aller Entwicklung noch nicht begriffen.

Dem gegenüber kann man die heutige Geſellſchaftsordnung einem Rennen vergleichen, bei dem die Mehrzahl zu Fuß trabt, während viele auf Fahrrädern verſchiedener Schnelligkeit ſauſen, andere hoch zu Roß dahinfliegen, während einige wenige auf einem Blitzzug durch Dampfkraft dem Ziele zuſauſen. — Trotzdem die Fußläufer die größte Arbeit leiſten, bleiben ſie doch am weiteſten zurück — die Arbeiter; während die Erbkapitaliſten auf ihren Zweirädern wenigſtens noch treten müſſen, den Erbadel und Großgrundbeſitz das Roß ohne ſeine Arbeit vorwärts trägt, und den Erbfürſten die Dampfkraft mit allem Komfort ans Ziel trägt, das ſo fern ſteht, daß ſelbſt Zweirad und Roß es im Laufe eines Lebens niemals erreichen können. Fände bis zu den Fahrmitteln nur ein halbſtündiger Wettlauf ſtatt, und hätten diejenigen, die ſie zuerſt erreichten, das Vorrecht, ſich von nun an ihrer zu bedienen, dann ſollte man ſtaunen, wie verändertes Perſonal ſie auf einmal hätten.

Aber es wird auch noch einmal die Zeit kommen, wo erſt dieſer Wettlauf ſtattfindet, und jeder es als gebührenden Lohn für den Sieger betrachtet, daß er dann leichter dem Ziele zufliegt als die Zurückgebliebenen. Sicher aber werden dann die Fußtraber weit beſſer laufen als heute, wo ihnen keinerlei Ausſicht offen ſteht, Zweirad, Roß und Dampfbahn zu überholen.

Büchner hat ganz recht darin, daß vor allem „eine möglichſte Ausgleichung in den Mitteln und Umſtänden erreicht werden muß, unter denen und mit denen jeder einzelne ſeinen Kampf um ſeine Exiſtenz, ſeinen Wettbewerb um ſeine Lebenshaltung auszufechten hat.“ Der heutige Zuſtand verdient nach ihm den Namen eines Wettbewerbes ſchon nicht mehr, da ſein Ausgang „in der weitaus größten Mehrheit der Fälle bereits von vornherein entſchieden iſt und das Ganze nur einen Zuſtand permanenten, durch Alter geheiligten und von Generation zu Generation ſich forterbenden geſellſchaftlichen Sklaventums oder mindeſtens geſellſchaftlicher Zurückſetzung darſtellt.“

Freie Bahn und Beſchränkung der Motionskraft auf die eigenen Füße für alle! Das iſt der oberſte Grundſatz der Sozialariſtokratie. Die Ungleichheiten in den Menſchen ſind Naturthatſache und nicht ſie ſind, wie Sozialismus und Sozialdemokratie behaupten, überhaupt vom Übel, ſondern lediglich diejenigen ſozialen Ungleichheiten, welche den natürlichen, perſönlichen entgegengeſetzt verlaufen. Daß derjenige, welcher mehr leiſtet, auch mehr hat, iſt nur naturgerecht. Von vier Pflanzen auf einem kleinen Fleckchen mit gegebener Waſſermenge zieht auch die ſtärkſte das Hauptwaſſer an ſich, gewinnt dadurch die Möglichkeit für Nachkommenſchaft und läßt die anderen vertrocknen.

Freier Wettbewerb hat in der Natur noch immer zu den raſcheſten Fortſchritten geführt — aber freier Wettbewerb, in dem jeder wirklich auf ſeine Kräfte angewieſen iſt, und bei dem ihm auch als Preis für ihren fleißigen Gebrauch ein entſprechendes Ziel winkt. Wo die Phraſe heute im Mancheſtermunde gebraucht wird, da heißt ſie: ungeſtraftes Ausſaugen der Kräfte der Arbeiterbevölkerung zum Beſten einiger weniger Erbkapitaliſten, denen ihr Erbe die Herrſchaft giebt, und die es nun ins Unendliche vermehren möchten, um auch ihren Kindern wieder die Macht zu ſichern, und mit der Macht das Recht zur Ausſaugung ihrer arbeitenden Zeitgenoſſen.

Es iſt nicht die „freie Konkurrenz,“ nicht das „Laissez faire“ des deutſchen Freiſinns, der von eifrigen Gegnern des Erbkapitalismus nun auch noch dafür verantwortlich gemacht wird, nicht der unaufhebbare Daſeinskampf der Individuen mit einander, was all das ſoziale Elend ſchafft, das uns in allen Großſtädten umgiebt — ſondern die freie Konkurrenz unter ſo blödſinnigen Umſtänden, daß der Sohn reicher Eltern nur drei Schritt vom Ziele ſteht, der tüchtige Arme aber dreitauſend.. Iſt es ein Wunder, daß jener trotz ſeiner lahmen Beine das Ziel eher erreicht, und dieſer erſt ankommt, wenn alle Preiſe vergeben ſind? Kann man das freie Konkurrenz nennen? Hier dient der ſchöne Ausdruck lediglich zur Verkappung des Erbkapitalismus. Er ſtreut den Leuten Sand in die Augen, und läßt die Gegner des Erbkapitalismus ſich über den roten Fetzen einer Phraſe entrüſten. Statt von einem „freien Spiel der Kräfte“ ſollte man unter den heutigen Umſtänden lieber von einem „freien Spiel der Geldkräfte“ reden. Die Erkenntnis, daß nicht die ſozialen Inſtinkte das Primäre im Menſchen ſind, ſondern die Selbſtſucht, iſt allerdings Goldberge wert, und man könnte die ganze platoniſche Philoſophie dafür mit Freuden hingeben, denn dieſe Erkenntnis allein ermöglicht eine ſachliche Betrachtung der Zuſtände um uns, und giebt der theologiſchen Phantaſtik einen kräftigen Fußtritt. Aber ſchon weit früher als die Geſchichte beginnt, waren dieſer Freiheit der Kräfte durch das Volksbewußtſein Schranken gezogen, und die Geſchichte dieſer Schranken, — eine der merkwürdigſten Geſchichten, die es giebt, — nennen wir heute: — die ethiſche Entwicklung der Menſchheit. Nach Goethes

Fauſt ſchafft heute einzig begabten Manns Natur- und Geiſteskraft Werte — aber hat ſie auch nur die Freiheit, ſie für ſich zu ſchaffen? Heute wo die Starken im Dienſte der Schwachen arbeiten, weil dieſe die ererbten Kapitalien beſitzen, auch nur in irgend einem Sinne vom freien Spiel der Kräfte zu reden, iſt ein mancheſterlicher Unſinn. Daß der Wettbewerb der Einzelnen um die Daſeinsmittel den Kern- und Brennpunkt des Lebens bildet, iſt darum nicht weniger wahr. Aber das was die Mancheſterſchule und die erbkapitaliſtiſchen Zeitungen des deutſchen Freiſinns unter „freiem Spiel der Kräfte" verſtehen, das iſt die unbeſchränkte Ausübung eines Mißbrauchs, der auf Rechtsbegriffen beruht, über die unſere Zeit ſich hinausentwickelt hat, jener fluchwürdigen Einrichtung unſerer erbkapitaliſtiſchen Geſellſchaft, daß die Mehrzahl der Beſitzenden zu ihrem Beſitz nicht kommt durch Arbeit, ſondern durch die Anſchauung, daß wenn der Vater aufhört zu ſein, der Sohn das zu beſitzen beginnt, was jenem gehört hat. Sie allein hat jene Kapitalringe möglich gemacht und die internationale Finanz begründet, die heute auf ihr Recht als der „Beſitzenden" pochend den Völkern das Mark aus den Knochen ſaugt. In einer Zeit, die von ſolchen Konſequenzen des Erbrechtes keine Ahnung haben konnte, hat es gewohnheitsmäßig ſich entwickelt; das iſt wahr. Aber nur für den „freiſinnigen" Kapitaliſten kann das ein Grund ſein, es darum fortbeſtehen zu laſſen.

Ein freies Spiel der Kräfte — ſelbſtredend innerhalb der Schranken, die ihm das noch immer engere Kreiſe ziehende ſittliche Bewußtſein der Zeit vorſchreibt — wird erſt innerhalb der Sozialariſtokratie möglich ſein, wo jedes Geſchlecht das Geſamtvermögen des Volkes durch ſtille Arbeit unter ſich verteilt, ohne Hilfe ſtaatlich angeſtellter Austeiler ſozialdemokratiſchen Angedenkens, einzig durch Lohn für Leiſtungen, den wieder die Gleichung zwiſchen Angebot und Nachfrage beſtimmt.

Ganz recht ſagt Bebel von heute: „Nicht die Leute mit hellem Kopf und ſcharfem Verſtand, ſondern die mit den großen Mitteln ſind die Herren der Welt." In dieſem Satze liegt es ausgeſprochen, daß die mit hellem Kopf u. ſ. w. in einer geſunden Geſellſchaftsordnung die Herren ſein ſollten. Bebel iſt alſo auf dem Wege zur Sozialariſtokratie; nur ſeine ſozialiſtiſche Voreingenommenheit läßt ihn den einzig richtigen Ausweg der Reform nicht ſehen.

Wenn Bebel aber weiter behauptet: „Wenn nur Talent und

Geiſt an der Spitze der bürgerlichen Geſellſchaft ſtehen ſollten, müßte der größte Teil der Unternehmer ſeinen Arbeitern, Werkmeiſtern, Technikern, Ingenieuren, Chemikern u. ſ. w. Platz machen. Das ſind die Männer, die in neunundneunzig Fällen von hundert die Erfindungen, Entdeckungen, Verbeſſerungen gemacht, die dann der Mann mit dem großen Geldbeutel ausnutzte," ſo ſagt er ſicher etwas Wahres. Nur hätte er die „Arbeiter" weglaſſen ſollen. Daß ſie die Entdeckungen machen, iſt nichts als eine renomiſtiſche Behauptung. Beiſpiele als Beleg fehlen ganz.

So manche Philoſophie hat das Glück an die Tugend, und das Unglück an die Schlechtigkeit knüpfen wollen, und Fichtes „ſittliche Weltordnung" iſt wohl in dieſer Hinſicht der letzte Verſuch geweſen. Aber Glück und Unglück hängen für den Menſchen von ſo tauſend verſchiedenen Umſtänden und Verkettungen ab, die nicht in ſeiner Macht ſtehen, daß mit menſchlichen Mitteln ein ſolcher Geſellſchaftszuſtand, in dem die Tugend ihren Lohn und das Laſter ſeine Strafe in dem gewöhnlichen menſchlichen Sinne fände, nicht herauffführbar iſt. Und doch beſteht in der Natur dieſe Gerechtigkeit in gewiſſem Verſtande. Wer ſeine Kraft vergeudet, wird ſchwache Kinder zeugen und ein trübes Alter haben, und wer mit ihr ſparſam umgeht, hat eine tüchtige Nachkommenſchaft und ein ſchmerzenfreieres Alter zu erwarten, ſo lange nicht beſondere ungünſtige Umſtände das normale Verhältnis kreuzen. — —

Die ſoziale Gerechtigkeit beſteht aber nicht darin, daß der Geſunde und Tüchtige für große Leiſtung und der Krüppel für ein nichts an Arbeit gleichen Lohn beziehen — ſelbſt der franzöſiſche Kommunismus vor einem Jahrhundert hat dieſe Folgerung nicht ziehen wollen — ſondern darin, daß nicht der eine vor dem anderen ſchon beim Beginn des Wettlaufs Vorteile genieße, die ihm den Sieg ſichern müſſen. Eine Gleichheit der Erwerbsverhältniſſe herzuſtellen iſt übrigens unmöglich; denn nicht überall herrſcht gleiche Fruchtbarkeit, nicht überall gleiches Klima, gleiche Seeküſte.

Nur, wo es kein Erbeigen mehr giebt, wird es möglich ſein, daß perſönliche Tüchtigkeit und individuelle Leiſtung innerhalb der Geſellſchaft diejenige Anerkennung und denjenigen Lohn finden, der ihnen in der Natur und unter primitiven Verhältniſſen, infolge ihres Beſſerſeins als andere ganz von ſelbſt zufallen müßte. Erſt dann kann es aufrichtig der Wunſch jedes Menſchen werden, möglichſt Tüchtiges zu leiſten, wenn ſeiner Erwerbsfähigkeit in ihrer

Bethätigung nicht von vornherein unüberſteigliche Schranken gezogen ſind. Erſt dann wird es den Eltern ganz ernſt damit werden, ihre Kinder in Einfachheit zu möglichſt tüchtigen Arbeitern und ſomit möglichſt nützlichen Gliedern der Geſellſchaft zu erziehen, wenn ſie wiſſen, daß das die unumgänglichſte Vorbedingung iſt zu einem glücklichen Daſein. Nichts leiſtet ihnen dann mehr Gewähr für das Wohlergehen der Kinder als deren Tüchtigkeit, und darum muß es ganz von ſelbſt ihr Ziel werden, dieſelben ſtark an Leib und Geiſt zu machen, damit ſie ſich einſt über andere emporſchwingen und ihre erworbene Stellung dauernd zu behaupten vermögen.

Durch kein ſoziales Syſtem, und nicht durch das ausgeklügeltſte, läßt ſich durch willkürliche Lohnverteilung für Leiſtungen entfernt das Maß von Gerechtigkeit erzielen, das die freiwaltende Konkurrenz ohne Mühe ſchafft und in noch höherem Maße ſchaffen wird, ſo bald nicht mehr der größte Teil der Lohnbeſtände erblich in feſten Händen iſt.

Lediglich die Einrichtung des Erbkapitalismus verſchuldet es, daß heute im Wettbewerb der einzelnen um die Daſeinsmittel nicht immer das Beſte, Stärkſte, den Verhältniſſen am beſten Angepaßte überlebt und ſich die größte Zahl Nachkommen ſichert. Mit der Aufhebung jener fluchwürdigen Einrichtung muß auch der Haupthemmſchuh des körperlich geiſtigen Fortſchritts der Menſchengattung wegfallen. Und gerade, weil zu den Daſeinsmitteln, deren der Menſch bedarf, nicht nur reichliches Eſſen, ſondern auch geſellſchaftliche Stellung, Anſehen und Einfluß auf die Geſtaltung der allgemeinen Verhältniſſe gehört, muß der Wettbewerb unter den Menſchen noch in ganz anderem Maße züchtend wirken als in der Tierwelt, wo nur Nahrung das Ziel aller iſt. Schon Friedrich Albert Lange hat in ſeiner „Arbeiterfrage“ 1865 den Kampf um die Daſeinsmittel zum großen Teil als Kampf um die bevorzugte Stellung definiert. Er vergleicht den Wettbewerb der Menſchen um dieſe mit dem Wettbewerb der Tiere um Nahrung. Aber der Vergleich iſt, wenigſtens ſo wie er ihn zieht, ſchief. Wie in der Natur Keime in überreicher Zahl ausgeſtreut ſind, von denen doch die Mehrzahl verkümmert, ſo ſind auch unter den Menſchen Keime der Befähigung und Neigung zu bevorzugten Stellungen in Maſſen ausgeſtreut, aber die meiſten von ihnen gehen unentwickelt an den Verhältniſſen zu Grunde. Büchner faßt Langes Ausführungen folgendermaßen zuſammen: „Nimmt man den Druck, welchen heute der Kampf um die Exiſtenz den aufſtrebenden Kräften entgegenſetzt, hinweg, oder mindert ihn auch nur, ſo ſchießen ſofort in ungeahnter Fülle Geſtalten und Leiſtungen bevorzugter Art empor, während durch einen verſtärkten Druck die herrlichſten Talente verkümmern, und zwar mit dem drückenden Bewußtſein der Verkümmerung. Es iſt nur ein tief gewurzelter Irrtum, daß jedes Talent oder Genie ſich unter allen Umſtänden zur Geltung durcharbeite . . . . Entgegengewirkt kann dieſem Mißſtande nur werden durch eine möglichſte Erleichterung des Kampfes um das Daſein vermittels ſolcher Einrichtungen, welche jedem emporſtrebenden Talente Raum und Möglichkeit zur Entfaltung bieten und verhindern, daß in Zukunft nicht mehr der Herrlichkeit Weniger das Wohl von Millionen geopfert werde! In der möglichſten Ausgleichung der Mittel, womit der Kampf um das Daſein von jedem einzelnen gekämpft wird, liegt das Problem der ganzen Zukunft des Menſchengeſchlechtes.“ Wenn jeder ſich ſeine Waffen im Daſeinskampfe ſelbſt verdienen muß, dann iſt am beſten dafür geſorgt, daß ſie gleich ſeiner natürlichen Veranlagung ſein werden, und nicht dieſer ins Geſicht ſchlagend wie heute. Der begabte arme Knabe kann mit dem nur durchſchnittlich begabten Reichen, ja ſelbſt mit dem Dummen nur ſelten den Konkurrenzkampf aufnehmen, weil ihm für ſeine erſten 25 Lebensjahre der Unterhalt fehlt, deſſen Beſitz ihm allein ermöglichen würde, in den Beſitz des gleichen geiſtigen Handwerkszeuges zu kommen.

Zu einem tüchtigen Menſchen gehört nicht nur Verſtand und nicht nur Geſundheit, alſo ein ſtarker Körper, ſondern vor allem auch ſtarke Willenskraft, Ausdauer und Arbeitstrieb. Gerade an den letzten drei Eigenſchaften fehlt es den Kindern der beſitzenden Stände am meiſten. Und wenn ſie dieſe nicht im Wettbewerb hinzuerringen, ſo wird ihnen auch ihre höhere geiſtige Begabung nicht viel nützen, und in der Sozialariſtokratie werden ſie ſehr bald von den Arbeiterſöhnen überflügelt werden. Umgekehrt ſteckt in unſeren Arbeiterkreiſen viel Arbeitszähigkeit, viel Kraft, Fleiß und Geſundheit, aber es fehlt die beherrſchende Intelligenz, das eigene Urteil, der weite Blick, die ſcharfe Überlegung. Die Ehe des emporgeſtiegenen Arbeiterſohnes mit dem intelligenten Mädchen der höheren Stände iſt vielleicht berufen, die tüchtigſten Sozialariſtokraten zu erzeugen.

Mit Friedrich Nietzſches ariſtokratiſchen Geſellſchaftsgloſſen hat die Sozialariſtokratie nichts zu thun. Ihm iſt „Vornehmheit“ gleichbedeutend mit ſogenannten „feinen Manieren,“ mit jener blaſierten Reſerviertheit, die heute in Offizierskreiſen als Ideal der Geſellſchaftsform gilt. Die Pflege dieſes Zuges durch eine Reihe von Generationen iſt ihm die Haupttugend des heutigen Erbadels, der ihm mit dem Adel überhaupt identiſch iſt. Er ſteht in dieſer Hinſicht vollſtändig auf dem Boden des Alten, Abgelebten, das eben im Begriffe iſt, vom Schauplatz abzutreten.

Das, was die Seufzer über die Ungerechtigkeit der heutigen erbkapitaliſtiſchen Verhältniſſe ſo aufſtöhnend zum Ausdruck kommen läßt, das iſt nicht der harte, überharte Druck, der auf den Maſſen laſtet; denn die Maſſen mit der Durchſchnitts- und Unterdurchſchnittsbegabung ſind unvermögend, ihren Schmerz mit eigenen Worten zu künden; nein das iſt die Verbitterung der Begabten unter ihnen, die ihrer Begabung ſich recht wohl bewußt ſind und doch einſehen, daß dank der beſtehenden Einrichtungen ihnen die Wege nach vorwärts verſchloſſen ſind. Sie, die geborenen Herren der Zeit und durch die herrſchenden Mißſtände Enterbten ſind der Stamm der eigentlichen Unzufriedenen im Volke, die allenthalben Unzufriedenheit wecken und zum Umſturz treiben. Wer ſie befriedigt, und ihnen die Möglichkeit giebt, ihrer Befähigung entſprechend ſich einen Platz in der Geſellſchaft zu erobern, der wird auch den Hauptquell aller Unzufriedenheit und aller Umſturzgelüſte verſtopfen. Wer den Staatsbeamten denſelben unabhängigen Sinn und die freie Meinungsausſprache geſtattet, wie den anderen Staatsbürgern, der wird es auch dem Manne der freieſten Überzeugung ermöglichen, in Staatsdienſt zu treten und ſeine Kraft dafür nutzen, ſtatt ſie dagegen wirken zu laſſen. In den Vereinigten Staaten herrſcht dasſelbe grauenvolle Syſtem wie bei uns, das Staatsſtellen nur an die Anhänger der herrſchenden Regierung vergiebt. England hingegen iſt darin ein Muſterſtaat. Mit der Parlamentsmehrheit wechſeln die Miniſter und die Provinzialſpitzen, aber vom Botſchafter abwärts mag jeder die politiſche Meinung vertreten, die er Luſt hat, ſo lange er in ſeinem Berufe ſeine Pflicht thut.

Um die Zuſtände der Sozialariſtokratie heraufzuführen, gilt es vor allem, eine Macht zu bekämpfen. Der Sozialismus nennt ſie Kapitalismus, aber dieſer Ausdruck trifft ſie nicht ſcharf; denn nicht daß es Kapital giebt, oder daß einzelne heute Kapital beſitzen, iſt ihr Hauptzug, ſondern daß dieſes Kapital in feſten

Händen liegt und auf dem Erbwege von Geſchlecht zu Geſchlecht geht. Darum beſſer Erbkapitalismus.

Die Abneigung gegen dieſen iſt unter den Denkenden nahezu allgemein. Nicht nur Marx und Engels, nicht nur Proudhon und Mill verurteilen ihn, ſondern auch Bebel, Hertzka, Büchner, faſt alle ſozialwiſſenſchaftlichen Schriftſteller.

Staatlicherſeits einfach nicht länger geduldet werden dürfen nach Büchners Anſicht „die durch ſtete Vererbung aufrecht erhaltenen, ungeheueren Privatvermögen, welche einen Staat im Staate, eine Geldmacht innerhalb der Staatsmacht bilden und bei ihren Beſitzern, ſowie bei deren Familien einen unnatürlichen und die Wohlfahrt der Geſamtheit ſtörenden Einfluß unterhalten. An die Stelle der ehemaligen Geburtsariſtokratie iſt nach und nach eine Geldariſtokratie getreten, welche . . . in der Zukunft, wenn ihr nicht ein Damm entgegengeſetzt wird, mit immer ſteigender Anmaßung auftreten wird.“ Nur die Ariſtokratie der Arbeit, die Arbeitsariſtokratie, oder Sozialariſtokratie kann ſie vernichten.

Wenn es in der Natur ſo wäre, daß der Sohn eines tüchtigen Vaters, der viele Arbeit leiſtete, die zu ſeiner Zeit hoch im Werte ſtand, unfehlbar in gleichem Maße tüchtig wäre und imſtande, ein gleiches Quantum der in ſeinen Tagen wertgeſchätzten Leiſtungen zu vollbringen, dann wäre es auch berechtigt, daß es erbliche Kaſten gäbe; dann könnten Adelstitel, Beſitztitel, Familienvorrechte ſich getroſt forterben, niemand würde Einſpruch erheben. Aber dann würde es gewiß keine geben; die Herrenkaſte würde zu ſtolz ſein ſolche Rechte in Anſpruch zu nehmen; der Sohn würde immer imſtande ſein, ſich reichlich ſeinen Unterhalt zu verdienen. Er brauchte kein Erbgut.

Daß das Kind ein Produkt aus Vater und Mutter iſt, beſtreitet heute niemand mehr im Ernſte, und daß ſeine Eigenſchaften ein Produkt der Verſchmelzung derer von jenen ſein müſſen, auch nicht. Daß wir weder die Geſetze jener Verſchmelzung kennen, noch im einzelnen verfolgen können, warum das eine Sperma der Keim zu einem begabten, das andere zu einem dummen Kinde iſt, beweiſt doch nichts gegen jene allgemeine Thatſache.

Körperliche Kraft und Körpergröße vererben ſich da, wo Übung und entſprechende Lebensverhältniſſe, ein gleichartiges Weib unter gleichen Daſeinsbedingungen vorhanden ſind, ziemlich regelmäßig. Die Erblichkeit von Adelsbeſitz und Standesvorrechten ſtammt noch aus der Zeit, wo hervorragende Körpereigenſchaften genügten, um ſich einen beſſern Platz in der Geſellſchaft zu erobern.

Ebenſo ſind meiſt erblich körperliche Kurioſitäten wie Vielfingrigkeit. Nach Huxleys Mitteilungen iſt dieſelbe durch fünf Generationen beobachtet worden, obwohl ſich die damit behaftete Perſon immer mit einer normalfingrigen verehelichte. Oder ein heller Haarſträhn inmitten dunklen Kopfhaares. Zwei Brüder Boſſeler in Tübingen erbten von ihrer Mutter einen ſteifen Goldfinger, den ſich dieſelbe mit achtzehn Jahren durch Einklemmen an der Thür zugezogen hatte. Ein kurzes Bein geht ebenfalls durch mehrere Geſchlechter. Von zwei Schweſtern beſitzt es die eine. Die es nicht hat, heiratet; keins ihrer Kinder beſitzt es. Ihre vier Töchter heiraten, und drei von ihnen haben ein Kind mit zu kurzem Bein, während alle anderen normalbeinig ſind. Virchow führte auf dem Naturforſcherkongreß in Wiesbaden zwei ſchwanzloſe Kätzchen vor, welche dieſen Mangel von ihrer Mutter geerbt hatten, die ihren Schwanz durch einen Unfall verloren hatte. Andererſeits teilt Zacharias einen Fall mit, in dem zwei Taubſtumme, die ſich heirateten, lauter redende und hörende Kinder beſaßen.

Das was im entwickelten Kulturzuſtand einen Menſchen am höchſten über andere emporhebt, ſind ſeine *geiſtigen Fähigkeiten* und gerade bei ihnen findet *keinerlei regelmäßige Vererbung* ſtatt. Die Söhne großer Männer ſind meiſtens unbedeutende Leute. Dagegen hat Galton an der Hand eines überaus reichen geſchichtlichen und ſelbſtbeobachteten Materials feſtgeſtellt, daß doch ziemlich häufig bedeutende Männer aller Art, Männer der Wiſſenſchaft und Kunſt, Staatenlenker und Feldherrn, Turner, Preiskämpfer und Ruderer Familien entſtammen, in welchen jene Eigenſchaften erblich ſind. Die Reihe endet namentlich bei den geiſtigen Arbeitern nicht ſelten *mit einer beſonders bedeutenden Leiſtung*, mit der jene Erbkraft dann *verſagt*.

Ohne Zweifel giebt es alſo Familien, in denen beſondere Tüchtigkeit erblich iſt, gerade wie es ſolche giebt, in denen die Neigung zum Verbrechen waltet. Aber wir wiſſen auch, daß dieſe Tüchtigkeit ſofort verſchwindet, ſobald ſie durch mehrere Geſchlechter dem Daſeinskampf entzogen, in geſichertem Wohlleben dahinvegetieren. Gerade im Intereſſe der *Erhaltung* und *Steigerung* ſolcher Tüchtigkeit liegt es alſo, ſolche unnatürlich günſtige Lebensbedingungen aus dem Wege zu räumen.

Vater und Sohn Euler waren bedeutende Mathematiker, die Familie Bernouilli hat gar acht Mathematiker hervorgebracht, die Familie Darwin in drei Generationen Naturforſcher, ſogar in der Seitenlinie Galton noch einen; drei Herſchel waren bedeutende Aſtronomen, der Vater Emil und die beiden Brüder Karl und Robert Cauer waren bekannte Bildhauer, obgleich Robert der bedeutendſte von ihnen; das alles ſind Belege, daß auch gewiſſe weit übernormale Begabungen unter gewiſſen Verhältniſſen ſtetig ſein können. Namentlich die Ehe mit einer verwandt veranlagten Frau erhält ſie den Kindern oder doch einem Teile von ihnen. John Stuart Mill war der Sohn des in der Geſchichte der Volkswirtſchaft rühmlichſt bekannten James Mill, des Verfaſſers der Principles of Political Economy, und Mrs. Helen Taylor iſt J. S. Mills Tochter. Die Familie Feuerbach hat einen bedeutenden Juriſten, einen berühmten Philoſophen und einen namhaften Maler aufzuweiſen, die Familie Mendelsſohn einen Philoſophen und einen Muſiker. Aber in den meiſten von dieſen Fällen iſt der Verwandtſchaftsgrad der berühmten Familienglieder verſchieden. Nur das Verhältnis Vater zu Sohn kommt einige Male vor.

Die Vererbung außergewöhnlicher Talente iſt nur auf dem Gebiete der Muſik häufiger. Die Familie Bach hat allein zweiundzwanzig bedeutende muſikaliſche Talente hervorgebracht. Familien in denen der Sinn für exakte Forſchung, Mathematik oder die Liebe zur Kunſt erblich ſind, giebt es noch eher; eigentliche Dichterfamilien, Familien von bildenden Künſtlern, Philoſophen giebt es nicht. Dagegen weiſt das bekannte Kapitel von den Dichtermüttern manches Merkwürdige auf. Mütter von Dichtern beſitzen oft eine große Lebhaftigkeit und Luſt zum Fabulieren. Der Sohn eines großen Dichters aber iſt noch nie wieder ein großer Dichter geweſen. Daß zwei Brüder dichteriſch begabt ſind, wie die Brüder Hart, iſt eine ebenſo große Seltenheit. Schon zwei ähnlich begabte Brüder wie die Brüder Humboldt oder die Gebrüder Grimm ſind ſelten.

Hervorragende geiſtige Fähigkeiten vererben ſich in der Regel nicht. Daß der Sohn eines großen Herrſchers und auch noch ſein älteſter Sohn, der gewöhnlich am wenigſten bedeutend iſt, ebenfalls ein Regierungsgenie ſei, iſt ſo unwahrſcheinlich wie nur möglich. Es kommt auch in der That nie vor. Das zieht der Erbmonarchie allein ſchon allen wiſſenſchaftlichen Boden unter den Füßen weg. Und naturwiſſenſchaftlich iſt es eine Lächerlichkeit, daß der noch ungeborne Sohn eines beſtimmten Mannes im voraus zur Herrſchaft über ein großes Reich beſtimmt ſei.

Keine andere Erbinſtitution iſt der Geſchichte der Menſchheit ſo verhängnisvoll geworden wie die Erbmonarchie. Aus der Geſchichte der Pharaonen, der Julier und der Klaudier, der Wittelsbacher, Habsburger und Bourbonen auf den Thronen Frankreichs, Italiens und Spaniens allein läßt ſich der Beweis ſchon genügend führen. Auch unter den Hohenzollern iſt ſchon Irrſinn aufgetreten. Das Beiſpiel Friedrich Wilhelms IV., dem das Regiment entzogen werden mußte, iſt noch in friſcher Erinnerung. Die Iſolierung durch ausſchließliche erbliche Begünſtigung führt in enormem Prozentſatz zu Laſter und Ausſchweifung, und zur Erblichkeit von Laſtern der ſchlimmſten Sorte. Namentlich Geiſteskrankheiten ſpielen hier mit Vorliebe ihre tragiſche Rolle. Nach den zuverläſſigen Statiſtiken des Irrenarztes Esquirol iſt die Anzahl von Geiſteskranken in regierenden Häuſern ſechzigmal ſo groß, wie in einer gleichen Anzahl anderer Menſchen, die nicht Herrſcherfamilien und dem hohen Adel angehören. Auch dieſer ſtellt immer noch einen erſchreckenden Prozentſatz zu den Bewohnern unſerer Irrenanſtalten und den Selbſtmördern aus Gemütszerrüttung. Dabei endet noch ein beträchtlicher Teil von Geiſteskranken aus katholiſchen Adelsfamilien erfahrungsmäßig im Kloſter ſtatt im Irrenhauſe. Wenige Männer aus fürſtlichem Haus haben den ſittlichen Mut, einen tüchtigen Beruf zu ergreifen und ſo nützliche Glieder der Geſellſchaft zu werden wie der Herzog Karl Theodor von Bayern, wenige Frauen den Mut, ihrer Liebe zu folgen und einen „Unterthan“ zu heiraten wie die Gattin des Profeſſor von Esmarch. Der Fall des Kronprinzen Rudolf von Öſterreich iſt wieder ein Beleg dafür, daß nicht ſelten Männer dieſer Kreiſe an ſchmutzigen Verhältniſſen zu Grunde gehen, weil ſie nicht den Mut haben dürfen, ein altes Band zu löſen, um ein neues, ihren Neigungen entſprechendes zu knüpfen. Indeſſen lockert ſich hier der alte Standeshochmut doch ſchon ganz bedeutend. Während ſich einige Jahrhunderte lang Fürſten zu erniedrigen meinten, wenn ſie eine tüchtige Bürgerstochter freiten, mehren ſich dieſe „Mißheiraten“ in unſeren Tagen. In den deutſchen regierenden Fürſtenfamilien leben heute zwölf Männer in ſolchen „Mißverhältniſſen“, die ſich auf Baden, Bayern, Heſſen, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Sachſen-Weimar. Sachſen-Meiningen, Reuß j. L. und Waldeck verteilen.

Die altjüdiſche Vorſtellung von einer erblichen Sündhaftigkeit geht offenbar zurück auf die Beobachtung, daß ſich von den Eltern ſehr häufig ſchlechte Eigenſchaften auf die Kinder vererben. Die Einrichtung des Erbadels, feſter Kaſten und Stände, beruht ebenſo auf leichtfertiger Verallgemeinerung der Beobachtung, daß bei gewiſſen Familien tüchtige Eigenſchaften erblich waren. Leichtfertig iſt dieſe Verallgemeinerung einmal deshalb, weil Eigenſchaften, die zu einer Zeit hochgeſchätzt ſind und das Glück eines Menſchen machen, vielleicht ſchon im übernächſten Geſchlecht durchaus nicht das mehr ſind, wodurch ſich die beſten auszeichnen, und ſodann, weil man es den trefflichen Kindern trefflicher Eltern ruhig überlaſſen kann, ſich ſelbſt hervorragende Stellungen zu erringen, wobei zugleich die aus der Art ſchlagenden Elemente ausgeſchieden werden.

Haben Glieder einer Herrſcherfamilie in der Vergangenheit für ein Land Großes gethan — nun gut, dann haben ſie auch in der Vergangenheit die Ehre gehabt, die Fürſten eines tüchtigen Volkes zu ſein, und das Bewußtſein, Tüchtiges geleiſtet zu haben. Aber die Gegenwart hat genug zu thun, dasjenige Große anzuerkennen, das heute geſchieht. Laſſet die Toten ihre Toten begraben. Und gar die Nachkommen jener Herrſcher? Wie ſoll das Land dazu kommen, ihnen die Ehre zu ſchenken, ſie an ihre Spitze zu ſtellen? Es braucht tüchtige Leiter, nicht ſolche mit tüchtigen Ahnen. Und wenn ein Nachkomme ſolch eines Herrſcherhauſes vom Volke für eine Zeit an ſeine Spitze geſtellt würde, oder gar mehrere, Vater, Sohn und Enkel — ein deſto beſſeres Zeichen für jenes ehemalig fürſtliche Haus. Aber darum, weil ſein Urgroßvater ein verdienter Mann war, erhält in der Sozialariſtokratie niemand mehr eine Sinekure.

Wir lächeln vielfach über chineſiſche Verhältniſſe. In manchen Punkten aber hat man im Reich der Mitte fortgeſchrittenere Einrichtungen als bei uns. An die Segnungen der Erbmonarchie glaubt man dort ſchon längſt nicht mehr. Nach dem vierten kanoniſchen Buche der Konfuciuslehre iſt, wie Seydel in ſeinem Buche: „Das Evangelium von Jeſus in ſeinem Verhältnis zur Buddhaſage und Buddhalehre“ ausführt, prinzipiell in China Kaiſer, wen der Himmel, das iſt Gott, dazu macht . . . . Kaiſer Yao, mit dem die eigentlich geſchichtliche Zeit des Reiches beginnt, ebenſo ſein Nachfolger Schün hatten Söhne. Aber dieſe wurden in beiden Fällen als entartet übergangen. Yao wählte ſeinen Miniſter Schün, dieſer ſeinen Miniſter Yü zum Nachfolger, erſt dem Yü folgte ſein Sohn . . . . . der allein entſcheidende Erweis des himmliſchen Rechts liegt doch im Erfolg bei den Unterthanen: in der langen Regierung, und darin, daß das Volk dem Schün zufiel, nicht dem Sohne Yaos, lag Gottes Urteil. „Was keiner thut und es thut ſich doch, das iſt der Himmel.“ Der Himmel will durch die Kaiſerherrſchaft ſeine beſtimmten Ziele fördern, die Kaiſer ſind ſeine Diener, ſeine „Söhne“; er wird daher ſein Mandat zurückziehen, wenn der Herrſcher aufhört, des „Himmels Weg“ zu wandeln, des „Himmels Weg“ iſt Tugend . . . . . Auch der niedrigſte Mann kann Kaiſer werden, hat er die Tugend Schüns und Yüs. Aber fällt er davon ab, ſo verläßt ihn der Himmel.“

Riehl ſagt einmal in ſeiner Naturgeſchichte des Volkes: „Auch die ideelle Ariſtokratie des Talentes iſt eine Geburtsariſtokratie.“ Die wirkliche Wiſſenſchaft aber ſagt: Sie iſt die einzige Geburtsariſtokratie, die es überhaupt giebt, und ſie erweiſt ſich als ſolche auch ohne privilegierte Standesrechte durch die eigenen Leiſtungen. Alles andere, jede Erbariſtokratie und Erbgeldariſtokratie iſt nur eine Scheinariſtokratie. Nur Beſitz oder Titel ſind das Ariſtokratiſche an ihnen, nicht die Perſönlichkeiten. Die Ariſtokratie kann ihnen genommen werden und wird ihnen genommen werden, ſobald die Volksmehrheit zur Vernunft gekommen iſt, und die Erblichkeit jenes Unfugs aufhebt.

Jener geſamte Erbſchwindel gehört in die Zeit des „Rechtsſtaats“ der diejenigen Zuſtände verkörpert, die das ſittlich fortgeſchrittenere Gefühl von heute als Unrecht empfindet. Wie dieſer „Rechtsſtaat“ den Feudalſtaat abgelöſt hat, als dieſer zum Unſinn geworden war, ſo muß der ſozialariſtokratiſche Staat den Rechtsſtaat ablöſen, indem er ihn durch ein unſcheinbares Erbgeſetzchen einfach — expropriiert.

Seit der Glaube an die Vorzüge der Erbariſtokratie im Schwinden iſt, hat man den Satz aufgeſtellt: Männer, die ihre Geburt über den Erwerb ſtelle, ja über die Möglichkeit, ſich noch einen perſönlichen Vorteil zu verſchaffen, ſeien unbedingt nötig zur ſelbſtloſen Regierung eines Landes, und hat auf ein paar engliſche Miniſter als Belege hingewieſen, die vielleicht ganz Tüchtiges geleiſtet haben, — aber eben im Wettbewerb mit anderen um die Macht, von der noch nie ein Menſch genug gehabt hat. Dann hat man den Aufſchwung der Lage der arbeitenden Klaſſen Englands ſeit ihrer Organiſation nach den bekannten Londoner Aufſtänden vor einem halben Jahrhundert — auf Rechnung jener bekannten fünfzig in Eton zum Football erzogenen Ariſtokratenſöhne geſetzt, freilich ohne Namen zu nennen. Wer ſind denn jene Etonier? In den engliſchen Trade Unions-Kreiſen weiß davon niemand etwas — aber wohl von dem Opfermut armer Oxforder und Cambridger Studenten, von denen Hunderte in der University Extension-Bewegung Hunderttauſenden von Arbeitern eine höhere Bildung haben vermitteln helfen; die, ſelbſt aus dem kleinen Beamten- und Kaufmannsſtande hervorgegangen, die Bedürfniſſe der noch Ärmeren aus eigener Anſchauung kannten, und es nicht für zu gering hielten, ſich auf Jahre in kleinen Kolonien mitten im Schmutze des Londoner Eastend anzuſiedeln. Ihnen die Ehre; denn ſie haben die Arbeit gethan, und was für Arbeit!

Sicher hat Erziehung, und Lebensweiſe im Allgemeinen, einen bedeutenden Einfluß auf den Menſchen. Aber ſelbſt der Vermehrung ſeiner Leiſtungsfähigkeit ſind durch die Vererbung ganz beſtimmte Schranken gezogen. Am deutlichſten iſt dies bei Körperkräften feſtzuſtellen. Der Kraftmenſch wird geboren, wenn er dann durch Übung ſeine Kraft auch noch etwas ſteigert. Galton führt hierfür ein treffendes Beiſpiel aus dem Leben an. Ein junger Mann ergiebt ſich einem Sport und bemerkt mit Freuden die tägliche Steigerung ſeiner Kraft. Er berechnet ſchon die Zeit, in welcher er zum Kraftmenſchen geworden ſein muß. Da bemerkt er, daß nach und nach die Kraftzunahme langſamer erfolgt und zuletzt ſtill ſteht. Er hat das Kraftmaß erreicht, das ihm ſeine erbliche Anlage geſtattet.

Während Tauſende in erblichem Reichtum ſitzen, zu deſſen Erwerbung ſie keinen Finger gerührt haben, darben Millionen tüchtiger Arbeiter. Iſt es ein Wunder, wenn ſich angeſichts ſo graſſer Vermögensungeheuerlichkeiten, einer ſo ſinnlos ungerechten Verteilung im darbenden Volke laute Entrüſtung entwickelt? Dem Manne, der ſich redlich durch eigene Arbeit ſein Geld erworben, gönnt der Arbeiter gewiß ſeinen Beſitz. Aber daß Tauſende ein reiches Maß von Lebensannehmlichkeiten beſitzen, die nichts, abſolut nichts, dafür thun, das beleidigt ſein Rechtsgefühl tötlich. Daß jene ſchreienden Mißverhältniſſe nicht fortbeſtehen dürfen, iſt ihm klar. Jedes Mittel dazu iſt ihm recht. Da wird ihm das rote Tuch der Gleichheit vorgehalten, und mit Begier ſtürzt er ſich darauf.

„Der Widerwille gegen übergroße Vermögen,“ ſagt Hertzka, liegt in der Erkenntnis, daß, von ſehr vereinzelten Ausnahmen abgeſehen, die Verſchiedenheiten in den Fähigkeiten der Menſchen nicht ſo einſchneidend ſind, um ſo gewaltige Differenzen des Reichtums genügend zu rechtfertigen. Der Reichtum einer hochkultivierten Geſellſchaft beſteht zu derartig überwiegendem Teile aus den Hinterlaſſenſchaften der Vergangenheit und zu verhältnismäßig ſo geringem Teile aus den ureigenen Leiſtungen der einzelnen Individuen, daß ein gewiſſer Grad von Gleichheit, — nicht bloß der Rechte, ſondern auch der thatſächlichen Genüſſe — allerdings im Weſen der Sache begründet und ein Gebot der Gerechtigkeit iſt“ . . . . Eine Leiſtung, die hundertfach und tauſendfach den Wert gewöhnlicher Durchſchnittsleiſtung überträfe, iſt heutzutage nur mehr — dem Genie möglich, und dieſem allein würde ſie dem entſprechend auch unſer Billigkeitsgefühl zuerkennen.“

Welcher Billigdenkende hätte etwas dagegen, daß ein Mann wie Ediſon, ein epochemachender Erfinder, nicht nur einen höheren Lohn bekommt als ein ſtumpfſinniger Kohlenarbeiter, ſondern daß er in Reichtum die Früchte ſeiner Arbeit genießt; oder ein großer Gelehrter, ein Dichter, der für ſeine Zeit das erlöſende Wort gefunden? — — Aber daß Tauſende und aber Tauſende, die ſeit früher Jugend nichts gethan haben, als gefaullenzt, Menſchen ohne Arbeitskraft und Tüchtigkeit, die ſich nimmermehr von ihrer Hände Arbeit ernähren könnten, daß dieſe in Reichtum und Wohlleben ſitzen — wer will das rechtfertigen? War ihr Vater vielleicht ein tüchtiger Mann, ſo hat er auch den Lohn dafür gehabt, indem er ſich Beſitz erworben. — Aber wie kommen ſie, die nichts gethan haben, dazu, zu beſitzen und dadurch in der Lage zu ſein, ihre eigene Untüchtigkeit fortzupflanzen, während der Arbeiter geſund an Leib und Geiſt, deſſen Kinder kräftige Raſſeträger ſein könnten, nicht die Mittel hat, ſich ein Weib zu nehmen? War ihr Vater einer der Herren ſeiner Zeit, und nicht einer ihrer Knechte, dann hatte er eben auch ein Herrendaſein. Jetzt iſt er tot, und nunmehr Platz für die Herren der neuen Zeit! Sie ſollen herrſchen, ſie ſollen reich ſein und genießen, aber nicht die Erben der Herren der Vergangenheit. Kein Wunder, daß dieſe, die Erbkapitaliſten, den Herren der Gegenwart ein Dorn im Auge ſind. Sie ſind diejenigen, die inne haben, was eigentlich dieſen zukäme. Sie ſind die Räuber an der Gegenwart. Sie halten die größte Menge allen Kapitals in feſten Händen und das, worum der Wettbewerb der Tüchtigen und Schwachen ſtattfindet, iſt nur ein kleiner Reſt. Während ſich im harten Wettkampf ſelbſt Tüchtige aufreiben und ohne Kinder zu Grunde gehen, genießen jene und hinterlaſſen Erben, die ihren tüchtigen Zeitgenoſſen wieder ihr Gut vorenthalten. Nicht die Erben der Herren der letzten Generation, ſind a priori die Herren der neuen — ſondern diejenigen, welche ſich ſelbſt dieſe Herrenſtellung erobern. Sind dies zugleich die Söhne der früheren Herren, dann um ſo beſſer für dieſe. Dann iſt es ein Zeichen dafür, daß jene es ſich haben angelegentlich ſein laſſen, ihren Kindern das zu geben, was des Menſchen höchſtes Gut iſt, Geſundheit, Körper- und Geiſteskraft, feſten Willen und moderne, den Verhältniſſen entſprechende Bildung.

Für den Herren der Zeit, für den, der ſich in ihren Kämpfen hinaufſchwingt, für den, welcher am tüchtigſten zum Daſeinskampf ausgerüſtet geboren worden, mit den reichſten Fähigkeiten, höchſtbewertete Arbeit zu leiſten, alle Ehren, alle Auszeichnungen, die die Zeit erdenken kann, mögen ſie Titel, Orden, Ehrenſtellung, Ehrengehalte oder ſonſt wie heißen! Aber wo man ſich anmaßt, ſeine Nachkommen, über deren Beſchaffenheit man gar nichts weiß, noch wiſſen kann, im Voraus mit Vorrechten zu begaben, — auf Koſten von Menſchen die ebenfalls noch gar nicht geboren ſind — da beginnt das Pfuſchen gegen das allwaltende Naturgeſetz. Werden ſeine Nachkommen tüchtig ſein, dann werden ſie ſich auch ohne das ihre Bahn ebnen. Kraft ſeiner Stellung hat ihr Vater ja die Mittel, ihnen eine gründliche Bildung geben zu laſſen. Wenn er noch durch Wahl eines tüchtigen Weibes, aus heiliger, perſönlicher Geſchlechtsliebe, und durch Ausbildung des Körpers wie des Geiſtes für ſeine Kinder ſorgt, dann hat er alles gethan, was zu thun recht iſt, dann kann er getroſt ſein Haupt zur Ruhe legen. Werden die Seinen dann liederliche Nichtsthuer — dann ſollen ſie auch keinen Adelstitel, kein Vermögen ererben, nichts was ihnen irgend einen Vorſprung im Wettkampf mit andern Menſchen ihrer Zeit geben könnte. Es wird hoffentlich einmal eine Zeit kommen, wo es nicht mehr für ehrlich gilt, mit ſolchen Mitteln zu fechten. Dem Herren der Zeit die Zukunft, die Erbherren dem Mittelalter! Freiheit für die Lebenden, Rückſicht auf die Kommenden, aber Vergeſſen den Toten!

Stände der Leiſtung.

Schon Galtons Begabungsſchätzung gruppiert die Menſchen in verſchiedene Stände der geiſtigen Begabung. Ein Kompromiß zwiſchen dieſer Rangordnung und der Rangordnung nach Geſundheit und Arbeitskraft wird ziemlich genau eine Rangordnung nach der Leiſtung darſtellen, und ein einziges halbes Jahrhundert Sozialariſtokratie muß förmliche Stände der Leiſtung ſchaffen. Ob ſie auch in jedem Geſchlecht von Angehörigen anderer Familien gebildet werden, ſie ſind doch nichtsdeſtoweniger vorhanden, und ſind die einzigen Stände, die ſich vor der Natur rechtfertigen laſſen. Auch in der Sozialariſtokratie wird es Arme und Reiche geben. Der Sohn des Reichen kann von ſeinem Vater freilich nichts weiter bekommen als eine tüchtige Erziehung für einen beſtimmten Beruf. Aber dadurch hat er ſchon einen gewaltigen Vorteil vor dem Sohne des Armen. Bei Unentgeltlichkeit der ſtaatlichen, auch höheren Lehranſtalten fiele dieſes Argument faſt ganz weg. Und die Gewöhnung an Luxus wird für den Sohn des Reichen ſogar ein Hindernis im Vorwärtskommen. Bei jedem Bewerb um eine Stelle kann ihn der Sohn des Armen mit ſeinen geringeren Bedürfniſſen leicht unterbieten, ohne ſich im Verhältnis ſchlechter zu ſtehen als jener, und daraus folgt unmittelbar, daß Eltern ihrem Kinde in der Sozialariſtokratie auch praktiſch keine größere Wohlthat erweiſen können, als wenn ſie es möglichſt tüchtig und möglichſt einfach erziehen.

Man kann ſagen, ſo iſt es auch heute ſchon. Theoretiſch gewiß. Praktiſch unterbietet der Sohn des Reichen aber den Armen beim Wettbewerb, namentlich in den ſtudierten Berufen, weil ſein elterlicher Zuſchuß ihn inſtand ſetzt, ſelbſt weniger zu fordern als auch der Beſcheidenſte zum Leben bedarf. Z. B. als Referendar, als Probelehrer, als Volontär, als Aſſiſtenzarzt, als Offizier, als Univerſitätsdozent.

Faſt alle nicht ſubalternen Staatsämter liegen heute erblich in den Händen der Beſitzenden. Nur der Beſitzende kann ſeinen Sohn, ohne daß derſelbe einen Pfennig verdient, bis zum 20. Jahre aufs Gymnaſium ſchicken, das ſeine Schulgelder immer höher und höher ſchraubt. Nur er kann ihn dann noch durch ein vierjähriges Univerſitätsſtudium gehen laſſen mit ſeinen hohen Kollegiengeldern und ſonſtigen Anforderungen. Nur er kann ihn dann als unbeſoldeten Referendar oder Probekandidaten, als jungen Arzt oder Dozenten noch durch ein halbes Jahrzehnt unterhalten, bis ihm endlich ſeine Arbeit ſein Brot trägt. Damit iſt der Zuſtrom friſcher Volkskraft in den Beamtenſtand von vornherein faſt unmöglich gemacht, und ſomit derſelbe zur erblichen Kaſte geworden.

Die Volkswirtſchaftslehre hat längſt erkannt, daß die ſchwierigſte, unangenehmſte, aufreibendſte körperliche Arbeit im Durchſchnitt ſchlechter bezahlt wird als andere. Natürlich! Jeder kann ſie thun, aber wenn ſeine Begabung ihm eine angenehmere Beſchäftigung erlaubt, ſo wird er dieſe wählen. Wer aber keine andere Arbeit findet, muß ſchließlich auch die häßlichſte annehmen, ſelbſt gegen Hungerlohn. Die niedrigſte Art Arbeit muß in jedem Gemeinweſen von den am niedrigſten ſtehenden gethan werden. Smiths Grundſatz von der Kompenſation der Mühe durch den Lohn iſt mindeſtens für das Gebiet der niedrigſten Arbeit längſt aufgegeben. Das große Angebot von Arbeitskraft iſt hier ſo gut wie allein beſtimmend und wirkt hier durch Ausſcheidung der Untauglichſten in jeder Hinſicht am ſtärkſten züchtend.

In dem ſozialariſtokratiſchen Staate muß die Majorität beſitzen, nur die Minorität feſten Beſitzes bar ſein. Zwei Drittel der Majorität werden freilich als die Durchſchnittsmenſchen verhältnismäßig wenig haben können. Trotzdem werden ſie, um dies nicht auch noch zu verlieren, einem Umſturz feind ſein, und das wird der beſtehenden Ordnung einen feſteren Halt geben. — —

Die Sozialdemokratie hat ihre Hauptanhänger in den niederen Ständen, und infolgedeſſen gilt in ihr nur die Handarbeit als wirkliche Arbeit, obwohl ihre Führer das recht gut beſſer wiſſen müſſen. Wer nur täglich zehn Stunden in ſeinem

Bureau arbeitet, der iſt vielleicht hungriger und müder als mancher Handwerksmann. Die Fähigkeit zu geiſtiger Arbeit iſt einſtweilen noch weit ſeltener als die zu leiblicher; beſondere Leiſtungen in ihr ſind weit bedeutungsvoller für die Geſtaltung des menſchlichen Lebens als beſondere Handfertigkeit und Handſtärke, und die Nachfrage nach ihr iſt einſtweilen noch außerordentlich ſtark. Die Gleichung zwiſchen Angebot und Nachfrage hat noch immer den Preis beſtimmt, und ſo wird ſich die geiſtige Arbeit auch nicht durch ein Machtwort entwerten laſſen. Bebel will die geiſtige Arbeit allein in den Mußeſtunden gethan wiſſen. Von körperlicher Arbeit müde arbeitet ſich aber ſchlecht geiſtig, und die zahlreichen Dilettanten in allen möglichen Disziplinen leiſten nur ganz verſchwindend ſelten einmal etwas Ordentliches. Um ein Buch wie Bebels „Frau“ zu ſchaffen, dazu gehört eine gewaltige geiſtige Konzentration und ausdauernder Fleiß, und Bebel ſelbſt ſollte es ſchwer fallen, auch nur jedes Jahr in ſeinen Mußeſtunden ein gleiches Werk zu ſchreiben. In der Sozialariſtokratie wird die Geſtalterin des Lebens, die Entdeckerin neuer Kenntnis, die Erfinderin neuer Maſchinen, die Schöpferin einer geſunden Lebensphiloſophie, die geiſtige Arbeit, gerade ſo die erſte Stelle einnehmen, wie ſie heute in der erbkapitaliſtiſchen Geſellſchaft die Hauptſchöpferin großer Beſitztümer iſt. Sie wird ohne Frage bei weitem am höchſten bezahlt werden. Aber die körperliche Arbeit mit ihren fördernden Folgen für den Körper wird trotzdem weit mehr zu Ehren kommen als es heute der Fall iſt. Unſere Ärzte und Naturforſcher, namentlich unſere Geologen und Chemiker, unſere Ingenieure und Bergwerksbeamten, die doch alle zu den gebildeten Kreiſen gehören, leiſten neben ihrer geiſtigen Arbeit auch einen großen Teil leibliche. Geologen und Ingenieure unterziehen ſich oft gewaltigen Anſtrengungen zu Berufszwecken. Letztere machen meiſt ſogar einen ganzen Kurſus in der Schmiedewerkſtatt durch. Geiſtige Arbeit gilt heute noch als die oberſte Art der Arbeit. Aber leibliche Arbeit neben geiſtiger ſteht, wie die angeführten Beiſpiele zeigen, eben ſo hoch; ſobald nur die leibliche Arbeit in den Dienſt einer Idee tritt. Sie gilt dann nicht mehr als untergeordnet. Leibliche Arbeit allein aber gilt dafür, auch da, wo Gebildete, oder vielmehr Angehörige gebildeter Stände ſie thun. Die Frau des Kaufmanns, des Juriſten oder Mediziners, die, trotzdem ſie ein Dienſtmädchen zur Verfügung hat, doch ihr Leben mit Hausdienſt ausfüllt, ſinkt dadurch in den Augen der Bekannten doch bedeutend, ſo wenig das viele zugeben werden. Sie iſt für die Familie thatſächlich das „höhere Dienſtmädchen“, und daß die meiſten dieſer Hausfrauen das heute ſind, ändert an jener Wertung nichts.

Einer Reihe höherer Berufe iſt, wie bemerkt, von ſelbſt eine gewiſſe Menge körperlicher Arbeit nahe gelegt. Aber doch nur verhältnismäßig wenigen. Soll aber ein Körper für ein langes Leben geiſtige Arbeit aushalten, ſo iſt nicht nur eine Erziehung erforderlich, welche durch ſyſtematiſche Körperausbildung dieſen ſtählt, ſondern auch fortgeſetzte Übung der Muskeln in körperlicher Arbeit. Viele Geiſtesarbeiter turnen mit Hanteln, tiſchlern oder ſchnitzen in ihren Freiſtunden, andere beſorgen ihren Garten perſönlich, graben oder hacken Holz wie der greiſe Gladſtone, ein Beweis, daß geiſtige Anſtrengung eines gewiſſen Gegengewichtes von körperlicher Arbeit bedarf. In einem Staate, in welchem die Arbeit alles bedeutet und es keine Sinekuren mehr giebt, wird die Friſcherhaltung des Körpers für geiſtige Arbeit eine noch größere Bedeutung haben als heute, und darum die körperliche Arbeit als Stählmittel für den Körper weit allgemeiner zur Verwendung kommen. Ganze Scharen von Knaben werden in unſeren Großſtädten ſchon heute dafür erzogen, und die ſegensreiche Wirkung iſt bereits zu ſpüren. Bei der unendlichen Bedeutung, welche körperliche Kraft und Gewandtheit des Vaters für den Sohn haben, wird denſelben eine ganz beſondere Ausbildung zu Teil werden, und unſeren Gymnaſiaſtlein, mit ihren ſchmalen Brüſten und langen Gliedern wird es bald nicht mehr zu gering ſein, ſich auf dem Fußballplan zu tummeln, wettzulaufen, wettzuſpringen, wettzuſchwimmen, wettzurudern, und die Ausbildung menſchlicher Sports wird jene die Nationalgeſundheit fördernde Bedeutung bekommen, die ſie heute bereits in Großbritannien einnimmt. — —

Bis vor einem halben Jahrhundert gab es auch bei uns faſt erbliche Kaſten. Ein jeder Stand, ja faſt jeder Beruf ergänzte ſeine Kräfte aus den eigenen Kindern. Heute verwiſcht doch mindeſtens die Bildung manche Kaſtenunterſchiede; aber ein noch weit ſtärkeres Steigen und Fallen von Stand zu Stand iſt das Wünſchenswerte.

Je mehr Stände deſto beſſer, ſobald die Fähigkeiten die Standeszugehörigkeit bedingen und nicht die Geburt. Heute haben wir einen vierten Stand. Die Fabrikarbeiter ſind aber ſo geſchäftig, ihre wirtſchaftliche Lage zu heben, daß die ungelernten Arbeiter, welche heute zum größten Teile als Tagelöhner die Reſervearmee der Induſtrie bilden, bald als fünfter Stand ſich davon loslöſen werden, oder vielmehr der gegen Lohn und Gewinnanteil arbeitende Fabrikarbeiterſtand ſich von ihnen.

Wodurch anders hat ſich der dritte Stand in zwei Teile geſpalten, als dadurch, daß die Arbeit des einen Teils, die bis dahin ebenfalls ungelernte Handarbeit war, zur gelernten wurde, daß ſich durch die Art der Arbeit der Handwerker vom Fabrikarbeiter ſonderte? Bei dem Fortſchritt der Technik gehört ein immer wachſender Einblick in das Weſen einer Maſchine, eine immer größere beſtimmte Handfertigkeit dazu, um den Anforderungen genügen zu können, die die Maſchine an den ſtellt, der an ihr arbeitet. Dieſe Handfertigkeit und Vertrautheit mit einem beſtimmten Gebiete muß nach und nach dies Heer der Fabrikarbeiter wieder aus jener Maſſe herausheben, die wir als ungelernte Arbeiter bezeichnen, und ſchließlich die heutige Reſervearmee der Induſtrie als fünften Stand abſondern.

Es iſt eine ſoziale Notwendigkeit, daß ſo lange man die Untüchtigſten nicht töten will, es eine Stufe giebt, auf die ſie hinunterſinken können. Aber das eben unterſcheidet die Sozialariſtokratie von dem erbkapitaliſtiſchen Staate, daß in ihr wirklich nur die Untüchtigſten den fünften Stand bilden, während er heute eine große Menge außerordentlich wertvolles Material für das Leben der Gattung allerdings neben einem Teile Lumpen einſchließt.

Ohne Frage iſt es wünſchenswert, daß ſich der Menſch durch fortſchreitende Kenntnis eine noch weit höhere Macht über die Natur aneigne, daß er Gewalten ſich unterzwinge, die ihn heute beherrſchen. Aber wenn dieſe wachſende Macht zu ſeinem Heile ausſchlagen ſoll, dann darf er nicht vergeſſen, ſelbſt ſich jene Dienſte zu leiſten, die ihm jene Gewalten bisher geleiſtet haben. Wenn er es vergißt, dann wird er untergehen.

In der Vergangenheit haben Krankheit und Siechtum die Untauglichen aus der Welt geſchafft, Mangel hat die Schwachen dahingerafft, und die Menſchen mit geſtörter Geiſtesthätigkeit ſind früh einem gewiſſen Tode entgegengegangen. Heute erhalten wir alle Schwachen und Kranken aus Mildthätigkeit, oder wie wir, uns ſelbſt ehrend, ſagen: aus Menſchlichkeit, und unſere fortgeſchrittene Kenntnis der Heilkunde giebt uns das Mittel, Leben zu erhalten, die unſere Ahnen noch rettungslos dem Tode verfallen laſſen mußten. Unſer Einblick in ihr Reich hat uns Macht verſchafft ſelbſt über die Kochſchen Kommabazillen. Aber wenn wir den Kranken, welche wir mit unſerer Kunſt retten, nun nicht die Verpflichtung auferlegen, ſich nicht fortzupflanzen, ja ſie nicht im Weigerungsfalle geradezu dazu zwingen, dann vergeſſen wir, uns ſelbſt und unſerer Gattung, unſeren Kindern, jenen Dienſt der Ausleſe zu leiſten, den uns einſt die Natur leiſtete, als wir noch nicht ihre Meiſter waren; dann verſchlechtern wir durch unſere Kunſt bloß unſere Raſſe. Indem z. B. die Schwindſucht beſonders Menſchen von ſchon mangelhafter Geſundheit überfällt, übt ſie thatſächlich eine Ausleſe. Sie entfernt meiſt ſchon in frühem Alter, ehe die Fortpflanzung eintritt, eine beträchtliche Anzahl ſchwächlicher Individuen und ſchwächt andere derartig, daß ihnen mindeſtens eine reguläre Eheſchließung unmöglich iſt. Die Heilkunde aber verlängert ſo manches ſonſt dem ſicheren Tode verfallene Leben bis tief ins Heiratsalter und ſchafft ſo Kinder, wo es ſonſt keine gegeben hätte. Dieſelbe Verpflichtung iſt auch denen aufzuerlegen, die zu ſchwach ſind, um zu arbeiten.

Am beſten wird ohne Frage immer die Geſellſchaft die Sorge für die Arbeitsunfähigen übernehmen — unter der Bedingung, daß ſie ſich nicht fortpflanzen. Wer ſich dieſer Bedingung nicht fügt, den ſoll man erbarmungslos zu Grunde gehen laſſen oder iſolieren, damit er nicht zum Raſſeſchänder werde.

Wenn die Vererbung von beſtimmten Krankheiten auch nicht ausnahmslos iſt, und wir ihre Geſetze noch nicht vollſtändig überſehen, ſo wiſſen wir doch, daß die Krankheiten der Drüſen, des Nervenſyſtems und der Atmungsorgane ſich am leichteſten vererben. Lungen-, Leber- und Geiſteskrankheiten, Syphilis und Skropheln ſtehen unter ihnen wieder obenan. Und durchaus nicht nur als ſelbſt ererbte Krankheiten. „Sehr häufig“, ſagt Häckel, „tritt plötzlich in einer ſonſt geſunden Familie eine derſelben bisher unbekannte Erkrankung auf; ſie wird erworben durch äußere Urſachen, durch krankmachende Lebensbedingungen. Dieſe Krankheit, welche beim einzelnen Individuum durch äußere Urſachen hervorgerufen wurde, pflanzt ſich von letzterem auf ſeine Nachkommen fort, und dieſe haben nun alle, oder zum Teil an derſelben Krankheit zu leiden.“ Im unkultivierten Zuſtande geht bei Erkrankungen von gewiſſer Schwere alles zu Grunde, was davon betroffen wird. Die moderne Wiſſenſchaft rettet hier auch die Schwachen, die ſonſt durch natürliche Ausleſe beſeitigt worden wären und ſich nicht hätten fortpflanzen können. Dadurch drückt ſie ohne Zweifel die Durchſchnittshöhe der Geſundheit und Kraft des lebenden Geſchlechtes herunter. Die des künftigen nur, ſo lange als es noch nicht ſittliches Gebot geworden iſt, daß ein mangelhafter Menſch nicht heiraten darf. „In neunzig von hundert Fällen ſind Irre, Söhne von Irren“, ſagt ein berühmter Irrenarzt. Wenn dies auch etwas übertrieben iſt, ſo trifft es doch für den Fall von Größenwahnſinn wohl zu.

Gerade Wahnſinn entſteht in den allerſeltenſten Fällen unmittelbar durch bloßes Erwerben infolge individueller Erfahrungen oder Leiden. Von dem bekannten Pſychiater Kräpelin beſitzen wir eine eigentümliche Statiſtik darüber. Gewiß iſt es für den Irrenarzt außerordentlich ſchwierig, im Einzelfalle feſtzuſtellen, ob und welche Verwandten ſeines Kranken zu der gleichen Abnormität neigen. Kräpelin fand, daß von hundert Geiſteskranken ſich bei den Verwandten von dreißig bis vierzig das Vorhandenſein von kleineren geiſtigen Abweichungen vom Normalen nachweiſen laſſe.

Auch der Verbrecher gehört meiſt unter die Geiſteskranken.

Aus Herbert Spencers Man versus the State nur ein Beiſpiel aus einem Bezirk am oberen Hudſon in den Vereinigten Staaten, daß 1874 durch einen de Harris bekannt wurde. Dieſer Bezirk zeichnete ſich im ganzen durch eine unverhältnismäßige Höhe der Anzahl der Verbrechen und durch große Armut der Bevölkerung aus. Von einer einzigen Dirne ſtammten nachweisbar, außer einer bedeutenden Anzahl von Blödſinnigen, Schwächlingen, Trunkenbolden, Verrückten, Bettlern und Dirnen über zweihundert Nachkömmlinge ab, die durch die Gerichtsakten des Bezirks als Verbrecher erwieſen ſind. „War es nun Güte oder Grauſamkeit“, fragt Spencer, „welche ihnen Geſchlecht um Geſchlecht geſtattete, ſich zu vermehren, und für die Geſellſchaft um ſie zum Fluch zu werden?“

Der heutige Arzt tritt der Thatſache, daß ſich durch Vererbung die herrſchenden Krankheiten ſtetig fortpflanzen und ſich durch ſeine Thätigkeit nicht vermindern, mit einer ſtumpfen Reſignation gegenüber, als ob es ſich dabei um ein allgewaltiges Naturgeſetz und nicht um eine grobe menſchliche Fahrläſſigkeit handle, die einer ganz falſchen Menſchenfreundlichkeit oder vielmehr Individuumsfreundlichkeit auf Koſten der Gattung entſpringt. Allerdings meint Krafft Ebing, der neuerdings ſo berühmt geworden, in ſeinem Lehrbuch der Pſychiatrie ſchüchtern: „Erblich neurotiſch Belaſtete wie auch zu Tuberkuloſe Disponierte ſollten ſich der Zeugung enthalten.“ Aber er fügt ſofort hinzu: „Leider beſteht gerade hier meiſt ein geſteigerter Geſchlechtstrieb und iſt dafür geſorgt, daß dieſe Geißeln der Menſchheit trotz aller wiſſenſchaftlichen Erfahrung eher zu- als abnehmen.“

„Die Erfahrung lehrt uns, daß ſittliche oder unſittliche Handlungen ebenſo von der vorhergegangenen Erziehung oder der Eigenart des Geiſtes abhängen, wie geſunde und krankhafte Abſonderungen von vorherigen Gewohnheiten und der Beſchaffenheit des Körpers. Ein verbrecheriſch beanlagter und erzogener Menſch kann ſich, wenn die Umſtände ihm Verſuchungen in den Weg ſtellen eben ſo wenig enthalten, ein Verbrechen zu begehen, wie er bei einem gewiſſen Zuſtand ſeines Gehirns und Magens den Kopfſchmerz zurückhalten könnte. Beides, Verbrechen und Kopfſchmerz, erfolgt aus einer Reihe vorhergegangener Urſachen, die in dieſen Wirkungen gipfeln.“

„Es giebt Pflanzenarten und Tiergattungen, die man als untauglich für nutzbringende Pflege erkannt hat . . . . Je eher wir einſehen, daß böſe Menſchen, wenn ſie auch vielleicht ein klein wenig zu beſſern ſind, doch, was wir auch mit ihnen thun mögen, immer ſchlecht bleiben, deſto eher kommen wir zu dem Schluß, daß die Wohlfahrt der Geſellſchaft die Unterdrückung und Ausſtoßung der ſchlechten und die ſorgfältige Ausbildung der guten Menſchen fordert . . . .“ „Der böſe Menſch hat kein Gewiſſen; er handelt ſeiner bösartigen Natur gemäß . . . . Aber die Geſellſchaft, welche ihren Vorteil kennt, hat das Recht, ihn aus ihrer Gemeinſchaft auszuſtoßen; nicht nur um ſeine böſen Thaten überhaupt zu verhindern oder dann zu beſtrafen, ſondern um ihn in wirkſamer Weiſe zu unterdrücken und ihn vor allen Dingen abzuhalten, eine Nachkommenſchaft zu hinterlaſſen, die eben ſo ſchlecht iſt, wie er ſelbſt.“ Schon Ariſtoteles in ſeiner Ethik führt die Meinung einiger Geſetzgeber an, die Ungehorſamen und Mißratenen zu züchtigen und zu beſtrafen, die Verbrecher aber ganz auszuſcheiden, und obige Worte aus Moriſons Menſchheitsdienſt verdienen in ihrem vollen Umfange Geltung.

Unſere beſſere Kenntnis ſchützt den Geiſteskranken heute vor gerichtlichen Strafen. Aber darum bleiben ſeine Eigenſchaften ſeinen Nachkommen immer noch gleich gefährlich, und um das zu neutraliſieren, wäre ein Abſperren mindeſtens von geſchlechtlichem

Verkehr durchaus erforderlich. Unter den heutigen Zuſtänden vermehrt der Staat ſyſtematiſch ſeinen Beſtand an Geiſteskranken von Geſchlecht zu Geſchlecht; denn die ärztliche Behandlung, die er ihnen angedeihen läßt, ſichert ihnen ein längeres Leben und damit reichlichere Möglichkeit ſich fortzupflanzen. Durch Vermehrung der Irrenanſtalten wird man erſt dann dem Zuwachs an Geiſteskrankheiten Einhalt gebieten können, wenn man keinen mehr — zur Ehe entläßt.

„Die therapeutiſche Medizin“, ſagt Schallmayer in ſeiner trefflichen kleinen Schrift über die drohende körperliche Entartung der Kulturmenſchheit, „leiſtet für die Hebung der Volksgeſundheit ungefähr das, was die Armenpflege zur Hebung des Volkswohlſtandes leiſtet. Beide tragen zur Vermehrung der Hilfsbedürftigen bei. Aus den Fortſchritten der Medizin, die Hygiene aber nicht mit inbegriffen, iſt für die Zukunft der Menſchheit kein Heil zu hoffen. Die Medizin, ſo weit ſie nur Heilung, nicht Vorbeugung bezweckt, trägt zum allmählichen Fortſchreiten der menſchlichen Leiſtungsfähigkeit und des menſchlichen Glückes nichts bei. Ein Niedergang in der Körpergröße iſt bereits bemerkbar, das wiederholte Herabſetzen des Mindeſtmaßes für die Aushebung zum Soldaten der verſchiedenen Staaten iſt der beſte Beleg dafür. Die ein wenig verlängerte Lebensdauer während der letzten dreißig Jahre beweiſt nur, daß die moderne Medizin einer Menge Individuen das Leben erhält, die ſonſt zweifellos früher zu Grunde gehen würden.“

Es iſt wahr, in Frankreich ſinkt die Rekrutenziffer noch ſchneller als bei uns, von 87/88 um 8000, von 88/89 um 12 600, von 316 200 zu 308 300 und 295 700. Und 89/90? Aber ſinkt ſie darum bei uns nicht, natürlich prozentuell zur Bevölkerungsziffer? In der Provinz Brandenburg mit Berlin ſind nicht einmal mehr fünfzig Prozent der militärpflichtigen Mannſchaften dienſttauglich, kaum noch vierzig, während Oſtpreußen noch ſechzig Prozent taugliche Leute ſtellt. Hätte das jemand vor dreißig Jahren prophezeit, er wäre ausgelacht worden. Die ſteigende Bevölkerungszahl allein thut es nicht. Die Bevölkerung muß auch an Tüchtigkeit zunehmen, körperlich und geiſtig, und nicht nur ſtill ſtehen. Jetzt iſts gerade noch Zeit, ſobald man ſich den Thatſachen nicht verſchließt. Es muß etwas geſchehen zur Verhinderung des Verfalls unſerer Volkskraft, zur Hebung der Volksgeſundheit, der Volkstüchtigkeit. Hier iſt die Stelle, wo der Volksdienſt einſetzen muß, und wie er ſein Werk angreifen muß, das kann keine Frage mehr ſein. Das Geld muß aufhören über die Volkskraft zu gehen und die natürliche Ausleſe wieder in ihr Recht eintreten, die den Schund zu Grunde gehen läßt, und die Tüchtigſten überleben.

Andrerſeits wirken auch manche der kulturellen Einrichtungen in gutem Sinne züchtend. Während unter ruſſiſchen Zuſtänden, in Schmutz die Not, unter mangelhaften, ſanitären Maßregeln ſich eine Epidemie wie und Cholera raſend ſchnell über tauſende von Meilen verbreitet und wegrafft was ſie erfaßt, Stark und Schwach, ohne Unterſchied, ſo ſind die Starken im kultivierten Land davor ungleich geſchützter. Freilich auch die Schwachen! Aber was unter einen beſtimmten Stärkegrad herunter ſinkt, erliegt doch meiſt andern Krankheiten. Ebenſo wirken die Todesſtrafe und lebenslängliches Zuchthaus als wohlthätig züchtende Faktoren in der Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit. Sie eliminieren den degenerierten Verbrecher aus der Reihe der Zeugenden und ſchneiden ihm die Möglichkeit ab, Nachkommen zu haben. Es iſt gefährlich, nach fünfzehn Jahren den Verbrecher wieder in die Freiheit zu entlaſſen. In der Abgeſchloſſenheit und bei der ihm vielleicht in den beſten Mannesjahren aufgezwungenen geſchlechtlichen Enthaltſamkeit, vertiert er faſt notwendig, und der Haß und die Wut, die er in vielen Fällen in ſich aufgeſpeichert, ſind wenig geeignet, die edlen der Geſellſchaft nützlichen Charakterſeiten hervortreten zu laſſen. Wo einmal fünfzehn Jahre Zuchthaus eintreten müſſen, da iſt es beſſer, dies auf lebenslängliche Abgeſchloſſenheit auszudehnen: im Intereſſe des kommenden Geſchlechts.

„In Wahrheit iſt die Todesſtrafe für die große Menge der unverbeſſerlichen Verbrecher und Taugenichtſe, nicht nur die gerechte Vergeltung, ſondern auch eine große Wohlthat für den beſſeren Teil der Menſchheit; dieſelbe Wohlthat welche für das Gedeihen eines wohlkultivierten Gartens die Ausrottung des wuchernden Unkrauts iſt. Wie durch ſorgfältiges Ausjäten des Unkrauts nur Licht, Luft und Bodenraum für die edlen Nutzpflanzen gewonnen wird, ſo würde durch unnachſichtige Ausrottung aller unverbeſſerlichen Verbrecher nicht allein dem beſſern Teile der Menſchheit der „Kampf ums Daſein“ ſehr erleichtert, ſondern auch ein vorteilhafter künſtlicher Züchtungsprozeß ausgeübt werden.“ (Häckel, Schöpfungsgeſchichte).

Es iſt ein Beleg für die erſtaunliche Kraft und Tüchtigkeit in unſerem Volke, daß ſelbſt unter den heutigen Bedingungen ſeine Zahl und ſeine Fähigkeiten noch im Aufſteigen begriffen ſind. Wer es ſehen will, der muß es ſehen, daß eine ganze Reihe Würmer an ſeinem Baum nagen, die alle ſein Gedeihen zu untergraben drohen, ohne daß jemand nur den Finger erhöbe, nicht um ſie zu töten, ſondern nur um auf ſie hinzuweiſen. Dieſelben ſind der verſchiedenſten Art, die einen freſſen nur an der Zahl, andere an der Tüchtigkeit des Volkes, noch andere an beiden.

Es iſt eine bekannte Thatſache, daß der Arbeiter heute im Durchſchnitt eine viel größere Anzahl Kinder zeugt als der Gebildete. Dadurch nimmt die weniger intelligente Bevölkerung in einem bedeutend ſtärkeren Maße zu als die intelligentere; die durchſchnittliche Begabung leidet darunter. In Frankreich will man über den Rückgang der Begabung infolge des eingedrungenen Malthuſianismus die grauenhafteſten Beobachtungen gemacht haben. Aber bei uns beſteht die Gefahr ebenſo, und ſie wird das Volk ſchwer ſchädigen, wenn es uns nicht gelingt, das *Heiratsalter der Gebildeten weſentlich herabzudrücken*.

In einem Alter, wo der Arbeiter ſich bereits ein Weib nimmt, alſo mit 20 Jahren, geht der Jüngling, der ſtudieren will — von Gymnaſium bez. Realgymnaſium ab, um, wenn er nicht gerade Theolog iſt, mindeſtens vier Jahre zu ſtudieren, dann ein bis zwei Jahre im Vorbereitungsdienſt zuzubringen, und mit 26 Jahren endlich ſo weit zu ſein, daß er — von ſeinem Verdienſt notdürftig leben kann. Unter 28—30 Jahren wird er ganz ſelten an die Gründung einer Familie denken können. Ein Aſſeſſor oder junger Oberlehrer in einer größeren Stadt kann niemals heiraten. Der Arzt mit ſeinem oft ſechsjährigen Studium und dem darauffolgenden Suchen einer Praxis kommt ebenfalls ſelten vor 28 Jahren zur Ehe. Dabei entzieht noch das Militärjahr einem hohen Prozentſatze ein volles Lebensjahr.

Bis zum 28. Jahre iſt der Gebildete durchſchnittlich verdammt, ehelos zu bleiben; bis zu der Zeit, wo der Arbeiter ſeine Familie meiſt ſchon vollzählig gemacht hat. Dann darf er nach einem Weibe ausſchauen, aber nur nach einem vermögenden, ſonſt reichts immer noch nicht.

Und was iſt die Folge?

In der Zeit, in welcher der Menſch ſeine kräftigſten Kinder zeugt, iſt der junge Gebildete auf die Eheloſigkeit angewieſen, auf gekauften Geſchlechtsgenuß, der der Gattung nicht zu gute kommt, dem keine Kinder entſpringen, während rings mannbare Jungfrauen die Menge ſind. So kommt es wie es kommt:

> „Und Tauſende verdorren ungenoſſen,
> Indes die Männer in bezahlten Freuden
> Das Mark des künftigen Geſchlechts vergeuden.“

Um ihren Geſchlechtstrieb zu befriedigen, zieht die junge gebildete Männerwelt Tauſende und aber Tauſende von jungen Mädchen, die nach demſelben Ziele trachten, in den Schmutz, in die Proſtitution, meiſt geſunde kraftſtrotzende Weiber, die des mächtigen Jugendtriebes nicht mehr Herrin zu werden vermögen, und ſich hingeben, erſt aus Liebe, dann gegen Unterhalt und Putz, und endlich gegen bares Geld. So nimmt das Volk ſich ſelbſt ſeine beſten, geſündeſten Mütter. Andere Tauſende laſſen ſich alljährlich als Proſtituierte, als Kellnerinnen, ja ſelbſt als Haremsfrauen ins Ausland verkaufen. Der Geſchlechtstrieb fordert bei ihnen gebieteriſch Befriedigung. Infolge der ungeſunden ſozialen Verhältniſſe kann ihnen dieſe daheim nicht werden. Alſo bleibt ihnen nur die Fremde, und ſo nutzen ſie mit ihrem Leibe einer fremden Raſſe.

Es iſt eine erſchreckende Thatſache, die aber die Statiſtik unwiderleglich feſtſtellt, daß keine der europäiſchen Großſtädte, nicht London, nicht Paris, nicht Berlin, nicht Wien, nicht Petersburg im ſtande iſt, ihren eignen Bedarf an Geburten zu decken, um die Zahl der Todesfälle zu begleichen. Ohne den ununterbrochenen Zuzug vom Lande würde die Bevölkerung aller dieſer Städte zurückgehen. Die Großſtädte unterzeugen ſich alljährlich. „Die Landbewohner ſind der Jungbrunnen, aus welchem ſich die Nation friſche Kraft holt. Der Überſchuß der ländlichen Bevölkerung, der in die Städte ſtrömt, nicht aber die Kinder der ſtädtiſchen Unternehmer und der Fabrikarbeiter ſind das Material, auf welchem das Gedeihen der Nationen beruht.“ In den Städten mit ihrer höheren Kopfſumme herrſcht bekanntlich keineswegs geſchlechtliche Enthaltſamkeit. Sie unterzeugen ſich nur, weil unendliche Mengen von Zeugungskraft nutzlos vergeudet werden. Weil die Männer ihren Lüſten mit gekauften Weibern fröhnen, und die Mädchen, die, zur rechten Zeit gefreit, tüchtige Mütter geworden wären, bleichſüchtig und wachsfarben einhergehen, — mit der ungeſtillten Zeugungsſehnſucht im Schoße. Der Moloch der amtlichen und nicht amtlichen Proſtitution frißt alljährlich in jeder Großſtadt gewiß ein halbes Hunderttauſend von Kindern, um deren Geburt das Volk ſomit betrogen wird. — Waldfrevel ſtraft man, für Volksfrevel iſt noch keine Strafe erfunden worden. Gegenüber der Proſtitution aber hilft keine Strafe. Der Mann, der über ſich verfügen kann, und das Mädchen, das nicht von tauſend Schranken umgeben, durch ein Syſtem von Spionage und durch die Furcht ein Kind zu bekommen in Schrecken gehalten wird, dürſten nach Liebe. — Hier giebt es nur ein Mittel: ſoziale Einrichtungen, welche dem einzelnen ermöglichen, in den Jahren der größten Stärke des Geſchlechtstriebes bereits ein eignes Weib zu haben. Jeder Geſunde zieht dann das eigne Weib dem gekauften vor, und um den Verluſt der Kinder derer, die es dann nicht thun, iſt es nicht ſchade.

In den Kreiſen der körperlichen Arbeit ſind zahlreiche Familien am häufigſten. Je mehr die geiſtige Arbeit an die Stelle der körperlichen tritt, deſto ſeltener werden ſie. Beſonders bedeutende geiſtige Arbeiter haben ſelten große Familien. Je mehr geiſtige Anſtrengung, deſto geringer das Bedürfnis des Geſchlechtsgenuſſes. In Zeiten großer ſchöpferiſcher geiſtiger Spannung tritt der Geſchlechtstrieb faſt ganz zurück. De Candolle hat eine große Anzahl von Beobachtungen geſammelt, welche beweiſen, daß all zu angeſtrengte Gehirnthätigkeit die Fruchtbarkeit beeinträchtige. Franz Galton hat dieſelbe Erfahrung gemacht, erklärt ſie aber durch die andere Erfahrung, daß bedeutende Gelehrte gewöhnlich ziemlich ſpät heiraten, weil ſie ſich meiſt ſpäter als Durchſchnittsarbeiter auf ihrem Gebiete eine entſprechende Stellung erwerben. Allgemein bekannt iſt es, daß der Stamm bedeutender Männer gewöhnlich bereits in der dritten Generation erliſcht. Goethes Geſchlecht iſt bereits im zweiten Gliede erloſchen. Bei der großen Anzahl unſerer Stubengelehrten, deren ältere Schicht noch immer friſche Luft ſcheut, iſt allerdings meiſt die durch unverantwortliche Vernachläſſigung des Körpers erzeugte allgemeine Schwächung der Konſtitution der Hauptgrund für ihre Unfruchtbarkeit. Das jüngere Geſchlecht thut etwas mehr für die Erhaltung ſeiner Geſundheit, aber ein vernünftiges Gegengewicht körperlicher Anſtrengung könnte hier noch weit mehr thun.

In der Sozialariſtokratie werden die Intelligenteren ſich ſchon deshalb ſtärker vermehren als heute, weil ſie eher zu Brot kommen, reichlicheres Auskommen haben und ein wichtiges Motiv der Kinderbeſchränkung wegfällt, das heute wirkſam iſt: der Wunſch, der Familie einen beſtimmten Beſitz zu erhalten. Dann werden dies nämlich nur diejenigen Geſchlechter imſtande ſein, bei denen die Söhne bei des Vaters Tode durch eigene Arbeit bereits ſo viel erworben haben, daß ſie die Hinterlaſſenſchaft ihres Vaters vom Staate zu kaufen vermögen. Dieſe Wahrſcheinlichkeit iſt um ſo größer, je mehr und je tüchtigere Söhne eine Familie aufzuweiſen hat. Nur dürfte dieſen dann an dem väterlichen Beſitz nur in ſeltenen Fällen etwas Beſonderes gelegen ſein.

Wir haben alle Urſache, mit unſeren Begabungen ſehr ſparſam zu ſein. Denn dieſe ſind gar nicht ſo häufig. Nach den Berechnungen Galtons kommt erſt auf 4000 Menſchen durchſchnittlich ein Talent, und das Genie iſt gar 62½ Mal ſo ſelten als dies. Ein Genie kommt erſt auf eine Viertelmillion.

Je größer in einem Volke die Zahl der Überdurchſchnittbegabten, der Talente und Genies iſt, deſto leichter muß es ein anderes im wirtſchaftlichen Konkurrenzkampf ſchlagen, deſto mehr ſeinen Nationalreichtum mehren. Dadurch wird es wieder in den Stand geſetzt, viele Kinder groß zu ziehen, und wenn ihm zugleich viel Geſundheit innewohnt, ſo muß es ſchließlich das andere ganz verdrängen, aufſaugen, verſchwinden machen. Ein Volk, das ſeinen Begabten nicht die volle Chance bietet, gemäß ihrer Begabung in die Höhe zu ſteigen, ſündigt ſo an ſich ſelbſt. Jede Unterdrückung einer geiſtigen Richtung, jede Hindanſetzung eines tüchtigen Beamten wegen einer der Regierung nicht genehmen Überzeugung, jede Verfolgung eines großen Geiſtes, beraubt das Volk einer ſeiner Friedenswaffen gegen ſeine Konkurrenzvölker. Jeder Widerſtand der Behörden gegen die Vertreter einer neuen wiſſenſchaftlichen Entdeckung, jede Pflege des abgelebten Aberglaubens in Religionsgemeinſchaft und Schule, jedes Verbot eines der Wahrheit dienenden Buches, jeder Pfennig für Kirchendienſt und Kirchendogma, jedes Fideikommiß, jeder erbliche Titel ſind Sünden gegen die Güte des eigenen Volksſtandes. Und dieſe Sünden ſind um ſo gefährlicher, als ohnedies ſchon ohne menſchliches Zuthun unter denen, deren Gehirnarbeit am intenſivſten iſt, die ihr Gehirn alſo am beſten ausbilden, die Fortpflanzung von allen am wenigſten zahlreich iſt, mindeſtens unter den heutigen Verhältniſſen.

In dem neuen Staat muß ein fortwährendes raſtloſes Aufſteigen von unten nach oben ſtattfinden. Der Arbeiterſohn wird zum Bürger und Gelehrten, der Bürgersſohn tritt an die Spitze des

Staates. Jedes Talent, ganz gleich wo geboren, ſtrebt ſofort der nächſten oder übernächſten Stufe zu, und die niederſte Schicht der Arbeiter bildet wirklich den Bodenſatz von allen. Den dummen Sohn eines Reichen wird kein väterlicher Geldbeutel mehr davor retten, daß er zum bloßen Handarbeiter herunterſinkt, und den begabten Sohn des armen Arbeiters wird keine ausſichtsloſe Konkurrenz mit den Kindern Vermögender mehr abhalten, ſich empor zu ſchwingen, ſobald die Schule von unten bis oben ſtaatlich und unentgeltlich iſt und er nicht mehr mit Wettbewerbern zu ringen hat, denen ihr väterlicher Zuſchuß allein ſchon das Daſein ſichert. Die höchſte geiſtige Blüte jeder Generation wird zuſammenfallen mit den einflußreichſten und vermögendſten Männern, und wird ſich wahrſcheinlich in jedem Geſchlecht aus anderen Kreiſen rekrutieren. Die durchſchnittliche Intelligenz aber wird fortgeſetzt ſteigen, ſobald die unter dem Durchſchnitt Begabten die Stelle einnehmen, die heute die Reſervearmee der Induſtrie inne hat. Die Unbegabten und Schwachen werden ausgeſchieden. Die Begabten und Starken pflanzen allein ſich fort, und zwar in demſelben Maße ſtärker, je begabter und ſtärker ſie ſind. Die ganz Untauglichen werden völlig an der Fortpflanzung gehindert, und bei jener unterſten Klaſſe der Bevölkerung bildet ganz von ſelbſt die Not das Gegengewicht gegen allzu reichliche Vermehrung. Eine je ſtärkere Nachkommenſchaft die oberen Schichten hinterlaſſen, deſto beſſer; deſto weniger bleibt Raum für die Schwachen, deſto mehr wird die Gattung veredelt.

Innerhalb enger Grenzen bedeutet auch die heutige Ordnung des Eigentums eine gewiſſe Ordnung nach der Begabung. Namentlich zu den ſogenannten gelehrten Berufen ſtellen heute die Gebildeten und vor allem die Adels-, Patrizier- und Geldfamilien einen ganz bedeutenden Teil. Von hervorragenden Gelehrten entſtammten ihnen faſt die Hälfte. Alfons de Candolle in Genf nahm, um eine feſtbegrenzte nicht willkürlich vermehrbare Anzahl Männer vor ſich zu haben, alle auswärtigen Mitglieder der franzöſiſchen Akademie der letzten zweihundert Jahre vor, und unterſuchte ihre Herkunft. Vom Hundert waren 41 Söhne reicher und adliger Familien, 52 Söhne des Mittelſtandes (der wenig über Durchſchnitt begabten Menſchen) und nur 7 Söhne von Bauern und Arbeitern, während dieſe Schicht doch 75% der Geſamtbevölkerung umfaßt. Wenn auch gewiß ein Teil der begabten Bauern- und Arbeiterſöhne durch die Ungunſt der Verhältniſſe am Emporkommen gehindert worden iſt, ſo bleiben immer noch enorme Abſtände der Begabung. Patrizier, Adel- und Geldariſtokratie verhalten ſich zum Mittelſtand etwa wie 1:24. Die übrigen 75 Teile der Bevölkerung ſind Bauern und Arbeiter. Von hunderttauſend Menſchen gehören alſo etwa 1000 der erſten Klaſſe, 24000 der zweiten und 75000 der dritten an. Candolles Beiſpiel iſt aber doch etwas ſchief. Einmal betrachtet es die von einer doch gewiß oft recht mangelhaften Akademie anerkannten Männer, unter denen z. B. weder Goethe noch Schiller war, als die geiſtige Blüte einer Zeit, und ſodann überhaupt nur Gelehrte. Daß in anderen Berufen z. B. in dem des Großkaufmanns oder in dem Kreiſe der Erfinder die hervorragende Begabung ebenſo erforderlich iſt, iſt nicht berückſichtigt. Und gerade zu Fabrikherren, Bauunternehmern, Ingenieuren liefern Arbeiterſöhne einen weit höheren Betrag als zu den abſtrakten Gelehrten.

Auch heute in den erbkapitaliſtiſchen Zuſtänden giebt es unter den Nichtbeſitzenden eine Art ſozialer Ausleſe. Die Tüchtigen erwerben ſich leichter ihren Unterhalt und pflanzen ſich infolgedeſſen leichter fort. Aber die Beſitzenden kreuzen dieſe ſoziale Ausleſe ununterbrochen, indem bei ihnen Tüchtige und Nichttüchtige in gleichem Maße Fortkommen und Nachkommen haben. Der Erbkapitalismus iſt alſo im eigentlichſten Sinne der Hemmſchuh am Wagen der menſchlichen Vervollkommnung.

Für jeden Beruf, in beſonders geregeltem Maße aber für unſere Gelehrtenberufe, wird geiſtige Ausleſe geübt. Sie beginnt mit Sexta und ſpielt bei jeder Verſetzung. Immer mehr fallen ab, und beim Abiturientenexamen ſind aus den fünfzig Sextanern zwanzig Abiturienten geworden. Eine weitere Durchſiebung findet in den folgenden Fachexamen ſtatt, und von den zwanzig gelangt vielleicht noch nicht einer zu einer hervorragenden Stellung. Hier findet die denkbar größte Auswahl ſtatt, und doch in vieler Hinſicht eine höchſt ungerechte, weil jeder einzelne nicht nur auf ſeine Fachbegabung und allgemeine Bildung geprüft wird, ſondern auf beſondere Befähigung zu ganz ſpeziellen Berufen, die er niemals zu ergreifen denkt. Der Mediziner oder Naturforſcher wird mit lateiniſch-griechiſcher Philologie abgequält, der Neuphilolog mit uralter Geſchichte und Kegelſchnitten, aber das erforderliche Maß allgemeiner Gegenwartsbildung beſitzen ſie nicht. Wegen Mangels an Sinn für unregelmäßige griechiſche Verben geht dem Volke ein genialer

Chirurg, wegen abſoluter Unfähigkeit für Stereometrie ein begabter Sprachforſcher verloren. In ihrer Verzweiflung über die Unüberwindbarkeit der Schulhinderniſſe geben ſie das Studium auf. Das ſind die Opfer der ſchiefen Ausleſe. Gewiſſe allgemeine Durchſchnittsbegabungen paſſieren ſie, aber das Genie mit einem Mangel in einem anderen Fache beſteht nicht vor ihr.

Bereits in der erſten deutſchen Reichsverfaſſung vom 28. März 1849 heißt es: „Vor dem Geſetze gilt kein Unterſchied der Stände. Der Adel als Stand iſt aufgehoben. Alle Titel, inſoweit ſie nicht mit einem Amte verbunden ſind, ſind aufgehoben und dürfen nie wieder eingeführt werden. Die öffentlichen Ämter ſind für alle Befähigten gleich zugänglich.“

„Die neue Zeit kennt keinen bevorzugten Stand“, ſagt Carneri, „ehrliche und gediegene Arbeit iſt die Signatur des ſittlichen Wertes eines Menſchen geworden und nur durch perſönliche Leiſtung iſt der Preis zu erringen.“

Für uns giebt es heute keine Menſchen mit verſchiedenen Kaſtenrechten mehr, ſondern nur noch Menſchen von verſchiedener perſönlicher Tüchtigkeit und verſchiedener Leiſtung. Mit den Erbſtänden fallen vor der Kritik der naturwiſſenſchaftlichen Erkenntnis auch alle wirklichen und eingebildeten Standesrechte und Standesbegriffe, namentlich der Begriff der Standesehre in ſeiner ſinnloſen Überſpanntheit, wie er namentlich unter unſeren Heerbeamten ausgebildet iſt, das Standesgeſpenſt ſchlechthin.

„Die Ehre, die nichts an ſich iſt, ſondern nur das Reſultat einer Vereinigung von Tugenden und ihnen entſprechender Handlungen eines beſtimmten Charakters, und die dieſer hochhält und makellos ſich zu bewahren ſtrebt, als die Zuſammenfaſſung ſeines perſönlichen Werts; die daher jeder nur ſelber und nur dadurch beſudeln und vernichten kann, daß er aufhört zu ſein, der er bislang war, richtiger geſprochen verrät, daß ſein erworbener Charakter ein erborgter Charakter war; die folglich kein anderer uns rauben kann, wie kein anderer ſie uns zu ſchaffen vermag, — die Ehre wird für den Ehrſüchtigen zu etwas an ſich Seiendem, das nach Belieben errungen, nötigenfalls auch erkauft werden mag, ja das man ſogar oft nur behaupten kann, indem man zu Handlungen ſich hinreißen läßt, die nach gemeinen Begriffen den Thäter entehren, wie körperliche Mißhandlung und Totſchlag.“ Mit dieſen ſcharfen

Worten legt Bartholomäus von Carneri das ganze Ehrgebäude unſerer eingebildeten Stände bloß, und er ſagt weiter, poſitiv: „Es giebt nur eine Ehre. Jeder iſt in deren Beſitz, der ſich den Ruf erworben hat, keiner ſchlechten Handlung fähig zu ſein, und jeder befleckt ſie durch eine ſolche. Dieſen Fleck zu tilgen giebt es nur ein Mittel: den verurſachten Schaden ſelber gut zu machen und zu beweiſen, daß man den Fehler nur aus Verſehen begangen habe. Ein dritter vermag uns da nicht zu helfen.“

„Die aberwitzigſte Ehrenrettung iſt das Duell“, ſagt derſelbe treffliche Mann. In ihr geſchieht Entehrendes der Ehre wegen ... Ebenſo treffend als draſtiſch bezeichnet Schopenhauer die Satzungen, welche unter den Kavalieren und Offizieren nach und nach ſich herausgebildet haben, als den „Narrenkodex“. Wird einer beſchimpft, ſo kann er von dem Schimpf nur reingewaſchen werden, wenn er den Betreffenden fordert; und doch kann kein Schimpf ihn beflecken, wenn er die Beſchimpfung nicht verdient hat, während, wenn er ſie verdient hat, weder ſein noch des Gegners Blut daran etwas ändert. Wird einer verleumdet, ſo giebt es nur eine Hilfe: den Beweis, daß ihm unrecht geſchehen ſei. Nein, nach dem „Narrenkodex“ muß er, beſonders wenn der Verleumder ein Standesgenoſſe iſt — denn für gemeine Menſchen wird das allgemeine Geſetz ausnahmsweiſe anerkannt — durch die Geſchicklichkeit ſeiner Klinge oder Sicherheit ſeiner Kugel beweiſen, daß er bloß verleumdet worden ſei. Wird einem Feigheit vorgeworfen, ſo muß er im Zweikampf beweiſen, daß er der Feigheit unfähig ſei. Dieſer letztere Fall hat wenigſtens einen Anſchein von Logik; und doch iſt auch hier die Folgerung grundfalſch; denn daß einer, zur Verzweiflung getrieben durch das ihm geſtellte Dilemma: zeitlebens geachtet oder verloren zu ſein — in einem regelrechten Zweikampf, wo durch die Gegenwart von Zeugen ſeine Eitelkeit aufgeſtachelt wird, und vielleicht gar auch eine Waffe ihm zu Gebote ſteht, in welcher er ſeinem Gegner ſich überlegen weiß, ein für dieſen Fall hinreichendes Quantum Mut entfalte, beweiſt nicht im geringſten, daß er nicht in einem andern Falle, wo er dachte, unbemerkt eine Feigheit begehen zu können, ſehr feig gehandelt habe, und in einem ähnlichen Fall nicht höchſt wahrſcheinlich wieder ſehr feig handeln werde.“

Auf Island wurde der Zweikampf bereits im Sommer des Jahres 1006 verboten. In Schweden ſtellte ihn im 17. Jahrhundert Guſtav Adolf ab. In England iſt er in unſerem Jahrhundert durch eine einfache fürſtliche Kundgebung gänzlich verſchwunden. In Deutſchland war er bereits zu Goethes Jugendzeit verboten, wie der Dichter ſelbſt in Dichtung und Wahrheit berichtet. In Frankreich iſt das Piſtolenduell mit Korken bereits zur Karrikatur verzerrt, in Italien iſt es im Verſchwinden begriffen. Rußland iſt für ſeine Segnungen „noch nicht kultiviert genug“, nur Deutſchland und Öſterreich-Ungarn ſind noch ſeine Hochburgen. Unſer Reichsſtrafgeſetzbuch hat für dieſe Körperverletzung beſondere abgeſchwächte Strafbeſtimmungen, und die „Standespflichten der Offiziere“, über welche die Offiziersaſpiranten eigene Inſtruktion erhalten, befehlen dieſe Körperverletzung ſogar. Das ſittliche Zeitbewußtſein aber iſt längſt über dieſe Fragen hinaus. Daß unſer Heer mit Ausnahme des bairiſchen Teiles noch nicht einmal öffentliche mündliche Gerichtsbarkeit hat, daß es unter Ausnahmegeſetzen ſteht, die einen Fauſtſchlag ins Geſicht des ſittlichen Volksbewußtſeins bedeuten, iſt ein trauriges Zeichen für die Stellung der Regierung zum Volke. Sind beſondere Strafen für Disziplinarvergehen nötig, ſo können die Beſtimmungen darüber dem Reichsſtrafgeſetzbuch leicht angehängt werden. Im übrigen aber liegt keinerlei Grund vor, den Soldaten nach Ausnahmegeſetzen richten zu laſſen, von Ausnahmerichtern, die durch ihre Berufsanſchauungen ſchon unfähig zu einem billigen Urteilsſpruch gemacht werden.

Die beiden heute ſittlich auf der niedrigſten Stufe ſtehenden Stände ſind die Religionsbeamten und die Heeresbeamten. Beide ſind ſittlich unmündig. Beide leiſten beim Eintritt in ihr Amt ein Gelübde, ſich ihre ganze Amtszeit lang zu beſtimmten Anſchauungen zu bekennen. Bei beiden wird die Geſinnung bezahlt, nicht die Leiſtung. Beſonders die Heerbeamten entäußern ſich in einem Maße ihrer perſönlichen Freiheit, das ſie zu Sklaven herabdrückt. Sie ſind Sklaven ganzer Laſten hohlen Firlefanzes, ſie dürfen nicht ihre Anſicht frei äußern, müſſen ſich zwangmäßig einem widerſinnigen und rohen „Ehrenkodex“ unterwerfen, legen die Entſcheidung darüber, ob ſie ehrenwerte Männer oder Lumpen ſeien, in die Hände eines unfehlbaren Ehrengerichts, dürfen ſich nicht einmal verheiraten, wenn ſie wollen. Sind ſie ſelbſt ohne erbliches Vermögen, ſo iſt ihnen ſogar die Summe vorgeſchrieben, die ihre Braut beſitzen muß. Werden ſie ſich z. B. klar, daß ſie ſich getäuſcht und ein Mädchen, ihre Braut, doch nicht lieben und heiraten können, ſo dürfen ſie nicht hintreten und offen und ehrlich das Band löſen, wenn ſie nicht als „ehrlos“ ſchmachvoll aus ihrem Stand ausgeſtoßen ſein wollen. Sie ſind Sklaven in jeder Weiſe, innerhalb des Dienſtes werden ſie von ihren Vorgeſetzten nicht behandelt wie andere anſtändige Menſchen, ſie dürfen ſich nicht kleiden wie ſie wollen, nicht leben wie ſie wollen — ſie ſind in ihrer Mehrzahl ſittlich unmündig. — —

Erbkapitalismus.

Die größte Zahl von denen, welche heute beſitzen, verdanken ihr Gut nicht eigener Arbeit, ſondern Erbſchaften. Ihre Vorfahren oder ſonſtige Verwandte haben das Kapital geſammelt, und es iſt auf dem Erbwege auf ſeine heutigen Eigner übergegangen. Der Sohn des reichen Mannes mag ein elender Lump, ein blödſinniger Krüppel ſein, ihm gehört von vorn herein ein großes Gut. Ja dieſe Einrichtung iſt ſo mit all unſeren Anſchauungen verknüpft, verwoben, daß wir ſie kaum anſtößig finden. Wir betrachten ſie als eine Naturthatſache, als etwas Gegebenes, das nicht zu ändern iſt. In Wirklichkeit ſtützt ſie ſich auf nichts als auf die Gewohnheit, das Herkommen; auf unſere Gedankenloſigkeit, und nur wenn uns einmal ein beſonders kraſſer Fall unverdienter Beerbung aufſtößt, haben wir ein Wort der Entrüſtung für dieſe fluchwürdige Einrichtung. Und doch giebt es keinen vernünftigen Grund für ſie, keinen Satz unſeres modernen Rechtsbewußtſeins, auf den ſie ſich ſtützen könnte.

Für die heutigen erbkapitaliſtiſchen Mißſtände mit ihren Erbſtänden ſtatt Ständen der Leiſtung pflegt man ſich auf das hiſtoriſche Recht zu berufen. Ein Recht beſteht aber immer nur ſolange, als die Macht da iſt, es zu behaupten, und die Mehrheit es anerkennt.

Wo iſt der Rechtsgrundſatz, der dem geborenen Nichtsnutz, mag er als Kaiſersſohn, als Millionenerbe, oder als Majoratsherr geboren ſein, tauſend Vergünſtigungen im Leben zuſpricht, während er dem hochbegabten Tagelöhnerſprößling eben ſo viele Steine in den Weg wirft? Woher nimmt ein einzelner Mann denn das Recht, durch eine einfache Verordnung grundlegend, beſtimmend in die Beſitzverhältniſſe, der nächſten, übernächſten, ja noch der zwanzigſten Generation einzugreifen, der Generationen, die noch gar nicht geboren ſind?

Der Grund aller dieſer groben Mißſtände liegt in dem Dogma, daß die Geſellſchaft, der Staat dafür zu ſorgen habe, daß das, was der Vater erworben, auch ungeſchmälert auf die Kinder übergehe: in den landesüblichen Erbrechtsanſchauungen. Es ſind Anſchauungen. Anſchauungen aber ändern ſich oft, oft ſogar ſehr raſch und gewinnen dann nicht ſelten tiefgreifenden Einfluß auf die Geſtaltung der äußeren Verhältniſſe. Der Staat, die Geſellſchaft braucht bloß dieſe Zumutung künftig abzulehnen. So lange er lebt, mag der Einzelne nur mit vollen Händen für ſich aus dem großen Cirkulationsſtrome ſchöpfen, der ununterbrochen umſtrömt. Er mag aufhäufen und Freude an ſeinem perſönlichen Gewinn haben, ſoviel er will. Er ſtirbt, und damit fällt ſein Erworbenes dem Strudel wieder anheim, damit den Tüchtigſten der neuen Generation ebenfalls wieder reiche Gelegenheit geboten ſei, ſich einen ihren Fähigkeiten entſprechenden Wohlſtand zu ſchaffen. Nur ſo können die Menſchen den natürlichen Verhältniſſen zurückgegeben werden, nur ſo dieſe wieder ihre züchtende Macht erhalten.

Die Einrichtung des Erbeigentums und der Beachtung von letztwilligen Verfügungen auf Jahrhunderte hinaus hängt zuſammen mit dem Wahne von einer Fortdauer der Perſönlichkeit nach dem Tode. Mit der Beſeitigung desſelben durch die Aufklärung der Vorgänge der Zeugung und des Todes durch die moderne Naturforſchung fällt auch die wichtigſte Stütze jener Anſchauung weg, die das, was ein Menſch für ſich geſammelt, als etwas der Allgemeinheit Vorzuenthaltendes betrachtet. Mit dem Verſinken der Perſon im Strome des Daſeins ſoll auch ihr Beſitz, der an dieſes geknüpft war, aufhören; ſonſt kommt es immer wieder dahin, wo wir heute ſtehen, daß die Toten herrſchen über die Lebenden.

Im Weſentlichen ſind alle Beſitzverhältniſſe, unter denen die heutige Generation lebt, von der vorigen geſchaffen, — und die Lebenden halten es nicht für unter ihrer Würde, ſich ſo den Spielraum für ihre Thätigkeit einengen zu laſſen, ſie empfinden es noch nicht als ihr Recht, die Verteilung des Geſamtbeſitzes der Nation in jedem Geſchlechte durch die eigene Arbeit dieſes Geſchlechtes vorzunehmen. Sie geben ſich damit zufrieden, daß im Voraus beſtimmt ſei, wer arm und wer reich ſein ſolle, von wenigen Fällen abgeſehen.

Weil irgend ein mittelalterlicher Raufdegen beſonders gut dreinſchlagen konnte, darum genießt heute ſein Enkel im einundzwanzigſten Gliede trotz angeborener Schafsköpfigkeit und Unfähigkeit zu einer nützlichen Arbeit, hundert Vorteile in Beſitz und geſellſchaftlicher Stellung. Weil irgend ein Beſitzender im ſechzehnten Jahrhundert beſtimmte, ſein Beſitz ſolle immer auf den älteſten Sohn der geraden Linie übergehen, deswegen darf heute der ehrliche Arbeiter, dem der Fideikommißbeſitzer über und über verſchuldet iſt, ihn nicht einmal auspfänden laſſen. So ſchlagen die beſtehenden rechtlichen oder vielmehr mißrechtlichen Verhältniſſe dem modernen Rechtsgefühl ins Geſicht. In allen unſeren Kulturſtaaten herrſchen ſo die Geſpenſter der Toten über die Lebendigen, und dieſe laſſen ruhig es ſich gefallen, daß jene ihnen in den Hauptzügen ihr Leben regeln, indem ſie alle die Verhältniſſe bilden, in denen dieſe zu leben gezwungen ſind.

Die herrſchenden Zuſtände in dieſer Hinſicht ſind ſchon lange als Unrecht empfunden worden, aber dieſes Empfinden hat bisher nur ſchiefen Ausdruck gefunden. Die Abneigung hat ſich gegen das Kapital überhaupt gerichtet, wie ſchon die Verfehmung der Worte Kapitalismus oder Kapitaliſt zeigt.

Hält man an der Trennung zwiſchen Boden und Kapital feſt, ſo iſt dieſes aufgeſpeicherte Arbeit, die als Mittel zu neuer Produktion dient: nutzbarer Beſitz, Werkzeug, Häuſer, fertige Waren, ja ſelbſt praktiſch nutzbare Bildung, alles, mittels deſſen man ein höheres Einkommen als den niedrigſten Lohn erzielen kann. Erſt der Kapitalzins in den Händen einer Perſon, welche nicht die Hand gerührt hat, um das Kapital zu produzieren, das ihn liefert, oder mit anderem Ausdruck, der *Erbkapitalismus* hat den Haß gegen das Kapital geſchaffen, der doch das Unvernünftigſte iſt, was ein Volk empfinden kann.

Die Begriffe Reich und Arm, Wirtſchaftlich ſtark und Wirtſchaftlich ſchwach ſind nur darum ſo in Verruf gekommen, weil heute meiſt die *Natürlich ſchwachen* die *Wirtſchaftlichſtarken* ſind und die Arbeiter mit ſicherer kräftiger Hand und ihrem friſchen Geiſt die Wirtſchaftlichſchwachen. Nur dieſer *Widerſpruch zu dem natürlichen Verhältnis*, der im Erbkapitalismus begründet iſt, ſchafft die Erbitterung. Ebenſo wie das „Kapital“ haßt man den „Luxus“

weil er hauptſächlich im Beſitze des Erbkapitalismus und der damit aſſoziierten Erbariſtokratie iſt. Und doch würden ohne ihn unſere ſozialen Verhältniſſe weit ſchlimmer ſein, vielleicht ſogar ſchon zum Umſturz geführt haben. Ohne daß unſere Erbreichen Luxus trieben, würde noch weit mehr Kapital in ihrem Erbbeſitz hängen bleiben, und die Menge des Volkes ſich in noch weit ſtärkerer Abhängigkeit von ihnen befinden. Die Vermehrung der Bedürfniſſe wirkt überall fördernd auf die Produktion, und die meiſten wilden Völker haben ſich nur darum nicht zu einer Kultur erhoben, weil ſich ihre Bedürfniſſe immer auf primitiver Stufe gehalten haben. Sobald das Geld ſtets der Arbeit folgt, wird die Verſtimmung gegen den Luxus um ſo mehr ſchwinden, als dieſer, von allen mehr Erwerbenden geübt, noch einen ganz anderen Sporn für die Induſtrie abgeben muß als heute. Es wird der Weg ſein, der dem Gelde ſchon bei Lebzeiten der Beſitzer wieder zum Kreiſen verhilft, und zugleich wird er doch nicht unſinnig ſein können. Einmal weil jeder mit dem Erwerben von Kapital von vorn anfangen muß, und ſodann, weil jeder Kluge ſich für die Zeit ſeines Alters, in dem er nicht mehr erwerben kann, das Auskommen ſichern wird.

Die Menſchen ſind einander nicht gleich, aber daß man darum zu den beſtehenden natürlichen Ungleichheiten noch andere beſitzliche hinzufügen müſſe, die es verhindern, daß allein die Fähigkeiten der Menſchen ihre Lebensſtellung bedingen, ja die zum Teil den natürlichen Ungleichheiten direkt entgegengeſetzt verlaufen, iſt doch nicht daraus zu folgern. Im Gegenteil: eben weil die Menſchen ſo ungleich ſind, darum iſt es das einzig Gerechte und einzig Natürliche, jeden auch wirklich ſeines Glückes Schmied ſein zu laſſen. Möglichſt gleiche Chance für alle, aber nicht gleichen Beſitz! Keine erbrechtliche Bevorzugung Weniger alſo **keinerlei erbliches Privatvermögen überhaupt.** Nur weil unter den erbkapitaliſtiſchen Zuſtänden die Vergangenheit allüberall in die Gegenwart hereinragt, daher der unausgeſetzte Kampf gegen ſie, den alle Lebenden kämpfen müſſen, daher gewaltſame Ausbrüche und gewaltſames Niederreißen ihrer Schranken.

Nur der menſchliche Hochmut, der das was er thut, nun auch für alle Zeiten erhalten wiſſen will, der dem Thatentriebe ſeiner Kinder und deren freier Entwicklung eigenſinnig Schranken zieht, die ſie doch nicht zu reſpektieren vermögen, ſchafft all dieſes Unheil des Schrankenbruches. Schafft die Schranken weg und niemand kann ſie mehr zum Unheil anderer durchbrechen! Beſcheidet euch damit, daß, wenn ihr die Augen ſchließt, nur das von euch fortlebt, was ihr euren Kindern eingepflanzt und was das kommende Geſchlecht von euren Leiſtungen als nützlich und brauchbar erkennt, nichts mehr! Lernt, daß, wie das Individuum im Strome der Gattung untergeht, auch das verſchwindet, was es gethan hat, damit Platz für die Nachgeborenen bleibe, auch ihre Kräfte zu bethätigen! In einem Volksſtaate, in dem jedermann ſeine Kräfte regen kann und regen muß, wo ſich der ſtarke Arm nicht rechts und links an Erbſchranken ſtößt, wird mehr Kraftgefühl, mehr Arbeitsbefriedigung, mehr Arbeitsluſt und mehr Glück herrſchen als in dem Lande, wo die Toten gebieten, und den Beſten unter den Lebenden nur ein kleiner Raum bleibt zum — Verkümmern.

Aber nur die Arbeitenden unter den Lebenden ſollen Anteil am Volksbeſitz bekommen, ſtatt wie heute die Söhne der Arbeitenden unter den Toten. Alles was das Volk beſitzt, ſoll nur dadurch Nationalbeſitz ſein, daß es Individualbeſitz iſt, und die Summe der Individualbeſitze ſoll gleich dem Nationalbeſitz ſein.

Das iſt keine neue Weisheit.

Mill ſagt in ſeinen „Grundzügen der Volkswirtſchaft“ mit klaren Worten: „Ich erkenne keine Geſellſchaftsordnung als recht und geſund an, in der es eine Klaſſe giebt, die nicht arbeitet, Menſchen, die davon befreit ſind, ihr Teil an der nötigen Arbeit des Lebens ſelbſt zu tragen, obwohl ſie weder arbeitsunfähig ſind noch ſich durch frühere Arbeit das Recht auf Ruhe erworben haben.“ Und es wird Zeit, daß alle Arbeitenden mit dieſem Proteſt gegen die herrſchende Ordnung des Erbkapitalismus Front machen und der Geſetzgebung eine Richtung nach Abſchaffung aller Erbrechte geben, damit es keine unproduktiven Konſumenten mehr gebe. Denn die indirekt produktive geiſtige Arbeit des Erfinders, Schriftſtellers und Richters, welche die Sozialdemokratie ſo gering achtet, iſt ebenfalls produktiv, wenn auch nicht direkt, ja weit produktiver als körperliche.

Eine gewiſſe Zahl größerer Unternehmungen verdanken ihren Erfolg allerdings auch heute den beſonderen Fähigkeiten und Leiſtungen des Beſitzers. An ihnen wird auch die Sozialariſtokratie nichts zu ändern haben. Aber an allen Stellen, wo der Beſitzer nichts leiſtet, als daß er ſein auf dem Erbwege ohne Arbeit erlangtes Geld in einem Betriebe anlegt, wird ſie gründlich Wandel ſchaffen.

Welchen Umfang heute der Privatreichtum erreicht hat, davon macht man ſich nur ſchwer einen Begriff, und die Angaben darüber ſchwanken ſehr und ſind ſehr unzuverläſſig. Der reichſte Mann der Welt war 1889 angeblich der amerikaniſche Eiſenbahnkönig Mr. Jay Gould. Er beſaß 1500 Millionen Franks, hatte alſo täglich 200 000 Franks Zinſen zu verthun. Mr. J. W. Mackay, ebenfalls ein Amerikaner, beſitzt 1250 Millionen Kapital und 6¼ Million Franks Zinſen jährlich. Dann folgt der Londoner Rothſchild mit einer Milliarde Franks, der Amerikaner Vanderbilt mit 625 Millionen und Mr. J. B. Jones mit 500 Millionen. Dann erſt folgt die engliſche Lordſchaft. Voran ſteht der Herzog von Weſtminſter mit 400 Millionen, (der Sennor Don Julian Alvarez in Havanna mit 200 Millionen) der Herzog von Sutherland, mit 150. 150 Millionen beſaß 1889 auch James Gordon Bennett, der Herausgeber des New-York Herald. Dann folgen weitere engliſche Große, der Herzog von Northumberland mit 125 Millionen und der Marquis von Beute mit 100 Millionen. Etwa 700 Perſonen der Erde beſaßen damals ein Vermögen über 23 Millionen Franks. Davon fielen auf England 200, auf die Vereinigten Staaten 100, auf Frankreich 75. Der reichſte Preuße iſt Krupp mit einem Vermögen von 120 Millionen Mark (1888/89 eingeſchätzt mit 4 320 000—4 380 000 Mark Jahreseinkommen.) Ihm folgt der Frankfurter Rothſchild mit über 100 Millionen (1888/89 eingeſchätzt mit 3 960 000—4 020 000 Mark.) Erſt dann folgt der reichſte Berliner, der Banquier Bleichröder mit 60 Millionen Mark (1888/89 eingeſchätzt mit 2 460 000—2 520 000 Mark.) Preußen beſaß 1889 im Ganzen 407 Beſitzer von mehr als drei Millionen Mark. Davon kamen auf Berlin 140, auf Hamburg 174, alſo über Dreiviertel. Berlin hatte 1400 Millionäre, Hamburg 900. 25 Millionen Mark beſaßen in Berlin 11, in Hamburg 6, 40 Millionen in Berlin 4, in Hamburg 6 Perſonen. Um noch ein Beiſpiel aus hohem engliſchen Adel anzuführen, ſo bezieht in dem neuen „liberalen“ engliſchen Miniſterium Gladſtone Lord Roſebery an Renten 640 000 Mark, Lord Spencer 920 000, Lord Ripon 580 000, Lord Kimberley 500 000, Lord Carrington 800 000, Lord Vernon 480 000 Mark.

Man hat behauptet, auch heute hielten ſich die großen Vermögen nicht lange, und namentlich die Erbteilung begünſtige ihre Zerſtörung. Letzteres iſt nur ſo lange richtig, als auf das Paar eine größere Anzahl Kinder kommen. Der reichſte Mann der alten Welt in unſerem Jahrhundert, der 1868 geſtorbene Baron James Rothſchild, hinterließ ein Barvermögen von 800 Millionen Franks, das bei ſeinem Tode in fünf Teile ging. Aber auch noch mit 160 Millionen beſaß jeder der Erben ſo viel, wie außer ihnen nur hie und da ein einzelner beſaß, und bei dem heutigen Zinsfuß verdoppeln ſich dieſe in 27 Jahren wieder, oder bei jährlicher Ausgabe von nur einigen Millionen, doch in 50 Jahren. Das alte Übel bleibt alſo beſtehen. Die Rothſchildſchen Vermögen ſind durch alle Wechſelfälle des Geldmarktes in unſerem Jahrhundert ohne weſentliche Verminderung gegangen.

Unter den Vorſchlägen, die Mill zu einer gerechteren Güterverteilung macht, ſteht die Beſchränkung des Erbrechtes und die Abſchaffung von Fideikommiß und Primogenitur obenan. Daneben nennt er die Erhebung einer dem Wachstum der Bodenrente entſprechende Grundſteuer und die Erſetzung der Lohnarbeit durch Intereſſentenarbeit, indem an Stelle des Unternehmers und der Arbeiter die Arbeiteraſſoziation tritt, und die Erſetzung des Pachtſyſtems in der Landwirtſchaft durch das Syſtem des kleinen Bauerngutes. Dazu Auswanderung und raſche Hebung der Volksbildung. Voran ſteht die Forderung der Beſchränkung des Erbrechtes. Die Familienfideikommiſſe und Lehensverbände hat ſchon die erſte deutſche Reichsverfaſſung vom 28. März 1849 — auf dem Papier aufgehoben. Der Basler Internationale Arbeiterkongreß von 1869 und der franzöſiſche kollektiviſtiſche Sozialiſtenkongreß von 1880 haben ſie in ihr Programm aufgenommen. Das Programm der deutſchen ſozialdemokratiſchen Partei weiſt ſie ebenfalls auf. Die meiſten Fortſetzer und Widerleger von Bellamys „Rückblick aus dem Jahre 2000“ führen ſie als wirkſamſtes Mittel zur Beſeitigung des Erbkapitalismus und ſeines unheilvollen Einfluſſes an. Max Nordau ſagt in ſeinen „Konventionellen Lügen der Kulturmenſchheit“ „Der Heimfall aller Güter an den Staat nach dem Tode ihrer Erwerber ſchafft ein nahezu unerſchöpfliches gemeinſames Vermögen, ohne den individuellen Beſitz aufzuheben . . . Das Geſamtvermögen bildet das ungeheure Sammelbecken, welches . . . nach jedem Menſchenalter die immer wieder entſtehenden Ungleichheiten in der Güterverteilung ausgleicht, Ungleichheiten, die Vererbung im Gegenteil fixiert und mit jeder Generation ſchroffer macht.“ Die Simoniſten Frankreichs vertreten ſie gleichfalls, und Roſcher, Schäffle und Bluntſchli erklären ſich mindeſtens für Aufhebung des indirekten Erbrechtes. Noch aber ſind wir weit vom Ziele. —

Vor allem gilt es möglichſt weite Geſellſchaftsklaſſen der Überzeugung zu gewinnen, daß der Erbkapitalismus die natürliche Ausleſe neutraliſiert und den größten Teil des ſozialen Elendes ſchafft, unter dem wir leiden, und daß er am wirkſamſten bekämpft wird durch eine Erbſchaftsſteuer, welche nach und nach geſteigert wird. Sie kränkt während ſeines Lebens niemanden in ſeinem Beſitz und beſchränkt niemandes Freiheit. Wenn die Regierungen erbfürſtlicher Länder bis heute jeder Erbſchaftsſteuer abgeneigt geweſen ſind und noch lieber zum Staatsſozialismus, zum Monopol, gegriffen haben, um dem künſtlich geſteigerten Bedürfnis an Soldaten zu genügen, ſo liegt das daran, daß ſich die Fürſten ſehr wohl bewußt ſind, daß mit der Untergrabung der Anſchauung des Erbrechtes auch das Erbprivileg ihrer eigenen Familien in Frage geſtellt iſt. „Als Prinzip, „ſagt Ludwig Büchner,“ iſt die Beſchränkung des Erbrechtes in der Form der wohl in allen (?) Ländern eingeführten Erbſchaftsſteuer längſt anerkannt; und es kann in der That eine gerechtere und weniger drückende Steuer gar nicht gedacht werden als die Steuer auf Erbſchaften . . . . . Hat doch der einzelne das, was er beſitzt, nur in mit und durch Hilfe der Geſamtheit oder der Gemeinſchaft erworben, und muß es daher nur als billig und gerecht angeſehen werden, wenn er nach ſeinem Tode dieſer Geſamtheit einen Teil des Erworbenen, das ihm ja ſelbſt nichts mehr nützen kann, zu überlaſſen genötigt wird.“

Die Aufhebung des Erbkapitalismus muß ſtufenweiſe vor ſich gehen auf dem Wege von Steuerreformen. Mit einer Erbſchaftsſteuer von etwa 20 Prozent wäre zu beginnen. England beſitzt bereits eine zehnprozentige Steuer auf das Erbe, ganze Teile von Deutſchland haben ſie ebenfalls beſeſſen. Etwas grundſätzlich Neues würde damit alſo nicht geſchaffen. Aber die Durchführung dieſes Syſtems wäre eine unſterbliche Aufgabe für einen genialen Finanzminiſter. Miquel ſcheidet in ſeinem neuen Beſteuerungsſyſtem zwiſchen fundiertem und unfundiertem Einkommen. Das fundierte ſoll einer höheren Beſteuerung unterliegen. Für den Fall, daß das Fundus des Einkommens ſelbſt erworben iſt, iſt dieſe Beſteuerung doppelt ungerecht; denn ſie verkürzt in unverhältnismäßiger Weiſe den Lohn für eigene Arbeit. Gegenüber dem ererbten Vermögen iſt ſie allerdings eine Maßregel, aber eine halbe. Sicherlich werden ſich alle Inhaber von Erbpfründen gegen jede Maßregel gegen den Erbkapitalismus ſträuben. Auf die Unterſtützung des Erbadels und des Erbkapitals müßte das betreffende Finanzminiſterium allerdings verzichten. Ebenſo auf alle anderen theoretiſchen Rückwärtſer und Stillſtandler. Aber wer ſich durch ſeiner Hände und ſeines Kopfes Arbeit ſein tägliches Brot erwirbt, der wird auch dafür ſein, daß ihm ſein Arbeitsertrag nicht dadurch geſchmälert werde, daß nur ein kleiner Bruchteil des Nationalvermögens überhaupt in Umlauf, überhaupt erwerbbar iſt. Nur der geborene Sozialariſtokrat wird ſich für eine ſolche Reform begeiſtern können.

Durch Einführung einer Erbſchaftsſteuer von 20% für alles Erbe über 3000 Mark würde ein großer Teil der indirekten Steuern und Zölle unnötig werden, welche heute die Geſamtheit benachteiligen zum Vorteil einzelner Stände. Jede Summe, welche die Geſamtheit mehr brauchte, wäre durch Erhöhung der Erbſchaftsſteuer aufzubringen, und ein immer größerer Teil der direkten Steuern in ſie umzuwandeln. Jede Reichstagsperiode könnte einige Prozente zulegen und wird es thun, ſobald die Volksvertretung in Wirklichkeit eine Vertretung der arbeitenden Stände iſt, ſobald eine Mehrheit von Sozialariſtokraten im Reichstag ſitzt.

Durch die Einkommenſteuer und namentlich durch das ſächſiſche Syſtem der Abſchätzung, das auch Bebels Beifall hat, iſt ſchon heute eine gewiſſe Kontrolle über die Größe der vorhandenen Vermögen gegeben, und zu dieſer wird bald durch die Übung eine noch weit größere kommen.

In 20 Jahren kann ganz gut eine 50prozentige Steuer erreicht ſein. Sobald die Erbſchaftsſteuer 50% überſchritten haben wird, wird die Geſamtheit der Arbeitenden bereits eine Erleichterung ſpüren, obgleich es damit keineswegs gethan ſein wird. Erſt die Vernichtung des Privatvermögens gleichzeitig mit der Vernichtung der Privatperſönlichkeit kann dem Tüchtigen in der Geſellſchaft die Stelle geben, die ihm die Natur durch ſeine Tüchtigkeit gegeben hat. Kleine Beträge, welche zum unmittelbaren Unterhalt dienen, eine einfache Wohnungseinrichtung, bei der das Maß der verhältnismäßigen Einfachheit aber nicht nach dem Stande bemeſſen ſein darf, können den Hinterbliebenen ohne Schaden erhalten bleiben, oder ſelbſt eine Summe von dreitauſend Mark könnte wie bemerkt von der Beſteuerung freibleiben. Wenigſtens fürs Erſte, ſo lange einzelne dieſe geſunde Einrichtung noch als eine Art Härte betrachten. Die Geſetzgebung der Zukunft in der Sozialariſtokratie hätte dann ja immer noch jederzeit die Möglichkeit, ſolche Beſtimmungen durch Abänderung den jeweiligen Verhältniſſen anzupaſſen. Daß außerdem von dieſer ſozialen Reform eine vollſtändige Reform namentlich unſerer Zivilgeſetzgebung die Folge ſein würde, oder vielmehr ſich mit der Entſtehung und langſamen Fortbildung derſelben von ſelbſt ergeben würde, liegt auf der Hand. Auch das Strafgeſetzbuch dürfte manchen neuen Paragraphen bekommen, namentlich ein ausführliches Kapitel über Hinterziehung des Elternnachlaſſes zum Schaden der Staatskaſſe und über die Einſchränkung der Schenkfreiheit.

Heute iſt die Schenkfreiheit theoretiſch zwar unbegrenzt, aber praktiſch doch in ſehr enge Schranken eingeſchloſſen. Zu große Bethätigung des Schenkungstriebes gilt ſogar als Verſchwendung und iſt ein Grund zur Entmündigung. Jede nennenswerte Stiftung bedarf obrigkeitlicher Beſtätigung, und wenn jemand die Zinſen von hunderttauſend Mark dazu beſtimmen wollte, fünfbeinige Hunde zu züchten, oder entlaſſenen Sträflingen eine gelbe Hoſe und einen roten Rock zu ſtiften, ſo würde die Obrigkeit von ihrem Einſpruchsrecht wohl Gebrauch machen. Das Anfechten ſonderbarer Teſtamente wird immer häufiger, und ſchon manchem Narren iſt auf dieſem Wege die Verfügung über ſein Vermögen entzogen worden.

Die einzigen Fälle, in denen Schenkungen die Regel bilden, ſind folgende: die Verheiratung einer Tochter, die Gründung eines eigenen Geſchäftes oder Hausſtandes ſeitens eines Sohnes und vielleicht noch die Verarmung oder Verſchuldung eines Kindes. Andere als Kinder und Pflegekinder werden nur in Ausnahmefällen eines namhaften Geſchenkes teilhaftig. Mit der Aufhebung der Schenkfreiheit würden alſo eigentlich nur dieſe Fälle aufgehoben, und dieſe Aufhebung iſt notwendig.

Von je her hat der Staat Handlungen beſtraft, welche das Intereſſe der Geſamtheit ſchädigten. Nur hat das Urteil darüber, welche Handlungen dies thun, immer geſchwankt und wird auch weiter ſchwanken. Es gehört aber gewiß keine beſondere Erleuchtung dazu, um einzuſehen, daß es ſchädlich für eine Geſamtheit iſt, in welcher einzig Arbeit die Quelle des Einkommens iſt, wenn jeder einzelne einem beliebigen Nichtarbeitenden ein geſichertes Auskommen zu ſchenken berechtigt iſt. Die Schenkung einer Geldſumme wird dann ein Auskommen allerdings ſelten ganz gewährleiſten; zu dieſem Zwecke wird man immer einen produktiven Betrieb beſitzen müſſen. Das wird die Schenkſucht ſchon weiter einſchränken. Aber neben die ſoziale Erſchwerung des Schenkens und die Anſchauung, daß es ſittlich verwerflich iſt, das Nichtsthun durch ſolch' ein Geſchenk zu fördern, oder einem Arbeitenden durch ein ſolches einen Vorſprung vor tauſend Konkurrenten zu geben, wird auch das Geſetz als der Niederſchlag der ſittlichen Anſchauung treten, und eine Überſchreitung einer gewiſſen Schenkgrenze oder eine Umgehung derſelben durch Darreichen oftmaliger kleinerer Gaben, durch ſchwere Vermögensſtrafen oder Entziehung eines Teiles des Lohnes für gewiſſe Zeit ahnden. In einem Staate, in welchem jeder ſein Glück ſich ſelbſt verdanken kann, muß ſehr bald auch der Stolz reifen, es nur ſich ſelbſt verdanken zu wollen, und damit die Arbeitsenergie und Arbeitstüchtigkeit. Der Beſchenkte wird die Gabe ablehnen, weil ſie ſeinen Stolz verletzt. Er will dem Mitleid oder der freundlichen Geſinnung anderer nichts ſchuldig ſein.

Eine beſondere Beachtung würden Stiftungen bei Lebzeiten verdienen. Stiftungen durch Teſtament werden dadurch illuſoriſch, daß das Geſamtvermögen mit dem Tode an den Staat fällt. Nun hat jemand die Abſicht, irgend einen gemeinnützigen Zweck zu fördern. Heute giebt er in dieſem Falle ein Kapital hin und läßt deſſen Zinſen den betreffenden Aufwand beſtreiten. Für den Fall, daß eine ſolche Stiftung in der Sozialariſtokratie die Genehmigung der Obrigkeit erhält, bleibt die Sache für die Lebenszeit des Stifters, wie ſie heute iſt. Mit dem Tode aber hört die Stiftung ſelbſtverſtändlich auf; denn über ſeinen Tod hinaus reicht das Verfügungsrecht des einzelnen über ſein Eigentum nicht mehr. Das Geſtiftete wie das Ungeſtiftete fällt an die Staatskaſſe, der Individualbeſitz geht im Gemeinbeſitz unter, wie das Individuum im Strom der Gattung.

Eine Lebensverſicherung, deren Betrag den Angehörigen zu gute kommt, iſt im ſozialariſtokratiſchen Staate von vorn herein unmöglich. Die Altersverſicherung bleibt beſtehen, nur wird ſie, wie heute die Verkehrseinrichtungen, verſtaatlicht werden müſſen, um das Hinausgehen des Individualbeſitzes über je eine Generation zu verhüten. Während ſeiner Lebenszeit zahlt der einzelne eine von ihm zu beſtimmende Steuer an den Staat, und erhält dafür von einem feſtgeſetzten Jahre an, nachdem ſeine Steuer aufgehört hat, eine der Höhe ſeiner Steuer entſprechende Rente. Viele andere Wege laſſen das vererbbare Verſicherungskapital ſehr klein machen; aber auf Null reduzieren, ohne die Geſellſchaft dem Bankerott auszuſetzen, ſobald einmal die Durchſchnittsſterblichkeit in einem Jahre nicht ganz erreicht wird, läßt es keiner.

Angenommen, die Höhe der einzuzahlenden Beträge ſtiege nur von Hundert zu Hundert. Alle Gleichaltrigen bilden zuſammen eine Jahresgruppe, z. B. die Gruppe 1900. 1950 beginnt ihre Rente. Bis zu dieſem Jahre iſt eine gewiſſe Summe geſammelt. Einige ſind ſchon früher geſtorben. Deren Erſparniſſe ſind nicht der Staatskaſſe anheimgefallen, ſondern der Altersrentenbank; im beſten Falle, den wir annehmen wollen, alſo den übrigen Gliedern desſelben Jahrganges, aber immerhin doch anderen Individuen, nicht der Geſamtheit. Je mehr ſterben, deſto mehr mag, um eine Kapitalanſammlung zu verhindern, die Rente der einzelnen ſteigen. Immer aber erben ſie von Toten ihr Einkommen. Dies durchbricht alſo den oberſten Grundſatz der Sozialariſtokratie. 1980 ſind noch drei übrig, die horrent hohe Renten beziehen, die ſie niemals verdient haben, und wenn ſie ſterben, bleibt immer noch ein Kapitalreſt; denn ſo, daß dieſer bleiben kann, muß die Rente beſchaffen ſein. Erleben aber gegen die Wahrſcheinlichkeit zwei das Jahr 2000, ſo iſt die Geſellſchaft mindeſtens für dieſen Jahrgang bankerott; ſie iſt nicht imſtande, ihren Verpflichtungen nachzukommen.

Nur Verſtaatlichung kann hier Abhilfe ſchaffen.

Eine beſondere Form der Einrichtung macht die perſönliche Ehe notwendig. Es iſt vor allem wichtig, daß ein Vermögen nicht von einer Generation auf die andere übergeht. Das Übergehen von einer Perſon auf eine andere derſelben Generation iſt im allgemeinen ebenſo ein Unrecht, weil dadurch der Empfänger, der vielleicht nicht einmal arbeitet, in die Lage geſetzt wird, zu genießen. Und wer nicht arbeitet, der ſoll auch nicht eſſen. In dem Falle der Ehe, der intimſten Gemeinſchaft, die es in der Geſellſchaft giebt, bei der die Intereſſen beider Kontrahenten unbedingt zuſammenfallen, könnte es geſtattet ſein, das beiderſeitige Beſitztum für gemeinſam erklären zu laſſen, bei der Eheſchließung oder auch zu anderer Zeit, um ſo dem Überlebenden die Hälfte des gemeinſamen Beſitzes zu ſichern. Eine beſondere Feſtſtellung einer beſtimmten Summe zu dieſem Zwecke ſollte jedoch nicht geſtattet ſein. Dieſe Beſtimmung würde vor allem die Witwe in vielen Fällen vor Entbehrung ſchützen.

Kindern, deren Eltern vor dem 20. Jahre derſelben, beziehentlich vor der Erwerbsfähigkeit derſelben ſterben, müßte der Staat aus ſeinem Säckel eine Penſion zahlen. Die Zahl ſolcher Kinder iſt keineswegs allzuhoch. Die Penſion müßte ohne Rückſicht auf Armut oder Reichtum der Eltern überall gleich bemeſſen ſein; denn nur das wäre einerſeits gerecht und andrerſeits ein Sporn für die Eltern, die Kinder möglichſt einfach zu erziehen, damit ſie ſich einmal nicht durch allzuviele Bedürfniſſe ſelbſt den Weg durchs Leben verbauen. Eine ſolche Einrichtung würde die heutigen Verhältniſſe auch an und für ſich betrachtet, weſentlich verbeſſern. Denn für die Kinder von Eltern, die heute ohne Vermögen ſterben, ſorgt kein Menſch, kein Staat, und ſelbſt diejenigen, die in Luxus aufgewachſen ſind, und beim Tode von deren Eltern es ſich herausſtellt, daß dieſe nichts mehr beſaßen, werden dann beſſer dran ſein als heute. Andrerſeits iſt aber in den Penſionen, die heute der Staat den Kindern vieler ſeiner Beamten bis zum achtzehnten Jahre zahlt, ein Schritt zu der neuen Einrichtung vorhanden.

Unter all den ſozialen Reformvorſchlägen der Neuzeit, welche nicht utopiſtiſch, ſondern ernſt zu nehmen ſind, ſteht die Bodenbeſitzreform voran, und es iſt bezeichnend für die heutige Arbeiterbewegung Englands, daß ſie dieſe feſthält, während ſie die unſerem Sozialiſtentum entſprechende Chartiſtenbewegung längſt hat im Sande verlaufen laſſen. Von dem liberalen Miniſterium Gladſtone erwartet man, mindeſtens für Irland, diesbezügliche Schritte. In den Vereinigten Staaten wie in Deutſchland hat die Bewegung gleichfalls Boden gewonnen. Eine ganze Anzahl Vereine und mehrere Zeitſchriften vertreten ihre Ideen, und ſie iſt ohne Frage beharrlich in der Ausdehnung begriffen. Es kann die Frage ſein, welche Stellung der Volksdienſt des Sozialariſtokraten zu ihr einzunehmen hat. Dieſe Stellung muß ſich aus ſeinem innerſten Weſen ergeben.

Unearned increment heißt das Stichwort, dem der Herzog von Argyll das undeserved decrement entgegengeſtellt hat, unter dem heute hinſichtlich ihrer Einnahmen die bedauernswerten Größtgrundbeſitzer des Vereinigten Königreichs leiden. „Nicht verdienter Zuwachs" kann man es überſetzen. Gemeint damit iſt natürlich das Steckenpferd der Land nationalisationer, jene Wertſteigerung, die der Grund und Boden allenthalben durch das Wachſen der Bevölkerung erfährt, beſonders horrent in den Großſtädten, aber auf dem Lande keineswegs ganz fehlend. Mrs. Helen Taylor hat in ihrer — und ihres Vaters — Weiſe den Ausdruck für dieſen Zuwachs ſo erklärt: Er gehört denen, die ihn nicht verdienen, und denen nicht, die ihn verdienen. Ein hübſches Wortſpiel, nur hinkt es. Im zweiten Gliede, müßte es nämlich heißen „hervorbringen“ ſtatt „verdienen“. Hervorgebracht wird jener Zuwachs durch das Wachſen der Bevölkerung, alſo durch reichliche Zeugung. Die numeriſch ſtärkſten Zeuger ſchaffen ihn alſo. Aber ſie verdienen ihn doch nicht. Verdienen kann man doch wohl nur durch Arbeit, und das Zeugen wird einſtweilen wenigſtens noch nach keinem Lohntarif bezahlt: dazu iſt das Angebot zu groß.

Man braucht ſich aber die Sache nur ein wenig näher anzuſehen, um ſofort zu bemerken, daß die Bodenverſtaatlicher nur eine Welle aufhalten, während der ganze Strom ruhig weiter fließt. Wer hat ein Recht, ſich über dieſen kleinen Zuwachs zu entrüſten, den der Beſitz des einzelnen erfährt, wo wir es jeden Tag erleben, daß kraft des borniertеſten aller Geſetze, unſeres Erbrechts, ein Menſch, der in ſeinem Leben vielleicht nie gearbeitet hat, einfach durch den Tod ſeines Vaters eine Million, einen Adelstitel, eine Rente, einen Fürſtenthron erbt? Iſt dieſer „Zuwachs“ vielleicht ein verdienter? Iſt es wirklich eigenes „Verdienſt“, der Sohn eines tüchtigen Mannes zu ſein, oder der eines untüchtigen, der von ſeinem zehnten Urahnen eine Pfründe geerbt? Nein, ſo lange unſere ſozialen Einrichtungen es geſtatten, daß Menſchen ohne jede Arbeit zu ſolchem Beſitz gelangen und damit zur Herrſchaft über ihre tüchtigeren Mitbewerber um die Daſeinsmittel — ſo lange mögen die Bodenverſtaatlicher ihre Bücher und ihren Mund zumachen. Bei jedem, der nur einfach logiſch denken und Vergleiche ziehen kann, werden ihre Rufe ſicher keinen Boden finden. Die Bodenverſtaatlichungsbewegung iſt wie der Sozialismus und der Humanitätsduſel in einer Zeit geboren, die vor wirtſchaftlichen Wirren nicht aus noch ein wußte und ſich von den Überlieferungen der Vergangenheit noch nicht unabhängig genug gemacht hatte, um daran denken zu können, das Erbrecht, und damit die Laſt der Vergangenheit auf den Schultern der Gegenwart von dieſen abzuſchütteln.

Die Vereinigungen für Bodenbeſitzreform fußen alle auf dem

Satze, daß der wirtſchaftliche Fortſchritt unter den heutigen Beſitzverhältniſſen die Tendenz hat, die Grundherren fortſchreitend zu bereichern. Durch das Steigen der Nahrungsmittelpreiſe lohnt ſich der Anbau immer ſchlechteren Landes. Da nun der Getreidepreis durch die Koſten beſtimmt wird, welche die Getreideproduktion auf dem ſchlechteſten alles bebauten Bodens verurſacht, und das auf beſſerem Boden erzeugte Getreide ebenfalls nicht unter dieſem Preiſe auf den Markt kommt, ſo wächſt für den beſſeren Boden die Grundrente mit jedem Steigen der Nahrungsmittelpreiſe, das wiederum durch das Anwachſen der Bevölkerung hervorgerufen wird. Da der Grundherr keinerlei Arbeit leiſtet, und ihm doch durch die Konkurrenz unter den Pächtern die Grundrente zufällt, ſo erklären die Bodenbeſitzreformer dies für ungerecht.

Mill hat die Einrichtung einer progreſſiven Grundſteuer vorgeſchlagen, ſeitdem iſt man zu dem Vorſchlag der Verſtaatlichung allen Grund und Bodens vorgegangen, und unter den heutigen Verhältniſſen hat dieſer Vorſchlag eine ſoziale Berechtigung.

Von 1857 bis 1880 ſtieg in England die jährliche Bodenrente um 26%, obgleich 1880 15 Millionen preußiſche Morgen weniger bebaut wurden als 23 Jahre früher.

In Großbritannien iſt dabei der Großgrundbeſitz wie ſo manches andere ſchon bis zur Narrheit ausgebildet. Der Herzog von Sutherland beſitzt ein Fünfzehntel von ganz Schottland, oder 1 300 000 Acres, der Herzog von Richmont 340 000 und der Herzog von Northumberland 180 000 Acres. Der Geſamtbeſitz an Grund und Boden Großbritanniens und Irlands befindet ſich in 15 000 Händen, und dieſe beziehen dafür 4000 Millionen Mark Rente jährlich. Die übrigen 38 Millionen Einwohner haben keinerlei Eigentumsrecht an den Boden. Dabei ſteigt die Grundrente außer in Irland immer noch fortgeſetzt, rein infolge der Verdichtung der Bevölkerung, ohne daß die Grundbeſitzer nur einen Finger dafür rührten.

Dieſe Form des Grundbeſitzes hindert das Vereinigte Königreich an einer weiteren Bevölkerungszunahme. Von dem ſchottiſchen Beſitz des Herzogs von Sutherland iſt nur ein — Siebenundfünfzigſtel angebaut. Die übrigen $^{56}/_{57}$ liegen brach, obwohl ſie nach dem Urteil von Sachverſtändigen recht gut ertragsfähig ſind. So können ſich Völker ſelbſt die Quelle der Wiedergeburt verſtopfen.

Wie Henry George in „Fortſchritt und Armut“ gezeigt hat, beſtehen in den Vereinigten Staaten ähnliche Mißſtände, und ſie machen es begreiflich, warum gerade Nordamerika und England eine ſo ſtarke Agitation für die Verſtaatlichung alles Grundes und Bodens haben. Ohne Frage würde ſie einen gewaltigen Fortſchritt gegen heute bedeuten, und jeder, der den arbeitenden Klaſſen ernſtlich wohl will, ſollte für ſie eintreten. Aber einmal geht ſie nicht weit genug, indem ſie den ſonſtigen Erbkapitalismus in ſeinem vollen Umfange beſtehen läßt, und dann entzieht ſie ſozialiſtiſch dem allgemeinen Wettbewerb ein überaus wertvolles Objekt und ſchadet demſelben alſo. Die Aufhebung des Erbrechtes würde das Übel weit gründlicher heilen. Schon dadurch, daß ein Beſitz immer nur im Laufe eines Menſchenlebens angeſammelt werden könnte, würde dem unendlichen Anwachſen von einzelnen Vermögen vorgebeugt werden, und dann würde durch Beſitzerwechſel in jeder Generation ein dem lebenslänglichen Pacht völlig gleichartiges Verhältnis erzeugt und der beſondern Beſteuerung dieſer Art Beſitz bliebe ebenfalls noch freier Spielraum. Argumente, wie die Henry Georges, daß der Erdboden, auf dem wir geboren, allgemeiner Beſitz ſei und von niemandem als Privileg beſeſſen werden könne, daß das Recht an den Boden ein ebenſolches „Naturrecht“ ſei wie das Recht, die Luft zu atmen, wurzeln noch in dem Zeitalter der Menſchenrechte, des Naturrechtes, der Grundrechte, von denen ja nach Rouſſeau jeder ein ganzes Bündel mit auf die Erde brachte. Heute ſind wir über ſolche Phantaſtereien längſt hinaus. Wir wiſſen, daß es nur die Rechte giebt, die eine jede Zeit in ihrem Bewußtſein hat, und keine anderen, und daß es niemals eine Zeit gegeben hat, in der ein Teil der Menſchheit ſolche Rechte anerkannt hätte, am allerwenigſten aber in früher Vergangenheit. Der Löwe und die Fliege haben beide genau ſo viel Naturanrecht auf Grund und Boden wie der Menſch, ſo viel und ſo wenig.

In einem ganz außerordentlich hohen Grade iſt die Wirtſchaftskunſt des Volksſtandes eine Bodenfrage.

Das iſt ja gerade der Hauptpunkt des Übergewichtes kultivierter Völker über wilde, daß jene infolge ihrer intenſiven Bewirtſchaftung ſelbſt ſchlechten Bodens eine Bevölkerungsdichte und Bevölkerungsſpannung möglich machen, deren Druck dieſe nicht zu ertragen vermöchten. So lange kultivierte Völker dieſe hohe Spannung ſich bewahren, ſo lange ſind ſie vor jedem Einfall von Mongolenhorden ſicher. Sollte aber einmal die Zeit kommen, wo die Bevölkerung zurückginge, infolgedeſſen nur noch die Bewirtſchaftung des beſten Landes nötig wäre, der Kapitalzins enorm ſtiege, und die Bevölkerungsſpannung abnähme — der Zuſtand, den John Stuart Mill und andere als den Idealzuſtand preiſen, dann würden die Kulturvölker auch keinen Augenblick mehr ſicher ſein vor dem Beſuche eines halben Tauſends von Millionen Mongolen. So wird und muß es jedem Volke gehen, das ſich ſeiner mächtigſten Widerſtandswaffe, ſeiner Bevölkerungsſpannung, aus Leichtſinn, Trägheit oder falſcher Sorge für die Nachkommen entledigt.

Schon heute übt der Menſch eine ganz erſtaunliche Herrſchaft über die organiſche Welt des trockenen Landes aus. Menſchen und Tiere modelt er nach ſeinen Wünſchen, und die Raubtiere über die er ſich keine Gewalt zu erwerben vermocht hat, die einſt von derſelben Nahrung lebten, wie er, ſind ſo gut wie die menſchenähnlichſten Affen im Ausſterben begriffen. Darwins Freund Wallace ſagt ganz richtig, daß wir heute ſchon die Zeit voraus zu ſehen vermögen, wo es nur noch vom Menſchen gezüchtete und geduldete Kulturpflanzen und Kulturtiere auf dem trockenen Lande geben wird.

Unter allen Mitteln zur Erhöhung des Volksſtandes, welche wiederum auf die Dauer das einzige Mittel iſt, durch welches ſich ein Volk im Wettbewerb der Völker ums Daſein erhalten kann, ſteht die denkbar intenſivſte Bebauung des eigenen Grundes oben an, und ein Miniſterium des Volksſtandes müßte hierauf ſein Hauptaugenmerk richten. Nichts Anderes iſt ſo wichtig. Nur eine Verbindung der Intereſſen des einzelnen mit den Intereſſen des geſamten Volksſtandes kann hier Hilfe ſchaffen. Die Agrikulturchemie wie die praktiſche Erfahrung geben uns bereits eine große Anzahl von Mitteln an die Hand, mit denen der Bodenertrag ſich leicht um das zehnfache vermehren ließe. Größere Einſchränkung der Viehzucht und größere Sparſamkeit mit den natürlichen Düngmitteln, die heute ſinnlos vergeudet werden, ſtehen obenan. Die Anwendung von Maſchinen, die Aufhebung der Verwendung der Kartoffel wie des Kornes zu Schnaps, ſyſtematiſche Bewäſſerung weiter Landſtriche können hier unendliches wirken, und die Lebensmittel ſo verbilligen, daß eine weitaus größere Zahl von Ehen geſchloſſen und von Kindern großgezogen werden könnte. Warum wir eigentlich den koſtſpieligen Apparat unſerer Regierungen und des deutſchen Reiches haben, wenn nicht einmal die wichtigſten Lebens- und Fortſchrittsintereſſen des Volksſtandes wahrgenommen werden, iſt nicht abzuſehen. Die Parlamente dürfen nicht ruhen, bis nicht von Regierungswegen dieſe Aufgaben in die Hand genommen werden.

Der Abſchnitt „Die Sozialiſierung der Geſellſchaft" in Bebels Buch über die Frau enthält eine Fülle von praktiſchen und nützlichen Verbeſſerungsvorſchlägen, ein ganzes Heer von Maßnahmen, für deren Vorſchlag jedes Arbeits-, Verkehrs-, Volksbildungs- und Landwirtſchafts-Miniſterium dem Verfaſſer dankbar ſein ſollte. Nur dienen dieſe nicht Bebels Zwecken; denn ſie ſtehen in keinerlei innerem Zuſammenhang mit dem Sozialismus. Bebel beweiſt auch nicht, daß ſie nur in der ſozialiſierten Geſellſchaft möglich ſeien, er behauptet es nur; und ſeine Behauptung hat mindeſtens die Wahrſcheinlichkeit gegen ſich. Viele Maßnahmen würden in der heutigen Geſellſchaftsordnung recht gut ausführbar ſein.

Rodbertus und Liebig, alle unſere Nationalökonomen, Agrikulturchemiker und die Vertreter der Landwirtſchaftswiſſenſchaft im Allgemeinen ſind ſich darüber einig, daß bei einiger Vermehrung der auf die Landwirtſchaft verwandten Arbeit bedeutend höhere Erträge erzielt werden könnten. Bebel hat in dem Kapitel „Bevölkerung und Übervölkerung" ſeiner „Frau" eine Reihe intereſſanter Bemerkungen darüber zuſammengeſtellt.

„Carey behauptet, daß allein das einzige, 360 Meilen lange Orinokothal Nahrungsmittel in ſolcher Menge zu liefern im ſtande ſei, daß die ganze heutige Menſchheit (1470 Millionen) davon erhalten werden könne." — Der Nährwert eines mit Bananenbäumen bepflanzten Terrains und eines gleich großen, auf dem Weizen gebaut wird, ſtellt ſich wie 133:1. Während unſer Weizen heute in günſtigem Boden zwanzigfältige Frucht trägt, giebt der Reis in ſeiner Heimat 80-100fach, der Mais 250—300fach ſeine Saat zurück, und von manchen Gegenden, wie z. B. von den Philippinen, wird die Ertragsfähigkeit des Reis auf das 400fache geſchätzt. „Die Frucht der Dattelpalme gedeiht in kaum glaublicher Fülle und braucht dabei ſo wenig Platz, daß 200 Dattelbäume erſt einen Morgen Landes bedecken. Die Durrha trägt in Ägypten mehr als 3000fältige Frucht." „Zentral- und Südamerika, insbeſondere Braſilien, welch letzteres allein nahezu ſo groß wie ganz Europa iſt — Braſilien 152000 Quadratmeilen mit etwa 14 Millionen Einwohnern gegen Europa mit 178000 Quadratmeilen, mit ungefähr 330 Millionen Einwohnern — ſtrotzt von einer Üppigkeit und Fruchtbarkeit, die das Staunen und die Bewunderung aller Reiſenden erregen.“ „Die Vereinigten Staaten Nordamerikas können, nach dem heutigen Stande der Ackerbauproduktion gemeſſen, bequem das Zwanzigfache ihrer heutigen Bevölkerung (60 Millionen) alſo 1200 Millionen ernähren. Canada könnte in demſelben Verhältnis ſtatt ſeiner 5 Millionen 500 Millionen Nahrung geben.“

Dazu harrt das Meer noch der rationellen Ausbeutung ſeines Reichtums an Nahrung, und nach Beſeitigung aller der Tiere, welche von menſchlicher Nahrung leben, wird die Menge dieſer für den Menſchen rapid wachſen. Was braucht ein einziges reißendes Tier der Wildnis für Fleiſch zur Nahrung!

Der Unternehmungsgeiſt hat ſich bisher weit mehr auf Induſtrie und Schaffung von Verkehrswegen geworfen, auf Maſchinen, Tunnel, Zahnradbahnen, Überbrückung von Meeresarmen. Der Landwirtſchaft iſt davon verhältnismäßig wenig zu gute gekommen, weil die niederen Getreidepreiſe des Weltmarktes Intenſivbetrieb nicht aufkommen zu laſſen und zu lohnen ſchienen und weil die unternehmenden Köpfe noch immer an Malthus’ Geſetz vom abnehmenden Bodenertrage glaubten.

Rußland beſitzt heute in Europa die dünnſte Bevölkerung, — 800 Perſonen auf die Flächenmeile, und dennoch oder vielmehr eben darum die niedrigſte Kopfſumme. Die verſprengten Menſchen ſind nicht im ſtande, ihre Fluren ausreichend zu beſtellen, ja nur den Hauptteil des Landes anzubauen; und Armut, allgemeine Armut iſt die Folge, wie ſie oft die Folge iſt in Gegenden, wo die Flur für eine dichte Bevölkerung nicht gut genug angebaut iſt. Rußland iſt allerdings infolge ſeiner niedrigen Kopfſumme vor Einwanderung geſchützt, — aber ebenſo iſt eine der Fruchtbarkeit des Bodens entſprechende Erhöhung des Volksſtandes gründlichſt verhindert. Ein Vorteil hält alſo einem Nachteil die Wage.

Das europäiſche Rußland mit Polen und Finnland, würde ſtatt der 96 Millionen Einwohner, die es heute zählt, 475 Millionen Nahrung gewähren, und bevölkert wie Sachſen, d. h. mit 11 000 ſtatt mit 800 auf die Quadratmeile, könnte es 1320 Millionen Menſchen ernähren, während heute die ganze Erde nur 1480 Millionen trägt. Aber in den Kulturländern liegen gerade ſo ganze Quadratmeilen Ackerland unbebaut.

In Irland liegen infolge des Großgrundbeſitzes 4 Millionen Acker brach, in Schottland zwei. In Ungarn nimmt der bebaute Grund und Boden jährlich ab. Ebenſo in Italien.

Die 10 größten Grundbeſitzer Deutſchlands beſitzen zuſammen 4½ Million Hektaren, d. h. ein Neuntel der geſamten angebauten Bodenfläche Deutſchlands von 40 Millionen Hektaren, der Fürſt Wittgenſtein allein 1230000, der Herzog von Arenberg 320000 und der Fürſt von Turn und Taxis 300000 Hektaren. Infolge dieſer unſinnigen Anhäufung von Grund und Boden in wenigen Händen müſſen Hunderttauſende in Armut leben und andere Hunderttauſende können nicht geboren werden. 1883 waren von dem geſamten Areal Deutſchlands nur 48,7% angebaut, 20,3% waren Wieſen und Weiden, 25,7% Wald. Deutſchlands 4½ Million kleiner bäuerlicher Grundbeſitzer bis zu 10 Hektar Beſitz bildet keinerlei Gegengewicht dagegen. Frankreich mit ſeinen 6—7 Millionen iſt hinſichtlich der Verteilung von Grund und Boden weit beſſer dran. Jeder Acker unbebautes Land, jeder Jagdgrund, jede Roßweide iſt ein Raub am Volksſtand, jeder Acker Feldfrucht, den in unſeren Manövern unſere Truppen mutwillig ruinieren, bedeutet eine Verminderung, denn die Staatskaſſe, welche jene Verluſte knapp erſetzt, wird ja durch die Steuerzahler gefüllt.

Die intenſivſte Anbauung des eigenen Landes iſt nationale Pflicht. Nur ſie ermöglicht der Bevölkerung ein raſches Wachstum, nur ſie ſichert dem Volksſtand denjenigen prozentualen Fortſchritt im Verhältnis zur Geſamtmenſchheit, welcher allein zu einer Überziehung der Erde mit der höchſtentwickelten Raſſe führen kann. Iſt die Aufhebung des Erbkapitalismus und des Erbgrundbeſitzes erſt einmal durchgeführt, ſo bekommt der Staat in jedem Menſchenalter jedes Stück Land einmal in die Hand. Es laſſen ſich alſo, ohne mit irgend welchem Privatbeſitz zu kollidieren, beliebige Verbeſſerungen in Bewäſſerung und Erhöhung der Tragfähigkeit des Bodens vornehmen, und der höhere Preis, den das Land ſofort beim Verkauf dadurch erzielt, bezahlt dem Staat bar ſeine Auslagen. Sobald man ſich aber allen Grund und Boden auch durch Arbeit verdienen muß und derſelbe in jedem Menſchenalter einmal durch Kauf den Beſitzer wechſelt, iſt das Steigen der Grundrente als ſoziale Ungerechtigkeit neutraliſiert. Denn der Boden, welcher eine hohe Grundrente bietet, wird vom Staate auch entſprechend teuer verkauft werden, ſobald er durch Todesfall an ihn gekommen iſt, ja wo ein weiterer Zuwachs an Wert zu erwarten iſt, oft noch mehr als das. Andererſeits wird das Vorausberechnen künftiger Handelskombinationen immer ſeinen Lohn in Gewinn und Verluſt finden, je nachdem es richtig oder falſch war, und die Fähigkeit zum Richtigſehen iſt keineswegs eine geringzuſchätzende menſchliche Eigenſchaft.

Aber nicht der Ackerbau allein ernährt ein Volk, ſondern ebenſo die Erzeugung von Produkten, welche auf dem Weltmarkt Abſatz finden. Dafür erhält es von fremden Ländern Getreide. Einmal wird ein ſtärkerer Induſtriebetrieb mehr Ertrag liefern, einmal eine intenſivere Bewirtſchaftung des Bodens. Das entſcheidet der Getreidepreis des Weltmarktes.

Von dem Ertrag des britiſchen Grundes und Bodens könnten vielleicht 25 Millionen leben, aber nicht 38. Nur durch das Vorhandenſein von Erdteilen, in denen die Arbeit in der Landwirtſchaft noch ſehr produktiv iſt, wie Amerika und Auſtralien, und von wo Großbritannien die Daſeinsmittel für ſeine Bevölkerung billig beziehen kann, iſt dieſe Vermehrung möglich geworden. Ja die reichliche Getreide- und Fleiſcheinfuhr kann die Bevölkerung unter dieſen Umſtänden direkt vom Landbau abziehen. Da für Großbritannien der Weltmarkt völlig die Getreidepreiſe beſtimmt, oder was heute dasſelbe iſt, ſie niedrig erhält, ſo lohnt es ſich nicht, das ſchlechteſte Land anzubauen, das bei höheren Getreidepreiſen noch einen Kapitalzins, vielleicht ſogar noch eine kleine Grundrente geben könnte, wenn noch ſchlechteres angebaut würde. Aber niemand ſieht jenſeits des Kanales darin einen Nachteil, daß das engliſche Volk ſich mittelſt fremder Bodenerträge ſtark vermehrt. Nur bei unſerer Zollpolitik zu Gunſten der Grundherren hat man dies ausgeheckt, und ihnen auf Koſten der Volkszunahme eine erhöhte Grundrente verſchafft, indem man den Kornpreis durch den Eingangszoll zum Monopolpreiſe heraufſchraubte.

Die Kornzölle ſchädigen nicht bloß den deutſchen Stamm numeriſch, ſondern ebenſo ſeine Kriegstüchtigkeit vom Jahre 1898 an. Infolge der verteuerten Nahrungsmittel ſeit 1878 ſind alljährlich weniger Kinder aufgezogen worden, als ſonſt groß geworden wären, von 1898 findet alſo ein Ausfall an Rekruten ſtatt, nicht in dem Sinne, als ob die bisher vorhandene Rekrutenzahl ſich verminderte, ſondern in dem Sinne, daß nicht die volle dem Bevölkerungszuwachs und wirtſchaftlichen Aufſchwung entſprechende Zahl vorhanden iſt. Das nennt man die Volkskraft dem Staatsſäckel opfern, die Zukunft der Gegenwart.

Die engliſchen wie die deutſchen Bodenbeſitzreformer rufen laut und lauter nach der allgemeinen Verſtaatlichung des Grundes und

Bodens mit einem Schlage. Die plötzliche Verwandlung aller großgrundbeſitzeriſchen Weidetriften und Brachen in Ackerland, die damit zuſammenhängen würde, würde aber eine ſolche Verminderung der Bevölkerungsſpannung durch Erhöhung der Kopfſumme hervorrufen, daß zahlreiche Einwanderung die Folge ſein müßte. Die Verſtaatlichung käme alſo zum großen Teile nicht Einheimiſchen, nicht Volksgenoſſen, ſondern Fremden zu gute. Die Erwerbung der Bodenſtrecken durch die Geſamtheit müßte alſo nach und nach erfolgen, vielleicht von zwanzig Prozent des Einzelbeſitzes beginnend und dann nach Maßgabe des Volksbeſchluſſes ſteigend, auf vierzig, ſechzig und ſchließlich auf hundert Prozent. Nur ſo ließe ſich eine gedeihliche Entwicklung ſichern, die zugleich den Volksgenoſſen allein Vorteil böte und mit einer entſprechenden Verſtärkung des Volksſtandes verbunden wäre. Der Staat, welcher ſich auf die Wirtſchaftskunſt ſeines Volksſtandes verſteht, wird ein Mittel finden, dieſen Aufgaben gerecht zu werden.

Aber auch gegen die Verſtaatlichung des Grundes und Bodens an ſich erheben ſich gewichtige Bedenken. Eines iſt ſchon angeführt. Mit dem Aufhören der Landeigentümer und ihrer Erſetzung durch Staatspächter wird dem allgemeinen Wettbewerb ein großer und koſtbarer Preis entzogen, um den man bisher rang, und dadurch ein mächtiger Sporn zur Arbeit. Dieſe ewige Konkurrenz iſt ja die einzige wirkliche Daſeinslaſt für den Menſchen und zugleich das größte denkbare Glück. Zu was für unnatürlichen Narrheiten die Menſchheit ohne ſie bereits gelangt wäre und gelangen würde, ſo bald ſie einmal aufhörte, läßt ſich nicht abſehen. Überdies ſorgt kein Pächter auf Zeit für ſein Land wie ein Beſitzer.

Ebenſo wichtig iſt ein anderes Bedenken. Die Verſtaatlichung alles deutſchen Bodens würde eine Centraliſierung der Bodenverwaltung in Berlin zur Folge haben müſſen. Von dort aus oder auch von den Landeshauptſtädten aus würde das Land von Zeit zu Zeit neu vergeben werden. Das ſetzt naturgemäß feſte Landesgrenzen voraus und hindert zugleich jeden Fremden, ſeßhaft zu werden. Die Sozialariſtokratie aber kennt keinerlei Landesgrenzen, ſondern nur Volksgrenzen, und um eine friedliche und geſunde Entwicklung der einzelnen Stämme zu ermöglichen, iſt es unbedingt erforderlich, daß der geſamte Grund und Boden der Erde dem freien Wettbewerb überlaſſen bleibt und durch keinerlei chineſiſche Mauer willkürlich unter eine Anzahl

Stämme verteilt wird. Daß eine ſolche Verteilung ſich nicht für immer aufrecht erhalten läßt, iſt ja aus der Geſchichte bekannt.

Mit dieſen beiden Gründen fällt aber die Bodenbeſitzreform von heute, die Bodenverſtaatlichung. Sie iſt und bleibt ein ſozialiſtiſcher Zug, der auf Naturrecht, Menſchenrechten und Menſchengleichheit fußt, und kann vor der Erkenntnis, daß im Wettbewerb um möglichſt hohe Preiſe die eigentliche Kraftquelle für ein Volk liegt, und daß das Bereich, das die einzelnen Stämme einnehmen, ununterbrochenen Veränderungen ausgeſetzt iſt, nicht mehr beſtehen. Volksgrenzen ſtatt Landesgrenzen und organiſierter Wettbewerb um das reich lohnende Gut des Bodens!

Arbeit und Kapital.

„Das Syſtem des Raubes an Grund und Boden wie der Knechtung und Unterjochung der Maſſen durch die Maſchinerie und Fabrik beſteht," wie Bebel ganz richtig ſagt, „überall in der Trennung des Arbeiters von ſeinem Arbeitsmittel, ſei dies Grund und Boden oder Werkzeug, und in der Konzentrierung dieſer Arbeitsmittel in den Händen des Kapitaliſten." Nun, ein wirkſameres Mittel gegen dieſe Trennung und Konzentrierung als die Sozialariſtokratie kann es nicht geben. In der ſozialiſtiſchen Geſellſchaft ſind beide ja noch weit größer. Niemand hat mehr ein Eigentumsrecht an dem, womit er arbeitet, alſo auch kein direktes Intereſſe daran, und alles iſt in den Händen der Geſellſchaft konzentriert.

Dasjenige Volk, welches durch Parlamentsbeſchluß den *Erbkapitalismus* zuerſt *aufhöbe* und an deſſen Stelle die *Sozialariſtokratie* ſetzte, müßte ſofort einen gewaltigen Aufſchwung nehmen. Nicht nur weil durch eine weniger ungleiche Verteilung des Nationalvermögens an einzelne die Bedürfniſſe und dadurch die *Produktion* gewaltig *wachſen* würden, nicht nur weil dann all die heute *durch Erbarmut gebundenen Kräfte frei würden*, und die Erbreichen, die heute nichts thun, zur Arbeit herangezogen würden — — — vor allem würde in den geſundeſten Schichten der Bevölkerung ſich ſofort eine ſtarke Kindererzeugung geltend machen, die dem betreffenden Volke eine gewaltige Expanſionskraft verleihen und ihm die erſte Chance geben müßte, ſich den Erdball zu erobern.

Laßt nur ein einziges Jahr das geſamte Kapital kreiſen, das in deutſchen Händen ſich befindet, anſtatt es feſt liegen und nur einen Teil ſeiner Zinſen kreiſen zu laſſen; und es wird ſich zeigen, ob ein anderes Volk mit dem alten Syſtem den Konkurrenzkampf gegen eine ſolche Macht aufnehmen kann.

Es iſt durchaus nicht unmöglich, in den Umriſſen voraus zu ſehen, welche Veränderungen eine neue Verteilung des Volksvermögens hervorrufen muß. „Wer ſich nur gründlich mit den Geſetzen vertraut gemacht hat“, ſagt Mill, „welche bei Konkurrenzfreiheit die dem Grundbeſitzer, Kapitaliſten und Arbeiter zufallende Grundrente, Kapitalzins und Arbeitslohn beſtimmen und zwar für eine Geſellſchaft, in welcher die drei Klaſſen ſämtlich getrennt ſind, kann es kaum ſchwer finden, auch die abweichenden Geſetze zu formulieren, welche bei irgend einem anderen Wirtſchaftsſyſtem die Ertragsverteilung unter die dabei in Betracht kommenden Klaſſen regeln.“ Der Hauptunterſchied zwiſchen der erbkapitaliſtiſchen Geſellſchaftsordnung und der Sozialariſtokratie muß folgender ſein: Da niemand außer durch Arbeit in den Beſitz von Grund wie Kapital kommen kann, werden die drei Gruppen Grundbeſitzer, Kapitaliſt und Arbeiter weſentlich zuſammenfallen und daraus muß ſich naturgemäß die Produktivgenoſſenſchaft ergeben oder eine Aktiengeſellſchaft, deren Hauptaktionäre zugleich ihre Arbeiter ſind. In Deutſchland fallen ſchon heute Kapitaliſt und Grundbeſitzer in der Induſtrie zuſammen; ebenſo in dem weitaus größten Teile der Landwirtſchaft. Es hat hier alſo nur zwiſchen Kapitaliſt und Grundbeſitzer einerſeits, und Arbeiter andererſeits die Neuverteilung ſtattzufinden. In Großbritannien und Irland wie teilweiſe in den Niederlanden liegen die Verhältniſſe verwickelter. Hier ſind Grundbeſitz und Kapitalbeſitz vorzugsweiſe in verſchiedenen Händen. In Frankreich mit ſeinen ſieben Millionen kleiner Grundbeſitzer iſt wenigſtens auf dem Gebiete der Landwirtſchaft das Zuſammenfallen von Grundrente, Kapitalzins und Arbeitslohn auf eine Perſon in den weiteſten Kreiſen bereits Thatſache.

Da alles Kapital das Ergebnis von Erſparung iſt, ſo wird ſein Weſen in dem ſozialariſtokratiſchen Gemeinweſen nicht im mindeſten verändert. Heute entſteht Kapital, indem eine Perſon ihren Erwerb nicht voll verbraucht, ſondern anſammelt. Trotzdem wird heute wie in dem ſozialariſtokratiſchen Gemeinweſen in Wirklichkeit alles Kapital verbraucht. *Nur nicht von der Perſon, die es beſitzt*, ſondern zum großen Teil von andern, die dadurch in die Lage kommen, an den Beſitzer des von ihnen verbrauchten Kapitals etwas zahlen zu müſſen, ſei es nun Bodenrente oder Kapitalzins.

Der Unterſchied zwiſchen beiden Staatsſyſtemen iſt nur, daß man heute hauptſächlich durch Erbſchaft Kapitaliſt wird, d. h. ſich andere zu Bodenrente und Kapitalzins dienſtbar macht, und dann nur durch eigene Arbeit. Aber das Weſen des Kapitals bleibt dadurch unangetaſtet. Die Geſetze der Produktion des Vermögens ſtehen außerhalb des Machtbereichs des Menſchen. Er kann ſie nicht ändern, er kann ſie nur zu ſeinem Vorteil ausnutzen, indem er ſie möglichſt zu verſtehen und ſich ihnen anzupaſſen verſucht. Dies geſchieht in der Sozialariſtokratie aber offenbar in weit höherem Grade als beim Syſtem des Erbkapitalismus. Ein fundamentaler Unterſchied zwiſchen beiden beſteht hier jedoch nicht. Es iſt nur ein Unterſchied des Grades. Hinſichtlich der Verteilung des Vermögens beſteht ein ſolcher aber allerdings. Die Sozialariſtokratie kennt nur die Verteilung des Vermögens durch Arbeit, nicht durch Erbe oder Schenkung. Sie unterſcheidet ſich vom Erbkapitalismus weſentlich nur hierdurch, und die Punkte, in denen ihre Produktion von der des Erbkapitalismus abweicht, ergeben ſich erſt aus jener neuen Verteilung. Mill, dem wir die logiſche Durcharbeitung aller dieſer Dinge verdanken, ſpricht ſich klar in dieſem Sinne aus: „Die Geſetze und Bedingungen der Vermögensproduktion tragen den Stempel natürlicher Wahrheiten. Nichts von menſchlicher Wahl oder Willkür haftet ihnen an. Was die menſchliche Geſamtheit produziert, muß ſo und unter den Bedingungen produziert werden, wie es äußere Verhältniſſe und ihre eigenen Körper- und Geiſteseigenſchaften erfordern ..... Anders bei der Vermögensverteilung. Dieſe iſt lediglich Sache menſchlicher Einrichtung. Wenn das Vermögen einmal geſchaffen iſt, ſo können die Menſchen im Großen wie im Kleinen mit ihm nach Belieben verfahren. Die Vermögensverteilung iſt einzig abhängig von Geſetz und Sitte der betreffenden Gemeinſchaft. Ihre Regeln ſind der Niederſchlag der Anſchauungen und Stimmung des herrſchenden Teiles der Geſellſchaft, und als ſolcher zu verſchiedenen Zeiten und in verſchiedenen Ländern ſehr verſchieden. Und wenn die Menſchen nur wollten, könnten ſie noch weit reicher variiert ſein."

Wo jeder Einzelne erwerben kann und nicht der Hauptteil des Kapitals in erblichem Beſitz feſtliegt, wo das Sparen nicht ſo ausſichtslos iſt wie heute bei den niederen Volksſchichten, wird der Trieb zum Sparen auch viel größer werden, zumal für jedermann die Notwendigkeit vorliegt, durch Erſparnis für ſein arbeitsunfähiges Alter zu ſorgen.

Es iſt keineswegs wahr, daß nur der Trieb, den eigenen Nachkommen einen Beſitz zu ſichern, große Vermögen anſammeln läßt. Im Gegenteil ſind die Fälle durchaus nicht ſelten, in denen Leute eifrig ſparen, welche nicht einmal direkte Erben beſitzen. Die Rückſicht auf dieſe iſt alſo keineswegs die Urſache des Sparens. Ihr Wegfall kann demnach den Trieb auch nicht aufheben. Ein Gemeinweſen, indem es das untrüglichſte Zeichen von Tüchtigkeit iſt, ein großes Vermögen zu beſitzen, braucht nicht beſorgt zu ſein, daß ſich die Luſt ein ſolches zu erwerben vermindern werde, abgeſehen davon, daß es als ehrend angeſehen werden wird, dem Staate ein großes Vermögen zu hinterlaſſen. Wo aber Kinder vorhanden ſind, da wird das von den Eltern erworbene Geld eine weit beſſere Verwendung finden als heute. Die Liebe der Eltern zum Kinde wird unter geſunden Verhältniſſen immer vorhanden ſein, und wo es ihnen nicht mehr möglich iſt, durch Anſammlung und Vererbung eines Vermögens dem Kinde den Lebensweg zu erleichtern, da wird ihnen nur der eine Weg bleiben, dadurch für es zu ſorgen, daß ſie es zum daſeinstüchtigen Menſchen erziehen und für ſeine Bildung und Leiſtungsfähigkeit alles aufwenden, was in ihren Kräften ſteht. Für ſein Alter könnte ſich außerdem jeder ſicherſtellen, indem er der ſtaatlichen Altersverſicherung ſchon vor ſeinem Tode ſein Vermögen übergäbe, und dadurch bis zu dieſem eine Prämie erhielte, welche natürlich weit niedriger ſein müßte als heute in gleichem Falle, da mit ſeinem Tode das Kapital ja nicht aufgebraucht ſein ſoll, wie das heute im Durchſchnitt wenigſtens der Fall iſt. Ein weniges höher als die Zinſen des Kapitals könnte ſie trotzdem ſein.

Jeder wirtſchaftlichen Weisheit Anfang ſind die fundamentalen Sätze aus Mill: Der Arbeitslohn im allgemeinen wird durch die Konkurrenz geregelt, und hängt daher von dem Angebot der Arbeit und der Nachfrage in ihr ab, oder von dem Verhältnis zwiſchen Arbeitern und Kapital. Er iſt kaum durch etwas anderes dauernd zu beeinfluſſen. Steigt er, ſo geſchieht dies, weil mehr Kapital und weniger Arbeiter da ſind, fällt er, ſo geſchieht dies, weil es weniger Kapital oder mehr Arbeiter giebt.

Das eherne Lohngeſetz, in Laſalles Tagen noch das beſte Agitationsmittel für die ſozialiſtiſche Geſtaltung der Geſellſchaft, hat ſich für die Allgemeinheit als durchaus unzutreffend erwieſen und iſt vom Sozialismus ſelbſt zum guten Teil aufgegeben worden. Die Gewerkvereine haben gezeigt, daß es ſehr wohl möglich iſt, für die Mehrzahl der Arbeiter dauernd höheren Lohn zu erreichen als das Exiſtenzminimum. Wo das eherne Lohngeſetz noch gilt, da gilt es nur aus Mangel an Organiſierung derer, die es trifft. Heute hat es Geltung nur noch für die ſogenannte Reſervearmee der Induſtrie und zum Teil für die ungelernten Arbeiter, zwei Arbeitergruppen, die man heute faſt ſchon als ſechſten und fünften Stand von einander ſcheiden kann.

So wenig Mill eine klare Vorſtellung von der züchtenden Kraft der durch große Konkurrenz erfolgenden Ausleſe hat, ſo blitzt es doch hier und da wie eine Ahnung von dem verſchiedenen Werte verſchiedener Gruppen des Volkes bei ihm auf. Für den Fabrikbetrieb ſieht er es klar vor ſich, daß hier eine Aſſoziation des Kapitals mit der Arbeit allein helfen wird. Kapital und Arbeit wird durch Perſonalunion vereinigt werden. Trotzdem meint er nicht, daß dies das Ende jeder Lohnarbeit bedeuten werde, ſondern er iſt nur der Überzeugung, daß ſich die Klaſſe der Lohnarbeiter allmählich auf diejenigen Arbeiter beſchränken werde, deren niedriger moraliſcher (und intellektueller) Zuſtand ſie zu einer größeren Selbſtändigkeit untauglich macht.

Eine Vorſtufe zu der völligen Vereinigung von Kapital und Arbeit in denſelben Händen bilden die Genoſſenſchaften zwiſchen Arbeitern und Arbeitgebern, welche in einem Gewinnanteil der Arbeiter ihren Ausdruck finden. Walfiſchfänger, die Handelsſchiffe zwiſchen den Vereinigten Staaten und Oſtaſien, franzöſiſche Fabriken haben den Anfang damit gemacht, aber der Gipfel bleibt immer die Aſſoziation der Arbeiter unter einander auf dem Fuße der Gleichheit, nicht mit einem Kapitaliſten als Chef, der nur kleine Anteile zahlt.

Sobald die Erbſchaftsſteuer fünfzig Prozent überſchritten hat, wird die Zeit beginnen, in der die Gründung von Arbeiteraſſoziationen oder ſpeziell Produktivgenoſſenſchaften zu beginnen iſt. Die größere Hälfte des Blutes des ſozialen Körpers beginnt dann zu kreiſen, und jeder Teil kommt dadurch in die Lage, ſo viel an ſich zu ziehen, als ſeiner Zugkraft entſpricht. Dann wird das Schulze-Delitzſchſche Syſtem nicht nur den Vorzug vor dem Laſalleſchen haben, daß es auf dem Boden der gegebenen Verhältniſſe ſteht, ſondern auch den der leichteren Ausführbarkeit und größeren ſozialen

Gerechtigkeit. Das Auſſparen und Imgeſchäftbehalten der Gewinnanteile der Arbeiter muß alle Betriebe nach und nach in Arbeiterhände bringen. Beim Todesfall des Hauptbeſitzers verkauft der Staat deſſen Beſitzanteil an einen oder viele, ganz je nachdem ſich Käufer finden — aber der Beſitzanteil der Arbeiter bleibt im Betriebe. So kommt im Laufe eines einzigen Menſchenalters jeder ſparſame Arbeiter in die Lage, Theilhaber an einem Betriebe zu werden, und wenn er ſein Intereſſe verſteht, wird er zugleich als Arbeiter in denſelben einzutreten ſuchen.

Es kann auf den erſten Blick ſcheinen, als würde der Umſtand, daß mit dem Tode ſeines Beſitzers auch der Großbetrieb an den Staat fällt, dem Großbetriebsweſen an ſich ungünſtig ſein. Da aber der Staat denſelben nicht behalten, ſondern ſofort veräußern ſoll, ſo iſt das nicht abzuſehen. Gerade wie heute die meiſten größeren Unternehmungen bereits Aktiengeſellſchaften ſind, ſo wird es auch dann ſein. Einen Betrieb, zu dem ein einzelner nicht die Mittel hat, werden mehrere zuſammen kaufen, die ſich durch Arbeit bereits eine Kapitalſumme erworben haben. Da die Betriebe bei der Übernahme durch den Staat ruhig fortgehen, ſo wird der doppelte Beſitzwechſel, der hier unmittelbar zuſammen erfolgt, keine größeren Störungen im Gefolge haben, als heute der einfache, bei dem die Erbteilung übrigens meiſt auch eine umgeſtaltende Rolle ſpielt. Gewiß wird auch dann der Großbetrieb billiger arbeiten als der einzelne Handwerker. An einem ſolchen werden ſich daher vielleicht hundert und mehr kleine Kapitaliſten beteiligen, von denen, da der Kapitalzins unmöglich zum Leben genügen kann, gewiß ein großer Teil als Leiter, Beamte, Werkführer und ſelbſt einfache Arbeiter in dem Werke ſelbſt thätig ſein werden.

Die Produktivgenoſſenſchaften, bei denen der Arbeiter zugleich Betriebsunternehmer iſt und die Leitung mit in der Hand hat, für deren erſte Einführung Ferdinand Laſſalle einſt hohe Beiträge aus dem Staatsſäckel verlangte, und die noch nicht vom ſozialiſtiſchen Parteiprogramm geſchwunden ſind, werden ſich ſo im ſozialariſtokratiſchen Staate ganz von ſelbſt bilden, müſſen ſich von ſelbſt bilden, eben weil der Großbetrieb ſtets ſpart und an die Stelle der wenigen großen viele kleine Vermögen treten werden. Saugt doch heute ſchon mit immer fortſchreitender Schnelligkeit das Fabrikſyſtem, die Maſſenproduktion, den Kleinbetrieb auf, wie die Großgrundwirtſchaft den kleinen Bauernhof.

Wie außerordentlich ſchon heute bei den erbkapitaliſtiſchen Zuſtänden die Gewinnbeteiligung der Arbeiter zum Anſporn aller Kräfte und dadurch zur Verbeſſerung der Leiſtung und der Produkte führt, hat Guſtav Schmoller in ſeinen Aufſätzen zur Sozial- und Gewerbepolitik der Gegenwart gezeigt. „Die Stimmen der Unternehmer ſind alle darüber einig, daß die Anſtrengung der Leute, ihr Fleiß, ihre Sorgfalt und Sparſamkeit mit Material und Maſchinen in ſtärkerer Proportion zugenommen haben, als die ihnen bezahlten Anteile den Lohn erhöhten, daß alſo die Unternehmer ein gutes Geſchäft gemacht, die Anteile nicht aus ihrer Taſche, ſondern aus dem beſſeren Geſchäftsertrag bezahlt haben. Der häufige und ſchädliche Wechſel von Beamten und Arbeitern hört auf oder wird vermindert, die Leute werden an das Geſchäft gefeſſelt; das Aufſichtsperſonal kann reduziert werden; kleine Diebereien und Mißbräuche aller Art, die früher nicht zu hindern waren, verſchwinden, weil die Leute ſelbſt derartiges nicht mehr dulden; ſie ſehen ein, daß ſie ſich ſelbſt beſtehlen, ihren Anteil vermindern. Faſt überall hat ſich ſo eine merkwürdig tiefgreifende Kraft des Anteilſyſtems gezeigt, die durch kein anderes Mittel zu erſetzen iſt. Der mit Gewinn beteiligte Arbeiter fängt an, jeden Moment zu überlegen, was das Geſchäft fördere, er wird erfindungsreich, er vervollkommnet die Produkte, ohne erſt gemahnt, getrieben zu werden. Er lernt von ſelbſt die Wechſelfälle des Geſchäftslebens kennen und giebt ſo utopiſche Forderungen und Pläne auf. Er wird aus einem Feind, der den Arbeitgeber haßt und beneidet, ſein teilnehmender Genoſſe.“

In England iſt man ſich ſeit Mill ganz klar darüber, daß nur das perſönliche Intereſſe den Arbeiter vermag, ſein Beſtes an Leiſtung zu geben. Darum allein Produktivgenoſſenſchaften. Der Lohnarbeiter, der keinerlei Intereſſe an der Güte ſeiner Arbeit hat, iſt bei der Arbeit ohne Sorgfalt und Aufmerkſamkeit und lebt von der Hand in den Mund. Nur die Beteiligung des Lohnarbeiters am Gewinn vermag hier Abhilfe zu ſchaffen.

Eine noch bedeutendere Steigerung des Arbeitstriebes würde es bedeuten, wenn der Gewinnanteil, anſtatt am Jahresſchluſſe ausbezahlt zu werden, im Geſchäft ſtehen bliebe und entſprechend der Rentierung des Geſchäftes verzinſt, vielleicht auch alljährlich durch die Zinſen vermehrt würde. Dadurch würde das Betriebskapital erheblich wachſen, und der Beſitzer gleichfalls zur Sparſamkeit angehalten werden, weil, wenn er ſein Kapital nicht in gleichem Maße wachſen ließe, er nach und nach ganz aus ſeinem Geſchäft herausgedrängt werden würde. Dies würde die Intereſſen der Arbeiter noch feſter an das Geſchäft knüpfen, eine noch größere Stetigkeit im Arbeiterbeſtande erzeugen und eine Beteiligung der Arbeiter an der Geſchäftsleitung rechtfertigen, ja notwendig machen. Vielleicht kommt einmal die Zeit, und vielleicht auch bald, wo der Arbeiter unter keiner anderen Bedingung mehr in einem Fabrikbetriebe arbeitet, ſondern es allgemein für ſein Recht gilt, am Gewinn und nach und nach am Beſitz beteiligt zu werden. Das iſt eine natürlichere und vernünftigere Art der Sicherung des Alters als eine zwangmäßige, ſtaatliche Arbeiterverſicherung, die nur das Gefühl der Notwendigkeit der Bevormundung im Volke mehrt und im Grunde ihres Weſens ſozialiſtiſch iſt. Im ſozialariſtokratiſchen Staate dürfte eine andere Form des Lohnes gar nicht mehr vorkommen für ſtändige Arbeiter, denn ſchon dadurch, daß ſich das Kapital auf ebenſoviel Hunderttauſende verteilen muß, wie heute auf Tauſende, muß ſeine Macht über die Perſon brechen, und wo das geſamte Nationalvermögen im Laufe jeder Generation einmal kreiſt, muß jeder mit der Möglichkeit auch den Wunſch haben, zu beſitzen. Aber auch für die rechtliche Hebung des Arbeiters würde die Einrichtung von Bedeutung ſein. Natürlich beſitzt der Arbeiter auch das Kündigungsrecht ſeiner im Geſchäft ſtehenden Summe. Bei einem Betriebe von 200 Arbeitern, von denen der Durchſchnitt vielleicht zwanzig Jahre in demſelben Betriebe in Arbeit ſtände, würde die Summe ihrer Anteile ſchon einen ganz bedeutenden Teil des Geſchäftskapitals ausmachen, deſſen Kündigung den Hauptbeſitzer, wenn es dann noch einen ſolchen geben ſollte, ruinieren könnte. Dadurch hätten die Arbeiter eine weitere Macht in den Händen. Der heutige Fabrikant ſieht ſofort die furchtbare Folge, die dieſem Zuſtand entſpringt. Der Inhaber befindet ſich mit ſeinem Beſitze völlig in den Händen der Arbeiter! Sicher, und es iſt nur recht ſo, daß der, der nur beſitzt und nicht arbeitet, abhängig von denen ſei, die ihre Hände rühren. Gegenüber einem begabten Leiter und Mitbeſitzer oder ſelbſt Hauptbeſitzer würden ſich die Arbeiter aber wohl hüten, ſolche Maßregeln geltend zu machen; denn ſeine gute Geſchäftsführung, ſeine intime Betriebskenntnis und ſeine verbeſſernde Thätigkeit kommt ihnen ja ebenfalls zu gute.

John Stuart Mill meint in ſeinen „Grundzügen der Volkswirtſchaftslehre“ geradezu: „Ich halte es nicht für möglich, daß die arbeitenden Klaſſen ſich auf die Dauer mit ihrem Zuſtande als Arbeiter für Lohn begnügen werden. Auf den Befehl und zum Vorteil eines andern zu arbeiten, ohne jedes Intereſſe an der Arbeit, während der Arbeitslohn durch feindliche Konkurrenz feſtgeſtellt wird, indem die eine Partei ſo viel als möglich fordert und die andere ſo wenig als möglich bezahlt — iſt, ſelbſt bei hohem Lohn, kein befriedigender Zuſtand für Menſchen.“

Auf die Frage, welche Mittel den Arbeitern zur Verfügung ſtehen, um dieſe Zuſtände heraufzuführen, kann man nur antworten: Die Gründung von Gewerkvereinen und für den Notfall der Ausſtand. Der Macht des Kapitals muß eine andere Macht entgegentreten, wenn eine geſunde Weiterentwicklung des Verhältniſſes zwiſchen Arbeiter und Arbeitgeber zu ſtande kommen ſoll. England iſt uns hierin bereits um ein Jahrhundert voraus.

Deutſchland beſitzt ein treffliches Buch über „Arbeitseinſtellungen und Fortbildung des Arbeitsvertrags“, herausgegeben von Lujo Brentano. In ihm kommt der Verfaſſer zu dem Ergebnis, daß nur die Gründung von Gewerkvereinen der Arbeiter einer Branche eine wirkliche Vertretung der Intereſſen der Arbeiter möglich macht. In England ſchließt nicht mehr der Arbeiter mit dem Arbeitgeber den Arbeitsvertrag, ſondern die Vertreter der Organiſationen beider Teile thun das an ihrer Stelle. Sie vereinbaren als gleichberechtigte Parteien nach dem Stande des Marktes die Löhne, ja die Sekretäre der Gewerkvereine haben ſich zu Unterſtaatsſekretären und Magiſtratsperſonen aufgeſchwungen, und ſind zum Teil Mitglieder des Parlaments. Ihre feſte Stellung haben die Gewerkvereine nicht nur dadurch, daß die Arbeitsbedingungen der Marktlage entſprechend feſtgeſetzt ſind, ſondern noch mehr vielleicht dadurch, daß die Arbeiter *die feſte Überzeugung haben, daß dem ſo iſt,* und *damit Vertrauen zu den Vertretern der Gewerkvereine,* wie ſie es zu ſtaatlich angeſtellten Beamten haben. Seit 1873, wo Brentano zuerſt auf die engliſchen Gewerkvereine aufmerkſam machte, haben ſich dieſelben noch weiter ausgedehnt, und ſind bereits auch unter ungelernten Arbeitern im Begriffe zu entſtehen, ſo unter den Kohlenarbeitern in Northumberland und Durham, welche bei dem großen Kohlenſtreike im März 1890 in Arbeit blieben. Ein Anſatz iſt in Deutſchland bereits zu bemerken in der Organiſation der Prinzipale und Gehilfen im deutſchen Buchdruckgewerbe. Tritt in die engliſchen Gewerkvereine noch die Forderung der Arbeiter auf zu ſparenden im Geſchäft ſtehen bleibenden Gewinnanteil, ſo wird ein weiterer Schritt gethan ſein.

Da der Kapitalzins von dem Arbeitslohn abhängt, ſteigt, wenn der Arbeitslohn fällt, und fällt, wenn der Arbeitslohn ſteigt, ſo muß der Kapitalzins in der Sozialariſtokratie ſehr ſtark fallen. Wo Arbeit der einzige Weg iſt, zu Beſitz zu gelangen, da muß auch der Tauſchwert der Arbeit ſteigen, und die unausbleibliche Folge muß ein Fallen des Kapitalzinſes ſein. Um 1300 betrug er 10%, um 1500 nur noch 8⅓%, um 1800 5% und heute noch 3⅖%. Wenn er auch in der Neuzeit noch nicht unter 2% gefallen iſt, ſo hat er doch am Ende des ſiebzehnten und im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts wie in der Gegenwart bereits ſehr niedrige Stände erreicht. 1737 ſtanden die engliſchen dreiprozentigen Konſols auf 107, und gleichzeitig zahlte Deutſchland 3%, Spanien 2—3% und die Niederlande 2½—2¾. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß infolge der Gewerkvereinsbewegung mindeſtens in Großbritannien ſchon unter der Herrſchaft des Erbkapitalismus ein weiteres Sinken des Zinsfußes auf 1½—1% zu ſtande kommt. Wie es ſcheint, iſt in England der Arbeitslohn noch dauernd im Steigen begriffen. Heute, wo auf hunderttauſend Beſitzende mehrere Millionen Beſitzloſe kommen, iſt die Nachfrage nach Kapital ſchon deswegen ſo ſtark, weil dieſes erſt einen wenn auch noch ſo kleinen Betrieb ermöglicht. Wenn das geſamte Nationalvermögen kreiſt, und eine Geldanſammlung nur auf die Dauer eines Menſchenlebens möglich iſt, verteilt ſich der Beſitz naturgemäß auf viel mehr Individuen. Dem einigermaßen Tüchtigen iſt es weit leichter, ſich ſelbſt ein Kapital zu ſammeln, weil der Strom, aus dem er es durch Arbeit herauszuraffen hat, weit ſtärker iſt. Er iſt alſo nicht auf Borg angewieſen, oder doch weit weniger als heute.

Wer wird noch weiter Geld gegen auch nur 1% Zinſen leihen wollen, wenn er ſich ſelbſt durch Arbeit Beſitz verdienen kann, nicht bloß Hungerlohn? Dadurch wird der Beſitz großer Geldſummen ohne lebendige Anlage in eigener Hand, wie ihn heute die Rothſchilds haben, unproduktiv, und ein Zuſammengehen des Beſitzes mit dem Betriebe eines Geſchäftes ſoziale Notwendigkeit. Die Beſchäftigung des Kouponabſchneidens ohne andere Nebenarbeit verſchwindet gänzlich aus der Reihe der Berufe, ſie iſt unmöglich geworden, und mit ihr das Daſein der ſozialen Schmarotzer überhaupt.

Auch der Geldhandel, das internationale Bankweſen, dürften dadurch in ihrer Bedeutung gewaltig reduziert werden.

Wer ſchon mehrere Jahre in Arbeit ſteht, der wird auch eine wenn auch noch ſo kleine Sparſumme ſein Eigentum nennen. Tritt er aus der Fabrik und kündigt die Summe, ſo wird dieſe ſofort unproduktiv. Nimmt er wieder wo Arbeit, ſo wird er das nur unter der Bedingung thun, daß zugleich ſeine Sparſumme in das neue Geſchäft eingelegt wird. In ein unſicheres Geſchäft wird jedermann ſich hüten, ſein Geld einzulegen, ihm alſo auch nicht ſeine Arbeit widmen. So wird dieſer Anteilsbeſitz des Arbeiters ſelbſt zu einer Kontrolle der Unternehmungen; ein ſolides, gutgehendes Geſchäft wird ſich durch Arbeiterandrang, ein ſchwindelhaftes durch Arbeitermangel ſelbſt kennzeichnen, es liegt nicht mehr im Sinne irgend jemandes, ins Blaue hinein zu produzieren, und der Arbeiter hebt ſich zugleich geiſtig durch den Einblick, den er in das Geſchäftsbetriebe gewinnt. Vor allem erweitert ſich ſein Geſichtskreis. Mit der heutigen geheimen Buchführung, deren wirkliche Ergebniſſe niemand zuverläſſig erfährt, iſt es natürlich vorbei. Aber eben dieſer Zug zur Öffentlichkeit wird zugleich der Kontrolle zu gute kommen, die der Staat über den Beſitz überhaupt führen muß, wenn er ihn mit dem Tode des Beſitzers einziehen will. Aber für all dieſe Dinge liegen die Entwicklungskeime bereits in unſerer Zeit.

Volksſtaat und Auswanderung.

Nur dann kann Gütererzeugung und Güterverteilung als der Stoffwechſel im ſozialen Körper betrachtet werden, wenn es keinem Teile geſtattet iſt, das was er an ſich zieht, für Jahrhunderte feſtzuhalten, ſondern es immer wieder und wieder nach jedem Tode die Runde durch den ganzen Körper macht; wenn die Staatskaſſe zu dem Munde geworden iſt, der der Geſamtheit der Organe immer wieder das zuführt, was von allen zuſammen produziert worden iſt. Heute ſtockt dieſer Säfteſtrom, und ganze Glieder verkommen im Überfluß, während andere am Mangel zu Grunde gehen, und die Staatsanleihen ſind noch der einzige Weg, auf dem das, was das Volk erſpart hat, dem ſozialen Körper wieder zugeführt wird und durch den die Erſparniſſe produktiv werden. Dieſem Vorteil gegenüber iſt ſelbſt der Nachteil der großen Zinſenlaſt, die ein Volk ſich dadurch auflädt, zu rechtfertigen. Immer beſſer, als wenn die Erſparniſſe zu Schwindelunternehmungen über den atlantiſchen Ozean gehen.

Der ſozialariſtokratiſche Volksſtaat erſt „gleicht in Wirklichkeit einem Organismus, in welchem fortwährend und in ununterbrochenem Strome alle Säfte von der Peripherie nach dem Centrum fließen, um von hier ſofort und augenblicklich wieder nach den einzelnen Teilen zurückzuſtrömen und denſelben Kraft und Geſundheit zu bringen. In dieſem ununterbrochenen Ab- und Zuſtrömen, in dieſem unaufhörlichen Säfteaustauſch zwiſchen den einzelnen Teilen und den großen Mittelpunkten des Körpers liegt die beſte Garantie der Geſundheit, während jede Unterbrechung dieſer Bewegung, jede Stockung oder Anhäufung des Blutes in einzelnen Teilen Krankheit oder Unwohlſein im Gefolge hat.“

Im Gegenteil zu der ſozialdemokratiſch organiſierten Geſellſchaft und Hertzkas Freiland ſoll der ſozialariſtokratiſche Staat keinerlei liegenden Beſitz erwerben, ſondern allen, der durch Erlöſchen der beſitzenden Perſönlichkeiten an ihn fällt, ſofort veräußern und ſo dem Kreislauf zurückgeben, damit jeder Arbeitende immer aus dem kreiſenden Beſitzſtrome für ſich ſchöpfen könne.

Wie nach Häckels Meinung Leben nichts weiter iſt als das mechaniſche Geſamtreſultat aus den Leiſtungen der verſchiedenen durch Arbeitsteilung geſonderten Organe, ſo iſt auch das Daſein eines Staatsorganismus und ſein Funktionieren nichts anderes als das Geſamtreſultat aus den Leiſtungen ſeiner ebenſo geſonderten Organe. Ein Organismus aber, bei dem Organſtummel, welche keinerlei Funktion mehr zu verſehen haben, wie Schwanzwirbel, Mandeln, Zirbeldrüſe, Ohrmuskeln am menſchlichen Körper, den Hauptteil der Nährſäfte des Körpers an ſich ziehen und die anderen Organe verkümmern laſſen, kann auf die Dauer nicht beſtehen. Alſo heißt es vor allem durch Unterbindung den rudimentären Organen des ſozialen Körpers, den Erbkapitaliſten, dem Erbadel, den Erbfürſten, den Säfteſtrom abſchneiden, und ſo den ſozialen Schmarotzerorganen die Nahrung entziehen. Dann wird auch für die arbeitenden Organe genug Nahrung da ſein.

Die Erbmonarchie iſt ein rudimentäres Organ im Körper des modernen Staates, ein Stummel, der noch da iſt, obgleich er keine Arbeit mehr leiſtet, ein Kaſuarflügel, der einſtmals zum Fliegen gedient hat; ſelbſt abgeſehen davon, daß Fürſten zu allen Zeiten dem Familienwohl das Staatswohl unbedenklich geopfert haben. Nur zu erinnern an den Stamm Habsburg. Aber ſolcher Organſtummel giebt es im deutſchen Reiche noch eine erkleckliche Anzahl. Auch für die ſoziale Entwicklung gilt der Satz: Was ſich den neuen Verhältniſſen nicht anzupaſſen vermag, hat ſich überlebt und geht unter, dem beſſer Angepaßten das Feld räumend. Uns gilt heute die Volksvertretung als der geſetzgebende Körper. Das Königtum iſt eine ſoziale Erſcheinung, die uns noch anhängt. Da es nach unſerer Anſchauung das Recht des Volkes iſt, ſich zu regieren wie es will, ſo kann man das heutige Königtum „von Volkes Rechten“ nennen. Wie lange dieſes noch erblich ſein wird, läßt ſich heute ſchwerlich mit einiger Beſtimmtheit ſagen. Aber ſicher iſt, daß die Länge dieſes Zeitraumes zumeiſt von dem Verhalten der gekrönten Häupter ſelbſt abhängig ſein wird.

„Die drei eigentlichen ſozialen Mächte“ ſagt der treffliche Carneri in ſeiner klaren Weiſe „ſind die Arbeitskraft, das Kapital, die Intelligenz . . . . . der jeweilige Staat iſt und kann nur ſein der Ausdruck des Verhältniſſes, in welchem dieſe Mächte zu einander ſtehen“ und „weder die Intelligenz, noch das Kapital, noch die Arbeitskraft als ſolche hat ein beſonderes Recht für ſich: herrſcht eines dieſer Momente vor, ſo hat es eben die Macht dazu und verwandelt ſich dieſe nachträglich in ein Recht, richtiger geſprochen, in ein Vorrecht, wie es ſeinerzeit der Adel gethan hat. So kann es einen Geldſtaat geben, in welchem das Kapital alle Macht an ſich reißt. Ebenſo können die Arbeiter als ſolche, ſobald ſie in überwiegender Anzahl vorhanden ſind, zu einem Stand ſich zuſammenthun, und einen Geldſtaat in einen Arbeiterſtaat verwandeln, der das Kapital für rechtlos erklärt, aber auch das nicht, weil ſie dazu das Recht, ſondern weil ſie die Macht dazu haben. Dieſe Macht wird erſt ſpäter zum Recht, wie jede Revolution erſt durch ihren Sieg und die Behauptung desſelben als berechtigt ſich erweiſt.“

Die einzige Staatsform, welche ſich mit der Sozialariſtokratie verträgt, iſt die Republik mit einem Präſidenten an der Spitze, der durch natürliche Ausleſe nach oben ſteigt, bis ihm endlich die Volksvertretung die Zügel des Volksſtaates in die Hand giebt. Die Frage, ob föderaliſtiſche, ob centraliſtiſche Republik, wird ſich allgemein kaum entſcheiden laſſen. Sicher ſcheint heute zu ſein, daß Frankreich ſein übergroßer Centralismus nur geſchadet hat, ſchon unter ſeinen Königen. Die Vorteile beider Syſteme laſſen ſich vielleicht vereinen in einem centraliſtiſchen Gemeinweſen, bei dem die Selbſtverwaltung der einzelnen Gemeinden, Bezirke, Provinzen ſo weit entwickelt iſt, daß ſie ein Gegengewicht gegen das ſchabloniſierende Centraliſierungsſyſtem bildet, ohne daß die Provinzgrenzen in ſolchem Maße Staatsgrenzen ſind wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika oder in der Schweiz. Andererſeits iſt ein Organismus um ſo vollkommner, je einheitlicher er organiſiert iſt, je mehr die Teile der Tendenz des Ganzen untergeordnet ſind.

Schon vor der in dem Abſchnitt „Sozialismus und Sozialdemokratie“ erwähnten zuverläſſigen Abſchätzung der durchſchnittlichen Begabung durch Franz Galton hat die Demokratie einen ſchweren Stand. Wie läßt ſich angeſichts einer ſolchen Thatſache noch das allgemeine Wahlrecht aufrecht erhalten? Sicher iſt es in der erbkapitaliſtiſchen Geſellſchaft eine der größten Errungenſchaften, die es giebt, ſicher iſt, wie ausgeführt, nur durch es und mit ihm der Kampf gegen das alles verſchlingende Kapital möglich geworden, und ſicher haben nur durch ſeine Macht gedeckt, bedeutende Vorkämpfer für die Intereſſen der Arbeiterbevölkerung ihre Stimme erheben können — aber als dauernde Inſtitution iſt es in einer Geſellſchaft unmöglich, in der von jeder Million faſt ein Viertel unter dem Durchſchnitt begabt iſt. Unſer heutiges Wahlgeſetz ſchließt Analphabeten, Idioten, Verbrecher von der Wahlurne aus. Ein ſozialariſtokratiſcher Staat wird jenem ganzen minderwertigen Viertel der Bevölkerung das Stimmrecht ſicher entziehen, ſobald das neue Güterverteilungsſyſtem dieſes Viertel nur erſt ausgeſondert hat. Auch wird man es dann gerechtfertigt finden, der Viertelmillion Überdurchſchnittsmenſchen mindeſtens ebenſoviel Stimmen einzuräumen wie der halben Million Durchſchnitt. Da wir vom allgemeinen Stimmrecht ausgehen, iſt es ſicher, daß das minderwertige Viertel ſeine Stimmen verliert. Dazu genügt ja einfacher Mehrheitsbeſchluß der drei anderen Viertel. Bei dem Wettſtreit zwiſchen dem ſtärkeren Durchſchnitt und den an Zahl nur halb ſo ſtarken Begabteren wird es wohl härtere Kämpfe ſetzen. Aber die Sozialariſtokratie wird auch ihre Kämpfe haben, und wer ſollte in einer naturwiſſenſchaftlich gebildeteren Gemeinſchaft einen grundſätzlichen Einwand dagegen vorbringen können, daß die reicher von der Natur ausgeſtatteten, die mehr Pflichten gegen den Staat erfüllen, auch mehr Rechte genießen? „Zu allen Zeiten“, ſagt ſelbſt der radikale Demokrat Ludwig Büchner einmal, „iſt die beſſere Einſicht Weniger der Einſichtsloſigkeit der Vielen vorausgeeilt und hat den Führer der unverſtändigen Maſſen zu den größten politiſchen Umwälzungen gebildet.“

Sobald ſich in dem Vermögen des einzelnen ſeine Leiſtungen, namentlich ſeine geiſtige Begabung, rein darſtellen, wird die Demokratie auch praktiſch überwunden ſein, und der Beſitz kann zum Maßſtabe auch für die politiſchen Rechte des einzelnen werden.

Heute beſteht dieſer Wahlmodus noch immer hie und da, ſogar in dem als ultrademokratiſch verſchrieenen Großbritannien, wo die liberale Partei noch immer für die Ausdehnung des Wahlrechtes auf die Minderbeſitzenden kämpft. In der Natur hat der Schwächere, weniger Leiſtende niemals ſo viel „Rechte“ wie der Starke. Nur dem jüdiſch-chriſtlichen Spiritualismus, den der Rabbi von Nazara und ſein Nachfolger Saulus von Tharſus vertraten, verdanken wir jene kurioſe Theorie, die der Natur ins Geſicht ſchlägt, nach der die Dummen, die ja immer in der Mehrzahl ſind, regieren ſollen und die Klugen ſich überſtimmen laſſen müſſen. In England gehört wenigſtens die Erfüllung einiger primitiver Pflichten gegen den Staat zur Ausübung der ſtaatsbürgerlichen Rechte. In Deutſchland iſt man beſcheiden genug, nur Schriftunkundige, Geiſteskranke, Ehrbeſchränkte, Unmündige und — Frauen von dem allgemeinen Wahlrecht auszuſchließen.

Seit 1869 das vierzehnte Amendement zur Bundesverfaſſung der Vereinigten Staaten den Negern das Recht auf einen Sitz im Kapitol zu Waſhington eingeräumt hat, hat es zwar immer wenige ſchwarze Kongreßmitglieder gegeben, aber doch iſt es nur ganz ausnahmsweiſe einem Neger gelungen, ſich gegenüber einem weißen Nebenkandidaten zu behaupten, und trotzdem daß die Neger bei den Wahlen am wenigſten von allen Beſtechungen zugänglich ſind, vermögen ſie doch nicht eine Zahl Abgeordnete in den Kongreß zu bringen, die auch nur annähernd ihrer Zahl entſpräche. Selbſt wo man ein Volk Zwerge einem Rieſenvolke für gleich erklärt, werden trotzdem noch keine Rieſen aus den Zwergen, und praktiſch werden mit verſchwindenden Ausnahmen nur weit über den Durchſchnitt begabte Männer in die Parlamente gewählt, und in der Arbeiterpartei findet in dieſer Hinſicht überall die ſtärkſte Ausleſe ſtatt. So iſt das Wahlergebnis jener Demokratie immerhin in gewiſſem Sinne eine ariſtokratiſche Ausleſe, aber trotzdem iſt es nicht abzuſehen, warum das politiſche Recht des Geſcheiten und Dummen hinſichtlich der Wahlen gleich ſein ſoll. Nur in einer Geſellſchaft, in der es um jeden Preis ein Gegengewicht gegen den Erbkapitalismus und Erbtitulismus zu ſchaffen galt, konnte man ſich für dieſe unnatürliche Einrichtung begeiſtern.

Alfred Ruſſel Wallace ſagt einmal von Großbritannien: „Verglichen mit unſeren erſtaunlichen Fortſchritten in den Naturwiſſenſchaften und ihrer praktiſchen Anwendung bleibt unſer Syſtem der Regierung, der adminiſtrativen Juſtiz, der Nationalerziehung und unſere ganze ſoziale und moraliſche Organiſation in einem Zuſtande der Barbarei.“ Das gilt in weit höherem Grade von Deutſchland. Nach dem Phraſenſchwall unſerer byzantiniſchen Blätter ſollte man annehmen, daß das Wohl eines Fürſten weit wichtiger ſei als das des Staates. „Für Kaiſer und Reich“ und „Für König und Vaterland“ heißts im abſolutiſtiſchen Redevorrat. Aber erſt kommt das

Reich und dann der Kaiſer. Erſt das Vaterland und dann der König. Vor beiden ſteht das Volk, zwiſchen beiden eine lange Reihe ideelle Güter. Jene Formeln aber ſind nur der Ausdruck des Maßes ſozialer Freiheit, das unter uns herrſcht.

Das vielgeſchmähte katholiſche Spanien erfreut ſich doch weit größerer geiſtiger Freiheiten als Deutſchland. Völlige Unterrichtsfreiheit, Preßfreiheit, Bekenntnisfreiheit auch gegenüber dem Agnoſtiker und Atheiſten. Jeder ſtaatlich angeſtellte Lehrer kann ſich offen und ehrlich zum Atheismus bekennen, ohne daß ihm darum ein Haar gekrümmt wird. So wenig wie in Norwegen exiſtiert mehr ein bevorzugter Adel. Die Demokratie hat alle Stände gleich gemacht, der Staatsbeamte iſt in ſeinem Privatleben, ſeinen politiſchen, ſozialen und religiöſen Anſchauungen ſo unabhängig wie in England, und der ſelbſtändige Bürger fühlt ſich ihm gegenüber als ſolcher. Aber ſchon liegen Anzeichen vor, daß es auch in Deutſchland anders werden wird. Zwei neue Mächte ſind im Aufſteigen begriffen, die naturwiſſenſchaftliche Bildung und die öffentliche Meinung.

In neueſter Zeit hat die öffentliche Meinung zwei gewaltige Siege erfochten und dabei gezeigt, was ſie vermag, einmal in England, wo ſie den Dockerausſtand unterſtützte und den Dockers die Erfüllung ihrer Forderungen erwirkte, und das andere Mal in Deutſchland, wo ſie ſich gegen das Zedlitzſche Schulgeſetz erhob und verhinderte, daß die Schule dem Dunkelmännertum bedingungslos ausgeliefert werde. In Deutſchland beginnt ſie, wie ſchon eingangs bemerkt, infolge der fortwährenden Mißgriffe einer rückwärts gewandten Regierung mit einem ſtark dem Abſolutismus zugeneigten Kaiſer an der Spitze immer weiter zu erſtarken, und die Zeit iſt nicht mehr fern, wo ſie bei uns die größte Macht im Reiche bedeutet, wie heute ſchon in England.

Der ſeltſame Kompromiß zwiſchen Abſolutismus und Parlamentarismus, den die heutige Verfaſſung des deutſchen Reiches darſtellt, iſt auf die Dauer nicht haltbar. Die verbündeten Regierungen haben dadurch das verbriefte Recht, ſich jedem fortſchrittlichen Beſchluß des Volkswillens in den Weg zu ſtellen, und ſie brauchen dieſes Recht nur einmal in ein paar prägnanten Fällen zur Ausübung zu bringen, und das Volk wird ſehen, daß dieſer Zuſtand unerträglich wird. Bei dem deutſchen Scheinparlamentarismus ſtellt die Reichstagsmehrheit noch nicht einmal den Reichskanzler und die Landtagsmehrheiten noch nicht einmal die Miniſterien. Die deutſchen Teile Öſterreichs ſind durch die Abgrenzung des Bismarckſchen Reiches 1871 preisgegeben worden, vielleicht unwiderruflich, und Großpreußen hat außer dem Namen Deutſchland nichts Einheitliches bekommen. Nicht einmal ein Reichsminiſterium hats geſetzt. Da war man doch 1849 in Frankfurt in der bekannten Kirche weiter. Da fehlte freilich das Reich — weil der preußiſche König es nicht über ſich gewinnen konnte, die Krone aus der Hand der Revolution anzunehmen — aber ein Reichsminiſterium war da. Heute haben wir die deutſchen Stämme Öſterreichs abgeſperrt — aber ein Miniſterium haben wir dafür nicht bekommen. Ein Reichskanzler und ein Kaiſer iſt alles, was wir haben. Ein „Reichsheer“ haben wir angeblich, einen Reichskriegsminiſter nicht, an Reichsſchulden fehlts auch nicht, aber ein Reichsfinanzminiſter iſt nicht da. Reichsunterricht giebts genug, aber der erſte Reichsunterrichtsminiſter iſt vielleicht noch gar nicht einmal geboren. Reichspoſt und Reichseiſenbahnen giebts zwar in einigen Teilen Deutſchlands, aber der Reichsverkehrsminiſter will nicht kommen. Und ein Reichsminiſter der öffentlichen Arbeiten, und der Reichsjuſtizminiſter, und der Reichshandelsminiſter, und der Miniſter des Volksſtandes, — da die Menſchen doch einmal zuletzt kommen, und erſt alle Sachen! — Vielleicht werden ſich unſere Enkel bemühen . . . . Verſchieben wirs aufs nächſte Jahrhundert. In unſerem ſind ſchon ſo viele große Dinge geſchehen. Dann kann es gleich mit der Sozialariſtokratie gleichzeitig eingeführt werden. — —

Deutſchland hat überhaupt noch keine Miniſter, und Preußen noch keine verantwortlichen. Nicht der Volksvertretung, ſondern — dem Fürſten ſind die Miniſter verantwortlich. Das heißt, ſie ſind es überhaupt nicht. Sie der Volksvertretung verantwortlich zu machen, iſt die nächſte Aufgabe. Schon heute beſchließt der dritte Reichstag über den Kopf der Krone und gegen ihren Eigenwillen. Warum ſoll das nicht ſchon der erſte können, wie heute in Großbritannien? Und er wird es können, ſobald mit der Parlamentsmehrheit auch das Miniſterium fällt, das von ihr geſchaffen wurde. Neben dem Volkswillen giebt es noch einen Willen der Krone. Die Krone ſelbſt iſt Partei und zwar Stillſtandspartei, ſie iſt immer noch mehr als die Exekutivbehörde für die Beſchlüſſe des Volkswillens. Aber es muß zunächſt dahin kommen, daß ihre Befugniſſe auf dieſen Machtbezirk beſchränkt bleiben. Die Verwerfung der neuen Heeresſtärkung durch die Volksvertreter in Deutſchland würde nach Hans Delbrücks Meinung ein tödlicher Stoß auf das „monarchiſche Gefühl“ in Deutſchland ſein. Eben darum ſollte ſie doppelt willkommen ſein. Die Verwerfung der Heerverſtärkung iſt eine ausgezeichnete Gelegenheit zur Beſeitigung der Reſte von Abſolutismus, die uns noch nachhängen; und die Volksvertretung hat die Pflicht, ſie nicht vorübergehen zu laſſen. Das wird der nächſte Schritt ſein nach dem Lande der Sozialariſtokratie. Ehe die Volksmehrheit nicht wirklich am Ruder iſt, wird es nur Kompromißreformen geben, die immer Löcher verſtopfen und verſtopfen, anſtatt endlich eine neue Leitung für den Kräfteſtrom des ſozialen Körpers anzulegen; und eine Abſchaffung erblicher Privilegien iſt erſt dann wirklich möglich. „Was den Rechtsſtaat bedingt, iſt, daß bei möglichſt geſichertem Fortbeſtande der Einheit des Ganzen das Wahlgeſetz ein ſolches ſei, wodurch die Intelligenz in den geſetzgebenden Körper gelangt; daß das Miniſterium nichts ſei als der Ausſchuß des geſetzgebenden Körpers, daß es keinerlei Staat im Staate gebe.“ Dieſe Worte Carneris finden immer mehr Zuſtimmung, und der letzte Wechſel des engliſchen Miniſteriums, infolge des Wahlſieges der liberalen Partei hat dieſe Zuſtimmung auch in Deutſchland zu einer noch intenſiveren gemacht.

Eine nationale Politik giebt es ebenſo wenig. Wehrpolitik iſt keine Stärkungspolitik, nicht einmal eine Nährpolitik.

Wenn die Berechnung wirklich richtig iſt, daß auf den Kopf der Bevölkerung in Frankreich eine jährliche Steuer von 21 Mark für Militärzwecke kommt, in Großbritannien 17 Mark, in Deutſchland 14 Mark, in Italien 9 Mark und in Öſterreich-Ungarn 8, während die Geſamtſteuer auf den Kopf in Frankreich 58, in Großbritannien 39, in Italien 32, in Öſterreich-Ungarn 28, in Deutſchland 21 beträgt, ſo beweiſt das nur, daß andere Völker noch thörichter ſind, indem ſie für unproduktive Wehrzwecke Unſummen ausgeben. Das einzige Land, bei dem dieſe Summen einigermaßen durch ſeine Verhältniſſe gerechtfertigt werden, und in dem ihnen auch wieder entſprechende Einnahmen zur Seite ſtehen, iſt Großbritannien mit ſeinem ausgedehnten Kolonialbeſitz, obgleich z. B. Zwingburgen in fremden Ländern, wie Gibraltar, volksſtaatlich durch nichts zu rechtfertigen ſind, und wohl auch am längſten beſtanden haben werden.

Die Bevölkerungspolitik oder Politik des Volksſtandes, die von

Großbritannien ſeit Jahrhunderten rein inſtinktiv betrieben worden iſt, und die eben jetzt jenſeits des Kanals auch zum Bewußtſein erwacht, liegt, wie ſchon beklagt, noch ganz außerhalb des Geſichtskreiſes der leitenden Perſönlichkeiten des „Reiches."

In England iſt vor kurzem von Havelock Ellis ein in dieſer Hinſicht bedeutendes Buch erſchienen. Die Nationalisation of Health iſt der Bodenverſtaatlichung, der Nationalisation of Land als ernſter Mahnruf entgegengeſtellt worden; dem Rufe nach „mehr Reichtum," „mehr Arbeiterſchutz," der Ruf nach „mehr Geſundheit," nach körperlicher Hebung des Volkes, nachdem das Laissez faire hier nur allzulange gewaltet hat. „Geſundheit iſt Nationalreichtum" und „die Schaffung der nötigſten Vorbedingungen für Volksgeſundheit iſt die wichtigſte Pflicht der Gemeinſchaft." „Wir verſeuchen unſer Trinkwaſſer und kennen nicht einmal den Lauf der Hauptabzugskanäle unſerer eigenen Stadt." Ein Geſundheitsminiſter mit einem Sitz im Kabinet wird gefordert, nebſt einem Geſundheitsamt, das es in Großbritannien noch immer nicht giebt; desgleichen Aufnahme der wichtigſten Grundzüge der Hygiene in den Schulunterricht. Es wird nicht lange dauern, bis der Mann kommt, der dies theoretiſch ausbaut.

In Deutſchland ſchweigt man ſich darüber gründlich aus, und wenn jemand geſündere Arbeiterwohnungen verlangt, zuckt man die Achſeln. Die Regierung ſieht nicht einmal, oder will nicht ſehen, daß dem Volke ſeine heutigen Grenzen bereits zu eng werden. Die Geſamtheit der Staatenentwicklung drängt auf die Schaffung immer größerer Verbände hin, die allein die Möglichkeit bieten, die gemeinſamen Intereſſen großer Menſchengruppen genügend wahrzunehmen und die billiger wirtſchaften als kleine Verbände. Von der mutterrechtlichen Familie zur größeren Horde, von da zum minimalen Patriarchalſtaat, zum kleinen Lande, zum großen Reiche und endlich zu einer Staatengemeinſchaft, welche einen halben Erdteil umfaßt, wie die Vereinigten Staaten von — Europa; — das iſt die Entwicklungskette, deren letztes Glied heute die Gegenwartsſtaaten ſind, und wie es ſcheint, wird ſie noch nicht abreißen. Der Dreibund, die Handelsverträge, Weltpoſtverein und der Weltſchutz des geiſtigen Eigentums ſind die Vorläufer neuer Bildungen. Nur wird bei den Staaten der Zukunft, die aus Menſchen beſtehen und nicht aus Bergen und Thälern, vermutlich die Stammeszuſammengehörigkeit eine größere Rolle ſpielen, die ihre erſten Schlaglichter bereits in die Gegenwart hereinwirft, in Geſtalt von Raſſenkämpfen, deren Kampflinien nicht mit Landesgrenzen zuſammenfallen.

Wilhelm von Humboldts Auffaſſung vom Staate, nach der dieſer ſich „aller Sorgfalt für den poſitiven Wohlſtand der Bürger enthalten“ ſolle, klingt uns heute faſt komiſch, und in allernächſter Zeit muß es Pflicht des Staates werden, ſich ernſtlich mit der Wirtſchaftskunſt des Volksſtandes zu beſchäftigen. Der Wohlſtand hat für den Staat nur inſofern eine Bedeutung, als derſelbe die natürliche Grundlage eines hohen Volksſtandes iſt, gerade wie für die Geſchicke des Stammes, die mit denen des Staates immer näher zuſammenfallen müſſen. Ein Staat, der keine Wirtſchaftspolitik ſeines Volksſtandes betreibt, muß anderen gegenüber, die es thun, naturgemäß zurückgehen, wenn anders im Übrigen die Verhältniſſe gleich ſind. Nach Carneris Meinung iſt es vom Staate einfach aberwitzig, „Grundſätzen ſich verſchließen zu wollen, die den Menſchen zur Einigkeit mit ſich ſelbſt bringen, ſeine geiſtige und körperliche Kraft in wohlthätigem Einklang ausbilden und durch Entwicklung echter Selbſtändigkeit den Mann zum Mann, den ſtumpfſinnigen Unterthan zum ſelbſtbewußten Bürger machen.“ Freilich kann man auch in Humboldts Worten einen ähnlichen Sinn finden. Aber doch nur etwas gewaltſam. Wenn der Staat wirklich allenthalben ſo weit ginge, wie es zur Sicherſtellung der Bürger gegen ſich ſelbſt und gegen auswärtige Feinde notwendig wäre, ſo hätte er einen guten Teil ſeiner Schuldigkeit gethan. Nur iſt die Sicherſtellung der Bürger gegen äußere Konkurrenten nur durch eine fortgeſetzte Hebung des Volksſtandes, nur durch die umfaſſendſte Volksſtandswirtſchaft möglich. Aber in dem, was Humboldt mit jener Beſchränkung meinte, hatte er ſicher recht.

Die Grundlage, auf die der Staat geſtellt iſt, muß jedenfalls die des freien Wettbewerbes ſein. Sie iſt Regel und Geſetz in der Anſchauung des Volkes. Wenn für einen beſtimmten Fall, alſo heute z. B. für Poſt, Telegraph, Eiſenbahn das Staatsmonopol eingeführt werden ſoll, ſo haben das die Volksvertreter erſt zu beſchließen, und dieſer Beſchluß gilt ſo lange, bis ihn ein anderer aufhebt. Um gewiſſen Mißbräuchen zuſteuern, kann es wünſchenswert ſein, einen gewiſſen Zweig menſchlicher Thätigkeit für eine Zeit unter ſtaatliche Kontrolle zu ſtellen oder gar ganz der Allgemeinheit in die Hand zu geben. Jeden möglichen Mißbrauch vorauszuſehen, iſt dem Menſchen ja unmöglich. Ebenſo unmöglich aber iſt es, heute eine Grenze feſtſtellen zu wollen, wo für alle Zeiten die Privatthätigkeit aufhören und das Amt des Staates beginnen ſoll. — Ein ſolcher Verſuch iſt ein Zeichen doktrinären Stillſtandshochmutes, wie wenige Dinge. Eine feſte Grenze iſt hier ſchlechterdings nicht anzugeben, und die kommenden Geſchlechter ſollen für ihre ſoziale Arbeit ebenfalls freies Feld haben, wie wir es für uns beanſpruchen. Aber die Aufgabe unſerer Zeit, die zuerſt einen Einblick in die wirklichen Daſeins- und Entwicklungsgeſetze gewonnen hat, iſt es, dieſe nun auch auf die menſchliche Geſellſchaft anzuwenden und dadurch jenen ſicheren Grundbau zu ſchaffen, auf den die Zukunft dann ihre Häuſer gründen kann. Wichtige Bedenken ſtehen, um nur ein Beiſpiel anzuführen, ſelbſt der Verſtaatlichung der Eiſenbahnen gegenüber. Das deutſche Eiſenbahnnetz iſt weit zurück hinter dem derjenigen Länder, in denen die Eiſenbahn Privateigentum iſt, beſonders hinter England. Dort überbrücken Geſellſchaften Meeresarme wie den Firth of Forth bei Edinburgh, oder Ströme bei der Mündung wie den Tay in Schottland, um einander einen Vorſprung in der ſchnelleren Beförderung abzugewinnen; dort erniedrigt jede Geſellſchaft ihre Fahrkartenpreiſe immer mehr und mehr und drückt die Frachtſätze fortgeſetzt herunter; ſo fördert die Konkurrenz die Intereſſen der Geſamtheit. In der allgemeinen Schnelligkeit der Beförderung, in der Güte und Stärke des Schienenmaterials, der Bequemlichkeit der Wagen und der höflichen Behandlung des Publikums wetteifern alle, um den größten Verkehr an ſich zu ziehen, und alle dieſe Einrichtungen, der freien Konkurrenz entſprungen, beſchämen die deutſchen Eiſenbahnverwaltungen. Hier im Monopolzuſtand giebts von Stadt zu Stadt nur eine Strecke. Wer den Weg machen will, muß ſie benutzen. Wozu alſo ſoll der Staat auf beſondere Güte und Kürze der Beförderung Rückſicht nehmen? England hat dabei, nach den durchfahrenen Kilometern, der Anzahl der Züge und der Beförderung der Perſonen im Verhältnis nur zwei Drittel ſo viel Eiſenbahnunfälle, wie mit Hilfe des deutſchen Monopolbeamtenſtandes vorkommen. Im Jahre 1892 wird vorausſichtlich das Verhältnis ein noch ſchreienderes ſein.

Die Geſellſchaft, auf deren Strecken die wenigſten Unfälle vorkommen, gilt für die ſicherſte, ſie verdient am meiſten. Während bei uns im Verwaltungswege alles Denkbare vertuſcht wird, zieht dort die Konkurrenz alle Nachteile des Mitbewerbers ans Licht und erzwingt ſo deren Verbeſſerung. Wo überhaupt geordnete Zuſtände beſtehen, verdient die freie Konkurrenz ſtets den Vorzug vor dem Monopol.

Und doch handelt es ſich bei alledem erſt um Verkehrsfragen, und noch gar nicht einmal um Produktion, bei der die Verhältniſſe noch weit verwickelter liegen, und wo das Monopol noch viel ſchädlicher wirkt wie z. B. bei den Eiſenbahnen, wo alle Einrichtungen offen vor jedem aus der Geſamtheit liegen. Es kann kaum etwas Thörichteres geben, als vom Staate, d. h. von der Geſamtheit, alles zu erwarten, immer ruhig zuzuwarten, bis die Geſamtheit, ja die Mehrzahl von der Nützlichkeit einer Maßregel überzeugt iſt, oder auch nur der regierende Ausſchuß. England mit ſeiner friſchen Initiative der Geſellſchaft auf allen Gebieten befindet ſich weit wohler, ſchon weil es dadurch einen größeren Raum für die Bethätigung ſeiner geiſtigen Kraft hat. „Alles, was der Rechtsſtaat kann“, ſagt Carneri treffend, „iſt eine bereits im Zuge befindliche Ausgleichung der ſozialen Verhältniſſe durch entſprechende Inſtitutionen zu fördern.“ — —

Im Wettbewerb auf wirtſchaftlichem Gebiete ſteht Geſchäft gegen Geſchäft, Induſtriezweig gegen Induſtriezweig, Land gegen Land, Erdteil gegen Erdteil. Je nach dem Boden muß die Produktion der Länder verſchieden ſein.

„Je mehr die internationale Arbeitsteilung durchgeführt wird,“ ſagt Wundt ganz richtig, „um ſo mehr wird der internationale Verkehr zu einer Notwendigkeit, und jede Störung desſelben erſcheint als eine ſchwere Gefährdung des eigenen Daſeins.“ Geordnete Volksſtaaten ſind die Vorbedingung eines wirtſchaftlichen Aufſchwunges der Völker. Der Umſtand, daß die einzelnen Stände wechſelſeitig in geſunder Weiſe auf einander angewieſen ſind, ſchützt das einzelne Staatsweſen gerade ſo vor leichtfertiger Erſchütterung, wie notwendige Völkerbeziehungen den Frieden der Völker ſchützen. Darum iſt kein Grund zur Klage über allzugroßes Umſichgreifen der Arbeitsteilung; ſo wenig wie über das Spezialiſtentum in den gelehrten Berufen. Reicher gegliederte Exiſtenzbedingungen ſchaffen reicher gegliederte Formen und Fähigkeiten, und in der Natur beruht ſo gut wie jeder Fortſchritt auf Differenzierung.

Die größte Freiheit der Konkurrenz iſt immer noch nicht gleichbedeutend mit der rückſichtsloſeſten Bethätigung des Selbſttriebes. Mit der Anerkennung der Konkurrenzfreiheit werden doch nicht die Einſchränkungen aus der Welt geſchafft, die das ſittliche Zeitbewußtſein dem Menſchen zieht, indem es ihm verbietet, ſeinen Mitmenſchen zu töten, zu beſtehlen, zu betrügen.

Bekanntlich wirkt nichts ſo fördernd auf die Verbeſſerungen in der Produktion wie geſteigerte Konkurrenz. Wenn die Verbeſſerungen der Produktion ſchneller fortſchreiten als die Bevölkerung, ſo nimmt der Arbeitsertrag zu, damit ſteigt der Arbeitslohn, und dies wirkt wieder fördernd auf die Vermehrung der Bevölkerung. Durch Reichtum an Entdeckungen und Erfindungen ſchafft ſich alſo ein Volk den beſten Weg zur Stärkung ſeines Volksſtandes, und da die Erfindungen wieder mit der Konkurrenz wachſen, ſo fördert die Konkurrenz die Stärke des Volksſtandes. Möglichſte Handelsfreiheit, Gewerbefreiheit ſind alſo die Vorbedingungen für einen ſtarken Volksſtand.

Es iſt wahr, der Wettbewerb um die nötigen Daſeinsmittel wirkt auch in der Natur nicht immer züchtend. Eine Pflanze iſt ſtärker und kräftiger als drei andere. Aber durch Ablenkung eines Baches verliert ſie jedes Waſſer, jene gewinnen dadurch reichlichere Nahrung. Sie geht zurück, jene gedeihen und zeugen kräftige Nachkommen. Ein ſolcher Fall läßt ſich in der menſchlichen Geſellſchaft ebenſogut denken. Ein tüchtiger Fabrikant verliert durch einen unverſchuldeten Unglücksfall all ſein Vermögen, ſeine Produktionsmittel. Aber in der menſchlichen Geſellſchaft läßt ſich ſolchen Fällen einmal durch ſtaatliches Verſicherungsweſen und deſſen weitere Entwickelung ſehr wirkſam vorbeugen, und ſodann wird es dem Fabrikanten in der Sozialariſtokratie weit beſſer möglich ſein, ſich und den Seinen durch eigene Arbeit den Unterhalt zu erwerben als heute, wo die Arbeit in der Knechtſchaft des Kapitals ſteht. So gut heute Japan eine ſtaatliche Feuerverſicherung hat, ſo gut es bereits heute ſtaatliche Altersrentenbanken, Landeskulturrentenbanken giebt, ſo gut wird der ſozialariſtokratiſche Staat leicht alles Verſicherungsweſen an ſich ziehen können und dadurch eine Sicherheit bieten, wie ſie heute nicht entfernt beſteht. — —

Neben der Schaffung von mehr Nahrung für mehr Glieder des Volksſtandes durch intenſiveren Landbau und geeignete Induſtrie und der Verteilung derſelben nach der Leiſtung im geordneten Staate ſteht eine andere fundamentale Frage des Volkſtandswohles: die Auswanderung.

Um nur einigermaßen geſündere Verhältniſſe bei uns zu ſchaffen, vor allem, um den Zurückbleibenden in ihrem kräftigſten Alter die

Möglichkeit der Ehe zu ſichern, müßte von Reichswegen, unter Umſtänden durch verlockende Begünſtigungen, Befreiung von der Wehrpflicht oder Ähnliches eine ſtarke Auswanderung nach deutſchen Kolonieen organiſiert werden. Die zahlreichen Ehen, die ſofort geſchloſſen werden würden, würden die Lücke hinter den Abziehenden ſofort ſchließen, und die Folge würden in zwei Jahrzehnten nur um ſo zahlreichere und tüchtigere Rekruten ſein. Die Volksſpannung würde dadurch abſolut nicht ſinken, nicht einmal augenblicklich, aber eine Verjüngung und Vertüchtigung des Volkes bei Erhaltung der gleichen Volksſpannung würde eintreten. Das wäre alljährlich ſo lange fortzuſetzen, bis das wünſchenswerte Heiratsalter zur Thatſache geworden wäre, und der Mann mit zweiundzwanzig, das Weib mit zwanzig Jahren durchſchnittlich in die Ehe träten. Erſt dann könnte man die Bevölkerungsbewegungen in dieſer Hinſicht wieder ſich ſelbſt überlaſſen. Das heutige Syſtem bedeutet ein Zuſammenpferchen des expanſionsfähigen Volkes auf ein kleines Stück Land, während andere Stämme ſich die Reſte der Erde zulangen, die heute noch freigeblieben ſind.

In kommenden Jahrhunderten werden wir, um der Ausdehnungsfähigkeit unſeres Stammes gerecht zu werden, den Engländern noch ganz bedeutende Strecken Kolonialgebiete abzunehmen haben. Aber hätten wir bei dieſer Ausſicht wirklich warten ſollen, bis auch die letzten Fleckchen Erde vergeben waren? „Vergeben“ allerdings nur in dem heutigen aberwitzigen Sinne, in dem ein bunter Tuchlappen, Flagge genannt, genügt, um Tauſende von Quadratmeilen einem Stamme als Eigentum zuzuſprechen. Schade, daß ſich die Bevölkerungsbewegungen nicht um ſolche Lappen kümmern!

Zu verſchiedenen Zeiten iſt man ſehr verſchiedener Anſichten über die Bedeutung der Auswanderung für das — Mutterland geweſen. Meiſt iſt ſie dieſem als Verluſt angerechnet worden. An ihren Wert für die Ausbreitung des Stammes hat man kaum gedacht. Niemand iſt gewohnt an die Intereſſen ſeines Stammes zu denken. Bismarcks Wort, die zunehmende Auswanderung aus Deutſchland ſei ein Beleg für das Wachſen ſeines Reichtums, iſt wohl nur ein Scherz, der die enorme Bedeutung der Auswanderung für die Ausdehnung des Stammes würdigen ſoll. Glücklich das Land, das ſo reich Menſchen produziert, daß der Fortſchritt der Nahrungsmittelerzeugung dadurch überboten wird. Seine Raſſe befindet ſich ohne Frage im Aufſteigen, und dies um ſo mehr, je beſſer ſich die Ausgewanderten in der Fremde durch ihrer Hände und ihres Kopfes Arbeit zu erhalten vermögen. Ein Grund zur Klage liegt da wahrlich nicht vor. Aber nur eine kurzſichtige Politik kann die Sorge für das Zuſammenbleiben und Bodenfaſſen der Ausgewanderten in der Fremde nicht für ihre heilige Pflicht halten. Zwar hat ſchon die erſte deutſche Reichsverfaſſung vom 28. März 1849 die Auswanderungsfreiheit proklamiert und die Auswanderung und jeden deutſchen Staatsbürger in der Fremde ſelbſt unter den Schutz und die Fürſorge des Reiches geſtellt. Aber trotzdem hat es bis zum Jahre 1893 in Deutſchland kein Auswanderungsgeſetz gegeben, wie es noch kurz vorher keine Kolonien gab.

Und unſere Kolonieen?

Ein anderer mag es ſagen, wie es darum ſteht.

„Von Deutſch-Südweſtafrika vermeidet man ſchon ſeit geraumer Zeit überhaupt zu ſprechen. Jeder Patriot ſchämt ſich des Verhaltens der deutſchen Reichsregierung, die ein großes Land unter ihren Schutz ſtellt, dann auf zwölftauſend Quadratmeilen fünfzig Mann Schutztruppe anſtellt und dieſen den Befehl giebt, keinenfalls von ihrer Schußwaffe Gebrauch zu machen, oder wie der Reichskanzler fein bemerkte „das Schießen zu kriegen.“ Unter deutſchem Schutze geht Raub und Mord ſeinen Gang, als ob ſich das ganz ſo gehörte. Im gegenwärtigen Augenblick — Sept. 1892 — werden von einer Privatgeſellſchaft dreißig Familien hinausgeführt, um in Windhoek, dem einzigen Platze, der durch die Schutztruppe geſichert iſt, angeſiedelt zu werden. Die Kolonialverwaltung iſt dabei kaum beteiligt, ſie läßt es einfach geſchehen. Das nennt man bei uns: die deutſche Auswanderungsfrage anſchneiden, die deutſche Auswanderung in nationale Bahnen lenken! Die Regierung ſieht gleichgiltig zu, wie Jahr für Jahr über hunderttauſend zumeiſt junge, arbeitskräftige Leute auswandern und fremden Landen ihre Arbeitskraft zu gute kommen laſſen. Sie weiß nach untrüglicher Statiſtik, daß Jahr für Jahr die Bevölkerung Deutſchlands um eine halbe Million Seelen zunimmt, daß unter dieſen Bedingungen das deutſche Reich 1940 nicht fünfzig, ſondern fünfundſiebzig Millionen Einwohner haben wird. Aber trotz alledem zögert ſie mit der Vorlage eines energiſchen, umfaſſenden Auswanderungsgeſetzes, trotz alledem iſt noch nichts für die Gewinnung von Auswanderungskolonieen geſchehen, und das einzige als ſolche brauchbare Gebiet, Südweſtafrika, bis heute kläglich vernachläſſigt. Solche Fragen der Diplomatie ſind zu unwichtig. Deutſch-Oſtafrika! Seit ſieben Jahren iſt es deutſches Schutzgebiet, ſeit zwei Jahren ſteht es unter „Kaiſerlicher“ Verwaltung. Was iſt in dieſen zwei Jahren geſchehen? Das Anſehen des deutſchen Namens, der dank Wißmanns ſchneidigen Thaten an der Küſte und dank Peters kühnem Argonautenzuge, der uns Uganda ſicherte, vor zwei Jahren turmhoch ſtand, ſtand, iſt inzwiſchen tief geſunken. Die deutſche Politik im Schlepptau der engliſchen hat uns in Witu die Ehre, am Kilima Ndſcharo neueſtens eine grauſam blutige Lehre gekoſtet.“ So Friedrich Langes Tägliche Rundſchau vom 28. September 1892.

Die engliſche Auswanderung, unter der die iriſche den bedeutendſten Teil noch immer ausmacht, iſt muſterhaft organiſiert durch Auswanderungsgeſellſchaften, die ihr eigenes Intereſſe fördern, indem ſie dafür ſorgen, daß die Landsleute auch in der Ferne zuſammenbleiben. Manche Kolonie iſt dem Mutterlande ſo entſtanden. Aus Großbritannien ſelbſt wandern heute jährlich 218 000 Menſchen aus. Ihre höchſte Höhe hat die Auswanderungszahl 1884 erreicht, mit 320 000, aber noch 87 und 88 hat ſie 280 000 betragen. Man weiß jenſeits des Kanals die Bedeutung der Auswanderung für die Eroberung der Erde durch die engliſche Raſſe recht gut zu ſchätzen. Darum leiſtet man ihr Vorſchub. Man weiß, daß ſie engliſchen Gewerbfleiß und Spekulationsgabe, das Bedürfnis nach engliſchen Waren und die engliſche Lebensanſchauung, wie die Begeiſterung für die Größe des engliſchen Namens in die fernſten Fernen tragen. Rule Britannia hört man auf allen fünf Erdteilen, und der Engländer meint, die Erde werde ſchon heute mit reißender Schnelle immer engliſcher.

In den letzten 70 Jahren ſind allein nach den Vereinigten Staaten 5 Millionen Deutſche eingewandert. 1861—70 wanderten 820 000 Deutſche aus, 1871—1880 626 000 und 1881—1890 1 340 000, alſo das Doppelte des letzten Jahrzehntes — nach den amtlichen Statiſtiken; — in Wirklichkeit iſt die Zahl viel größer, da faſt nur die Zwiſchendeckpaſſagiere gebucht werden, die gleich mit Sack und Pack ausziehen. Alle die Tauſende, die ſcheinbar vorübergehend ins Ausland gehen und nachher nicht wiederkommen, fehlen auf den Liſten. Aber ſchon die Abweſenheit der zahlreichen dienſtpflichtigen Mannſchaften bei ihrer Einberufung ins Heer geſtattet Schlüſſe auf die wirkliche Höhe der Zahl. England und Italien wetteifern mit den deutſchen Auswanderungsziffern, und bald ſteht das eine, bald das andere Land mit dem höchſten Betrage voran. Die höchſten Beträge an Auswanderern ſtellen in Preußen Weſtpreußen, Poſen und Pommern. Von den 257000 Perſonen, welche 1886—1890 aus Preußen auswanderten, fielen auf dieſe drei Provinzen allein 180000, alſo nahezu zwei Drittel. Der Grund iſt der Mißſtand des Großgrundbeſitzes, der eine Zunahme der Bevölkerung einfach verhindert, indem er den Ertrag unendlicher Bodenſtrecken in die Taſchen weniger Junker fließen läßt.

Heute gilt bei uns als Beſchränkung der Auswanderung nur die allgemeine Wehrpflicht, die amtliche Dienſtſtellung und beſondere im Falle eines Krieges oder einer Kriegsbedrohung zu erlaſſende Verordnungen. Auf Verletzung der Wehrpflicht durch Auswanderung ſteht Strafe. Die einzige Maßregel zum Schutze der Auswanderung ſind die Bundeskommiſſare in den Auswanderungshäfen. Die Art des Schutzes iſt noch immer den Einzelſtaaten überlaſſen, obwohl die Reichsverfaſſung die Auswanderung der Beaufſichtigung und Geſetzgebung des Reiches unterwirft.

Es liegt im Intereſſe einer Regierung, die ſich nicht nur als die Vertreterin desjenigen Teiles des Volkes fühlt, das zufällig ſeinen Wohnſitz innerhalb der Landesgrenzen hat, oder nur zeitweiſe auswärts weilt, ſondern als Vertreterin der Intereſſen des ganzen Stammes, deſſen Hauptteil der betreffende Staat ausmacht, daß ſie die Auswanderung ganzer Gruppen von Volksgenoſſen kräftig fördere. Es iſt dies das wirkſamſte Mittel, dem Volke eine hervorragende Stellung auf dem Erdball zu ſichern. Die Dreihunderttauſend, die alljährlich die Heimat in Deutſchland etwa verlaſſen ſollten, um ſich möglichſt in einem Komplex anzuſiedeln, entlaſten die Heimat, geben den Zurückgebliebenen Raum zu neuen Ehen, zu reicher Nachkommenſchaft, und fördern ſo die prozentuale Zunahme des eigenen Volksſtandes innerhalb der geſamten Erdbevölkerung. Heute ſind die 75 Millionen Deutſchredenden deutſcher Abkunft nur ein Zwanzigſtel der Erdbevölkerung. Der deutſche Stamm hat heute eine größere Ausdehnungsfähigkeit denn je, und es liegt nur in den Händen einer haushälteriſchen Volksverwaltung, ob er in einem Menſchenalter ein ganzes Fünfzehntel ausmacht oder nicht. Zunächſt wird es der eigene Vorteil der Auswanderer ſein, unter dem Schutze des Reiches zu verbleiben, aber wenn ſich in einem Menſchenalter ein afrikaniſcher Staat von zwanzig Millionen Deutſchen, der ganz andere wirtſchaftliche Intereſſen hat als das Großdeutſchland von dann, von uns loslöſt, was thuts? Wird er nicht immer ein Kind unſeres Stammes bleiben, ſo gut der Hauptteil der weißen Einwohner der Vereinigten Staaten Kinder engliſchen Stammes ſind? Daß die meiſten engliſchen Kolonieen noch nicht vom Mutterlande abgefallen ſind, beweiſt nur, daß ſie noch lange nicht genügend von Engländern beſiedelt ſind. Sobald die engliſche Bevölkerung irgendwo den Grad der Dichte erreicht, wie vor einem Jahrhundert in den Vereinigten Staaten, wird ſie auch dem Mutterlande untreu werden.

All die ſogenannte Völkerlenkerei, Diplomatie und Politik, was bedeutet ſie gegen dieſe elementaren Fragen des Volksdaſeins? Nur die Aufmerkſamkeit, die man jenen Spiegelfechtereien gewidmet hat, die im Grunde doch nichts leiſten als daß ſie die Völker in regelrechten Abſtänden zum Maſſenmord gegen einander treiben, hat es verſchuldet, daß man gegen dieſe Dinge die Augen geſchloſſen und ihre Wirkungen jenen zugeſchrieben hat. Aber es wird Zeit, daß mindeſtens die Kulturvölker ſich der Wichtigkeit jener Vorgänge bewußt werden und ſie in den Dienſt ihrer Intereſſen ſtellen lernen. In Deutſchland ereifert man ſich noch immer ob neuer Kurs, ob alter Kurs. Aber beide Kurſe ſind dem Volke ſchließlich gleich feindlich, beide ſchlagen ſeinen wirklichen Intereſſen ins Geſicht. Aber es wird einmal eine Zeit kommen, wo ſich keine Regierung mehr am Ruder halten kann, die nicht den *Volksdienſt* auf ſich nimmt. Und wenn die heutige ſich den Dank des Volkes verdienen will, dann ſoll ſie endlich die Bahnen einſchlagen, die not thun, und bewußt und zielſicher ſtatt Kabinetspolitik und Militärſpiel *Wirtſchaftskunſt des deutſchen Volksſtandes treiben.*

Es iſt nicht wahr, daß durch das Aufgeben des Deutſchtums ſeitens deutſcher Auswanderer im Auslande der ganze Überſchuß an geſunder Volkskraft, den wir alljährlich in die Fremde ergießen, damit für den Kampf der Raſſen einfach auf die entgegengeſetzte Seite geworfen wird. Für den Kampf in Landesfarben, Zollgrenzen und Steuerzentren allerdings, aber was hat dieſer mit dem Kampf der Raſſen und ihrem Wettbewerb in der Züchtung der tüchtigſten Zukunftsanwärter zu thun? Auch wenn ſie außerhalb des engen politiſchen Verbandes wohnen, gehören die Stammesangehörigen doch zum Stamm und ſie fühlen ihre Zugehörigkeit recht gut. Bis zum 20. Okt. 1870 war an freiwilligen Beiträgen für die deutſchen Verwundeten von Nordamerika allein über eine halbe Million Thaler eingelaufen; mehr als von ganz Preußen ohne Berlin; von den Deutſchen Englands über hunderttauſend Thaler, von den Deutſchen Amerikas, Englands, Rußlands, Belgiens und Öſterreichs zuſammen: achthunderttauſend Thaler, mehr als von ganz Preußen mit Berlin. Auch da wo die Deutſchen des Auslandes längſt vom Mutterlande im Stiche gelaſſen worden ſind, halten ſie noch feſt zuſammen. In allen engliſchen Großſtädten giebt es eine deutſche Geſellſchaft mit allen Abſtufungen an Bildung und Beſitz. In den Vereinigten Staaten bildet die Abkunft eins der weſentlichſten Beſtimmungsmittel der Parteigruppierung. Auch denen die den parteipolitiſchen Verhältniſſen Nordamerikas ferner ſtehn, iſt das im Sommer 92 deutlich gezeigt worden, durch das Eintreten der deutſch-amerikaniſchen Vereinigung unter Schurz und Ottendorfer für die Wahl des Demokraten Cleveland, des Vertreters des Freihandels.

Die Vereinigten Staaten allein enthalten 7 Millionen deutſchredende Bürger deutſcher Abkunft. Alle ſüdamerikaniſchen Staaten haben deutſche Kolonieen. Jamaica, Auſtralien und Südafrika desgleichen. Aber was iſt deren Stellung? Man ſollte es nicht glauben, daß ein deutſches Reich exiſtiert, wenn man ihre politiſche — Bedeutung ſich anſieht.

Wo der Deutſche im Ausland zum deutſchen Konſul kommt, da findet er bureaukratiſche Zugeknöpftheit und gründliche Reviſion ſeiner Papiere, aber Förderung ſeiner Intereſſen niemals. Wer jemals im Ausland auf einem engliſchen Konſulat war, der weiß, was man da für liebenswürdiges Entgegenkommen findet. Jeder Engliſchredende in anſtändigem Anzug verlebt dort einige gemütliche Stunden, hat Gelegenheit mit Landsleuten und anderen bekannt zu werden. Der Konſul giebt ihm Empfehlungen und Nachweiſe und nimmt ſich ſeiner Intereſſen thatkräftig an. Wenn trotzdem der Deutſche im Auslande den Engländer oft durch ſeine Arbeit ſchlägt und ihm faſt immer mit Erfolg Konkurrenz macht, ſo verdankt er das ſeiner *eigenen Arbeitſamkeit und Sparſamkeit. Die Vertreter ſeines Heimatlandes thuen nichts für ihn.* Wenn die Stellung der Deutſchen im Auslande heute noch nicht ſo iſt, wie ſie ſein könnte und nach ihrer Tüchtigkeit ſein müßte, ſo liegt das mit an dem mangelhaften Auftreten ihrer Konſuln. Ein glücklicher Krieg allein thuts nicht. Fremde Nationen müſſen ſehen, daß ein Volk die materiellen Intereſſen jedes ſeiner Angehörigen zu den Seinen macht, und demgemäß vertritt, dann giebt ſich die Achtung ganz von ſelbſt. Und das verſtehen die deutſchen Bureaukraten nun einmal nicht. Einſtampfen und allenthalben durch tüchtige Kaufleute erſetzen, die ihre Vertrautheit mit der Geſetzgebung des betreffenden Landes nachweiſen können. Mit der Geſchichte des römiſchen Rechts im ſechſten Jahrhundert ſchützt man dort niemanden vor Übervorteilung.

Und noch einen Nachteil hat der Deutſche im Auslande vor den Angehörigen aller anderen Länder. Aller paar Jahre holt eine Geſtellungsordre den Gebildeten zu einer Übung mit dem Säbel. Bis vor vier Jahren gab es wenigſtens Urlaub auf zwei Jahre, der ſich verlängern ließ. Heute giebts auch dieſen nicht mehr. Einmal höchſtens wird Nachlaß gewährt, dann nicht wieder. Einmal reißt ſich der junge Kaufmann aus ſeinen Geſchäften. Dann ſieht er den Nachteil. Er wandert aus. So jagt man die Tüchtigſten auf militäriſchem Wege dauernd aus dem Lande. Und wenn ſolch einer ſich noch einmal bei einem deutſchen Konſul blicken läßt, wird er abgewieſen. Er iſt ja „kein Deutſcher“ mehr. Das franzöſiſche Heer nimmt auf alle im Ausland befindlichen die weitgehendſten Rückſichten; ſie fehlen zwar bei den Übungen, bleiben dem Lande aber dafür für den Ernſtfall erhalten, für den das deutſche Reich ſeine Söhne faſt immer ſicher verliert. Auch ein Stück wirtſchaftlicher Weisheit. Das bureaukratiſche Schablonentum muß bis ins äußerſte Endchen durchgeführt werden, einige Tauſend tüchtige gebildete Soldaten mögen dabei dem Lande verloren gehen. Der Staat ſchädigt das Intereſſe, das er kurzſichtigerweiſe verfolgt, ſelbſt. Der Hebung des Volksſtandes iſt dieſe Kurzſichtigkeit freilich günſtig. Denn durch dieſelbe werden eine Reihe tüchtige Elemente vor Schaden bewahrt, die ſonſt im Falle eines Krieges ſicher nicht ohne Nachteil für ihre Geſundheit geblieben wären.

Frauenarbeit.

In Europa verhalten ſich heute die männlichen zu den weiblichen Geburten wie 106 zu 100. Aber dieſes Verhältnis ändert ſich ſo raſch, daß bereits nach dem erſten Lebensjahre infolge der größeren Sterblichkeit der Knaben auf 100 Mädchen nur noch 101 Knabe kommt. In dieſer Richtung bewegen ſich dann die Ziffern weiter. Mit 20 Jahren kommen auf 100 Männer bereits 110 Mädchen, und infolge der größeren Zahl der Unfälle im männlichen Berufsleben und der Überanſtrengung ſind für 100 Männer von 60 Jahren 125 Frauen vorhanden. Von den 50 Millionen Deutſchen ſind 24,5 Millionen männlichen und 25,5 weiblichen Geſchlechtes; alſo eine Million mehr Frauen als Männer.

Noch ſchlimmer liegen die Verhältniſſe in Großbritannien und Irland. Hier kommen infolge des männerdahinraffenden See- und Kolonialdienſtes auf eine Bevölkerung von 38 Millionen rund 18 Millionen Männer und 20 Millionen Frauen. Für 14 Knaben ſind allemal 16 Mädchen vorhanden. Zwei Millionen Mädchen ſind unverehelicht, und dieſer enorme Beſtand verteilt ſich faſt ganz, wenigſtens innerhalb der Arbeiterbevölkerung, auf die zahlreichen weiblichen Dienſtboten, von denen London allein eine halbe Million beſchäftigt, neben denen nur ein einziges Hunderttauſend männliche ſteht. Aber auch die gebildete Geſellſchaft beſitzt eine weit höhere Ziffer von Mädchen als in Deutſchland, und weil dieſe ebenfalls ihr Brot haben müſſen, ſo iſt es nur allzu erklärlich, daß die Bewegung, welche gebildeten Mädchen einen Beruf ſchaffen will, die ſogenannte Frauenbewegung, von England ihren Ausgang genommen hat. Wo die Not am größten, iſt Selbſthilfe am nächſten, und am nötigſten.

Die Herſtellung des numeriſchen Gleichgewichtes beider Geſchlechter kann ſicherlich als eine wichtige Aufgabe der Wirtſchaftslehre des Volksſtandes betrachtet werden, und wir haben geſehen, daß der Menſch in der Regulierung des Heiratsalters thatſächlich ein Mittel beſitzt, es zu regeln. Aber jenes Gleichgewicht iſt nicht deswegen von Bedeutung, damit alle Männer und alle Frauen heiraten, ſondern, damit in beiden Geſchlechtern die gleiche Ausleſe ſtattfinde.

Die Herdenmoral der Humanität ſieht es als wünſchenswert an, daß alle Frauen Männer finden und alle Männer Frauen. Und doch iſt dieſer Wunſch bedeutend einzuſchränken. Zunächſt ſind die erblich Belaſteten auszuſcheiden, die die Geſellſchaft nur aus Mitleid erhält, die ohne dies zu Grunde gehen würden, mithin kein Recht auf Daſein und Fortpflanzung haben. Ein Recht auf Daſein hat in der Natur nur, wer ſich zu behaupten vermag durch eigene Kraft. Den anderen richtet die Natur, indem ſie ihn zu Grunde richtet. Aber auch der Reſt iſt keineswegs gleichwertig für die Fortpflanzung. Auch unter ihm giebt es noch Tüchtigere und minder Tüchtige, Geſündere und weniger Geſunde, ſolche mit ſeltenen, für die Gattung wertvollen Eigenſchaften, und ſolche, die den ſchlechten Durchſchnitt darſtellen.

Unter den Männern wird ſchon heute in vielen Fällen die Tüchtigkeit entſcheiden, wer bald heiraten kann, ja wer überhaupt heiratet und wer nicht. In der Sozialariſtokratie wird ſie dies ſo gut wie allein beſtimmen. Die Arbeit, die vorwiegend auf ihren Schultern ruht, bewirkt alſo die Ausleſe. Anders beim Weibe. Hier arbeiten heute und gewiß auch noch in abſehbarer Zeit weniger viele ums tägliche Brot. Selbſt in Arbeiterkreiſen die Ehefrauen nicht ganz im vollen Umfange. Dies ausleſende Moment fehlt alſo, oder iſt doch nur in geringerem Maße vorhanden. Sofort tritt aber auf natürlichem Wege ein zweites ein, das jenes faſt erſetzt: ihre Überzahl. Wo auf 25 Frauen wie in Deutſchland nur 24 Männer kommen, müſſen 4 von jedem Hundert ehelos bleiben. Da es im Intereſſe jedes geſunden und geſundempfindenden Mannes liegt, ein tüchtiges, geſundes, liebenswertes Weib zu bekommen, eine günſtige Mutter für ſeine Kinder, ſo wäre es nur natürlich, wenn von jedem Hundert die untauglichſten, unliebenswürdigſten Mädchen ehelos blieben. Das hieße natürliche Zuchtwahl in der Ehe. Unſere beſtehende Vermögensordnung neutraliſiert dieſes züchtende Moment in hohem Maße, wenn auch nicht ganz. Statt der tüchtigſten, finden die reichſten Mädchen am leichteſten Männer, und manches treffliche, liebenswerte Mädchen iſt zur Eheloſigkeit verdammt. Der Schaden, der der Gattung daraus erwächſt, iſt unberechenbar. Ein kleiner Prozentſatz Untaugliche wird allerdings immer noch ausgeſchieden, und wenn wir heute aus der Gehäſſigkeit, Herrſchſucht und Verbiſſenheit alter Jungfern darauf ſchließen, daß Eheloſigkeit unliebenswert mache, ſo iſt der Schluß vielleicht richtig, die Annahme, auf der er fußt, aber nicht ganz. Viele von jenen Schrecken aller Familien ſind ehelos geblieben, weil ſie jene häßlichen Eigenſchaften von vorn herein beſaßen, meiſt wohl infolge innerer Funktionsſtörungen.

Nach den neueſten „Statiſtiſchen Tabellen" von Juraſchek iſt die Überzahl der Frauen am ſtärkſten in Finnland. Dort kommen auf 1000 Männer 1130 Frauen, in Portugal 1083, in Norwegen 1073, in Schweden 1065, in Großbritannien und Irland 1060, in Dänemark 1050, in Öſterreich 1044, in der Schweiz 1041, in Deutſchland und Spanien 1039, in den Niederlanden 1023, in Ungarn 1015, in Rußland 1009, in Frankreich und Belgien 1007. Ebenſo überwiegen im Süden die Männer, wenn auch nicht in der gleichen Höhe. Auf 1000 Männer kommen nämlich in Italien 995, in Serbien 947, in Rumänien 944, in Griechenland 906 und in Bosnien 895 Frauen.

Schon aus dieſer einfachen Überſicht folgt, daß es ſinnlos ſein würde, in dieſer Hinſicht allen dieſen Völkern die gleiche ſoziale Ordnung aufzudrängen. Im Allgemeinen überwiegen bei den Romanen die Männer, bei den Germanen die Frauen. Aber infolge einer Reihe ſozialer Faktoren ſind auch in den germaniſchen Ländern die Verhältniſſe wieder außerordentlich verſchieden. In England ſind mehr Männer dauernd außer Landes, und eine größere Anzahl bleibt bis in die Vierziger Hageſtolze als bei uns; das verſchiebt die Verhältniſſe bedeutend. Abſolut hatte Großbritannien um 1885 733000 Frauen mehr als Männer, die Flotte eingerechnet, Deutſchland 983000 (Berlin allein 53000), Frankreich nur 92000. Dagegen hatten die Vereinigten Staaten bei 55 Millionen Einwohnern eine Million Männer mehr als Frauen, Europa drei und eine halbe Million mehr Frauen als Männer, und die ganze Erde 16 Millionen Männer mehr als Frauen. In Europa, für das allein genaue Statiſtiken vorliegen, liegt jene Ungleichheit der Geſchlechter, wie bemerkt, nicht an einem Zurückbleiben der männlichen Geburten.

Eine ganze Anzahl Mädchen bleibt heute ehelos, und da es ſinnlos wäre, andere Männer als ihre Gatten für ſie arbeiten und ihren Unterhalt verdienen zu laſſen, müſſen ſie notwendigerweiſe die Möglichkeit haben, ſich ihren Unterhalt durch Arbeit ſelbſt zu verdienen. Aber das gilt nicht nur für ſie. Es iſt nicht abzuſehen, warum der weibliche Teil der Menſchheit vom Wettbewerb um die Daſeinsmittel ausgeſchloſſen und es der Gnade des Mannes anheim gegeben ſein ſoll, was er ihnen ſchenken will.

Dieſes Verhältnis hat auf mehreren Gebieten bereits in den Arbeitsthatſachen Ausdruck gefunden.

Das Mädchen arbeitet als Dienſtbote wie im Handelsgewerbe, als Verkäuferin wie als Hauſiererin, in der Spinnerei, Weberei, Stickerei, Wirkerei und Spitzenfabrikation, in der Wäſchefabrik wie in der Erzeugung von Kleidung, Hüten, künſtlichen Blumen, in der Poſamentenbranche wie in der Buchbinderei und Kartonagefabrikation, als Sortiererin und Zählerin in der Papierfabrik, in Glas- und Porzellanfabriken, in der Zuckerraffinerie, in der Druckerei, in der Schirmfabrik und Teppichfabrik, in der Konditorei, Chokoladen- und Konfektfabrik, in der Färberei und Appreturanſtalt, in der Fabrikation von Stahlfedern, Briefdecken, Strohgeflecht, Handſchuhen, Knöpfen, Spiegeln, Lederwaren, Gummiwaren.

Von Gewerben und Induſtrien giebt es heute nur noch verſchwindend wenige, von denen das Weib als Arbeiterin ganz ausgeſchloſſen iſt. Eine ganze Reihe Induſtriezweige beherrſcht es bereits ganz, namentlich weibliche Bedürfnisgegenſtände, und immer mehr erobert es ſich.

Zur Arbeit des Mechanikus, des Uhrmachers, des Juweliers, des Galanteriearbeiters, des Zeichners, des Photographen, des Gärtners, des Landwirts, des Webers eignet ſich das Weib vielleicht beſſer als der Mann. Als Schriftſetzerinnen, Poſtbeamtinnen, verdienen ſich ſchon heute viele Mädchen ihren Unterhalt. Das Verwaltungsfach, Steuerfach, Schreiberfach könnte ihnen eben ſo gut offen ſtehen.

Hat das fünfzehnte Jahrhundert weibliche Kürſchner, Bäcker, Wappenſticker, Gürtler, Riemenſchneider, Tuchſcherer, Lohgerber, Goldſpinner und Goldſchläger in deutſchen Handelsſtädten gekannt, ſo wird die Wiedereröffnung ſolcher Berufe für die Frauen der Gegenwart auch nicht zu den Unmöglichkeiten gehören.

Die Beſchäftigungsloſigkeit der modernen Frau gebildeter Stände iſt rein durch unſere gehobene Induſtrie entſtanden. Spann, webte, bleichte, ſchneiderte, braute, buk noch die Frau des vorigen Jahrhunderts, kochte ſie Lauge und Seife, reparierte ſie Schuhwerk und flickte ſie Möbel, ſo hat ſie die Induſtrie aller dieſer Thätigkeiten enthoben. Iſt es aber nicht mehr als natürlich, daß ſie dafür in der Induſtrie ſelbſt mit Hand anlege? In der Vergangenheit hat ſie gearbeitet, warum ſoll ſie heute plötzlich die Hände in den Schoß legen dürfen? Es gilt einzelne Induſtriezweige ſo umzubilden, daß Frauen in ihnen thätig ſein können, auch Frauen der gebildeten Stände.

In London giebt es ſeit 1888 eine Vereinigung weiblicher Fremdenführer, die für 10 Mark täglich alle Sehenswürdigkeiten der britiſchen Hauptſtadt zeigen. In Deutſchland wird die Photographie, die Teppichknüpferei und die Milchwirtſchaft neuerdings ſtärker von Frauen erlernt. In Warſchau giebt es eine ganz von Frauen geleitete Apotheke, die unter einer Frau Bjegonſkaja ſteht, welche in Zürich ſtudiert und ihr Examen als Pharmazeut an der Univerſität Kiew abſolviert hat. In Spanien arbeitet und handelt die Frau, während der Mann oft faullenzt. Der Verdienſt liegt vielfach ganz auf ihren Schultern. Die Franzöſin der Mittelſtände, namentlich des kleineren Handelsſtandes, lebt ganz im Geſchäft des Mannes, und es iſt erſtaunlich, wie raſch ſich das luſtige junge Mädchen nach ihrer Verheiratung in dasſelbe einarbeitet und wie eifrig ſie in ihm ſchafft. Sie iſt dem Manne eine unentbehrliche Gehülfin in ſeinem Berufe, und das iſt der Hauptgrund ihrer höheren ſozialen Stellung. Sie iſt nicht ſein Dienſtmädchen, ſondern ſein Freund und Berater. Die Buchführung liegt ganz auf ihren Schultern. In Montana in den Vereinigten Staaten liegt faſt der geſamte Landbau in weiblichen Händen: „Sie treiben Landwirtſchaft mit einem Eifer, einer Ausdauer und einem Erfolge, daß kein Mann ſich ihrer Leiſtungen zu ſchämen hätte. Das giebt ihnen Selbſtvertrauen und Thatkraft; ſie wiſſen, daß ſie von niemandem abhängen und niemanden zu fürchten haben. Alle Frauen in Montana haben das Stimmrecht. Faſt jedes weibliche Individuum zahlt Steuern, und durchweg üben ſie nicht bloß aktiv ihr Stimmrecht aus, ſondern kandidieren auch ſehr oft um öffentliche Ämter .... In den beiden Städten Maiden und Sadu exiſtierte 1889 kein erwachſenes weibliches Weſen, das nicht verheiratet geweſen wäre.“ Ein Beweis, daß die Ehe die höhere Stellung der Frau keineswegs beeinträchtigt, ſondern eher hebt, ſobald ſie mit eigenen Leiſtungen des Weibes verbunden iſt.

Den Beruf einer Schauſpielerin und Sängerin wagt niemand mehr dem Weibe zu beſtreiten, und eine ziemlich hohe Anzahl verheiratete Frauen ſind in ihm thätig.

John Stuart Mill erwartet von der Frauenarbeit noch weit mehr Gutes. „Unter den heilſamen Folgen der induſtriellen und ſozialen Selbſtändigkeit der Frauen,“ ſagt er, „würde eine große Abnahme des Übels der Übervölkerung am wahrſcheinlichſten ſein. Denn indem die eine Hälfte des Menſchengeſchlechtes dieſer Funktion ausſchließlich geweiht wurde, indem man dieſelbe das ganze Leben eines Geſchlechtes ausfüllen und ſich mit faſt allen Zielen des anderen verweben ließ, wurde der fragliche Inſtinkt zu jenem unverhältnismäßigen Übergewicht ausgebildet, das er bis jetzt im menſchlichen Leben bewahrt hat.“ Auch wer dichte Bevölkerung nicht für ein Übel hält, ſondern in ihr das Mittel ſieht, nur die Tüchtigſten zur Fortpflanzung kommen zu laſſen, wird in dieſer Äußerung etwas Wahres ſehen. Eine geeignete Thätigkeit muß die Phantaſie des Weibes von der ſchrankenloſen Geſchlechtlichkeit abziehen, der ſie heute in den Armen liegt, und wird ſtählend und Fähigkeiten mehrend auf die Kinder wirken, vielleicht auch durch weniger häufige Hingabe an den Mann deren Zahl um ein Minimum vermindern.

Eine Thätigkeit braucht der Menſch zu ſeinem Leben, und wenn „Anſtand“ und „gute Sitte“ ſie dem Weibe der gebildeten Stände abſchneiden, ſo macht ſich der Trieb zur Thätigkeit in Zankſucht, in Putz und Klatſchſucht und allerhand lächerlichem Firlefanz geltend. „Nächſt Krankheit, Armut und Schuld“, ſagt Mill, „iſt nichts ſo verhängnisvoll für den freudigen Genuß des Lebens, wie der Mangel an einem würdigen Wirkungskreiſe.“ Sicher aber giebt es kein wirkſameres Mittel gegen die Narrheiten der Mode, gegen das Gallenſteine erzeugende Schnüren und das Einpreſſen der Füße in minutiöſe Schuhchen als Arbeit. Nur weil die Puppe heute nicht arbeiten muß, ſind dieſe Narrheiten möglich. Die Forderung, etwas zu ſchaffen, verbietet das Einengen des Bruſtkaſtens ganz von ſelbſt. Ebenſo ſind alle männlichen Gigerln Nichtsthuer.

Bei den niederen Tieren hängt das Weibchen hinſichtlich ſeines Unterhaltes keineswegs vom Männchen ab; es iſt vielmehr eben ſo ſtark wie dieſes, ja noch ſtärker. Bei zahlreichen Säugetieren der

Wildnis iſt es ganz ebenſo. In gleicher Weiſe bei wilden Völkerſtämmen. Naht auf einem indianiſchen Kriegszuge dem Weibe die Geburtsſtunde, ſo bleibt ſie hinter der Horde zurück, gebärt und holt die Schar dann zu Fuße wieder ein. Vor wenigen Jahren ging ein verbürgter Fall durch die Zeitungen, von einer thüringiſchen Bauerfrau, welche auf dem Heimwege vom Markte von Geburtswehen überfallen, niederkam, und ihr Kind in ihrem Tragkorb ſofort anderthalb Stunde weit nach Hauſe trug. Gerade dieſe Proben von Kraft beweiſen, daß das Weib an ſich durchaus nicht ſchwächer iſt als der Mann. In den niederen Ständen iſt es gar nicht ſelten, daß das Weib ihren Mann an Körperkraft übertrifft. Töchter von Stadttöchtern, welche die Ehe aufs Land geführt hat wie zahlreiche Paſtorenfrauen, erfreuen ſich oft der dreifachen Körperkräfte wie ihre Baſen in der Stadt. Nur die Erziehung entnervt die Körper unſerer Großſtadtmädchen. Mehr körperliche Bewegung und Freiheit, mehr leibliche Arbeit, und der Geſundheitszuſtand der Frauen hebt ſich und mit ihm ihre Kräfte. Vor vierzig Jahren begann man in Schottland, den Mädchen ebenfalls allerhand Körperübungen zu geſtatten, und im Laufe eines einzigen Menſchenalters ſind die Totgeburten auf ein Drittel der früheren Ziffer geſunken. In Deutſchland haben ſie ſich trotz aller Fortſchritte der Geburtshilfe immer noch auf ihrer enormen Höhe gehalten.

Fünf Frauenfragen giebt es in Deutſchland, durch deren Verquickung ſchon viel Unklarheit geſchaffen worden iſt. Zuerſt die Regelung der Arbeit der Arbeiterfrauen, die Schaffung von entſprechenden Berufen für gebildete Mädchen, die Ehefrage und die Beſeitigung der Proſtitution und endlich die Gleichſtellung der Frau mit dem Manne in privatrechtlicher wie politiſcher Beziehung. Jede derſelben erheiſcht und verdient eine beſondere Behandlung.

In der erbkapitaliſtiſchen Geſellſchaft fällt die Achtung dem Geldbeutel zu, in der ſozialariſtokratiſchen wird in dieſer wie in vieler anderen Hinſicht an deſſen Stelle die Leiſtung der Perſönlichkeit treten und die Größe des Beutels wird ihrer Tüchtigkeit entſprechen. Das tüchtige Weib iſt für die Gattung mindeſtens ebenſo wichtig wie der tüchtige Mann, und in dem Gemeinweſen, wo Arbeit und Leiſtung den Wert des Menſchen beſtimmen und nicht äußerer Putz, wird das Weib an ſeinem Teile gerade ſo gut das Recht, ſich Arbeit zu ſuchen, beanſpruchen wie der Mann, und dadurch das Recht auf Achtung.

Dieſe muß und wird in der Geſetzgebung ihren Ausdruck finden, und darum wird der Sozialariſtokrat nicht länger der Vormund der Sozialariſtokratin ſein und dieſer nicht länger die Stimme im Rate der Geſamtheit vorenthalten. Wird aber das Weib nicht ſeinen Stolz in Leiſtungen nach ſeiner Art ſetzen, dann werden ihm auch jene Rechte nicht zuteil werden. Es iſt nur billig, daß Rechte und Pflichten gleich verteilt ſeien. Die Aufhebung der rechtlichen Ungleichheit mit dem Manne kann lediglich durch das Weib ſelbſt erreicht werden, da dieſe Ungleichheit nur auf dem Mangel an weiblichen Leiſtungen fußt, der wiederum ebenſo Urſache wie Folge unſerer ſozialen Einrichtungen iſt.

Wir haben heute drei ſoziale Stände. Ihnen entſprächen drei verſchiedene Frauenfragen, wenn einer nicht einer ſolchen Frage ermangelte.

Es iſt der Stand des gewerbtreibenden Bürgertums. Hier arbeitet in Deutſchland wie in Frankreich und England die Frau mit dem Manne im Hauſe und im Geſchäft, verkauft im Laden und führt die Bücher, die Schuhmachersfrau thut die feine Stepparbeit, und die Schneidersfrau näht mit auf einer zweiten Maſchine oder betreibt noch Damenſchneiderei auf eigene Fauſt. Die Schloſſersfrau verkauft wenigſtens und nimmt Beſtellungen an, die Tiſchlersfrau poliert und geht dem Manne ſonſt zur Hand. Faſt in allen unſeren kleineren Städten ſteht die Frau des Beſitzers im Eiſenwaren-, Poſamentierwaren- und Tuchwarenladen, im Wäſchegeſchäft und in der Buchbinderei, im Möbelmagazin und im Schuhladen, im kleinen Ausſchank und im kleinen Gaſthaus, in der Jahrmarktsbude und auf der Meſſe. Und doch verſorgen alle dieſe Frauen daneben Hausſtand und Kinder, und Klagen über deren Verwahrloſung in dieſem Stande hat man noch nicht gehört. Ebenſo iſts auf dem Gute auf dem Lande. Hier führt die Hausfrau die Aufſicht über Milch-, Butter- und Gemüſegeſchäft, über Keller und Küche und hat doch noch Zeit für ihre Kinder. Allüberall iſt hier die Gattin zugleich die Kameradin des Mannes bei ſeiner Arbeit, keine bezahlte Arbeitskraft. Die Intereſſengemeinſchaft genügt, um ſie zu tüchtiger Leiſtung anzuſpornen. Sie arbeitet im Geſchäft des Mannes und für ſein Geſchäft. Sie arbeitet, und niemand ſieht in der Arbeit der Rittergutsbeſitzersfrau, die eben ſo gut mit verdienen hilft, eine Schande. Aber das iſt auch der Stand, wo die Ehen am feſteſten halten, am ſeltenſten geſchieden werden. Die gemeinſame Arbeit giebt einen Halt mehr, und läßt dem Weibe nicht Zeit zu Langeweile und Launenkultus. Dieſe Frauen, die ökonomiſch oft in weit beſſeren Verhältniſſen ſind als manche Beamtenfrau, gehen nicht ins Bad und treiben keinen Kleiderluxus, ja ſie haben, wenigſtens die weniger bemittelten, abgeſehen von einigen Wochen um die Geburt eines Kindes, nicht einmal eine andere weibliche Hülfe im Hauſe. Und die Kinder, die in dieſen Kreiſen in der Arbeit aufwachſen, werden auch wieder tüchtig für die Arbeit. Daß die Frau mit dem Manne arbeitet, iſt ihr Segen, und nur auf den Umſtand, daß ſie dies im eigenen Hauſe thun kann, gründet ſich die Möglichkeit der Vereinigung beider Thätigkeiten, derjenigen der Hausfrau und der Geſchäftsgehülfin.

Von hier bis zum ungelernten Arbeiter, zum Fabrikarbeiter, iſt eine weite Kluft. Aber von der „Handwerkersfrau“ bis zur Arbeiterfrau eine noch größere. Die Sorge für ein Hausweſen von drei Zimmern und einige Kinder füllt die Zeit einer fleißigen Arbeiterfrau keineswegs aus, und es iſt auch keinerlei Grund vorhanden, weswegen ſie ihre Zeit in Nichtsthun hinbringen ſollte, während die Männer und die Frauen der Gewerbtreibenden arbeiten. Eine ganze Reihe Funktionen z. B. in Papierfabriken und überhaupt in Betrieben, welche feinere Artikel produzieren, verrichten Frauen beſſer als Männer. Bis heute haben die Beſitzer recht gut gewußt, daß Frauenkräfte billiger zu bekommen ſind und zahlen dem Weibe erheblich niedrigere Löhne. Iſt ſeine Arbeitskraft doch auch meiſt etwas geringer. Aber Ausſtände und andere Mittel der Selbſthilfe könnten hier viel thun, und die verheirateten Arbeiter würden ſie ſicher unterſtützen. Allerdings würde bei einem allgemeinen Frauenausſtand zunächſt ſofort die ganze männliche Reſervearmee der Induſtrie eintreten, aber dieſelbe würde nicht entfernt den Ausfall zu decken vermögen. Die Geſetzgebung hat die Zeit der Frauenarbeit eingeſchränkt, freilich damit auch die Frauenlöhne. Aber alle ſolche Maßnahmen greifen nur beſonders ſchlimme Auswüchſe des Übels an, nicht es ſelbſt. So lange eine Frau für Kinder zu ſorgen und einem Hausweſen vorzuſtehen hat, genügt es nicht, daß man die Stundenzahl ihrer Abweſenheit auf acht einſchränkt, ſondern man muß ſie möglichſt ganz aufheben. *Die verheiratete Frau, die Mutter, ſoll Arbeit thun, die ſie in ihrem Hauſe thun kann.* Solche Arbeit giebt es in unſerer Induſtrie genug. Nicht nur Mäntelnähen, Weißſticken, und Nadelarbeit überhaupt. Aber es kommt darauf an, dieſe Arbeit den verheirateten Frauen zu ſichern. Das wirkſamſte Mittel würde ohne Frage hier ſein, daß der Mann bei ſeinem Eintritt in Arbeit zur Bedingung macht, daß ſeine Frau entſprechende Arbeit ins Haus erhält. Geeignete Anlagen von Arbeiterwohnungen, in Verbindung mit Fabrikgebäuden könnten auch den Transport faſt unnötig machen. Bei wie vielen Hausmannsſtellen fällt auch der Frau eine beſtimmte Arbeit zu! Auch hier wird es das fruchtbringendſte ſein, Mann und Frau ſich möglichſt nahe zu ſtellen, ihre Thätigkeit demſelben Gebiete zukommen zu laſſen. Gerade jene Intereſſengemeinſchaft iſt es ja, die im Handwerkerſtande die Intereſſen der Ehe und die Güte der Arbeit in gleichem Maße fördert. Die Frau arbeitet für das Hausweſen ſo gut wie der Mann; ihre Intereſſen fallen zuſammen. Und gemeinſame Arbeit rückt einander immer näher. Verbindet ſich damit die Einrichtung, daß dem Arbeiterpaare neben etwas niedrigerem Lohne, noch ein Anteil am Jahresgewinn zufällt, der im Geſchäft bleibt und es zum Mitbeſitzer desſelben macht, ſo wird es auch in dem Stande der ungelernten Arbeiter jenes *Aufwärts* geben, das die Arbeit in den anderen Ständen ſo viel freudenreicher macht. Nicht daß er *hart arbeiten* muß, iſt ja der Kern des Mißgeſchicks des Arbeiters, ſondern, daß ihn ſeine *harte Arbeit nicht vorwärts bringt*. In harten Zeiten kann dann unbedenklich eine Lohnerhöhung eintreten; ſie mindert den Anteil am Jahresertrag, alſo die jährliche Sparſumme; in billigeren, kann der feſte Lohn zu Gunſten des Jahresanteils etwas heruntergehen. Im Anfang wird namentlich die Forderung des Arbeiters, daß ſeine Frau zugleich entſprechende Hausarbeit erhalte, vielfach unerfüllbar ſein, oder doch nicht erfüllt werden. Um ihr zu genügen, muß ſich, natürlich langſam, erſt eine neue Arbeitsverteilung, eine Sonderung der Arbeiten für die beiden Geſchlechter vollziehen. In der Sozialariſtokratie aber, wo Arbeit der einzige Weg zu einem Einkommen iſt, wird auch die ordentliche ungelernte Arbeit einen ſolchen Wert haben, daß der Arbeiter auf jener Forderung beſtehen kann. In ihr wird die Entwicklung ſchließlich, wie ausgeführt, dahin gehen, daß überhaupt nur noch Arbeiter Fabrikbetriebe beſitzen, daß nur der ſeinen Beſitz in einem Fabrikunternehmen anlegt, der ihm zugleich ſeine körperliche Arbeit widmet, die betreffenden chemiſchen und maſchinen-techniſchen Beamten als Arbeiter natürlich eingerechnet. Wer hat ſelbſt heute noch keinen ſtudierten Ingenieur mit rußiger Hand in der Werkſtatt ſtehen ſehen! Namentlich im Eiſenfache und der Elektrotechnik, wie in der Werkſtatt des Mechanikus ſieht man es alle Tage.

Die Frau thut im allgemeinen heute ſelbſt dieſelbe Arbeit noch ein wenig billiger als der Mann, und jeder Unternehmer zieht die billigen Arbeitskräfte den teuren vor. Ob das wirklich ganz ökonomiſch iſt, iſt ſehr die Frage. Beſſer genährte Arbeiter mit beſſerer Bezahlung ſtellen ſich infolge ihrer höheren Leiſtungen nicht ſelten billiger als hungernde zu Hungerlöhnen. Die in Deutſchland kaum noch beachteten Aufſtellungen des Amerikaners Dr. Gould, der vom Department of Labour in Washington vor drei Jahren nach Europa geſchickt wurde, um die Frage zu ſtudieren, ſind von der höchſten Bedeutung. In der Contemporary Review vom Januar 1893 hat er ſeine Ergebniſſe in einem Artikel 'The Social Condition of Labour' niedergelegt. Wo die Frau den Mann jedoch wirklich unterbietet, wird ſie ihn auf die Dauer auch verdrängen. Nach und nach würde, wenn der herrſchende Zuſtand durch nichts Außerordentliches geſtört wird, alſo immer mehr Arbeit und damit ein immer wachſender Teil des Geſamtverdienſtes in ihre Hände gleiten. Ihre ſoziale Stellung würde ſich dadurch immer mehr heben, die des Mannes zurück gehen. Vielleicht wird er in ferner Zukunft einmal die Stellung des Weibes von heute einnehmen, um dann das Weib zu unterbieten, und ihr wieder die Führung abzunehmen. Ob es ſo weit kommen wird? — Oder ob der Mann, noch ehe ihn das Weib aus den wichtigſten Arbeitsgebieten vertrieben hat, Mittel finden wird, ſie abzufinden? Bis jetzt haben ſich Schmeichelei, Verlockung zur Putzſucht und Stempelung zur Spielpuppe als die wirkſamſten Mittel dazu erwieſen. Im Verhältnis zu den Dimenſionen ihres Körpers beſitzt das Weib erwieſenermaßen eine größere Gehirnmaſſe als der Mann, wäre alſo, wenn größere geiſtige Thätigkeit der Gehirngröße parallel ginge, für geiſtige Arbeit ſogar geeigneter als dieſer. Auch in reicher Gliederung der Hirnmaſſe und Intenſivität ihrer Thätigkeit beſteht keinerlei Unterſchied zwiſchen den Geſchlechtern.

Vielleicht ſteht das Weib dem Manne an ſchöpferiſcher Fähigkeit doch etwas nach, obgleich auch hierfür der Beweis noch nicht erbracht iſt. Aber in allen praktiſchen Thätigkeiten hält es ihm die Stange. Es iſt meiſt ſorgfältiger, gewiſſenhafter, fleißiger und ſparſamer, und verdiente ſchon dadurch einen Vorzug. Daß es jeden Monat einige Tage nicht im Vollbeſitze ſeiner geiſtigen Kraft iſt, kann daran nichts ändern. Denn wie oft iſt der Mann nach einer durchzechten Nacht den Tag über unfähig, ſeine Geſchäfte mit der nötigen Aufmerkſamkeit zu beſorgen! Jeder Kaufmann, der in ſeinem Contor eine Reihe junger Männer beſchäftigt, klagt darüber.

Daß das Weib in der Ehe etwa ſechs Jahre lang, während der Zeit des Kindergebärens, nicht fähig iſt, einem äußeren Berufe nachzugehen, kann doch unmöglich ein Argument dafür abgeben, daß ſie deswegen auch die übrigen ſechzig Jahre ihres Lebens keinen Beruf haben dürfe. Ihre Eigenſchaft als Trägerin des keimenden Lebens, die ſie dem Kinde ſchon an ſich ſo viel näher ſtellt als der Mann ihm ſteht, weiſt ſie in gewiſſen Grenzen allerdings in das Haus. Aber eben darum ſollte ſie bei allen Beſchäftigungen, die man auch daheim erledigen kann, dem Manne um ſo ernſter Konkurrenz machen. Und thatſächlich fällt eine außerordentlich große Anzahl Berufsarten unter dieſe Abteilung. Wo das Weib gutbezahlte, namentlich geiſtige Arbeit thun wird, werden ihr dadurch leicht die Mittel erwachſen, eine Aufſicht für ihre Kinder zu bezahlen. Der kleine Engländer und die kleine Engländerin ſind meiſt weit beſſer erzogen als deutſche Kinder, und doch liegt ihre geſamte Körperpflege von der Geburt an in den Händen von bezahlten Nurſes, die zu den Kindern in ein durchaus perſönliches Verhältnis treten und allerdings nicht für einen Hungerlohn arbeiten. Neben freier Koſt und Wohnung beziehen ſie Gehälter von 400—800 Mark jährlich.

Auf den Feldern der Induſtrie, wo Frauen und Kinder neben den Männern arbeiten, iſt der Geſamtverdienſt ſelten viel höher als auf anderen Feldern der Verdienſt des Mannes allein; natürlich; denn das durch eine große Anzahl Frauen vor kurzem erſt vermehrte Angebot von Arbeit drückt den Lohn herunter; aber ſchon Mill hat darauf hingewieſen, daß ſelbſt dann für die Frau der Vorteil daraus entſpringt, daß ihre Stellung ſich hebt. Sie iſt Mitverdienerin, nicht mehr Ernährte, und ſofort bekommt ſie auch Rechte zu ihren Pflichten. Aber dieſes Sinken des Lohnes iſt in dem Umfang, wie es ſtattfindet, auch nur vorübergehend. Wo mit einem Schlag oder doch binnen weniger Jahre Tauſende von Arbeiterinnen in Arbeit treten und das Angebot auf dem Arbeitsmarkt vermehren, muß es eintreten. Sobald alle Frauen eingeſtellt ſind, muß mit dem Sinken des Neuangebotes von Arbeit der Lohn wieder ſteigen.

Die Niedrigkeit der Frauenlöhne erklärt ſich durchaus nicht allein aus dem Umſtand, daß der Männerlohn auf die Erhaltung einer kleinen Familie, der Frauenlohn jedoch nur auf die Erhaltung eines einzelnen Weſens bemeſſen iſt. Weit wichtiger ſind die Punkte, daß die Frau körperlich etwas ſchwächer iſt und daß die weibliche Reſervearmee der Induſtrie weit ſtärker iſt als die männliche. Die Zahl der Frauen, welche in unſerer Übergangszeit zu einer gleichmäßigeren Verteilung der Arbeit auf beide Geſchlechter unaufhörlich neu in Arbeit treten, iſt enorm. Sobald der Nachſchub ziemlich aufgebraucht iſt, etwa ſo wie heute bei den Männern, werden auch die Löhne etwas ſteigen.

Aber auch durch die niedrigen Löhne iſt die Bewegung nicht aufzuhalten. Die Zahl der weiblichen Arbeiter iſt fortgeſetzt im Steigen begriffen und zwar in weit höherem Verhältnis als die Bevölkerung zunimmt. Im Königreich Sachſen iſt von 1883 bis 1889 die Zahl der weiblichen Arbeiter um 25000 gewachſen, während die der männlichen um 62000 zunahm.

Die Frau leiſtet andere Arbeit als der Mann, aber keineswegs geringwertigere. Je mehr alle großen Kraftleiſtungen von Maſchinen beſorgt werden, deſto mehr muß die Frauenarbeit, die in demſelben Maße durch Maſchinen ſchwerlich erſetzbar iſt, im Werte ſteigen. In den verſchiedenen Raſſen haben die Frauen ganz verſchiedene Eigenſchaften, und unter wilden Stämmen ſtehen ſie an Körperkraft, wie bemerkt, den Männern durchaus nicht nach. Auf den Hochſchulen Großbritanniens, der Vereinigten Staaten und Kanadas leiſten Mädchen genau dasſelbe wie die Jünglinge, an Fleiß und geiſtiger Sammlung ſtehen ſie ſogar oft höher. Bei uns iſt durch die Überbürdung des männlichen Geiſtes mit Gedächtnisſtoff und die Vertändelung der weiblichen Geiſteskräfte durch Spielereien die Kluft zwiſchen beiden Geſchlechtern, die wir heute beklagen, erſt künſtlich geſchaffen worden. Unter gebildeten Briten iſt ſie ſchon längſt nicht mehr vorhanden, trotzdem auch dort nur ein verhältnismäßig geringer Teil der Mädchen eigene Berufe beſitzt.

„Im allgemeinen iſt“, ſagt Bebel ganz treffend, „was man das Gemüts- und Seelenleben nennt, bisher bei der Frau ins Maßloſe genährt, ihre Verſtandesentwicklung hingegen gehemmt und ſchwer vernachläſſigt und unterdrückt worden. Sie leidet infolgedeſſen buchſtäblich an einer Hypertrophie des Gemüts- und Seelenlebens, und iſt darum meiſt jedem Aberglauben und Wunderſchwindel zugänglich, ein immer überdankbarer Boden für religiöſe und ſonſtige Charlatanerien, ein gefügiges Werkzeug für jede Reaktion."

Am tiefſten ſteht das Weib der gebildeten Stände hinſichtlich ihrer Arbeitsfähigkeit wie ihres Abhängigkeitsverhältniſſes zum Manne. Geſellſchaftlich iſt ſie faſt rechtlos. Und das iſt recht und billig; denn ſie leiſtet keine produktive Arbeit. Die Frau des Handwerkers und kleinen Geſchäftsmannes iſt ſeine Genoſſin bei der Arbeit, die Frau des Arbeiters bringt das Drittel ihres Lebens in den Fabrikräumen zu, um das tägliche Brot erſchwingen zu helfen. Und die Frau des Gebildeten? Ihr ſteht ein Dienſtmädchen oder ſelbſt zwei zur Seite, ſie kocht vielleicht und beſſert Kleider aus. Aber das iſt auch alles.

Die heutige Galanterie von Männern gegen Damen, iſt namentlich in Deutſchland nichts als ein roſiger Faden, mit dem man die Stricke umwickelt, die das Weib gefeſſelt halten. Welcher Mann trägt ſeinem ebenbürtigen Kameraden Jacket und Schirm? Dem ſchwachen Kinde, ja, dem kranken Pflegling, aber nicht dem geachteten Genoſſen, dem Freunde. Aber wenn das Weib in ſolchen kleinen Dingen bedient wird, wenn ſie hier ſcheinbar gebieten darf, dann wird ſie in allen Lebensfragen um ſo williger zur Unterwerfung ſein.

„Man ſagt oft", ſagt ein vorurteilsfreier Brite, „daß die Frau ihren Anteil zu der Arbeit der Familie beiträgt, indem ſie den Haushalt führt und die Kinder pflegt und erzieht. Das iſt jedoch ein großer Irrtum, beſonders bei den gebildeten Klaſſen. Es iſt mit nichten ein angemeſſener Wirkungskreis für eine energiſche und wirklich gebildete Frau, alle ihre Gedanken dem Haushalt zuzuwenden und die Aufgabe eines erſten Kindermädchens zu erfüllen." Aber auch dieſe Beſchäftigungen füllen noch nicht die ganze Tageszeit. Die übrige Zeit vertrödelt das Weib mit hohlen geſellſchaftlichen Formen, mit Beſuchen und Geſellſchaften, mit Putz und Tand und erſchlaffender Lektüre. Unter hundert iſt noch nicht eine, die ein ſelbſtändiges geiſtiges Leben beſäße, und unter tauſend nicht eine, die ihrem Gatten eine richtige Kameradin wäre in ſeinem Berufe. Der eigene Anzug und der Anzug anderer Frauen, ſowie der eigenen Kinder iſt vielleicht derjenige Gegenſtand, der ihre Teilnahme am ſtärkſten feſſelt. Wo ſie Arbeit leiſtet, leiſtet ſie Hausarbeit, die ein Dienſtbote eben ſo gut thun könnte. Iſt es ein Wunder, daß das Weib ohne jeden Einfluß auf das geiſtige Leben des Volkes iſt, oder höchſtens als Konſumentin reichlicher Romanlektüre die Produktion dieſer beeinflußt? Iſt es ein Wunder, wenn der verheiratete Deutſche ſeine Unterhaltung in der Männergeſellſchaft des Wirtshauſes ſucht? Zu Hauſe findet er ja doch keine Anregung, ja nicht einmal einen Verſtand, der das aufnehmen könnte, was er ſelbſt denkt und ſpricht. Und wo dieſer vorhanden iſt, iſt er ſo wenig geſchult, daß er in nur einigermaßen abgezogenen Dingen auf einen richtigen Schuß drei Fehlſchlüſſe macht. Und doch kann man das einzelne Weib in dieſen Kreiſen nicht für ſeine geiſtige Inferiorität verantwortlich machen, ſondern höchſtens ſeine Mutter. Die Borniertheit der Mütter iſt an allem ſchuld. Gründliche Bildung iſt unnötig und „unweiblich“, und eine verweichlichende Erziehung und eine all zu frühe Fürreiferklärung erſchlaffen die Arbeitskraft des jungen Mädchens. Der Mangel jeder geiſtigen Schulung und vor allem das Fehlen des Bewußtſeins, daß das Mädchen für ſich ſelbſt, für das Leben arbeite, machen die Aufnahme von Wiſſensſtoff völlig unfruchtbar. Daß einem Manne, der ein heutiges Gymnaſium durchgemacht und dann vielleicht Chemie ſtudiert hat, zum ernſten Geſpräch mit einem zwölfjährigen Knaben die gemeinſame Grundlage fehlt, gilt als ſelbſtverſtändlich; aber daß ein zwanzigjähriges Mädchen in ihrer Geiſtesbildung nicht höher ſteht als jener Knabe, bedenkt man ſelten. Den Knaben von zwölf Jahren behandelt der gebildete Mann als Kind, und das zwanzigjährige Mädchen und die dreißigjährige Frau, die ſich höchſtens ein wenig Lebenserfahrung und ein paar Geſellſchaftsvorurteile dazu erworben hat, in jeder ernſten Frage eben auch. Er kann mit ihr nicht über die einfachſte Frage ſprechen, die außerhalb des Alltäglichſten liegt; ſie verſteht ihn einfach nicht.

Es iſt heute eine ſoziale Thatſache, daß das Weib der gebildeten Stände ſich in Abhängigkeit und Knechtſchaft befindet. Von der Kindheit bis zum Grabe iſt es mit einem Aufbau von geiſtigen Schranken umgeben, die der Mann niemals für ſich gelten laſſen würde. Und an dieſe geiſtigen Schranken reihen ſich körperliche. Es iſt ins Haus gebannt und in eine Kleidung, die auch nur den billigſten Anforderungen an Zweckdienlichkeit und Kraftökonomie Hohn ſpricht, und das Weib wie mit einer Laſt Ketten umgiebt. Bei jedem Schritt bergaufwärts hebt das weibliche Knie eine Laſt von mehreren Kilo — in der Spannung und dem Gewicht der Röcke.

Es iſt aber nicht nur die den ganzen Körper verhüllende und zur Arbeit und freien Bewegung untauglich machende ioniſche Kleidung, welche das Mädchen wie die Frau heute ſchüchtern und vorſichtig in ihren Schritten macht, ſondern noch etwas anderes. Das doriſche Kleid, welches Arme und Schenkel bloß ließ, das Gewand der ſpartaniſchen Jägerin Artemis, das Gewand der Frauenfreiheit zu den Tagen des Mutterrechtes, ſtellte die Frau dem Manne freilich gleich, und übertrieb noch nicht den natürlichen Unterſchied der Geſchlechter durch grundſätzlich verſchiedene Tracht. Aber wenn der thörichte lange doriſche Kleiderrock nach und nach verſchwinden ſoll, dann iſt vor allem eins nötig: daß die Unterkleidung des Weibes ebenſo dicht ſchließend und in demſelben Maße ein „anſtändiges“ Kleidungsſtück werde, wie es die Hoſe des Mannes iſt. Dazu gehört eine Änderung des Schnittes wie des Stoffes. Sie muß beginnen den Schoß ohne jede Öffnung für den eindringenden Blick zu decken, und muß aus einem Stoff gefertigt werden, der auch zu Oberkleidern dient. Unter ihr wird ſich dann noch eine leinene oder wollene Unterhoſe entwickeln, die das engliſche Mädchen bereits trägt. Hand in Hand mit dieſer Entwicklung kann dann eine Verkürzung des Rockes gehen, bis dieſer endlich bei gleichzeitiger Verlängerung der Oberhoſe in einer ſchmalen Kante auf den Hüften ganz verſchwindet. Ob dann wie heute in England die Hoſe feſt unterm Knie ſchließt, oder auch die Wade noch deckt, iſt eine Nebenfrage.

Von einer „unſittlichen Tracht“ oder auch nur von einer Vermehrung des geſchlechtlichen Reizes auf den Mann durch eine Anähnlichung der weiblichen Kleidung an die männliche kann nicht die Rede ſein. Wer jemals eine Dame in bloßem Trikot, eine im Ballettröckchen, eine im Knierock und eine im Schleppkleid nebeneinander geſehen hat, der weiß, daß diejenige im Schleppkleid die ſexuelle Phantaſie am ſtärkſten anregt. Eine Balletteuſe ohne Spitzenröckchen wirkt auf den Mann weit weniger. Gerade in dem Auffliegen der Falten und dem nur momentanen Entblößen des Trikots der Hüftgegend liegt der Hauptreiz. Je mehr Verhüllung, deſto größer die Anziehungskraft. Das weiß das weibliche Geſchlecht, oder wenigſtens die erfahrenen in ihm recht gut. Die Britin und Amerikanerin preßt weder ihre Brüſte durch ein ſteifes Korſet in die Höhe, noch legt ſie ſich Polſter auf die Hüften, um die Geſchlechtlichkeit des Mannes zu reizen. Steht ſie nicht vielleicht ſchon darum höher als unſere Mädchen und Frauen, die ſich ob ihrer geſellſchaftlichen Bewegungsfreiheit entrüſten?

Eine Hauptſchuld an der Entfremdung beider Geſchlechter in früher Jugend trägt, ſo komiſch das der beleibten Frau Mama klingen mag, *dieſe unſinnige und unzüchtige Kleidung unſerer jungen Mädchen.* Während dem Knaben durch ſeinen vernünftigen Anzug volle Bewegungsfreiheit geſichert iſt, tritt bei dem Mädchen oft ſchon mit dem ſechſten Jahre eine Bekleidung ein, die *jeder Keuſchheit Hohn ſpricht.* Anſtatt den Unterleib, deſſen verſchiedene Bildung dem Knaben ſofort auffallen muß, durch eine *feſtgeſchloſſene Hoſe* zu ſchützen, bekommt das arme Mädchen ein ſolches Kleidungsſtück, das zwiſchen beiden Schenkeln völlig offen iſt, und wird angewieſen, ſo zu gehen, ſo zu laufen und zu ſitzen, daß die Haltung des Körpers immer den offenliegenden Schoß deckt. Nicht nur, daß dadurch die Aufmerkſamkeit des Mädchens ſelbſt auf dieſe Stelle gezogen wird, auch die gleichaltrigen Knaben wiſſen bald genug, daß es dort etwas zu ſehen giebt. Um die unſinnige Blöße zu decken, muß das Mädchen ihre ganze Beweglichkeit, ihre kindliche Tummelluſt aufgeben und ſtill und beſcheiden einhergehen. Dann und wann fällt ſie aber doch, die Röckchen fliegen auf, und ihr Schoß iſt dem Anblick der Spielkameraden preisgegeben. Nicht zum wenigſten das Bewußtſein dieſer zum Spaße geſchaffenen Blöße iſt es, was unſeren heranwachſenden Mädchen die freie Bewegungsfähigkeit nimmt. Und wer hat nicht ſchon auf dem Ballſaal und beim Ballſpiel, beim Geſellſchaftsſpiel im Garten und beim Sommerausflug ein erwachſenes Mädchen fallen und ihre Scham aufdecken ſehen?

Das engliſche Mädchen trägt ſeine feſtgeſchloſſene Hoſe von buntem Stoff und darüber ein gleichfarbiges kurzes Röckchen. Es tummelt ſich frei, kann ſpringen und rennen und ſteht dem Knaben ſchon dadurch einen Schritt näher. Die erwachſene Engländerin trägt die gleiche Kleidung, nur iſt ihr einziger Rock, der Kleiderrock, länger. Auch ſie kann ſteigen und werfen, laufen und fallen, reiten und tanzen, ohne daß ſie dem männlichen Auge eine Blöße bietet. Daher ihr ſicheres Auftreten, ihr feſter Schritt und ihr freier Blick. Sie fühlt ſich als abgeſchloſſene Perſönlichkeit, als ſelbſtſicheres Individuum. Sie iſt auch ein Menſch. Der Umſtand der Kleidung mag geringfügig ſcheinen, er iſts aber nicht. Unter unſeren Verhältniſſen bedeutet die Kleidung Freiheit oder Knechtſchaft, Selbſtgewißheit oder Abhängigkeit, und der Schnitt der weiblichen Unterkleidung wird in beiden Ländern zum feſten Merkmal für die verſchiedene Stellung des Weibes.

Wir bemitleiden die Orientalin, die ganz von der Außenwelt abgeſperrt iſt. Und doch iſt ihr Leben als junges Mädchen ſicher ein weit freieres als das unſerer Mädchen der gebildeten Stände. Erſt mit der Ehe beginnt ihre Gefangenhaltung. Bei uns endet ſie damit. *Die geſchlechtliche Sittlichkeit ſteht aber gerade in umgekehrtem Verhältnis zu der Abſperrung des Weibes.* Je größer dieſe, deſto kleiner jene. Was haben unſere Mädchen vor der Orientalin voraus? Sie ſind ſo gut wie jene von dem meiſten nützlichen Wiſſen ausgeſchloſſen, bringen den größten Teil ihres Lebens mit ſinnloſen Handarbeiten zu, die man im Handel billiger kauft, als ſie das Material erwerben können, und ſchaffen nichts weniger als Kunſtwerke. Sind ſie auch nicht immer eingeſperrt und tragen auf der Straße keine Schleier, ſo dürfen ſie doch nicht ohne Erlaubnis der Mutter und nicht ohne Begleitung ausgehen, müſſen auf der Straße die Augen niederſchlagen und dürfen nicht einmal frei in die Welt ſehen. Sie ſind ja Puppen ohne Charakter, von denen man ohne dieſe Polizeiaufſicht ſofort erwarten müßte, daß ſie ſich dem erſten beſten Manne hingäben.

Das Hauptverbrechen, das man an den jungen Mädchen begeht, iſt, daß man ſie mit ſechzehn Jahren als Damen betrachtet. Trotzdem die Menſtruation bei uns oft ſchon mit dem 13. Jahre eintritt, bleibt das Mädchen doch bis zum 18. Jahre Kind. Und in England wird es auch als ſolches betrachtet, geht in halblangem Rock und beſucht Schule oder Univerſität, darf noch keine Geſellſchaft beſuchen und unterhält ſich mit ihren männlichen Altersgenoſſen noch mit kindlicher Herzlichkeit, läuft, ſpringt und wirft Reifen mit ihnen. So bleibt dem Mädchen die friſche Natürlichkeit erhalten, die wir an den jungen Britinnen ſo reizend finden; ſo iſt auch genügend Zeit da zur geiſtigen Ausbildung. Ein Mädchen, das von ſeinem 16. bis 19. Jahre eine Akademie beſucht hat, was in den gebildeten Schichten der Bevölkerung durchaus die Regel iſt, iſt dann weit beſſer vorgebildet und beſitzt namentlich eine weit tiefere Gegenwartsbildung als die gleichalte Deutſche.

Bei uns ſoll das Mädchen ſich bereits mit 12 Jahren nicht mehr wie ein Kind verhalten, muß alles Springen und Tollen aufgeben und ſittſam einhergehen. Mit 14 Jahren bekommt die Beklagenswerte „lange Kleider“ und ſoll nun völlig die Erwachſene ſpielen. Für ihre männlichen Altersgenoſſen iſt ſie die lächerliche Figur und die Zielſcheibe des Spottes. Mit 16 Jahren beginnt ſie endlich in Korſet und Kleider hineinzuwachſen, nachdem ſie ſich durch unſinniges Stillſitzen längſt die Bleichſucht erworben und den Appetit vernichtet hat. Eine Beſchäftigung, die ſie ausfüllte, fehlt ihr, namentlich eine ernſte Arbeit für ſich ſelbſt, unter eigener Verantwortung, die ihren Charakter bilden und ihre Leiſtungsfähigkeit in feſte Bahnen weiſen könnte. Nach und nach fängt ſie an, für voll zu gelten, und vom ſechzehnten Jahre an, wo ihr Körper vor allem friſche Luft, Bewegung, reichliches Eſſen und tüchtigen Schlaf brauchte, tanzt ſie bereits die Nächte, ißt den Tag über Süßigkeiten und untergräbt ihre Nervengeſundheit ſyſtematiſch durch Klavierſpiel und Handarbeiten, bei denen Häßlichkeit und Überflüſſigkeit mit einander wetteifern.

Endlich mit 18 Jahren iſt ſie ein reifes Weib. Jetzt ſollte für ſie eine ſelbſtändige Thätigkeit in der Vorbereitung auf einen ſpeziellen Beruf beginnen und zugleich ſollte ſie in die Geſellſchaft eintreten. Jetzt iſt ſie halb müde des Tanzens und Spielens und denkt bloß noch an eins, ans Heiraten. Sie ſelbſt bietet nichts als vielleicht ein paar Tauſend Mark und eine angewelkte Geſundheit — es gilt alſo einen Mann zu erangeln, der die Verpflichtung übernimmt, ſie gegen geſchlechtliche Benutzung bis zu ihrem Tode zu unterhalten.

Das iſt das Leben des typiſchen deutſchen Mädchens der „guten Geſellſchaft.“ Wenn ſie dann noch eine pflichttreue Gattin und gute Mutter wird, dann wird ſie es ſicher trotz ihrer blödſinnigen Jugenderziehung und nicht durch ſie, und wenn ſie in ſpäteren Jahren noch etwas lernt, und vielleicht gar ihrem Gatten eine treue Kameradin wird bei ſeiner Arbeit, dann wird ſie es, weil dem deutſchen Stamme eine Tüchtigkeit, Arbeitsfähigkeit und Zuverläſſigkeit innewohnt, mit denen ſich ſelbſt der engliſche Stamm der Germanen nicht meſſen kann, und weil ihm in Rückſicht auf ſeine Fähigkeit die Welt gehören müßte, wenn er nicht ſyſtematiſch durch zähe Hartnäckigkeit in ſeinen Vorurteilen die eigene Kraft untergrübe, in ſeinen ſozialen Einrichtungen jeder vernünftigen Wirtſchaftslehre des Volksſtandes Hohn ſpräche, und ſtatt des eigenen Volksdienſtes Fürſtendienſt, Fremdendienſt, Kirchendienſt und Kriegsdienſt gepflegt hätte.

Virchow hat einmal geſagt: „Das iſt die hygieniſch ſo bedenkliche Seite des Islam, daß er die Raſſe verſchlechtert, indem er die Mütter herunterbringt.“ Dasſelbe gilt von unſerer heutigen Mädchenerziehung in den höheren Ständen. Alberne Mütter haben immer ein beſonderes Wohlgefallen daran, wenn ihre heranwachſenden Töchter, die der Außenwelt gegenüber längſt „erwachſen“ ſind, ſich noch recht lange wie unwiſſende Kinder geberden, und nicht ſelten ſpielen die Mädchen dann die Harmloſen. Aber auch wenn ihnen ihre geſchlechtliche Unwiſſenheit wirklich erhalten bleibt, und dann mit einem Male der Buſen ſchwillt und die Liebesſehnſucht in ihnen erwacht — welches Mittel giebt es dann, daß ſie nicht ſofort der Mittelpunkt ihres ganzen Denkens werde, daß in ihrem Nichtsthun ſich ihre unbeſchäftigte Phantaſie nicht in abenteuerliche geſchlechtliche Bilder einlebe, einbohre, ſich all ihre Gedanken immer um den einen Punkt drehen und ſtets wieder zu ihm zurückkehren? Ohne ein eigenes geiſtiges Leben, ohne eine eigene Thätigkeit, für die ſie die Verantwortung hätten, und von der ihr Wohl und Wehe abhinge, kann es nicht anders ſein. Gebt dem jungen Mädchen einen Lebensberuf wie dem Manne, und das wird anders werden. Das Mädchen wird unabhängig werden und ſich ſo fühlen lernen, auch wenn ſie im Elternhauſe bleibt. Sie wird eine ſelbſtändige Perſönlichkeit werden, und ihr Geiſt wird geſund bleiben. Die „anſtändigen“ Mütter wiſſen recht gut, daß ſie ihre Puppen heute keinen Augenblick unbewacht laſſen dürfen, wenn dieſelben nicht in einer geeigneten Stunde „fallen“ ſollen. Eine nette „Moralität!“ Aber nur, wenn das Mädchen ſich bei uns als für ſich ſelbſt verantwortlich fühlen lernt, kann das anders werden, wie es bereits in England anders geworden iſt. Die junge Engländerin und Amerikanerin macht mit einem gleichalterigen Freunde allein einen Tagesausflug ohne Schutztruppe und fühlt ſich vollkommen ſicher dabei, die junge Amerikanerin empfängt allein ihre Freunde und weilt ſtundenlang mit einem einzigen in ihrem Zimmer, ohne das Bedürfnis, durch etwas Anderes „geſchützt“ zu ſein als durch ihr Selbſtbewußtſein. Aber das bleichſüchtige deutſche Gänschen weiß ſchon nicht mehr, wo es hinblicken ſoll, wenn ein Mann ihm ins Auge blickt, oder thut wenigſtens ſo. Das iſt der Grund, warum der deutſche Herr ſo viel weniger achtungsvoll gegenüber namentlich jungen Damen iſt, als der Brite oder Amerikaner; das iſt der Grund, warum ſich der Wüſtling im Ballſaale jungen Mädchen gegenüber bei uns, namentlich in Berlin, Anzüglichkeiten erlauben darf, bei denen die Engländerin ihren Arm aus dem ſeinen zöge und ihm den Rücken zudrehte. Auch bei uns giebt es Perſönlichkeiten ſelbſt unter den Mädchen, aber dieſelben ſind ſparſam geſät. Die ſogenannte Hörigkeit der Frau, ihre Unterdrückung und Knechtung ſind allerdings Thatſachen, aber ihr Grund liegt einzig und allein an der mangelhaften Geiſtes- und Charakterbildung des weiblichen Geſchlechtes. Das ſtolze, auf ſich ſelbſt geſtellte Mädchen, das dem jungen heiratsfähigen Manne wie ein ebenbürtiger Kamerad entgegentritt und das Zeug in ſich trägt, ihm auch fürs Leben eine echte Kameradin zu werden, fehlt uns faſt ganz. Es wird nicht eher kommen, als bis Knaben und Mädchen zuſammen in den höheren Schulen auf der Bank ſitzen und arbeiten, nicht eher als bis der Knabe im Mädchen die Arbeiterin achten lernt, die ihm auf ſeinen eigenſten Gebieten Konkurrenz macht.

Weil das Mädchen in Unſelbſtändigkeit erhalten wird, darum fühlt es ſich unſelbſtändig, unfrei; weil der Knabe für ſich ſelbſt arbeiten muß, darum erwächſt er zur Perſönlichkeit. Je weniger das Weib zum Selbſtdenken erzogen wird, deſto erhabener erſcheint ihr die öffentliche Meinung, deſto unantaſtbarer die konventionelle Sittlichkeit, deſto feiger iſt ſie allem gegenüber, was möglicherweiſe vor der Öffentlichkeit an ihr auffallen könnte, deſto mehr iſt ſie abhängig, ſklaviſch abhängig von Sitte und Herkommen. Der Mangel an Ausbildung des Intellektes macht ſofort ſeinen Einfluß auf den Charakter geltend. „Bildung macht frei“ iſt kein Wahnwort. Nur darf man unter Bildung nicht Vielwiſſerei verſtehen. Aber ſelbſt die heute herrſchende Vergangenheitsbildung giebt doch dem Geiſte einen Maßſtab, an dem er die beſtehenden Verhältniſſe meſſen kann. Das Weib hat nicht einmal dieſen.

Das Mädchen, das überhaupt eines tieferen Gefühls fähig iſt, iſt immer gedrückt durch das Bewußtſein, ein nutzloſes Glied der Geſellſchaft zu ſein. Wozu iſt ſie da? Keine Pflicht nimmt ſie in Anſpruch. So lange ſie im Elternhauſe iſt, fällt ſie dem Vater zur Laſt, und muß ſeine Befehle erfüllen, ſelbſt inbetreff der Ehe, weil ſie ganz von ihm abhängig iſt. Von dem Eintritt in die Ehe an übernimmt der Gatte ihre Ernährung, und nun kann ſie bei ihrer wirtſchaftlichen Unſelbſtändigkeit wieder ohne ſeine Einwilligung keinen Schritt thun.

Auch der Verfaſſer der „Geſellſchaftswiſſenſchaft“ findet das Leben der jungen Damen äußerſt ſchal und unnatürlich. „Sie haben keine eigentliche Beſchäftigung, und ihre Energie wird an unbedeutende Dinge vergeudet, die nur den Schmuck des Lebens bilden ſollten. Sehr viele empfinden dies tief und wünſchen nichts mehr als eine paſſende Beſchäftigung, um ihren oft hochgebildeten Geiſt zu bethätigen und ſich eine unabhängige Stellung zu ſchaffen; aber unſere geſellſchaftlichen Einrichtungen machen dies unmöglich.“

Der Hauptgrund für die Eheloſigkeit ſo vieler tüchtiger Mädchen iſt unter den heutigen Verhältniſſen aber in der Unfähigkeit der männlichen Jugend zu ſuchen, im Heiratsalter bereits einen Hausſtand zu gründen. Eine Änderung der Vorbildung für unſere höheren Berufe würde darin recht gut und allein Wandel ſchaffen können. Aber heute iſt die Thatſache da, daß Tauſende von Mädchen nicht zur Ehe kommen können. Daraus folgt unmittelbar die Forderung, ihnen ohne Ehe einen Wirkungskreis, Arbeit und damit Brot zu ſchaffen. Dieſe Frage betrifft ausſchließlich gebildete Stände, und darum handelt es ſich hier auch ſpeziell um die Eröffnung des Zugangs zu den höheren Berufen für das weibliche Geſchlecht. Das kaufmänniſche Kontor, der niedere Lehrerinnenberuf, der Telephondienſt, der Ärzteberuf, die Krankenpflege, die Gärtnerei, der Schriftſtellerberuf, Muſik und Malerei, in Öſterreich und England der Poſtdienſt, in den Vereinigten Staaten die Kommunalämter, in Großbritannien der Königsthron haben ſich ihnen bereits erſchloſſen, und die Zulaſſung zum Univerſitätsſtudium iſt auch in Deutſchland nur noch eine Frage der Zeit, die außerdem durch einige andere Fragen noch eine Beſchleunigung erfahren wird.

In Deutſchland iſt dieſe Bewegung der Vermehrung der Berufsarten für gebildete Frauen nur deshalb ſo zurück, weil der Deutſche infolge vielhundertjähriger Regierungsbevormundung auch hier ſofort Hilfe vom Staate erwartet.

Der richtige Weg iſt jedoch, wie es in Großbritannien und Irland geſchehen iſt, aus Privatmitteln Lehranſtalten für Mädchen zu gründen, welche ihnen dieſelbe Bildung übermitteln, wie heute die Staatsanſtalten den Knaben und Jünglingen. Nach und nach gehen dieſelben dann ganz von allein in Staatshände über und werden mit den Lehranſtalten für Männer vereinigt. Girton und Newnham College in Cambridge und Holloway College bei London ſind allerdings noch immer Privatanſtalten, aber erſt im Sommer 1892 iſt die aus Privatmitteln von einem Verein für Frauenbildung gegründete ſchottiſche Frauenuniverſität Queen Margaret College der alten Univerſität Glasgow einverleibt worden, und gleichzeitig haben die Frauen den Zutritt zu den anderen ſchottiſchen Univerſitäten erhalten, auf denen, wie verlautet, nur für Medizinerinnen Kurſe mit Trennung der Geſchlechter eingerichtet werden ſollen.

Unter den in Deutſchland noch immer herrſchenden Beſtimmungen, die zum Beſuch der Univerſität das Reifezeugnis eines Gymnaſiums verlangen, wäre der erſte Schritt zur Beſſerung die Gründung einiger Mädchengymnaſien in drei oder vier Großſtädten. Tüchtige Lehrer, ja die beſten Lehrkräfte, ſind gegen etwas höhere Gehälter als an den Staats- und Stadtgymnaſien ſofort zu haben. Und ehe noch eine genügende Anzahl junger Mädchen das Abiturientenexamen vor ihrem Lehrerkollegium unter Aufſicht eines ſtaatlichen Kommiſſars abgelegt hätten, wäre ihnen ſicher der Zugang zu den Univerſitäten offen. Was aber nützt ihnen heute das Recht zum Beſuche von Vorleſungen, ſo lange ſie nicht einmal die Bedingungen erfüllen, an die dasſelbe für Männer geknüpft iſt? Hat die deutſche „Frauenbewegung“ bereits durch ein ſolches Vorgehen gezeigt, daß ſie den nötigen Ernſt beſitzt? Dem Viktoria Lyceum in Berlin, deſſen Anfänge und Fortſchritte ganz vielverſprechend ſind, und deſſen Vorleſungen faſt ganz von dem Lehrkörper der Univerſität gedeckt werden, ſollte vor allem ein Mädchengymnaſium vorangeſchickt werden. Das wäre die nächſte Aufgabe dieſes Inſtituts, für das die Kaiſerin Friedrich ſo viel gethan hat. Das Freie Deutſche Hochſtift zu Frankfurt am Main wäre gleichfalls ein Körper, an den ſich ein ſolches Gymnaſium für Mädchen anſchließen könnte.

Das Zukunftsziel ſtellt dieſe Getrenntheit der Geſchlechter freilich noch nicht dar, aber ehe nicht dieſe Stufe erklommen iſt, wird es ſicher nicht dahin kommen, daß wir Mädchen und Knaben zuſammen in ernſtem Wetteifer und guter Kameradſchaft auf den Bänken der ſtaatlichen Gymnaſien ſitzen ſehen.

Öſterreich iſt in dieſer Hinſicht wie in ſo mancher anderen dem deutſchen Reiche voraus.

Die vom Verein für erweiterte Frauenbildung in Wien gegründete Mädchengymnaſialſchule, die in ſechs Jahren zur Maturitätsprüfung vorbereitet, iſt am 10. Oktober 1892 im Lokale des ſtädtiſchen Pädagogiums Wien I, Hegelgaſſe 12, eröffnet worden. Dr. Emanuel Hannak, Direktor des ſtädtiſchen Pädagogiums, hat die Leitung der Anſtalt übernommen. Eintretende Schülerinnen müſſen bei der Anfangs Oktober ſtattfindenden Aufnahmeprüfung das im Lehrplan für Bürgerſchulen vorgeſchriebene Wiſſen nachweiſen. Schülerinnen von auswärts finden gänzliche Verpflegung und Überwachung in einem Wiener Penſionate. Vormerkungen und Anmeldungen werden im Bureau des Vereins, Wien I, Wipplingerſtraße 8, wohin auch alle ſchriftlichen Fragen zu richten ſind, entgegengenommen.

In Deutſchland iſt dieſelbe Idee von der Zeitſchrift „Frauenberuf“ in Weimar in Anregung gebracht worden. Ein Ausſchuß hat ſich gebildet, ein allgemeiner deutſcher Frauenverein „Reform“ mit dem Sitz in Weimar ſich konſtruiert. Bis heute aber iſt noch kein Schritt nach vorwärts in dieſer Frage geſchehen.

Öffnet dem Mädchen unſere Gymnaſien und Realgymnaſien und die Hallen der Hochſchulen, und die Achtung vor ihrer Arbeit und ihrer Perſönlichkeit wird beim Manne ſchon kommen. Selbſt für den Fall, daß Tauſende ſich nur eine höhere Bildung erwürben, ohne dann einen darauf gegründeten Beruf zu ergreifen, würde ſich jene einſtellen. Heute tritt der junge Mann mit ſeiner immerhin gründlichen Bildung dem unwiſſenden Mädchen gegenüber und weiß kaum, wovon er mit ihr reden ſoll. Was Wunder, wenn er ſie gering achtet, ja geradezu als ein inferiores Weſen betrachtet! Und andrerſeits das Verhältnis unſerer Gymnaſiaſten zu Mädchen von 16, 17, 18 Jahren, das ſich kaum ein ſcheues Wort geſtattet! Neben die herzliche Kameradſchaft engliſcher Jugend geſtellt, wirkt es geradezu lächerlich.

Kein gemeinſames Intereſſe, keine gemeinſame Arbeit, kein gemeinſames Ringen und Leiden, kein gemeinſames Freuen.

Mit der Trennung beider Geſchlechter von früh auf iſt bei uns ſchwer geſündigt worden. Nicht nur, daß, von der Konkurrenz mit den Jungen ausgeſchloſſen, die Mädchen namentlich körperlich ſehr ſtark zurückbleiben, der rechten Bewegung, des kindlichen Tollens im Freien ermangeln und darum keinen Appetit haben, bleichſüchtig werden — es wird dadurch auch eine künſtliche Kluft zwiſchen beiden Geſchlechtern aufgerichtet, die beiden verderblich wird. Ihre Intereſſen werden geſchieden, der Boden zu einem wechſelſeitigen Vertrauen wird weggezogen, und viele junge Männer, die im freundſchaftlichen Verkehr mit gleichaltrigen Mädchen recht gut auf ſich achten, ſich beherrſchen und ſich einen offenen Sinn für edle Weiblichkeit hätten erhalten können, ergeben ſich, da ſie doch den Drang nach weiblichem Verkehr empfinden, mit Kellnerinnen, Verkäuferinnen und endlich mit Straßendirnen ab.

Gerade die heutige Trennung der Geſchlechter während des Heranwachſens verführt die Männer zur Proſtitution. Sie kennen ein herzliches Freundſchaftsverhältnis zu jungen Mädchen nicht, haben keine Ahnung von den Freuden, die der intimere Verkehr mit einem Mädchen dem Manne geben kann, und begnügen ſich daher mit dem äußerlichen Vollzug des Geſchlechtsaktes ohne Leidenſchaftsſturm und heißes Umſchließen, ohne Sehnſucht nach dem Genuſſe gerade dieſes jungen Leibes, auf den ſie die eigene Organiſation am ſtärkſten hinweiſt. Nach Vollzug des Aktes tritt bei ihnen geſchlechtlicher Ekel ein, und ihre Erfahrung verbindet dieſen mit dem Geſchlechtsakte überhaupt. Sie wiſſen nicht, daß es noch einen anderen Zuſtand giebt, indem die beiden ſich Genießenden ſich nach dem Genuſſe nur um ſo feſter aneinander ſchmiegen.

In der Beſorgnis, die Jungfräulichkeit von Fräulein Tochter mit unüberſteiglichen Bollwerken zu umgeben, iſt die Tochter in einem ſolchen Stadium der Unwiſſenheit gegenüber den einfachſten Dingen des Lebens erhalten worden, daß ſie den Männern — langweilig geworden iſt. Beim Tanz ihren Buſen einmal zehn Minuten an ſich zu drücken, ihre nackten Schultern und kleinen Füße zu betrachten, dazu iſt ſie ihnen noch gut genug. Aber ſie ſich zum Kameraden zu nehmen, dazu nicht.

Heute verläßt das Mädchen die Schule gerade in der Zeit, wo bei dem Knaben eben das Intereſſe an beſtimmten Fächern zu erwachen beginnt, wo er anfängt, dies und jenes mit Luſt und Liebe zu lernen, und ſelbſt das Lehrerinnenexamen iſt in vieler Hinſicht unſerem heutigen Abiturientenexamen nicht ebenbürtig. Wie bei der Volksſchullehrerausbildung iſt bei ihm allzu ſehr Rückſicht genommen auf die Lehrfertigkeit, alſo auf die Aneignung von Gedächtnisſtoff, weit weniger auf Bildung des eigenen Geiſtes.

Nur die durchgeführte Trennung der männlichen und weiblichen Jugend erzeugt bei uns jene ſcheue geſchlechtliche Befangenheit und Prüderie der Mädchen, über die die junge Engländerin nicht genug zu ſpotten vermag, ſo gut wie jene Beſchränktheit, die ſelbſt das gemeinſame Baden der Geſchlechter als „unſittlich“ verabſcheut. „Solange beide Geſchlechter zuſammen tanzen,“ ſchreibt ein erfahrener Mediziner, ... „kann auch das gemeinſame Baden geſtattet werden. Das auf Sinnenreizung berechnete luxuriöſe Ballkleid leiſtet auch, was die Entblößung des Körpers betrifft, unvergleichlich mehr als das ſchmuckloſe und harmloſe Badekoſtüm.“

Nichts iſt dem Mädchen wie dem Knaben nachteiliger als die Trennung von dem anderen Geſchlecht. Sie zieht die Scheu vor ihm bloß und führt dadurch leicht zu unnatürlichen Laſtern; andrerſeits fehlt bei beiden Geſchlechtern der gewaltige Sporn des Ehrgeizes im Wettbewerb um die gleichen Preiſe, und den jungen Leuten wird die Möglichkeit genommen, ſich wirklich tiefer kennen zu lernen. Heute werden junge Leute verſchiedenen Geſchlechts eigentlich nur zuſammengebracht zum Zwecke der Heirat, und das macht namentlich die Männer, die allein die Laſten der Ehe zu tragen haben, von vornherein mißtrauiſch gegen all die Machinationen, denen ſie ſich durch Anknüpfung eines ſolchen Verkehrs ausſetzen. Sobald jene Schranke fällt, ſobald das Mädchen nicht mehr gleich in jedem Manne den möglichen Freier ſieht, und der Mann in ihr die mögliche Braut — fürchtet, wird ſich bei uns dasſelbe geſunde Vertrauensverhältnis entwickeln, das ſich heute bereits in England zwiſchen beiden Geſchlechtern findet.

Niemand findet etwas Bedenkliches dabei, daß unſere Konſervatorien gemeinſam von beiden Geſchlechtern beſucht werden, und wo bisher im Ausland Verſuche gemacht worden ſind, beiden Geſchlechtern gemeinſam wiſſenſchaftliche Ausbildung zuteil werden zu laſſen, iſt es von dem beſten Erfolge gekrönt geweſen. Die engliſche Viktoria Univerſity hält ihre Vorleſungen vor gemiſchtem Studentenkreis, ebenſo drei ſchottiſche Univerſitäten. In Amerika, beſonders in den Vereinigten Staaten, iſt der gemeinſame Vorleſungsbeſuch durchaus die Regel. Die Univerſity of Michigan, das Oberlin-College in Ohio haben ihn ſeit Jahrzehnten, und auf ſämtlichen Hochſchulen der Vereinigten Staaten zuſammen ſtudieren gegenwärtig über 20 000 weibliche Studenten. New-York und Philadelphia haben noch beſondere Hochſchulen für Medizin für ſie; auch in Großbritannien, in London und Glasgow werden namentlich Anatomie, Geburtshilfe und Hautkrankheiten beiden Geſchlechtern getrennt gelehrt. Aber ſchon mehrfach ſind Vorſchläge zur Vereinigung der beiden gleichen Kurſe aufgetaucht.

Die 21000 Studentinnen an Hochſchulen, die die Vereinigten Staaten erreicht haben, zeigen, daß die ſtudierten Frauen in einer Bevölkerung von 63 Millionen, mit 31 Millionen Frauen ein ganz hübſches Bruchteil ausmachen. Auf 1400 Frauen kommt bereits eine Studierende. In der Ausbildung der Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen beſteht keinerlei Unterſchied. Meiſt genießen die beiden Geſchlechter den Unterricht wie die Vorleſungen gemeinſam und verkehren als Kinder, halberwachſen und geſchlechtsreif ganz unbefangen mit einander. Der Knabe bleibt bis zum Heiratsalter des Mädchens Spielgefährte und Lerngenoſſe. „Gerade in dieſer Freiheit liegt Sicherung gegen Überſchreitung der Grenzen des Anſtands und der Sittlichkeit. Der junge Mann lernt das weibliche Geſchlecht kennen, er ſieht nicht mehr in jedem anmutigen und liebenswürdigen Mädchen einen Gegenſtand ſeiner Liebe, es iſt ihm vielmehr etwas Alltägliches, woran er gewöhnt iſt, und ebenſo iſt es bei den jungen Damen. Dabei läßt ſich gar nicht verkennen, welch veredelnden Einfluß der fortwährende Verkehr mit Damen auf die jungen Männer ausübt.“ Jeder junge Mann fühlt das Bedürfnis, mit Mädchen umzugehen. Wo ihm der Umgang mit ebenbürtigen Genoſſinnen verſagt iſt, da wählt er ſich, wie bemerkt, eine Verkäuferin oder ein Dienſtmädchen und endlich eine Dirne — nur daß dann ſich jener Umgang anders geſtaltet. Wer unſerer gebildeten männlichen Jugend die Reinheit wieder gewinnen will, der muß ihr liebenswürdige Lernkameradinnen geben. Das iſt das beſte Mittel gegen Ausſchweifungen jeder Art.

Auf den Hochſchulen in Amerika treiben beide Geſchlechter ihre Studien gemeinſam, faſt immer in demſelben Hauſe, oft in derſelben Halle empfangen ſie von denſelben Profeſſoren den Unterricht. Beide ringen gemeinſam um akademiſche Grade, und nicht ſelten ſchlägt die junge Dame ihren männlichen Freund aus dem Felde. Hie und da wohnen Studenten und Studentinnen ſogar in demſelben Gebäude. Vielfach aber beſuchen jene ihre weiblichen Kommilitonen in ihren Gemächern am Abend, trinken bei ihnen ohne Aufſicht Thee, führen ſie in Theater und Konzerte und nehmen ſie mit auf Landpartieen zu zweien. Liebeleien ſind ſelten; die ſtolzen, ihrer geiſtigen Kraft bewußten Mädchen geben ſich zu bloßer Tändelei nicht her. Dann und wann wird aus einem Paar ſolcher Kommilitonen auch ein Paar fürs Leben, und ſolche Ehen ſind um ſo glücklicher und ſicherer, als ſie nicht nur auf gegenſeitiger perſönlicher Geſchlechtsliebe und Achtung, ſondern außerdem noch auf Gemeinſamkeit der Bildung und der geiſtigen Intereſſen ſich aufbauen. In vielen Fällen iſt die Amerikanerin der jüngeren Generation weit gebildeter als ihr Gatte. Während der Knabe meiſt einzig fürs praktiſche Leben erzogen wird, pflegt man beim Mädchen gern die abſtrakte geiſtige Ausbildung und die geſellſchaftlichen Fähigkeiten. Das iſt der Grund, warum die Frau in den Vereinigten Staaten ſo vielfach die Geſellſchaft beherrſcht, Rückſichten und Höflichkeit fordert, die bei uns ganz unbekannt ſind, und es in der Geſelligkeit eine Männerabſonderung wie bei uns nicht giebt. In England iſt der gleiche Zug nicht ſelten. Nur bei der deutſchen Hausfrau beruht die Stärke in Dienſtbotenarbeit.

Aber auch auf dem eigentlichen Felde der höheren Berufsthätigkeit macht das Weib dem Manne im Ausland erfolgreich Konkurrenz. Und nicht bloß in den Vereinigten Staaten.

Im Jahre 1889 unterbreiteten fünfhundert angeſehene Einwohner von Oxford, darunter hervorragende Mitglieder der Univerſität, dem Biſchof eine Bittſchrift, er möge dahin wirken, daß im Intereſſe der Heilighaltung der Ehe, im Intereſſe der Kirche und des Staates Anſtalten getroffen würden, durch welche Frauen jederzeit in die Lage geſetzt wären, in allen Krankheitsfällen genügende weibliche Ärzte berufen zu können. Am 15. Mai 1889 erhielt die erſte Frau in England den Doktortitel der Medizin, Frau Scharlieb, die bereits 1883 das Baccalaureat der Medizin und Chirurgie summo cum honore ſich erworben und 1883 bis 1887 als Ärztin in Madras praktiziert hatte. Das Klima zwang ſie jedoch, nach England zurückzukehren, und ſie iſt gegenwärtig Ärztin in dem neuen Frauen-Hoſpital in Marylebone Road in London.

Seitdem hat ſich die Zahl der Ärztinnen ſtark vermehrt. New-York, Philadelphia, London, Glasgow, Edinburg haben eigene medizinische Hochſchulen für das weibliche Geſchlecht. Rußland beſaß eine Frauenfakultät für Medizin von 1872 bis 1885, wo ein kaiſerlicher Ukas ſie aufhob.

Von der bosniſchen Landesregierung wird in Kreisſtädten Bosniens und der Herzegowina im Intereſſe der weiblichen Bevölkerung je eine Ärztin mit dem Titel „Amtsärztin“ angeſtellt. Dieſelbe bezieht aus bosniſchen Landesmitteln einen feſten Gehalt von 1000 öſterreichiſchen Gulden, eine Aktivitätszulage von 400 Gulden nebſt einer Naturalwohnung oder dem Quartiergelde von 200 bis 300 Gulden, je nach den Ortsverhältniſſen.

Eine ebenſoweite Ausdehnung hat das Frauenſtudium innerhalb des Wiſſensbezirkes der philoſophiſchen Fakultät erreicht. Auch hier ſtehen die Vereinigten Staaten voran. Dann folgt England. Die Damenkolleges zu London, Cambridge, Glasgow ſind ſelbſt auf dem Feſtlande bekannt; alljährlich gehen Hunderte von Mädchen durch ſie. Augenblicklich ſtudieren 800 Mädchen an ihnen. Im Jahre 1886 ſtudierten an den ruſſiſchen Univerſitäten 778 Frauen und zwar 243 auf den philologiſchen Fakultäten, 500 auf den phyſikaliſch-mathematiſchen, und 36 auf den ſpeziell mathematiſchen. Davon waren im Ganzen 748 Mädchen. Die Zahl der Ruſſinnen an auswärtigen Univerſitäten iſt dabei noch nicht berückſichtigt.

Bei den Baccalaureatsprüfungen in Bukareſt im Juli 1892 haben 27 junge Damen das Zeugnis der Befähigung zum Beſuche einer Univerſität erhalten, während gleichzeitig 255 Jünglinge zugelaſſen wurden. In Jaſſy ſtanden neben 82 männlichen Kandidaten 26 weibliche, und während von jenen 28 durchfielen, beſtand von dieſen nur ein einziges Mädchen nicht. Medizin, Philologie und Naturwiſſenſchaften ſind die Fächer, denen ſich die rumäniſchen Studentinnen widmen.

In Zürich und Bern ſtudieren zuſammen über hundert Frauen, in Leipzig und Berlin beſuchen wenigſtens als Zuhörerinnen viele die Vorleſungen. Leipzig hatte Winter 90/91 12 Zuhörerinnen in einem einzigen litterargeſchichtlichen Kurſe, die Univerſität Göttingen öffnete dem Weibe im Herbſt 1892 ihre Thore, wenn auch noch nicht als immatrikulierte Studentin. In Berlin giebt es heute zehn weibliche Ärzte, in Bologna doziert eine Privatdozentin der Pathologie, Signora Giuſeppina Cattani, und an der Univerſität der Stadt New-York iſt Frau Dr. jur. Emily W. Kempin, früher in Zürich, 1890 zur Profeſſur der Rechte zugelaſſen worden.

Wann wird in Deutſchland die erſte Dozentin einen Univerſitätslehrſtuhl beſteigen?

Die Vereinigten Staaten haben gegen 2500 Ärztinnen, und darunter 120 Profeſſorinnen, vielerorts giebt es weibliche Rechtsanwälte, und das Territorium Wyoming hat weibliche Richter und Geſchworene. Zu Verwaltungs- und Gemeindeämtern haben die Frauen faſt überall Zutritt.

Unſere Univerſitäten produzieren noch nicht einmal Ärztinnen, und noch keine Vorſchule bildet Mädchen zum Studium vor. Das deutſche Mädchen, welches ſtudieren will, muß ihr Geld ins Ausland tragen und dorther ihre Bildung holen. Die Mädchengymnaſien der Zukunft werden zahlreiche akademiſch gebildete Lehrerinnen erfordern. Der freie Unterricht in den modernen Sprachen iſt jetzt ſchon in hervorragendem Maße in weiblichen Händen, und zur Sprachlehrerin eignet ſich das Weib überhaupt außerordentlich. Namentlich die Univerſitäten der Vereinigten Staaten haben außerordentliche Erfolge mit Mädchen in Mathematik und Naturwiſſenſchaft erzielt, und auf dem Felde der Technik, welche dort mit in den Rahmen der Univerſität fällt, beſonders ausgezeichnete. Die Zahl der Erfinderinnen in Nordamerika iſt bereits eine ganz namhafte. Aber ohne Initiative der Geſellſchaft geht es nicht. Das ſtaatliche Gemeinweſen iſt nicht dazu da, koſtſpielige Experimente zu machen. Wer die Frauen für geeignet zur Geiſtesarbeit hält, der mag ſich nicht bedenken, ſie in ſeinem Geſchäft als Buchhalterin, in ſeiner Schule als Lehrerin, in ſeinem Betriebe als techniſche Leiterin anzuſtellen. Wenn ſich einmal eine genügende Anzahl Frauen ſolche Stellungen erworben haben, dann wird der Staat wie immer hintennachfolgen. Der Staat iſt die Verwaltung der Geſamtheit und er wird heute von der Mehrheit im Volke geleitet. Ehe ſich aber eine Mehrheit für eine neue Erkenntnis gebildet hat, können lange Jahre vergehen. Unterdeſſen mag von der bereits überzeugten Minderheit jeder die Sache in ſeinem Kreiſe durch die That fördern, und zeigt ſich, daß ſie vernünftig und heilſam iſt, dann wird ſich um ſo raſcher eine Mehrheit dafür finden. Aber die deutſche Geſellſchaft iſt zu träge, zu ſtumpf, zu ſehr mit Vergangenheitsfragen verbildet, als daß ſie noch Zeit und Thatkraft für die Lebensfragen der Gegenwart übrig haben könnte. In der Vergangenheit haben bedeutende Fürſten bisweilen durch ihren Einfluß die Entwicklung ein Stück nach vorwärts gedrängt. Heute ſcheint die Monarchie ſich immer mehr zum Bleigewicht an den Schwingen des Völkerfortſchritts ausgeſtalten zu wollen.

Eduard von Hartmann hat einmal in ein paar gehäſſigen Artikeln, in denen er ganz wie ſonſt alle ſeine Schlüſſe nur bis zur Hälfte vollzieht, über die „Jungfernfrage" gehandelt, und das Dogma aufgeſtellt, daß die Frage einer beſſeren Vorbildung der Mädchen der gebildeten Stände nur für die Unverheirateten wirklich Bedeutung habe. Nichts kann falſcher ſein. Für dieſe iſt ſie heute allerdings bereits Unterhaltsfrage, aber für die Verheirateten ſollte ſie es ebenfalls ſchon längſt ſein. Durch gemeinſame Arbeit werden ſich die Geſchlechter näher gebracht und nicht entfremdet. Ein Ehepaar bildet die engſte menſchliche Gemeinſchaft, welche denkbar iſt, und alle Reformgedanken müſſen darauf hinauslaufen, dieſe Gemeinſchaft eher zu feſtigen als zu lockern. Von den beiden Ständen, in denen die Frauen arbeiten, iſt offenbar der in dieſem Punkte der glücklichere, in dem Mann und Weib gemeinſam ein Geſchäft betreiben, und in dem Arbeiterſtand muß, wie ausgeführt, dies ebenfalls das Ziel ſein. Auch für den Gebildetenſtand iſt das Erſtrebenswerteſte, daß Mann und Weib auf einem Gebiete arbeiten. Die Arbeitsteilung im einzelnen iſt ihre Sache, aber ohne Frage werden ſie ſich ſo am nächſten und zuſammen am weiteſten kommen. Auch heute giebt es ſchon Fälle, wo ein Mann ſich ein gebildetes Mädchen, das er liebt, zur Arbeitsgenoſſin erzieht. Aber verhältnismäßig ſelten ſind ſeine Bemühungen von einem mehr als vorübergehenden Erfolge gekrönt, und ſobald er aufhört, ſie an ſeiner Lektüre, an dem Fortgang ſeiner Arbeit Teil haben zu laſſen, ſofort hört auch ihr geiſtiges Leben auf. Und heute, wo er das überbürdete Arbeitstier iſt, und die ganze Unterhaltsfrage einzig auf ſeinen Schultern liegt, hat er nur ſehr ſelten Zeit dazu. Der Mangel an tieferer Bildung auf der einen Seite iſt die Haupturſache für die Kluft zwiſchen beiden Geſchlechtern in dieſen Kreiſen. Erſt wenn das Mädchen die gleiche Vorbildung genießt wie der Jüngling, und mit ihm zuſammen, wird jene Kluft verſchwinden. Iſt die Vorbildung — die Abſolvierung eines Gymnaſiums oder Realgymnaſiums, in der heutigen Ausdrucksweiſe zu reden, die in der Zukunft aber ſchon mit dem 17—18. Jahre abſchließen und weit mehr als heute Gegenwartsbildung ſein dürfte — iſt die Vorbildung beendet, dann erfolgt für Mädchen und Jüngling in gleicher Weiſe die Berufswahl. Die Neigung iſt ausſchlaggebend innerhalb der Grenzen, welche die Mittel ziehen, aber dieſe Grenzen werden in dem ſozialariſtokratiſchen Gemeinweſen, wo alle Lehranſtalten des Staates für den Beſucher unentgeltlich ſind, ſehr weite ſein. Sobald die Eltern das Kind zu ernähren im ſtande ſind, wird faſt völlige

Freiheit in der Wahl herrſchen, wobei das Verhältnis von Angebot und Nachfrage in jedem Falle die mit der betreffenden Wahl verbundenen Ausſichten, alſo auch die Wahl beſtimmt. Der Beruf wird die meiſten Paare zuſammenführen. Wie heute jeder junge Mann doch auch nur unter den Mädchen die Auswahl hat, die er kennt, ſo wird es auch dann ſein. Aber ſchon dadurch, daß ſich der Bekanntenkreis dann vielfach durch den Beruf beſtimmt, werden Paare von gleichen oder ſehr ähnlichen Berufsarten einig werden, und das Weib zur Arbeitsgenoſſin des Mannes in ſeinem Berufe. Wenn heute in den Fällen, wo die Frau etwas Ähnliches iſt, meiſt der Mann der leitende Teil iſt und die Frau inferiore Arbeit leiſtet, ſo liegt das weſentlich an ihrer mangelnden Vorbildung. Auch heute giebt es junge Rechtsanwälte, denen das eigene Weib einen Schreiber erſpart und in verwickelten Fällen Rechtsmöglichkeiten ausklügeln hilft, auch heute Chemiker, denen die Frau ſorgfältig kleine Mengen von Materialien zu ihren Arbeiten abwiegt, auch heute Lehrersfrauen, die Unterricht im Klavierſpiel und in „weiblichen Handarbeiten“ geben. Die Pfarrersfrauen auf dem Lande ſtehen oft in einer Art Vertrauensverhältnis zur Landbevölkerung, und die Frau des Arztes führt die Bücher und bucht Nachfragen in Abweſenheit des Gatten. Aber heute ſind das Ausnahmen. Ob die Inferiorität der Arbeit des Weibes in der Ehe dann ganz verſchwinden wird? Heute iſt die Entſcheidung kaum möglich. Zu wenig Fälle liegen als Material vor. Aber verſtehen werden ſich die Eheleute ſicher beſſer lernen, ſobald ſie auf dem Boden einer gemeinſamen Bildung ſtehen. Wo das Weib mehr leiſtet, wird es herrſchen, wo weniger, da iſt es nur recht und billig, daß es beherrſcht werde. Die Natur kennt kein Dogma, das alle Menſchen gleich macht, ſie kennt nur Tüchtige und Untüchtige, und überall ſtehen die Stärkeren den Schwächeren voran. In unſerer Geſellſchaftsordnung mit ihren Erbſtänden galt es einſt als verwerflich, in einen anderen, namentlich niederen Stand hinein zu heiraten, und noch immer gilt es als bedenklich. Aber man ſollte ſich klar darüber ſein, daß es weit bedenklicher iſt, ein Mädchen zu heiraten, der die geiſtigen Grundlagen gänzlich fehlen, auf die ſich das eigene Denken ſtützt.

Die *Kameradſchaftsehe* wird in allen Ständen in dem ſozialariſtokratiſchen Gemeinweſen vorherrſchen, und durch ſie werden die oberen drei der Frauenfragen gelöſt werden, welche die Gegenwart beſchäftigen. Perſönliche Geſchlechtsliebe und Berufsgemeinſchaft ſind feſtere Bande für ein Paar, als geſetzliche Eheſcheidungsſchwierigkeiten und geſellſchaftliche Vorurteile; und die Söhne und Töchter, welche im Angeſicht der Elternarbeit aufwachſen, werden jedenfalls durch Gewohnheit mehr zur Arbeit ſich hingezogen fühlen, als es heute der Fall iſt.

Liebesehe.

Alle Phyſiologen ſind einig über die Notwendigkeit der Geſchlechtsthätigkeit für den erwachſenen Körper beider Geſchlechter, alle wiſſen von den traurigen und entſetzlichen Folgen der Enthaltſamkeit auf dieſem zweitwichtigſten der Lebensgebiete zu reden. Eine leicht aufs Dreifache zu vermehrende Blütenleſe ſolcher Ausſprüche hat Bebel im zweiten Kapitel ſeiner „Frau und der Sozialismus“ gegeben. Jeder Gebildete kennt jene furchtbaren Folgen unnatürlicher Unterdrückung der Natur, die ſich in Hyſterie und Wahnſinn, in Krankheiten der Zeugungsorgane, in Bleichſucht und Trübſinn äußern. Es iſt nicht erſt nötig, eine Sammlung ſolcher Ausſprüche hierher zu ſetzen. Aber dieſe Erkenntnis iſt nicht erſt neueren Datums. Die Geſunden haben immer nach ihr gehandelt.

„Wer nun dem Naturtrieb wehren will,“ ſagt Luther, „und nicht laſſen gehen, wie Natur will und muß, was thut er anders, denn er will wehren, daß Natur nicht Natur ſei, daß Feuer nicht brenne, Waſſer nicht netze, der Menſch nicht eſſe, noch trinke, noch ſchlafe.“

Der Cölibat der katholiſchen Prieſter iſt nicht unſittlicher und unnatürlicher als der der 84% Offiziere des deutſchen Heeres, welche nicht heiraten können, weil ſie einfach die Erlaubnis nicht bekommen. Iſt es eines tüchtigen, ehrenwerten Mannes würdig, ſich in ein derartiges Abhängigkeitsverhältnis zu begeben, in dem es ihm nicht einmal geſtattet iſt, ehrlich ſeinen Geſchlechtstrieb zu befriedigen, und in dem es weiterhin von dem Gelde der Braut abhängt, ob man ſpäter einmal die Erlaubnis zur Ehe erhält oder nicht? In Öſterreich-Ungarn iſt 75% aller Offiziere die Ehe verſagt, und der dem Generalſtab zugeteilte Offizier darf gar nicht heiraten.

Aber noch immer ſind die nicht ausgeſtorben, welche heucheln zu glauben:

„Natur iſt Sünde, Geiſt iſt Teufel.“

und:

„So muß der Menſch mit ſeinen großen Gaben
Doch künftig reinern, höhern Urſprung haben.“

Vom 20. bis 22. Jahre an iſt jeder geſunde junge Mann geſchlechtsreif, und doch iſt ihm, wenn er den höheren Geſellſchaftsklaſſen angehört, erſt mit dem 28. bis 30. Jahre die Möglichkeit gegeben, ſtandesgemäß zu heiraten. Acht lange Jahre ſetzen ihn unſere Verhältniſſe im Durchſchnitt der Notwendigkeit aus, geſchlechtliche Enthaltſamkeit zu üben, oder ſich im Schmutze Genüge für den allmächtigen Trieb zu ſuchen. Acht lange Jahre, und gerade die Zeit der größten Stärke des Geſchlechtslebens, gerade die Zeit, in der der Mann die kräftigſten Kinder zeugt.

Erſt „eine normale und legitime Befriedigung des Geſchlechtstriebes in dem Alter, in dem dieſer Trieb ohne Schaden der Geſundheit nicht unterdrückt werden kann, wird allmählich den Boden für eine kräftigere, geſündere Raſſe ebnen.“

Der Naturforſcher Büchner iſt ſich klar darüber, daß „die Fortpflanzung des Geſchlechtes eine der natürlichſten und Hauptaufgaben aller organiſchen Weſen iſt, und daß Kinderreichtum und Zunahme der Bevölkerung als das größte Glück jedes ſtaatlichen Gemeinweſens betrachtet werden ſollten.“

Montesquieu hat ganz recht: allüberall, wo ſich nur ein Ort findet, an dem zwei Perſonen bequem leben können, wird gewiß eine Ehe ſtattfinden. Und es wäre traurig, wenn es anders wäre. Der Geſchlechtstrieb müßte in den weiteſten Kreiſen des Volkes erloſchen ſein, ehe es dahin kommen könnte; das Volk müßte durch fortgeſetzte eigene Unterzeugung vor dem unmittelbaren Untergange ſtehen.

Die Aufhebung des erblichen Eigentums würde ſchon inſofern günſtig auf die Zahl der Eheſchließungen wirken, als, da weniger Geld in feſten Händen wäre, mehr Paare die Mittel zur Heirat beſäßen. Im Laufe eines Menſchenlebens wird es auch dann wie heute nur ſelten möglich ſein, ſich ein Vermögen von vielen Millionen zu verdienen, d. h. der Kontraſt zwiſchen Arm und Reich wird ſich rapid verringern. Der grenzenloſe Luxus wird von allein wegfallen, und durch Wegfall dieſes Vorbildes werden auch junge Paare ihre Anſprüche an den Glanz ihrer Häuslichkeit und ihren geſellſchaftlichen Aufwand herunterſchrauben, und ſomit früher in der Lage ſein, ſich zu vereinigen.

Die Zahl der Eheſchließungen befindet ſich in unbedingteſter Abhängigkeit von den allgemeinen ſozialen Verhältniſſen. Schon die ungeheure Menge Eheſchließungen nach Peſtjahren, oder nach Ausbruch eines Krieges unter den Daheimgebliebenen beweiſen das ſchlagend. Wenn ſo und ſo vielen die Möglichkeit genommen iſt und mit einem Schlage genommen wird, ſich zu verehelichen, dann wird für andere Paare Raum, die ſonſt noch Jahre lang hätten warten müſſen. Heute ſind vielfach die Geſündeſten und Tüchtigſten in jungen Jahren von der Ehe ausgeſchloſſen. Durch Schaffung von Ehehinderniſſen für die Angeſeuchten würde die Zahl der Eheloſen ſicher nicht wachſen. Im Gegenteil. Nur würden dann *mehr* *Geſunde* Ausſicht haben, zur Ehe zu gelangen. Überdies würde bald genug ein neuer Sporn zur Ehe für viele Tauſende darin liegen, daß man die Eheloſen als die Unbrauchbaren zu betrachten ſich gewöhnte und ſie nicht mehr, wie es heute geſchieht, geſellſchaftlich bevorzugte.

Eheloſigkeit iſt eine Feigheit, heißt es ſchon heute. Eheloſigkeit deutet auf einen körperlichen Mangel, würde es dann heißen. Für jedes Volk, das ſeine Zukunft nicht preisgeben will, beſteht die denkbar ſchärfſte Verpflichtung, für die Schließung möglichſt vieler geſunder Ehen Bedingungen zu ſchaffen.

Obgleich natürlich die Eheſchließungszahl von 1872, dem Jahr, für das anderthalbes Jahr Eheſchließungen aufgeſpart worden waren, noch nicht wieder erreicht iſt, ſind doch die Mengen der geſchloſſenen Ehen ſeit 1879 ununterbrochen geſtiegen, und zwar im Ganzen um 50 000, von 335 000 auf 385 000. Dieſen Zahlen ſtehen in Frankreich für 1886 nur 283 000 gegenüber.

Im Jahre 1854 war das durchſchnittliche Heiratsalter (Alter der *erſten* Heirat allein) bei den Männern in England und Wales 25 Jahre 8 Monate, bei den Frauen 24 Jahre 6 Monate. Seitdem iſt es noch bedeutend heraufgerückt. Ein Drittel bis die Hälfte des geſchlechtlichen Lebens des Weibes fällt im Durchſchnitt auf ihre eheloſe Zeit, abgeſehen von den Mädchen, welche niemals heiraten; deren Zahl betrug um 1850 in einigen Teilen Großbritanniens 41% aller Frauen über 21 Jahre.

Kurz vor 1870 waren von hundert über zwanzig Jahre alten Frauen in Schottland nur 57 verheiratet. Da auf hundert Frauen zugleich 90 Männer kamen, ſo müſſen von den über 20 Jahre alten Männern 33 von jedem Hundert unverheiratet geweſen ſein. In England ohne Wales kamen auf die gleiche Zahl 58 verheiratete Frauen.

Nach Anſell betrug bis 1871 das Heiratsalter der Gebildeten in Großbritannien 30 Jahre, heute faſt 31. Während der Bergwerksarbeiter mit 23,56, der Tagelöhner mit 25,6, der Kleinkaufmann mit 26,17 Jahren heiratet, muß der Gebildete bis 30,72 warten.

Im Ganzen hat das durchſchnittliche Heiratsalter wenig Bedeutung für die richtige Schätzung der Verhältniſſe. Weit wichtiger iſt es, zu wiſſen, wie hoch es in jedem einzelnen Stande iſt. In Deutſchland heiratet der Arbeiter im Alter von 21—24 Jahren, der Gebildete im Alter von 28—32 Jahren. Eine Mehrung der Zahl der geiſtig Begabteren iſt auf dieſe Weiſe unmöglich. Denn wenn auch unter den Arbeiterkindern eine größere Anzahl Begabtere ſind, ſo unterzeugen ſich die Gebildeten doch abſolut wie im Verhältnis zu der Vermehrung der niederen Schichten.

Mit 22 Jahren muß in der Sozialariſtokratie auch der junge Mann der Gebildeten ſo weit ſein, um eine Ehe ſchließen zu können. Und in ihr wird alles geſchehen, um das Heiratsalter herabzudrücken. Wenn das Weib ebenfalls arbeitet und ebenfalls verdient, dann iſt eher ein Hausſtand möglich als heute, wo es ernährt werden muß und höchſtens verwaltet, aber ſo gut wie niemals erwirbt.

Das tüchtigſte Mädchen, dasjenige, das am erſten durch ſeine Arbeit einen nennenswerten Beitrag zu den Haushaltskoſten beiſteuern kann, wird in Zukunft dieſelbe größere Ausſicht haben auf frühere und ſicherere Heirat wie heute das erbreichſte. Nur wird dann das Intereſſe der Gattung dadurch gefördert werden, während es heute geſchädigt wird, wo das reiche, kranke Mädchen weit eher einen Gatten findet als das arme, das mit noch ſo vielen Vorzügen ausgeſtattet iſt.

In Großbritannien hat Alfred Ruſſel Wallace in einem Artikel über Frauenrechte und den Fortſchritt der Menſchheit im Januarheft der „Arena“ 1892 hierauf hingewieſen. Von dem Satze Franz Galtons ausgehend, daß die Griechen zu Perikles Zeiten unſerer Raſſe ſo weit überlegen geweſen ſeien wie heute unſere Raſſe dem Afrikaneger, führt er allen Fortſchritt der Raſſe auf zwei Gründe zurück, auf die Ausſcheidung der aus natürlichen Gründen Ungeeigneten und die Vermehrung der Wahlfreiheit der Frauen hinſichtlich der Heirat.

„Wenn ſolche Veränderungen in den ſozialen Umſtänden eingetreten ſind, daß kein Weib mehr gezwungen ſein wird, weder durch Hunger, durch Vereinſamung oder aus anderen ſozialen Notwendigkeiten, ſich in oder außer der Ehe zu verkaufen, und wenn alle Frauen in gleicher Weiſe den veredelnden Einfluß einer wahrhaft menſchlichen Bildung, ſchöner und erhebender Umgebung und einer öffentlichen Meinung fühlen werden, welche ſich gründet auf die höchſten Beſtrebungen ihrer Zeit und ihres Volkes, dann wird das Reſultat eine Form der menſchlichen Zuchtwahl ſein, welche einen ununterbrochenen Fortſchritt im Durchſchnittszuſtand der Raſſe hervorbringen wird.

Unter ſolchen Bedingungen werden alle, welche häßlich ſind an Leib oder Geiſt, in der Regel keine Kinder hinterlaſſen, die ihre Mißbildung erben könnten, obwohl ſie vielleicht imſtande ſein mögen, ſelbſt ein glückliches und befriedigtes Leben zu führen. Selbſt jetzt ſchon finden ſich viele Frauen, welche niemals heiraten, weil ſie niemals den Mann ihres Ideals gefunden haben. Wenn kein Weib mehr gezwungen ſein wird, zu heiraten um des täglichen Brotes oder auch um eines behaglichen Heimes willen, dann werden ſich ſicherlich diejenigen mehren, welche aus eigener Wahl frei bleiben, und viele andere, welche keinen Anlaß zu einer frühen Verheiratung haben, werden warten, bis ſie einem Manne begegnen, der wirklich eine Ergänzung zu ihnen bildet.

In ſolch einer reformierten Geſellſchaft wird der fehlerhafte Mann von degeneriertem Geſchmack oder ſchwachem Geiſte ſehr wenig Ausſicht haben, ein Weib zu finden, und ſeine ſchlechten Eigenſchaften werden mit ihm ausſterben. Der Vollkommenſte und Schönſte an Leib und Geiſt wird auf der anderen Seite am meiſten geſucht ſein und darum ſehr wahrſcheinlich früh heiraten, der weniger reich begabte ſpäter, und der am kärglichſten bedachte in jedem Falle zu allerletzt, und dies wird der Fall ſein bei beiden Geſchlechtern. Aus dieſem Variieren des Heiratsalters wird, wie Galton gezeigt hat, eine ſchnellere Zunahme der erſteren gegenüber den letzteren entſpringen, und wenn dieſe Urſache mehrere Geſchlechter hindurch fortgewirkt haben wird, ſo wird ſie den Durchſchnittsmenſchen mit der Zeit auf diejenige Höhe heben, auf der jetzt die am höchſten Entwickelten unſerer Raſſe ſtehen.“

„Des Schwächlings Bildung ſoll ſich nicht vererben,
Und ſchöne Stärke nur iſt Daſeinsrecht!“

ſagt Wilhelm Jordan.

Iſt nach Darwin die geſchlechtliche Zuchtwahl bei den Tieren ein Hauptfaktor ihrer Aufwärtsentwicklung, ſo hat ſie beim Menſchen nach Häckel noch weit tiefere Bedeutung. Sie iſt nicht eine Verbindung der Beſten mit den Beſten, welche Plato in ſeinem Idealſtaat in derſelben Weiſe vornehmen wollte, wie der Züchter in ſeiner Hammelherde, ſondern eine Vereinigung derjenigen, welche ſich am ſtärkſten anziehen, welche eine ſtarke perſönliche Geſchlechtsliebe verbindet. Das Vorhandenſein dieſer perſönlichſten aller Neigungen iſt eine Naturthatſache und kein ſpintiſierender Theoretiker hat das Recht, ihr Hohn ſprechend gleich dem Vater des alten Fritz den längſten Grenadier mit dem längſten auftreibbaren Mädchen zu verbinden.

Bebel beachtet in ſeinem Buch „Die Frau“, dies perſönliche Moment durchaus und hat überhaupt eine höhere Anſchauung von der Ehe als die meiſten ſeiner Kritiker; „da der Menſch kein Tier iſt, genügt ihm für die volle Befriedigung ſeines energiſchſten und ungeſtümſten Triebes die bloß phyſiſche Stillung nicht, er verlangt auch geiſtige Anziehungskraft und Übereinſtimmung mit dem Weſen, mit dem er ſeine Verbindung eingeht. Iſt dieſe nicht vorhanden, ſo vollzieht ſich die geſchlechtliche Vermiſchung rein mechaniſch, und man nennt eine ſolche Verbindung mit Recht eine unſittliche.“

„Indem der am höchſten veredelte Kulturmenſch“, ſagt Häckel, „ſich bei der Wahl der Lebensgefährtin Generationen hindurch von den Seelenvorzügen derſelben leiten ließ und dieſe auf die Nachkommenſchaft vererbte, half er mehr als durch vieles Andere die tiefe Kluft ſchaffen, welche ihn gegenwärtig von den roheſten Naturvölkern und unſeren gemeinſamen tieriſchen Voreltern trennt.“ Selten genug geben wir uns Rechenſchaft, ob es die körperlichen oder geiſtigen Vorzüge ſind, was uns an der Geliebten am ſtärkſten anzieht. Aber eben darum wirkt dieſe Anziehungskraft ſo ſtark. Turgeniew ſagt einmal, das ſei immer am ſtärkſten in uns, was uns ſelbſt ein halb durchſchautes Geheimnis bleibe. Wir folgen dem Zuge dann, ohne uns Rechenſchaft zu geben.

Ein junger Mann, liebt vielleicht ein Mädchen aus „guter Familie.“ Aber er kann dem allmächtigen Geſchlechtstriebe nicht mehr widerſtehen. Er geht zu einer Dirne. Der jahrelange ausſichtsloſe Kampf läßt ihn den Gedanken von vornherein aufgeben, mit dem Geſchlechtsgenuß zu warten, bis er einmal in die Ehe tritt. Anders, wenn er die Gewißheit vor ſich ſieht, mit zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig Jahren das Mädchen, das er liebt, heimzuführen. Es iſt nur natürlich für den Mann, daß er ſeine Befriedigung da ſucht, wo er liebt. Und für das Weib in gleichem Maße. Kein gekaufter Genuß kann dem Triebe wirkliche Genüge leiſten. Es iſt nicht wahr, daß der Mann nur ein Weib zu ſeiner Befriedigung braucht. Er muß das Weib haben, zu dem es ihn am ſtärkſten zieht, oder ſie iſt keine vollſtändige. Ebenſo liebt das Mädchen nur den, von dem ſie wie Gretchen im Frankfurter Fauſt ſich eingeſtehen kann:

Mein Schoß, ach, drängt
Sich zu ihm hin!

Andre „Liebe“ iſt von ihrer Seite keine Liebe. Und nur dem, zu dem ihr Schoß ſich hindrängt, wird das geſund empfindende, reine, ſelbſtgewiſſe Mädchen ihn bieten. Wo das Perſönliche bei der Geſchlechtsliebe aufhört, da fängt das Gemeine an. Es iſt nicht wahr, daß man zuerſt Menſch iſt, dann Staatsbürger, Vater, Gatte und ſo weiter. Zuerſt iſt man Individuum, mit perſönlichem Empfinden, und je weiter man den Kreis zieht, von dem man ſich einen Teil fühlen lernt, deſto mehr tritt die Abſtraktion anſtelle des unmittelbaren Empfindens.

Wie hoch uns noch heute die Perſönlichkeit in geſchlechtlicher Beziehung ſteht, das ergiebt ſich aus dem harten, überharten Urteil, das die Geſellſchaft über ein Mädchen fällt, das ohne Standesamt Mutter wird. Beim Weibe achtet die konventionelle Sittlichkeit nur perſönliche Geſchlechtlichkeit. Beim Manne ſind die Schranken des Geſchlechtslebens weiter geworden. Warum? Weil er der Herr der Verhältniſſe iſt. Weil es für jedes Mädchen wünſchenswert iſt, einen Mann zu bekommen. Weil der Mann allein verdient, und darum die Verhältniſſe bei beiden ungleich ſind. Nur eine Ehe bietet den meiſten Mädchen einen geſicherten Lebensunterhalt und einige Annehmlichkeiten. Weil dieſe ſonſt nicht zu erreichen ſind, ſo müſſen ſie ein Auge zudrücken über das Vorleben des Mannes, das nach den beſtehenden ſozialen Verhältniſſen und namentlich bei einem Heiratsalter von 30 Jahren nicht anders ſein kann.

Und doch iſt das Mädchen, iſt die Geſellſchaft nicht allenthalben ſo anſpruchslos gegenüber dem jungen Manne. Der junge Engländer, der ſich in den britiſchen Großſtädten mit einer Griſette auf der Straße ſehen läßt, iſt geächtet. Ein junger Mann aus guter Familie wird nicht mehr eingeladen, weil er mit einem Ladenmädchen zweifelhafter Art in einer Konditorei geſeſſen hat. Das gilt ſelbſt von den feinen Vierteln der Sechs-Millionenſtadt London, in deren Oſtende die grauenhafteſten ſexuellen Zuſtände herrſchen. Wenn Deutſchland auch noch nicht die franzöſiſchen Verhältniſſe hierin erreicht, ſo gehen doch die beſſer geſtellten jungen Männer namentlich in Berlin öffentlich mit ihren „Verhältniſſen" ſpazieren, und die Mütter, die das recht gut wiſſen und ſehen können, wenn ſie nur die Augen aufmachen, halten ihre Töchter dennoch nicht für zu gut für jene, die die erſte Blüte ihrer Jugend mit Dirnen verbraucht haben. Und die Töchter haben gegen dieſe Verächtlichmachung nichts einzuwenden. Sie ſind zu dumm und hilflos und abhängig und müſſen tanzen, wie die Mutter pfeift. Aber wenn die Damen der Geſellſchaft trotzdem noch zu ihnen aufblicken, warum ſollen ſich die jungen Herrchen es nicht bei ihrer wilden Liebe wohl ſein laſſen? Die Verkommenheit der männlichen Jugend unſerer Großſtädte liegt lediglich an dem *Mangel an Selbſtachtung bei dem weiblichen Geſchlecht der gebildeten Stände*. Und dieſe Selbſtmißachtung entſpringt wieder der Leiſtungsunfähigkeit. Ein Weib, das ſeinen Wert als Arbeiterin im Wettbewerb um die Daſeinsmittel fühlt und dem Manne darin ebenbürtig gegenüber zu treten gewohnt iſt, wird ſich dann auch für zu gut halten, ſich einem ausgelebten Wüſtling in die Arme zu werfen.

Das Weib muß ſeinen Wert als Perſönlichkeit fühlen lernen, und dies kann es voll nur durch eigene *Arbeitsleiſtung nach Aufhebung des Erbkapitalismus*; denn nur der ſtetige Fluß des geſamten Nationalvermögens ermöglicht es, daß dem Tüchtigſten der volle Lohn werde, den ſeine Arbeit infolge des thatſächlichen Verhältniſſes von Angebot zu Nachfrage auf ihrem engſten Gebiete wert iſt.

An der *Anſchauung* iſt alles gelegen. Man unterſchätzt deren Wert als Bildnerin der Verhältniſſe allgemein. Woran liegt es, daß heute die Bewohner abgetretener Provinzen wie Elſaß-Lothringens nicht Sklaven der übrigen Deutſchen ſondern Staatsbürger gleich dieſen ſind? Lediglich in unſerer *Anſchauung*, daß das nicht recht ſein würde.

Warum vergewaltigen unſere Fürſten nicht mehr die Töchter beſiegter Fürſtengeſchlechter? Warum opfern wir nicht dem Zeus, und beten auch nicht einmal mehr zum Gotte der Chriſten? Werden nicht, ſobald die Anſchauung von der Nutzloſigkeit des Gebetes allgemein geworden iſt, von ſelbſt alle Kirchen verſchwinden? Was anders tilgt ſie von der Erde als eine Anſchauung?

Im einzelnen Menſchenleben herrſcht ſie ganz mit derſelben Macht. Von allen Mächten, die das Leben eines Menſchen beſtimmen, iſt neben ſeinen ererbten Anlagen keine von ſolcher Allgewalt wie die Anſchauungen, die er ſich erlebt, oder der Inhalt ſeines geiſtigen Lebens.

„Je mehr die Anſchauung durchbricht, daß die höchſte Gunſt eines Weibes nur in freier Liebe gegeben werden darf, um ſo geringer wird die Verführung ſein, ſie für Geld preiszugeben.“ Und dieſe Verführung wird noch weiter abnehmen, wenigſtens Verführung zur Liebe ohne Ehe, wenn erſt dem Erbkapitalismus das Genick gebrochen iſt.

„Ein Bund, den Menſchenwitz mit Vorbedacht
Erſonnen hat, bleibt immer nur gemacht.
Er hält zuſammen, wo ſich platt und eben
Verlaufen darf ein ſtilles Alltagsleben.“

In der alten Sammlung von Sittengeboten des Judentums, die wir in Anlehnung an die alte jüdiſche Sage die moſaiſche nennen, hieß das oberſte Gebot des Geſchlechtslebens: Du ſollſt nicht ehebrechen. Heute heißt es: Du ſollſt deine ſittliche Perſönlichkeit nicht verkaufen!

Die Heimlichkeit und Lügenhaftigkeit der Geſchlechtsbethätigung, die heute unter der männlichen Jugend die Charakterehrlichkeit untergräbt, wird ſamt ihren verderblichen Folgen fortfallen, ſobald der junge Mann im rechten Alter ein Weib offen vor aller Welt in ſeinen Arm nehmen kann. Und jedem Anſtändigen wird der ſüße Trank aus reiner Schale beſſer munden als das Giftgebräu aus dem Schweinetroge. Sobald nicht mehr ein Teil der Geſellſchaft ſeine Bedürfniſſe in dieſer Hinſicht heimlich befriedigt, ſobald Knabe und Mädchen, Jüngling und Jungfrau zuſammen lernen und arbeiten, wird auch jene krankhafte Prüderie verſchwinden, die heute in England bereits geſchwunden iſt, und mit dem Steigen der Achtung vor dem weiblichen Kameraden wird auch zugleich die Rückſicht auf ſein Zartgefühl ſteigen. Eine wirkliche Kenntnis ihres eigenen Leibes und der zweitwichtigſten von deſſen Lebensfunktionen wird dem Mädchen anſtelle ſeiner hilfloſen Scham eine heilige Ehrfurcht vor dem eigenen Leibe und deſſen edlen Organen geben, und wird das neugierige Daranherumraten und die heimliche Freude über jede zweifelhafte Neuentdeckung, ſowie das lähmende Entſetzen über die beginnende Funktion der inneren Geſchlechtsteile in wiſſenden Ernſt verwandeln, der nicht mehr bei jeder leiſen Andeutung zuckt, ſondern lernt und abweiſt, wo es am Platze iſt. Die echte Schamhaftigkeit, die Mann und Weib in gleichem Maße haben, wird dabei ſicher nur gewinnen, und das Wiſſen wird das Mädchen zugleich vor dem Fehlen aus Unkenntnis ſchützen, das gar nicht ſo ſelten iſt. Seit Baſedow ſind immer und immer wieder Pädagogen dafür eingetreten, dem Kinde bei Beginn der Reiſe die Wahrheit über es ſelbſt zu ſagen, aber in unſerem Schulweſen hat dieſe Mahnung noch keinerlei Beherzigung gefunden. Man ſoll nur ja nicht denken, daß es dem Kinde nicht auffällt, wenn bei Beſprechung des menſchlichen Körpers ein ganzer Teil fortfällt, von deſſen Vorhandenſein es doch recht gut weiß.

Der Hauptgrund dafür, daß Mädchen heute ſo oft ohne Liebe heiraten, liegt in ihrer lächerlich kindiſchen Erziehung, die ſie verhindert, ſich zum ſelbſtändigen Denken aufzuſchwingen. Die Mädchenſchule ſteht lange nicht auf der Höhe der Realſchule und des Gymnaſiums und bricht viel zu früh ab, als daß ſie dem Mädchen eine gründliche Bildung fürs Leben mitgeben könnte. Das Mädchen wird „fürs Haus“ erzogen, d. h. zur Geſellſchaftspuppe oder zum Dienſtmädchen. Da es ſich für keinen Beruf vorbildet und ganz genau weiß, daß ſeine Zukunft nicht von ſeinem Lerneifer abhängt, fehlt der rechte Ernſt bei der Arbeit. Alles iſt Tändelei. Sich für etwas ſpeziell zu intereſſieren oder gar ſich einen eigenen Intereſſenkreis zu bilden, dazu kommt unter Hunderten nicht eine. Und die eine, die ſo weit kommt, iſt gewiß eine Häßliche, die die denkbar geringſte Ausſicht hat, zu heiraten, die Tochter armer Eltern, die für ihren Unterhalt einmal auf ſich ſelbſt angewieſen ſein wird. Mit Nichtigkeit und Tändelei, mit Putzen, Beſuchen und Kaffeeklatſchen, Theaterlaufen und durch Muſikſpielerei die Nerven Ruinieren wird die Zeit der jungen Dämchen totgeſchlagen. Eine ernſte Arbeit, die dem Leben Inhalt geben könnte, kennt keine. Alles zielt darauf hinaus, das Mädchen, das niemals eine Perſönlichkeit iſt, möglichſt gut zu verheiraten, und wenn erſt einmal ſich eine Gelegenheit bietet, und ſie ſich vielleicht entſetzt abwendet, dann wird ihr von den Leuten, von denen ſie ſich in Abhängigkeit zu befinden gewohnt iſt, zugeredet und zugeſetzt, bis ſie endlich, um nur Frieden zu haben, ja ſagt. Und man hat ja ihre Mädchenzeit hindurch durch alles durchblicken laſſen, daß es ihr einziges Ziel ſein muß und ihr höchſtes Glück iſt, unter die Haube zu kommen. So verkauft ſie ſich an einen Mann und weiß ſelbſt nicht, was ſie thut. Woher ſoll ihr auch der Mut und die Fähigkeit einer eigenen Meinung, eines eigenen Willens kommen? Wie kann ſie beide beſitzen? Ihr ganzes bisheriges Leben iſt eine ununterbrochene Abhängigkeit, ſie iſt durch keine ſelbſtgewählte Arbeit für einen beſtimmten Zweck gefeſtigt, ſie iſt eine Spielpuppe mit allerhand kleinem Eigenſinn im leeren Kopfe. Iſt ſie etwas ſchlauer von Natur, ſo geht ſie das Geſchäft gar ein, um ihre Putzſucht und ihre ſonſtigen koſtſpieligen Launen befriedigen zu können und diejenigen Freiheiten zu erwerben, die die Geſellſchaft dem jungen Mädchen vorenthält, der Frau aber geſtattet. Eine Wahl aus Neigung, die einzig natürliche Grundlage des perſönlichſten aller Verhältniſſe, giebt es ſicher in vielen Fällen trotzdem. Aber die Mehrzahl giebt ihr Heiligſtes doch um Geldes willen preis.

Praktiſch iſt es heute wenigſtens in den gebildeten Ständen ſo, daß ein Mädchen, das nicht zufällig durch ein großes Erbteil in ſeinem Auskommen geſichert iſt, kaum einen anderen Weg vor ſich ſieht, ihr Brot zu verdienen, denn als Frau und Mutter. Die Ehe iſt eine Brotfrage geworden. „Glück und Würde, wie das zukünftige Heil der Menſchheit erfordern in gleichem Maße,“ ſagt Hertzka, „daß das Weib der entehrenden Notwendigkeit enthoben werde, im Gatten zugleich den Verſorger, in der Ehe das einzige Rettungsmittel gegen materielle Not zu ſehen.“

„Auch unter den ſogenannten Kulturnationen der Gegenwart,“ ſagt derſelbe Schriftſteller ein wenig vorher in ſeinem ſozialen Zukunftsbild „Freiland,“ „blieb das Weib rechtlos, und was ſchrecklicher iſt, es blieb, um ſein Daſein zu friſten, angewieſen darauf, ſich dem erſten Beſten zu verkaufen, der um ſeiner Reize willen die Verpflichtung übernahm, es zu „verſorgen.“ Dieſe von Recht und Sitte geheiligte Proſtitution iſt in ihren Wirkungen verheerender als jene andere, ihr Weſen unverhüllt zur Schau tragende, die ſich von ihr bloß dadurch unterſcheidet, daß hier der ſchmähliche Handel nicht auf Lebenszeit, ſondern für kürzere Friſt geſchloſſen wird, für Jahre, Wochen, Stunden. Gemeinſam iſt beiden, daß das ſüßeſte, heiligſte Kleinod der Menſchheit, das Herz des Weibes, zum Gegenſtande gemeinen Schachers, zu einem Mittel des Lebensunterhaltes gemacht wird; und ſchrecklicher als die Proſtitution der Straße iſt die von Geſetz und Sitte geheiligte der Verſorgungsehe, weil unter ihrem verpeſtenden Gifthauche nicht bloß Würde und Glück der jeweilig lebenden, ſondern auch Saft und Mark der zukünftigen Geſchlechter verdorren. Da die Liebe, jener geheiligte Inſtinkt, der beſtimmt iſt, das Weib in die Arme jenes Gatten zu führen, mit dem vereint es der kommenden Generation die tüchtigſten Mitglieder ſchenken könnte, zum Erwerbsmittel, dem einzigen, das ihm offen ſtand, geworden, ſo mußte das Weib, um zu leben, ſich, — in ſich aber die Zukunft der Raſſe ſchänden.“

Dem Manne geht es nicht anders. Die Frau verdient in den gebildeten Schichten faſt nie einen Pfennig, koſtet aber deſto mehr. Ein ſelbſt verdientes Einkommen reicht oft bis zum 30. oder ſelbſt 35. Lebensjahre nicht zur Gründung eines Hausſtandes. So iſt der Mann, den der Umgang mit Dirnen anekelt, gezwungen, ſeine Liebe zu opfern und nach Geld zu freien. Nicht das geſunde, tüchtige Mädchen, das er liebt, kann ſein Weib werden. Hängt an ihr auch ſeine Neigung, ſeine Hand kann er nur der Tochter des reichen Mannes bieten. Andernfalls iſt er mit ſeinen nunmehr beſchränkten Mitteln mindeſtens ausgeſtoßen aus den Geſellſchaftskreiſen, in denen er bisher zu verkehren pflegte.

So führt er ein ungeliebtes Weib ans Ehebett. Was Wunder, wenn ſie ihm nicht das Glück bietet, das ihm die Liebe bereiten könnte? Was Wunder, wenn er ſich aus ihrer Umarmung fortſehnt nach einer anderen? Wenn er endlich zu einer anderen ſchleicht, heimlich, mit dem Bewußtſein des Treubruchs im Haupte?

Und ſie, die dem ungeliebten Manne, von dem ſie weiß, daß er ſie nur ihres Geldes wegen begehrt, daß ſie ſeine Geſchlechtlichkeit nicht reizt, daß es ihn nicht ſtürmiſch zu ihr zieht, und die ihm doch nächtlich ihren Schoß bietet! Die ſich doch nächtlich mit dem Ungeliebten proſtituiert, an den ſie ſich und der ſich an ſie verkauft! Muß nicht ſolch ein Verhältnis allen Weibesſtolz in ihr untergraben! Muß ſie nicht ihrem Kinde mit Scham ins Auge blicken, das nicht heiße Liebesluſt, ſondern träge Gewohnheit, ja Abneigung, gezeugt! Und wenn dann ein Mann in ihren Geſichtskreis tritt, zu dem es ſie in Liebe hinzieht! Moderne Poeten haben wiederholt den Stoff behandelt, wie dann das tote Weib erſt zur Perſönlichkeit erwacht, wie es fühlt, daß es auch heiß empfinden kann, und daß dies ihm Glück giebt. Welchen Halt hat das Weib dann, ihr Wort nicht zu brechen? Muß nicht der Zug der Natur in ihr um ſo ſtärker ſein, je geſünder ſie iſt, und wer will dann einen Stein gegen ſie aufheben? Der ſelige Schmerz und das ſüße Weh, mit dem ſie dem Geliebten in den Arm ſinkt, wer will ihr ſie vorhalten? Iſts ihre Schuld?

„Kein Mäſchchen darf geſponnen ſein
Im Liebesnetz vom Faden Pflicht.
Die Liebe will gewonnen ſein,
Geſchuldet iſts die rechte nicht.“

„Es iſt ſicherlich wahr: Das furchtbare Bewußtſein der Schmach, mit einem Ungeliebten das Lager zu teilen, wird in ihr meiſt erſt in dem Augenblicke lebendig werden, wo der Funke perſönlicher Liebe zu einem anderen in ihre Seele ſchlägt, aber ſelbſt das Erwachen der natürlichen Liebe gilt dem Ataviſten ja als ſündhaft!“

Goethe lebte hinſichtlich der Liebe bereits die neue Ethik. Aber ſeine abnorme geiſtige Größe und die Abſtammung von einem Elternpaare, das ſich nicht liebte, wurden ihm verhängnisvoll. Er empfand niemals die volle Befriedigung bei einem Weibe, wenigſtens niemals auf die Dauer. Aber eine ſeiner größten Eigenſchaften war ohne Zweifel ſeine geſchlechtliche Ehrlichkeit. An ſeinem Leben bildete ſich bereits der Engländer Lewes ſein ſittliches Urteil, wenn er eine Ehe ohne Liebe Unrecht nennt, und für die Löſung einer Verlobung eintritt, die einen Teil nicht mehr befriedigt.

Jeder geſunde Mann fühlt ſich von einem Mädchen ſtärker geſchlechtlich angezogen als von einem andern. Meiſt iſt dabei der Körperbau in irgend welcher Weiſe entſcheidend. Ein gewiſſer Typus, z. B. ſtark entwickelte Hüften und ein voller Buſen, reizen ſeine Einbildungskraft. Und von den zahlreichen Mädchen und Frauen, die dieſem Typus angehören, reizen ihn wieder einige wenige ſtärker, die auch in ihren ſeeliſchen Eigenſchaften ihm entſprechen. Von derjenigen aber, welche den ſtärkſten Reiz auf ihn ausübt, die er am heißeſten begehrt, ſagen wir, daß er ſie mit perſönlicher Geſchlechtsliebe liebt. Vielleicht könnte er mit fünf, mit zehn Mädchen dieſes Typus glücklich werden, aber eine Reihe rein perſönlicher Momente weiſen ſeine Neigung auf Eine hin. Der nähere Verkehr umſtrickt ihn dann noch feſter, und das Sicheinander-Einleben, der Austauſch von Liebkoſungen und endlich die Gemeinſamkeit des Geſchlechtslebens machen das eine Band in der Regel ſo überwiegend ſtärker als andere Reize, daß es ſich ihnen gegenüber fürs Leben behauptet. Die gemeinſame Liebe zu den Kindern, gemeinſame Intereſſen, tauſend gemeinſame Beziehungen geben der trauten Gewöhnung dann noch einen weiteren Hintergrund.

Das Weib empfindet in ganz ähnlicher Weiſe. Ein Körper, in dem ſie nicht dunkel den zu ihr paſſenden männlichen Typus empfindet, zieht ſie nicht an. Ihn kann ſie nicht mit der gleichen Leidenſchaft umſchlingen wie jenen, ihm ſich nicht ſchrankenlos hingeben, ihn nicht wonnebebend in den eigenen Schoß eindringen laſſen. Durch jeden Mann, der ihr nicht das iſt, was er ihr ſein müßte, um ihr ganz zu genügen, fühlt ſie ſich proſtituiert. Sie empfindet dunkel, daß er nicht der rechte Keimwecker iſt für ihre Ungeborenen. Und das Weib, das niemals die echte, perſönliche Geſchlechtsliebe empfunden, gekoſtet hat in ihrem vollen Aufſtöhnen, dem atemloſen, das weiß nicht, was Liebe iſt und was das Leben für Süße in ſich birgt. Der Mann, der nie ein Weib erſtürmt, zu deſſen Schoß es ihn mit Allgewalt hinzog, der nie in ſein Liebſtes heißes Leben hinübergeſtrömt, iſt ein armer Mann, und nichts im Leben kann ihm Erſatz bieten für dieſen unendlichen Verluſt an Lebensſüße. Er weiß nicht, wie glücklich ſich ein Mann fühlen kann. Der Zug der Natur zu einander in zwei Leibern verſchiedenen Geſchlechts iſt durch nichts zu erſetzen; dafür giebt es kein Surrogat, keine Nachhilfe. Keine Hochachtung, keine Bewunderung, keine Schönheit, keine Leibesſtärke und keine Geiſteskraft kann darüber hinwegtäuſchen. Es liegt nicht im Bereich unſerer Willkür, wem wir unſere perſönliche Geſchlechtsliebe ſchenken wollen, ſo wenig wie eine andere Liebe, ſondern in uns ſelbſt, in der Organiſation unſeres Körpers und ſeiner Funktion, unſerem Geiſte. Dieſer ſo und ſo gebaute Leib mit ſeinen ſich ſo und ſo vollziehenden Funktionen fordert zu ſeiner geſchlechtlichen Befriedigung einen ſo und ſo gebauten anderen Leib. Das iſt eine innere Thatſache, über die keine Deutelei hinweghilft und um die herum es keinen Weg giebt.

„Umſonſt, daß du, ein Herz zu lenken,
Des Mädchens Schoß mit Golde füllſt;
Der Liebe Freuden laß dir ſchenken,
Wenn du ſie wahr empfinden willſt.

Gold kauft die Stimme großer Haufen,
Kein einzig Herz erwirbt es dir,
Doch willſt du dir ein Mädchen kaufen,
So geh und gieb dich ſelbſt dafür.“

Wo die perſönliche Geſchlechtsliebe fehlt, da giebt es auch keine ſittliche Ehe. Sie iſt die einzig geſunde Grundlage für dieſe. In einer „Vernunftehe“ das heißt in einer unvernünftigen, unnatürlichen Ehe, werden ſich die Gatten vielleicht nicht zanken, aber von da bis zu dem Glücksgefühl, das echte Liebe zu geben vermag, iſt noch ein unendlich weiter Weg. Die Vernunft, das Denken, kann allerdings die Neigung innerhalb enger Grenzen ſtützen oder ihr zuwider laufen. Sie kann das Handeln des Menſchen beſtimmen und ihn hindern, ſich ſeiner Neigung ſchrankenlos hinzugeben. Aber die perſönliche Grundlage des Geſchlechtsverkehrs erſetzen kann ſie nicht. Bis ſie dazu kommt, bleibt dieſer eine mechaniſche Funktion, an der die Tiefen des Gemütes, die Höhen der Leidenſchaft keinen Anteil haben, und die darum immer auch nur matt, ohne den heißen Anſturm der Leidenſchaft erfolgt. Ohne dieſe Liebe iſt eine Ehe unſittlich, iſt ſie nur ein mattes Preisgeben des Beſten, was man hat, ohne die rechte elementare innerliche Nötigung. Eine Ehe ohne Liebe iſt für den Menſchen gegen die Natur, und ſchon darum können aus ihrem Schoße nicht dieſelben Kinder hervorgehen, die ihr entſpringen würden, wenn das heiße Brauſen der Leidenſchaft ihren Keimen Vereinigung gebracht hätte. Schon Goethe, der in dieſen Dingen allerdings ein wenig Phantaſt war, hat einmal in Dichtung und Wahrheit darauf hingewieſen, daß der Joſef der jüdiſchen Volksſage beſonders tüchtig geworden ſei als Kind der leidenſchaftlichen ehelichen Liebe.

Die perſönliche Geſchlechtsliebe mit ihren ſtark auf dem reingeiſtigen Gebiete ſpielenden Faktoren, iſt nichts allen Menſchen Eigentümliches, ſondern ſie iſt von uns erſt in den letzten Zehntauſenden von Jahren erworben worden. Ganze Stämme kennen heute nur primitive Anfänge von ihr.

„Erſt aus der reicheren Gliederung unſeres Gefühls- und Geiſteslebens und unter dem Einfluß jener unzählbar verſchiedenen Bedingungen, unter die die Kultur den einzelnen ſtellt, iſt das Vollgefühl der Perſönlichkeit erwachſen, die ſich auch in geſchlechtlicher Hinſicht nur durch eine ſymmetriſche Perſönlichkeit genügen läßt.

Damit iſt dem geſchlechtlichen Verkehr eine neue Bedingung erwachſen, von der das Altertum wie das Chriſtentum keine Ahnung hatte, und erſt dadurch erfährt die Forderung der Einehe, die ſich bisher auf einem Dogma aufbaute, eine tiefere pſychiſche Begründung.

Es liegt hier einer zahlreichen Fälle der Kulturentwicklung vor, in denen ſich die Form einen Inhalt geſchaffen hat.

Diejenigen, welche noch nicht auf der Stufe des Gefühls der eigenen ſittlichen Perſönlichkeit ſtehen, welche den Geſchlechtsgenuß noch nehmen, wo ſie ihn finden, das ſind die Ataviſten, aber nicht die Menſchen der Zukunft.“

Selbſt in Ländern, wo die Vielweiberei offiziell geſtattet iſt, hat doch die Mehrzahl der Männer nur *ein* Weib. Und nicht nur ſolche, die für zwei Frauen nicht Unterhalt hätten, ſondern auch begütertere. Dies iſt der Fall in Ländern, wo die Daſeinsbedingungen noch weit weniger kultiviert ſind als unter den europäiſchen Kulturſtaaten, und infolgedeſſen auch die Perſönlichkeiten noch nicht in ſo reichen Schattierungen ausgeprägt ſind.

Schopenhauer ſagt einmal: „Die Sehnſucht, welche an den Beſitz eines beſtimmten Weibes die Vorſtellung einer unendlichen Seligkeit knüpft und einen unausſprechlichen Schmerz an den Gedanken, daß er nicht zu erlangen ſei, dieſe Sehnſucht und dieſer Schmerz . . . . ſind die Seufzer des Geiſtes der Gattung, welcher hier ein unerſetzliches Mittel zu ſeinen Zwecken zu gewinnen oder zu verlieren ſieht, und daher tief aufſtöhnt.“

Wer die Süße des Liebesgenuſſes koſtet, der darf ſich auch vor der Möglichkeit nicht ſcheuen, dadurch einem Kinde das Leben zu geben. Und wer ein Kind nicht unterhalten kann, der darf auch noch keines zeugen. Aber es iſt *Pflicht der Geſellſchaft*, dafür zu ſorgen, daß im *Alter des durchbrechenden Geſchlechtstriebes für ihre Glieder auch die Ehemöglichkeit beſtehe*. Alle anderen Verhältniſſe ſind krank. Wer ſein eigenes Weib mit Liebe umſchlingt, mit echter, heißer, perſönlicher Geſchlechtsliebe, der hat auch den Wunſch, dadurch einem Kinde das Leben zu geben, und das Weib, das beim Genuß der Liebe nicht den Wunſch hat zu empfangen, empfindet die Wonne des Zeugens nur halb. Durch Eingriffe, welche die Befruchtung unmöglich machen, und auch durch das Beſarion okkluſivum der Neumalthuſianer, das den Mutterkuchen deckt und den Samenſtrahl hindert, ihn zu treffen, wird der Akt im Dienſt der Gattung herabgewürdigt zu einem bloßen perſönlichen Vergnügen, dem die Tiefe des Empfindens fehlt, und dem Hinüberſtrömen des eigenen Lebens in den Schoß des geliebten Weibes mangelt die ſittliche Bedeutung. Der Akt, deſſen Feuer durch eine mechaniſche Vereitelungsvorrichtung ſeines natürlichen Erfolges unterbrochen wird, ſinkt faſt auf gleiche Stufe mit dem Zeugen mit einer Dirne, von der ſich niemand einen Sohn wünſcht. Ein Weib, von dem man kein Kind haben möchte, liebt man nicht, und das Mädchen hat nur den Mann wirklich lieb, den es inſtinktiv als den rechten Keimwecker empfindet. Dieſe Liebe iſt mit der Anwendung eines Präventivs ſchlechterdings nicht zu vereinen.

Selbſt unter den reicheren Kreiſen Englands, ſind Liebesheiraten weit häufiger als bei uns. Das hängt lediglich ab von der ungleich größeren Produktivität des lebendig in einem Geſchäft angelegten Kapitals gegenüber dem toten, das einfach ſeine Zinſen giebt. Ein recht wohlhabender Mann mit einer Million Mark Vermögen beſitzt vielleicht vier Töchter. Sein Haushalt koſtet ihm jährlich 30000 Mark. Ohne denſelben weſentlich einzuſchränken, kann er jeder ſeiner Töchter doch höchſtens 100000 bis 150000 Mark als Mitgift geben. Die Zinſen dieſer Summe 3000 bis 5000 Mark ſpielen gegenüber dem Einkommen, das erforderlich iſt, um in den gleichen Kreiſen einen Hausſtand zu gründen, etwa 15000 bis 20000 Mark, nur eine ſehr untergeordnete Rolle, und in der That betrachtet die junge Frau dieſe 3000 bis 5000 Mark eben als eine Art Nadelgeld, mit dem ſie ihre perſönlichen Bedürfniſſe beſtreitet. Selbſt unter dieſen Verhältniſſen kommt der Mitgift eine nur ſehr beſcheidene Bedeutung zu, und ſelbſt ein bares Erbe von einer Viertelmillion Mark würde erſt 7500 Mark Zinſen ergeben. Der Geſchäftsmann, der einmal über ein Einkommen verfügt, um heiraten zu können, wird alſo weit weniger nach Gelde heiraten als der entſprechende Deutſche, für den ein einziges Hunderttauſend bereits ein genügendes Jahreseinkommen bedeutet.

H. T. Finck hat in ſeinem gedankenreichen Buche „Romantiſche Liebe und perſönliche Schönheit“ in demſelben Sinne auf Nordamerika hingewieſen. Nirgends trifft man ſo viel kräftigen und ſchönen Nachwuchs wie da, und nirgends iſt die freie Werbung allgemeiner als in den Vereinigten Staaten. Er behauptet, ähnlich Wilhelm Jordan, geſtützt auf eine vielſeitige und langjährige Erfahrung, daß nur aus Liebesehen geſunde und ſchöne Menſchen hervorgehen können. Auch in der natürlichen Zuchtwahl iſt ja nicht das Weibchen mit einer ganz beſtimmten Eigenſchaft das meiſt umworbene und ſich am ſtärkſten fortpflanzende, ſondern dasjenige, welches kraft ſeiner Veranlagung die ſtärkſte Anziehungskraft auf die meiſten Männchen ausübt. Jede Zeugung, die nicht auf dieſer Anziehung beruht, iſt eine unſittliche Handlung. Nicht auf der Erkenntnis einer Reihe von Vorzügen an einem Mädchen baut ſich die Liebe des Mannes auf, ſondern ſie beſteht in dem Gefühl der Anziehung durch ſie, ſie iſt ein primäres Gefühl, iſt auf dies gegründet und nicht auf irgend welche abſtrakte Überlegung. Nichts iſt ſo ſehr zum Beſten der Geſundheit und Schönheit der Kinder, als die Ehe aus Liebe. „Verſtandesheirat", Heirat auf höheren Befehl, Heirat aus Rückſicht, Heirat aus Geldſucht, Heirat um in einen höheren Stand zu gelangen, ſind gleichermaßen verwerflich. Sie erſetzen das natürliche Motiv durch ein künſtliches. Auf die deutſche Ehe fällt von Fincks geſundem Standpunkt aus kein beſonders günſtiges Licht, am ſchlimmſten aber ſtehen die Dinge in Frankreich, deſſen Bevölkerung ſicher auch mit aus dieſem Grunde ſichtlich im Niedergange begriffen iſt. Die klöſterliche Abgeſchloſſenheit der jungen Mädchen macht jedes freie Werben unmöglich. Kein junger Mann kann ſeine Braut vor der Verlobung auch nur oberflächlich kennen lernen. Die Anzahl Mädchen, die ihm zur Wahl geſtellt ſind, iſt außerdem eine verſchwindend geringe. —

Als ſich Goethe in Straßburg aufhielt, waren dort traurige geſchlechtliche Zuſtände. In der Stadt lag eine große franzöſiſche Garniſon, und ſo gut wie keiner dieſer Tauſende durfte heiraten, um nicht zu feſt an den Ort gefeſſelt zu werden und immer marſchbereit zu ſein. Und wirklich fanden ſich Tauſende, die ſich dieſer ſchmählichen geſchlechtlichen Knechtſchaft unterwarfen, wie ſie ſich heute finden. Die natürliche Folge war, daß das franzöſiſche Militär gerade wie heute oft das deutſche bei den Bürgertöchtern geſchlechtliche Befriedigung ſuchte und fand. Daher eine große Zahl unehelicher Kinder, die die Anſchauung ihrer Zeit gleich ihren Müttern mit einem Schandmal behaftete. Und die Furcht vor dieſer Schande war oft ſtärker als die Liebe zu der Frucht des eigenen Leibes, und ſo ſtarb manches Kind unter der Hand der eigenen Mutter. Der junge Goethe mit ſeinem offenen, empfänglichen Gemüt empfand tiefes Mitleid mit dieſen Opfern der Verhältniſſe und trat in ſeinen juriſtiſchen Arbeiten für eine — mildere Beſtrafung des Kindesmordes ein. Er wollte eine ſchreckliche Folge der Zuſtände beſeitigen — aber ſein Denken ſtand zu ſehr unter dem Drucke der herrſchenden Anſchauung, als daß er geſehen hätte, daß er dadurch nur die Sache verſchlimmerte, die Verrohung förderte, und den Punkt, auf den es ankam, verfehlte. Die Gretchentragödie in Goethes Fauſt und die Kindesmörderin Wagners ſind reifere Früchte der Straßburger Anregungen, — aber keine dieſer beiden Dichtungen iſt zur vollen Klarheit ausgereift — zu der Klarheit, daß das Mädchen den geſchlechtlichen Verkehr mit dem geliebten Manne als ihr gutes Recht empfände, ſich des Kindes unter ihrem Herzen nicht ſchämte und es offen und ehrlich der Welt hinhielte, als ein Kind der Liebe und darum beſſer als tauſend andere Kinder, die ſchlaffer Gewohnheit ihr matt flackerndes Lebenslicht verdanken.

Ein Mädchen, das ſich dem Geliebten aus heißer Leidenſchaft hingiebt, ſteht ſicher ſittlich höher als dasjenige, das ſich an den ungeliebten Mann zur Ehe verkauft, und es iſt eine der alten Unſinnigkeiten der Geſellſchaft, auf die uneheliche Mutter mit Fingern zu zeigen.

Der weſentliche Grund, aus dem man den Stein auf ein Mädchen wirft, das ſich ohne Ehe einem Manne ergeben hat, liegt in dem Verdacht der Unperſönlichkeit ihres Geſchlechtsbedürfniſſes. Eine Witwe, die bereits Jahre lang mit einem Manne in Verkehr geſtanden, zu heiraten, gilt nicht als unehrenhaft. Ein Mädchen, das unehelich Mutter geworden iſt, iſt verfehmt. Und doch hat ſie vielleicht ſittlicher gehandelt als jene, die ſich um Geldes willen hingab. Es iſt als ſicher anzunehmen, daß es das erſte Mal, wo ſich ein Mädchen einem Manne giebt ohne Ehe, immer aus perſönlicher Geſchlechtsliebe geſchieht. Einem ungeliebten Manne gegenüber würde die Scham viel zu ſtark ſein. Nur der Drang des eigenen Schoßes zu dem Geliebten hin vermag dieſe zu überwinden. Die Mädchen beſſerer Stände haben meiſt eine entſetzliche Angſt vor der erſtmaligen Begattung. Es bedarf einer ſtarken Leidenſchaft oder der Vereinigung aller Umſtände gegen ſie, des Eingeſchloſſenſeins in die Brautkammer mit dem rechtlich Angetrauten, um ſie dazu zu vermögen. Und ſelbſt dem geliebten Manne giebt ſich das unberührte Mädchen nicht leicht mit Bewußtſein. Erſt dem Taumel geſchlechtlicher Erregung weicht ihr Widerſtreben.

Es iſt ſicher zu erwarten, daß dieſes perſönliche Fühlen auf dieſem perſönlichſten aller Gebiete ſich in der Zukunft noch reicher entfalten werde. Die unendliche Verſchiedenheit der Lebensbedingungen weiſt gebieteriſch auf eine immer größere Differenzierung des Menſchengeſchlechtes hin. Je ſtärker in einem Menſchen beſondere Züge ausgebildet ſind, ein deſto mehr nach einer anderen Seite ausgebildetes Individuum wird er bedürfen zur geſchlechtlichen Genüge; deſto weniger ſtark wird der geſchlechtliche Zug ſein, der ihn zu anderen Weſen dieſes Geſchlechts zieht, welche dieſe Züge nicht beſitzen; deſto weniger werden ihn dieſe zu befriedigen vermögen. Bei Mann und Weib wird das bei gleichmäßiger Ausbildung der Perſönlichkeit wohl in ziemlich gleichem Maße der Fall ſein.

Ein freimütiger proteſtantiſcher Geiſtlicher, der freilich dafür abgeſetzt worden iſt, ſagt über dieſen Punkt: „Iſt es nicht vielleicht unſittlicher, wenn ein Weib ſich einem ungeliebten Manne hingiebt, auch wenn er ihr Ehegatte iſt; proſtituiert ſie ſich nicht mehr, als wenn ſie ſich mit einem anderen verbindet, der ihr zwar nicht durch die Geſellſchaftsordnung angetraut iſt, aber den ſie liebt? . . . . . . Wo Liebe fehlt, da iſt der Geſchlechtsverkehr ein unſittlicher, und wenn er zehnmal durch die Geſellſchaft ſanktioniert iſt. Und unſittlich im höchſten Maße wieder, wo ſich der eine Teil dem anderen nur mit Widerwillen hingiebt."

Der Handel mit Mädchenleibern zur Ehe wird mit der Abſchaffung des Erbkapitalismus aufhören. Die Verbindung mit einem häßlichen, untüchtigen, unliebenswürdigen Mädchen bringt dem Manne keinen Vorteil mehr, ſobald dieſe nicht mehr ſchon durch ihre Geburt reich ſein kann. Iſt ſie aber tüchtig und hat ſich durch ihre eigene Arbeit bereits ein kleines Vermögen erworben, ehe ſie in die Ehe tritt, dann iſt die Wahrſcheinlichkeit doppelt groß, daß ſie auch die Mutter tüchtiger Kinder, ein geeignetes Individuum für die Zucht ſein wird.

In der heutigen Ehe, der Arbeiterehe wie der der Gebildeten, fühlen ſich infolge der künſtlichen Entfremdung der Geſchlechter die Gatten noch nicht ſolidariſch genug. Sie gehören verſchiedenen geiſtigen Welten an und können ſich darum nicht enger zuſammengehörig fühlen als mit jedem anderen Menſchen. Die Arbeiterfrau ſchimpft auf die Teilnahme des Mannes am politiſchen Leben, und die Männer wieder laſſen ihre Frauen beim Kampf um höhere Löhne ſitzen. Statt Seite an Seite mit ihr für ihre Intereſſen zu kämpfen, läßt der Mann ſein Weib das allein ausmachen, und ſie muß bei ihrem Mangel an Gemeinſinn und Fähigkeit zur Organiſation natürlich unterliegen. Nicht viel anders iſts in den höheren Geſellſchaftsklaſſen. Durch eine unüberbrückbare Kluft der Bildung und Sitte von einander getrennt, verſtehen ſich die Geſchlechter nicht. Der Mann lächelt höchſtens darüber, wenn ſeine Frau ſich irgend eine Beſchäftigung ſucht, und ſie betrachtet ihn als den Brummbär, für deſſen Bequemlichkeit geſorgt werden muß, ſo oft er heimkommt. Er geht ins Wirtshaus und ſie in den Kaffeeklatſch. Eine wirkliche Geſelligkeit iſt ſchon darum unmöglich, weil beide Geſchlechter nicht wüßten, was ſie zuſammen reden ſollten. Am Geſellſchaftsabend aber rauchen die Männer und ſpielen Karten, die Frauen eſſen Süßigkeiten und bekritteln ihre Bekannten. Die engliſche Geſellſchaft ſteht damit verglichen um drei Stufen höher. Erſtens geht der Mann nicht ins Wirtshaus, ſondern bringt ſeinen Abend daheim zu, zweitens iſt alle Geſelligkeit beiden Geſchlechtern gemeinſam, und ſodann würde es keinem Manne einfallen, bei einer förmlichen Geſellſchaft rauchen und ſpielen zu wollen.

„Die ſittliche Wiedergeburt der Menſchheit wird in Wahrheit erſt dann beginnen, wenn die Hauptgrundlage der geſellſchaftlichen Beziehungen unter das Geſetz gleicher Gerechtigkeit geſtellt iſt und die Menſchen gelernt haben, ihre ſtärkſten Sympathien mit ſolchen Menſchen zu pflegen, die ihnen an Rechten wie an Bildung gleichſtehen.“ Mit dieſen Worten deutet Mill die Folgerung an, die ſich notwendig aus einer Hebung der Frau in geiſtiger und ſittlicher Beziehung für die Menſchheit ergeben muß.

„Die Bildungs- und Anſchauungsdifferenzen,“ ſagt Bebel, „die im Anfang der Ehe, während die heiße Leidenſchaft noch vorherrſcht, leicht überſehen werden, ſteigern ſich in reiferen Jahren und machen ſich dann um ſo fühlbarer, weil jetzt die geſchlechtliche Leidenſchaft mehr und mehr erliſcht und um ſo nötiger durch die geiſtige Übereinſtimmung erſetzt werden müßte.“ Unter den heutigen Verhältniſſen, bei der mangelhaften geiſtigen Bildung der Frau, iſt ſie faſt immer einfach das Sprachrohr der öffentlichen Meinung. Mill ſagt ganz richtig: „Ein Mann, deſſen Frau an Bildung tief unter ihm ſteht, hat an ihr beſtändig einen Ballaſt, oder ſchlimmer noch, einen Hemmſchuh bei jeder Regung, die er fühlt, beſſer zu ſein als die öffentliche Meinung von ihm verlangt oder ihm zu ſein geſtattet.“ Und „weicht der Mann in ſeinen Anſichten von der großen Menge ab — ſieht er Wahrheiten, die dieſer noch nicht aufgedämmert ſind, oder fühlt er in ſeinem Herzen Wahrheiten, die andre nur mit den Lippen bekennen, während er in gewiſſenhafterer Weiſe als die Mehrzahl der Menſchen darnach handeln will — ſo iſt für alle ſolche Gedanken und Handlungen die Ehe das ſchwerſte, unüberſteiglichſte Hindernis, es ſei denn, ein Mann habe das ſeltene Glück, eine Frau zu beſitzen, die eben ſo hoch wie er ſelbſt über der gewöhnlichen Menge ſteht.“

Noch ein anderer Punkt.

Raſſenkreuzungen zwiſchen Germanen und Semiten ergeben erfahrungsmäßig meiſt geſunde, begabte Kinder, nicht ſelten mit dem hingebenden Fleiße der erſteren und dem Temperament der letzteren. Aber nicht alle Kreuzungen ſind für die Nachkommen gleichwertig, namentlich iſt es meiſt für die Kinder verhängnisvoll, wenn die Eltern ſich all zu raſſenunähnlich ſind. Dann findet nur eine Art äußerlicher Raſſeneigentümlichkeitsmiſchung ſtatt, namentlich wo der Mann das Weib, mit dem er ſich begattet, verachtet. Mulatten und Meſtizen ſtehen meiſt tiefer als Neger und Indianer der reinen Raſſe, ſtellen einen beſonders großen Prozentſatz Verbrecher, gelten als heimtückiſch und haſſen namentlich den Weißen heiß. Ihre Begabung erhebt ſich ſelten über die des Farbigen, aber in ihren Wünſchen und Anforderungen an das Leben machen ſie es den Weißen gleich. So ſtellen ſie namentlich in Südamerika das Hauptkontingent zu den Unzufriedenen und Verbitterten. Einer Verbindung zwiſchen Individuen verſchiedener Raſſen, die ſich heftig lieben, wird man kaum Bedenken entgegenſtellen können; ſo hat z. B. die Semitin für den Germanen oft ſehr viel Anziehendes. Ein Akt der geſchlechtlichen Erhitzung eines Weißen an einem inferioren dunklen Weibe vollzogen, wird dagegen ſelten ein tüchtiges Kind hervorbringen.

Eine Ehe ohne Liebe allein genügt, um beiden Gatten die Freude am Leben zu vergällen, beide zu brechen und ſittlich zu vernichten; aber doch iſt die Liebe nicht des Lebens Kern, ſondern erſt der zweitſtärkſte der Triebe. Der ſtärkſte bleibt der Hunger. Der Kern des Lebens iſt das, was dieſen ſtillt, die Arbeit. Sie allein vermag das Leben des Lebens wert zu machen:

„Die Liebe kann kein Leben füllen
Wie ſchön und rein und groß ſie ſei.“

Und ehe nicht die Grundlage für die Stillung des Hungers gegeben iſt, eher kann und ſoll keine Ehe gegründet werden. Wer ſich noch nicht den eigenen Unterhalt verdienen kann, hat noch nicht den Beweis geliefert, daß er wert iſt, ſich fortzupflanzen, und hat kein Recht auf den Genuß der Liebe. Auch die Ehe aus Liebe erleidet Einſchränkungen, oder wie der greiſe Rhapſode ſagt:

„Beruf und Pflichten
Erwäge bedächtig.
Die Lieb' iſt mit nichten
Zum Glück allmächtig.“

Aber dieſe Pflichten dürfen keine eingebildeten ſein, keine Rudimente der Vergangenheit, ſondern Gegenwartspflichten und Pflichten gegen die Zukunft. Unſere Fürſtengeſchlechter ſchließen ſich noch heute faſt alle hochmütig gegen ihre Mitmenſchen ab. Ihr Standesvorurteil läßt ſie ſich für etwas Beſſeres halten. Dabei ſprechen ſie von Pflichten gegen ihren „hohen Beruf.“ Durch die Ehe mit einem geſunden, tüchtigen Weibe kommen ſie demſelben beſſer nach als durch Heirat einer Gattin mit zehn gekrönten Ahnen. Wenn heute ein einfacher Menſch auf Andrängen ſeiner Verwandten ein Mädchen aufgiebt, das er liebt, gilt er mit Recht als verächtlich, wenn aber ein Prinz ſeine Liebe opfert und auf Befehl eine Krebskranke heiratet, ſo iſt das eine edle That. Eine Prinzeſſin Eliſa Radziwill wurde vor zwei Menſchenaltern einmal ſo verlaſſen.

Die Ehe ohne Liebe iſt für den Sozialariſtokraten nicht die einzige unſittliche Ehe. Es giebt auch Fälle, wo es trotz aller heißen Leidenſchaft ſittliche Pflicht iſt, zu verzichten. Dieſe Pflicht beſteht aber nicht in der Rückſicht auf ein veraltetes Vorurteil, ſondern einzig und allein in der Rückſicht auf das Wohl des kommenden Geſchlechtes. Die Ehe mit einem erblich Kranken, mit einem, der ein vererbbares Gebrechen an ſich hat, iſt eine unſittliche. Man kann ein krankes Weib mit aller Glut lieben, und hat darum doch die Verpflichtung, der Leidenſchaft nicht nachzugeben, aus Rückſicht auf die eigenen Kinder. Hier ſchränkt die Überlegung die ſchrankenloſe Bethätigung des Geſchlechtstriebes ein für einen beſtimmten Fall, da aus ihr vorausſichtlich Unheil für die erwachſen würde, welche der Menſch am liebſten hat. Dasſelbe gilt von dem Falle, daß einer der beiden Gatten während der Ehe unheilbar erkrankt. Hier muß das andere, geſunde mindeſtens die Gemeinſamkeit des Geſchlechtslebens aufheben und ſo das Eheband löſen. Außerdem muß es ihm auch zuſtehen, äußerlich eine rechtliche Anerkennung dieſer Löſung zu erwirken, um ſo auch vor dem Geſetz frei zu werden. Die Ehe iſt keine Verſicherungsanſtalt gegen Unglück, ſondern die heute in allen Kulturſtaaten anerkannte rechtliche Form der Bethätigung des Fortpflanzungstriebes, *ein Vertrag auf die unverbrüchliche Gemeinſchaft des Geſchlechtslebens*, ſo lange deſſen natürliche Vorausſetzungen vorhanden ſind.

Wenn das Geſunde wirklich bedächte, was es ſich ſelbſt anthut, indem es mit einem erblich Kranken einen Bund fürs Leben ſchließt, welche Qual es ſich und den eigenen Nachkommen dadurch frevelhafter Weiſe aufläd, dann würden ſolche Ehen gewiß ſelten ſein. Wenn es auch für ſich perſönlich jene Laſt aufnehmen würde — hat es ein Recht, dieſelbe auch ſeinen ungeborenen Kindern aufzubürden?

Keine „chriſtliche Ethik“ weiß etwas von dieſen Dingen. Und wie kann ſie? Steht ſie doch in ihren Vorausſetzungen auf mythologiſcher, aber nicht auf wiſſenſchaftlicher Grundlage. „Der fromme Chriſt,“ ſagt Chriſtian Ehrenfels in ſeiner Arbeit über Werdende Moralität, „der ſeine Nachkommen als „Geſchenk Gottes“ betrachtete, ließ ſich nicht träumen, daß er jenen Nachkommen gegenüber in der Wahl ſeiner Ehehälfte vor allem gewiſſe phyſiſche Verpflichtungen zu erfüllen habe; ja manchem irregeleiteten weiblichen Gemüt mochte ſich der Gedanke ſogar mit einer Art Heiligenſchein umgeben, dem Manne ihrer Wahl ſich zugleich als Gattin und Krankenwärterin aufzuopfern. Hiegegen ſträubt ſich ſchon heute unſer moraliſches Gefühl, wenn auch weitaus noch nicht in der nötigen Energie.“ Der alte Menſchenfreund Bock hat dieſe ſelbe Mahnung ſchon vor Jahrzehnten ausgeſprochen: „*Wer an einer unheilbaren ererbten oder erfahrungsmäßig leicht durch Vererbung übertragbaren Krankheit leidet, ſoll überhaupt nicht heiraten.* Nur Unglück und Trübſal werden vorausſichtlich die Folgen einer derartigen Ehe ſein, denn nichts vermag mehr am Herzen zu nagen, nichts mehr das Glück einer Ehe dauernd zu untergraben, als das Bewußtſein, durch eigenes Verſchulden die eigenen Kinder der wichtigſten Bedingung zu einem glücklichen Leben, der Geſundheit, beraubt zu haben. Im Grunde genommen, giebt es auf der ganzen Welt kein größeres Glück als die Abſtammung von einem geſunden und kräftigen Elternpaare; du magſt deinen Kindern noch ſo viele Ehre, Reichtum und Schätze aller Art hinterlaſſen und magſt ihnen eine noch ſo vortreffliche Erziehung geben — haſt du ihnen bei der

Zeugung den Keim zu Krankheit und dauerndem Siechtum eingepflanzt, ſo werden ſie doch nimmer ihres Lebens froh. Am ſchlimmſten ſteht es hinſichtlich der Vererbung mit der Tuberkuloſe, die von ſchwindſüchtigen Eltern mit großer Leichtigkeit auf ihre Nachkommen übertragen wird, weshalb Schwindſüchtige unter allen Umſtänden auf die Ehe verzichten ſollten. Tauſende und Abertauſende ſterben alljährlich im blühendſten Alter an dieſer Geißel der Menſchheit, die ſchuldlos nur dem Leichtſinn, mit dem Schwindſüchtige Ehebündniſſe eingehen, zum Opfer fallen. Auch Geiſteskrankheit, Epilepſie, Bluterkrankheit, Skrofuloſe und Syphilis der Eltern können unter den Nachkommen namenloſen Jammer verurſachen. Wie ſegensreich ein freiwilliger Eheverzicht auf das Erlöſchen erblicher Familienübel wirken kann, beweiſt das hochherzige Beiſpiel der Jungfrauen von Tenna, einem Dorfe Graubündens. Länger als ein Jahrhundert hatte hier in mehreren weitverzweigten Familien die Bluterkrankheit geherrſcht, auf die Nachkommen immer durch die weiblichen Familienglieder vererbt; erſt als die letzteren freiwillig den Entſchluß faßten und ausführten, ſich niemals zu verheiraten, und die vorhandenen männlichen Bluter ſich mit Frauen von geſunder Abſtammung verehelichten, gelangte die ſchreckliche Krankheit zum Erlöſchen. — Ehen unter nahen Blutsverwandten ſind unter allen Umſtänden zu verbieten, da ſie häufig die nachteiligſten Folgen für die Nachkommen nach ſich ziehen. Scheinbare Ausnahmen hiervon beweiſen nichts; am nachteiligſten wirken Ehen zwiſchen Geſchwiſterkindern, zwiſchen Onkel und Nichte, und zwiſchen Tante und Neffen.“

An ſich hat jeder geſunde Mann mehr Freude an einem geſunden Mädchen und jedes geſunde Mädchen an einem geſunden Mann, und fühlt ſich, mindeſtens geſchlechtlich, von ihm ſtärker angezogen. Meiſt iſt ſogar der Grund zu ſolch einem kranken Bunde nicht perſönliche Liebe, ſondern nur die Ausſicht auf den müheloſen Erwerb von Beſitz. Der herrſchende Erbkapitalismus bringt es mit ſich und läßt es ſogar als ganz berechtigt erſcheinen, daß der Beſitzer eines großen Eigentums dasſelbe oder einen Teil davon ohne Weiteres auf ſeine Tochter oder ſonſt wen überträgt, der nichts gethan hat, nichts geleiſtet hat, und ſo dem ſonſt geltenden Rechtsgefühl, das den Lohn nach dem Konkurrenzwert der Arbeit bemißt, ins Geſicht ſchlägt; und ſo ehelicht der gewöhnliche Geſchäftsmann aller Berufe lieber des reichen als des armen Mannes Tochter, ſelbſt wenn er dieſe liebt und jene ihm zuwider iſt. „Die Verhältniſſe bringen es ſo mit ſich,“ entſchuldigt man dieſes Verbrechen an der Gattung.

Vielleicht noch öfter reicht ein armes Mädchen einem ungeliebten Kranken die Hand ſeines Geldes wegen und verkauft ihren Leib, ſich ſelbſt, für das Leben, für die Befreiung von Geldſorgen und den Genuß der Wohlhabenheit. Was Wunder, wenn ihr der Kernpunkt der Ehe zum Ekel wird, und ſie ſich vor ihrem eigenen gebrechlichen Kinde ſchämen muß, deſſen bleiche hohle Wangen und deſſen ſiecher Körper es ſchon als Kind des kranken Widerwillens brandmarken! Wird ſie auch nur ein einzig Mal die größte Luſt des Lebens mit vollen Zügen bis zum trunkenen Selbſtvergeſſen nicht etwa, ſondern auch nur mit gutem Gewiſſen genießen können? Wie armſelig beſcheiden der Mann, dem ſolche gekaufte Liebe genug iſt, der nicht mehr verlangt! Er kann weder ſich mehr achten, der er ſeine eigenen Kinder mit Siechtum behaftet, noch die, die ſich dazu hergiebt, dieſen ſiechen Kindern die Mutter zu werden.

Die moderne Heilkunde neutraliſiert, wie ſchon weit oben bemerkt, unter den heutigen Verhältniſſen zum großen Teil die natürliche Ausleſe. Früher ſtarben mit Schwindſucht, Skropheln, Syphilis, erblichem Wahnſinn behaftete Menſchen in der Regel, ehe ſie das mannbare Alter erreichten; heute giebt ihnen die vervollkommnete Heilkunde das Mittel, ihr Leben weit über dieſe Zeit hinaus zu friſten und eine reiche Nachkommenſchaft zu hinterlaſſen, die an denſelben Seuchen krankt. Aber nicht die Heilwiſſenſchaft iſt dafür verantwortlich zu machen, die das Leiden der Kranken mindert, ſondern die Unverantwortlichkeit der Kranken, die nicht fühlen, daß ſie der Menſchheit, die durch ihre Kunſt und Fürſorge ihr Leben verlängert und ihren Schmerz lindert, nun wenigſtens als Dank ſchuldig ſind, daß ſie ſich der Ehe enthalten und darauf verzichten, das folgende Geſchlecht durch verſeuchte Individuen weiter zu vergiften. Die Medizin lindert das individuelle Leid, die Geſellſchaft erhält durch ihre Wiſſenſchaft ein einzelnes Leben, und dieſes Leben glaubt ſich berechtigt, an den eigenen Nachkommen den ſchwerſten Frevel zu verüben, den es giebt, ihr Daſein von vorn herein zu verkümmern!

Die Tötung eines Kindes beſtraft das Geſetz, aber die Vergiftung ſeines Daſeins von der Zeugung an verſucht es nicht einmal zu verhindern. Beſſer kein Eheglück, kein Kind, als das Bewußtſein, ſchuldig zu ſein am Siechtum eines ganzen Geſchlechtes aus dem eigenen Fleiſch und Blut. Beſſer ein Leben in geſchlechtlicher Entſagung und Enthaltſamkeit, in genügſamer Arbeit, als zu ſehen, wie die eigenen Kinder ſich ſiech und lebensmatt durchs Daſein hinſchleppen und vorzeitig dahinſterben. Die Wiſſenſchaft, die jene Daſeinsfriſtung ſchafft, trifft kein Vorwurf. In der Sozialariſtokratie und ſchon heute unter den einzelnen Sozialariſtokraten muß es zum ſittlichen Gebote werden, daß der erblich Sieche nicht heiraten darf. Jedes Mädchen muß ſich dafür zu gut dünken lernen, ihm ihren Schoß zu bieten und an ihren Kindern dadurch ſchuldig zu werden, daß ſie ihnen einen erblich belaſteten Vater gegeben. Und jeder Mann muß es für ehrlos halten lernen, einem kranken Weibe den Keim zu einem neuen Leben anzuvertrauen. Die Geſellſchaft muß ſich gewöhnen, auszuſpucken vor ſolcher Unverantwortlichkeit und leichtſinnig frevelhafter Bosheit, die um eines augenblicklichen Genuſſes willen das Leben künftiger Menſchen wiſſentlich des Beſten beraubt, was der Menſch haben kann, der Geſundheit. Auf jemand, der ſo etwas thut, ſoll man blicken wie auf einen Sträfling, der, das Mordmal auf der Stirn, im Zuchthaus ſchmachtet; denn er iſt ſchlechter als dieſer. Dieſer hat vielleicht einem Menſchen in einer Minute der Wut und Hungersverzweiflung das Leben geraubt, jener hat vielleicht hundert Kindern, Enkeln und Urenkeln durch langſames Siechtum das Leben zur Laſt gemacht.

Daß dennoch ein ſolcher Frevler heimlich ein inferiores Weib genießt, wird die Geſellſchaft nie hindern können. Aber das kann ſie hindern, daß er vor aller Welt ein Weib als ſeine Gattin heimführt. Wozu iſt heute in der gebildeten Geſellſchaft die Anerkennung einer Ehe als eines rechtlichen Verhältniſſes an einen rechtlichen Akt gebunden, zu deſſen Vollziehung gewiſſe Förmlichkeiten zu erfüllen ſind? Unter die Vorausſetzungen, denen zu genügen iſt, iſt unbedingt die Bedingung aufzunehmen, daß keines der beiden Eheſchließenden mit einer erblichen Krankheit behaftet ſei. Sonſt verweigert die Geſellſchaft ihrem Geſchlechtspakt einfach die rechtliche Anerkennung. Die Notwendigkeit, dann ohne dieſe Anerkennung zu leben, wird viele abſchrecken von einem ſolchen Schritte, die an ſich nicht gewiſſenhaft genug dazu wären. Nur ſo läßt ſich die Zahl der leidenden Menſchen vermindern. George de Lapouge hat ſicher recht: ein Teil unſerer Selbſtmorde und Verbrechen iſt indirekt auf die verbeſſerten Methoden unſerer Heilkunſt zurückzuführen. Denn ſie erhält einer Menge ſiecher Individuen Leben und Zeugungsmöglichkeit und erzeugt durch ſie noch ſiechere, ja hoffnungsloſe Nachkommen mit geſtörtem Geiſtesleben. In Wirklichkeit iſt aber nicht die Heilkunſt verantwortlich zu machen, die das Leiden der Elenden lindert, ſondern die öffentliche Unvernunft, die die Fortpflanzung dieſer Raſſeſchänder nicht verhindert. Es handelt ſich darum, es in der Sozialariſtokratie zum ſittlichen Gebot zu erheben, die Untauglichen von der Fortpflanzung auszuſchließen, wie wir es heute ſchon mit dem Verbrecher thun. Dann wird auch Platz werden, daß alle Geſunden ſich fortpflanzen können.

Daß in dem Kinde die Eltern fortleben, iſt keine neue Weisheit. Nur an des alten Horaz Wort ſei erinnert:

„Dem Starken nur wird ſtark auch und gut der Sohn,
Gleichwie im Kalbe und in dem Füllen lebt
Der Väter Vollkraft. Wilde Adler
Zeugten noch nimmer kampfſcheue Tauben.“

Nur ein Umſtand vermag es zu erklären, daß nicht Wiſſenſchaft und Leben ſchon längſt das nachdrücklichſte Gewicht auf die Vererbung gelegt haben; der Umſtand, daß niemals die beiden Eltern einander an äußeren Raſſemerkmalen (Haarfarbe und Art, Geſichtsbildung, Schenkelform) ganz gleich ſind, und ſo jedes Kind ein Kompromiß aus beiden mit ihren verſchiedenen Merkmalen iſt. Sonſt müßte die Thatſache der Vererbung auch dem Achtloſen deutlich ins Auge ſpringen. Dazu kommt, das Eltern und Kind niemals zu gleicher Zeit in gleichem Alter ſtehen. In gleichen Jahren ſieht der Sohn dem Vater, die Tochter der Mutter oft ſprechend ähnlich, aber niemand hat Gelegenheit, dies an der Hand der Natur feſtzuſtellen. Ein lebender Kopf mit einer Photographie verglichen, kann aber nie ihr ſo ähnlich erſcheinen, wie er der Perſon erſchienen wäre, deren Bild ſie darſtellt.

Alle modernen Geſetzbücher und zivilrechtlichen Werke umgeben die Inſtitution der Ehe mit einem Phraſenſchwall, der ihren Kern nicht trifft und das Urteil der Menge wie der Richter nur irrezuleiten berufen iſt. Rechtlich iſt die Ehe ein freier Vertrag zweier ehemündiger Perſonen verſchiedenen Geſchlechts auf unverbrüchliche Gemeinſamkeit des Geſchlechtslebens, und ſie ſetzt vor allem Geſchlechtstüchtigkeit voraus. Wo dieſe fehlt, oder verloren geht, da iſt auch keine Ehe mehr vorhanden.

Jeder Ehevertrag wird abgeſchloſſen unter der ſtillſchweigenden Vorausſetzung der Tüchtigkeit, und mit dem Aufhören der Vorausſetzung iſt auch die Ehe zu Ende. Niemand, kein Menſch, keine Behörde und kein Staat hat das Recht, ein Individuum zu zwingen, eine Ehe zum Schein noch fortzuführen, der längſt das Weſen der Ehe, der Geſchlechtsverkehr, verloren gegangen iſt. Aus der Vertragsnatur der Ehe folgt weiterhin unmittelbar, daß ſie wie jeder andere Vertrag gelöſt werden kann, ſobald beide Teile dies verlangen und ſich beſitzrechtlich auseinanderſetzen. Aber die Ehe iſt zugleich mehr als ein Kaufvertrag. Sie iſt zugleich ein ſittliches Verhältnis, weil es ſich in ihr um Perſonen und zwar um deren perſönlichſte Angelegenheiten und nicht um Sachen handelt. Eine ſittliche Ehe hat zwei weitere Vorausſetzungen. Erſtens gegenſeitige perſönliche Geſchlechtsliebe und zweitens beiderſeitige körperliche und geiſtige Geſundheit. Geht eine dieſer beiden weiteren Vorausſetzungen bei einem der beiden Teile dauernd verloren, ſo iſt die Ehe als ſittliches Verhältnis ebenfalls gelöſt. Ein ſolches beſteht thatſächlich nicht mehr, wenngleich die zwei ehemaligen Kontrahenten noch in demſelben Hauſe wohnen und an demſelben Tiſche eſſen. Jedem der beiden Teile iſt es ſittliche Pflicht, ſobald er noch den Trieb zur Bethätigung ſeiner Geſchlechtsfähigkeit hat, den Antrag auf rechtliche Anerkennung der bereits vollzogenen Löſung des Vertrages zu ſtellen. Das Gericht hat nichts zu thun, als dieſe rechtliche Anerkennung auszuſprechen. Ebenſo iſt der Vertrag zu Ende, ſobald ihn eins der beiden Glieder bricht. Ein gebrochener Vertrag iſt eben nicht mehr ungebrochen.

Wie die Ehe ein rechtlich geſchützter freier Vertrag iſt, ſo iſt jeder einzelne Zeugungsakt eine That freier Neigung. Ein Geſchenk freier Neigung iſt kein einklagbares Recht, und wem nicht daran liegt, ſich die geſchlechtliche Verkettung mit dem anderen Teile zu erhalten, der mag das Geſchenk verweigern, ſo oft er will. Unſer Ehegeſetz zwingt gebildete Eheleute, die nicht roh genug ſind, Thätlichkeiten gegen einander zu begehen, bei einander zu bleiben, und — wohl oder übel ihre Geſchlechtsbefriedigung bei einander zu ſuchen, während eins das andere vielleicht verabſcheut. Namentlich wo das Weib den Mann haßt und er zu ſtumpf iſt, um ebenfalls auf Scheidung zu dringen. Und doch hat Paul Mantegazza recht: „Es giebt wohl keine größere Pein als die, welche ein menſchliches Weſen zwingt, ſich die Liebkoſungen einer ungeliebten Perſon gefallen zu laſſen.“ „Die Proſtituierte,“ ſagt Bebel, „hat wenigſtens oft noch bis zu einem gewiſſen Grade die Freiheit, ſich ihrem ſchmählichen Gewerbe zu entziehen, und ſie hat, wenn ſie nicht in einem öffentlichen Hauſe lebt, das Recht, den Kauf der Umarmung desjenigen zurückzuweiſen, der ihr aus irgend welchen Gründen nicht zuſagt. Aber eine verkaufte Ehefrau muß ſich die Umarmung ihres Mannes gefallen laſſen, wenn ſie auch hundert Gründe hat, ihn zu haſſen und zu verabſcheuen.“

Der junge Mann der „beſſeren Stände“ verſumpft heute ſeine Jugend, zieht ſich vielleicht Syphilis oder Gonorrhoe zu und führt dann ein kerngeſundes Mädchen heim. Vielleicht ohne zu wiſſen, daß er ſelbſt noch nicht genügend geheilt iſt, überantwortet er ſein junges Weib dauerndem Siechtum und zeugt mit ihr noch eine Schar verſeuchter Kinder. Und die Geſellſchaft weiß das, und — blickt weg. Kein Vater iſt gewiſſenhaft genug, von dem Werber um ſeine Tochter den Nachweis zu verlangen, daß er nicht irgendwie infiziert iſt, kein Standesamt verlangt eine ſolche Geſundheitsurkunde. Allerhand unnötige Papiere müſſen beſchafft werden, aber das Nötigſte, was die Geſundheit der Ehe am beſten fördern könnte, unterbleibt. Die lächerlichſten formellen Gründe können ein Ehehindernis bilden, aber nach den notwendigſten körperlichen Vorausſetzungen fragt kein Staat. Um den Freier der Tochter nicht zu verſcheuchen, darf der Vater der Braut keine diesbezügliche Frage ſtellen. Die Sozialariſtokratie wird nur denen geſtatten, eine rechtlich von ihr anerkannte Ehe zu ſchließen, die ein ärztliches Zeugnis beibringen, daß ſie weder von einer erblichen Krankheit noch von einer ſonſtigen Geſchlechtskrankheit behaftet ſind, und natürlich wird ſie dieſes Zeugnis von beiden Teilen verlangen.

Bei jeder Eheſcheidung oktroyiert heute das Gericht dem einen von beiden zu Scheidenden eine „Schuld“ auf. Eine Eheſcheidung iſt aber kein Verbrechen und bedingt auch keine Schuld, und ſelbſt daß jene Oktroyierung nur dem praktiſchen Zweck der Bemeſſung gewiſſer Vorteile und Nachteile dient, kann ſie nicht entſchuldigen. — Das Reichsgeſetz über die Beurkundung des Perſonenſtandes vom 6. Februar 1875 verbietet die Verheiratung eines wegen Ehebruchs Geſchiedenen mit ſeinem Mitſchuldigen; freilich iſt Dispenſation zuläſſig, um die durch das Landgericht beim Juſtizminiſter nachzuſuchen iſt; aber auch ſie macht das gute Recht der beiden auf die Ehe von einem Gnadenakte abhängig. So greift der Staat ohne jeden Sinn in die Privatangelegenheiten ſeiner Bürger ein und ſchafft unnötigerweiſe Qualen, die er vielmehr verhindern ſollte. — Wird in der Ehe der Mann zeugungsunfähig, ſo verlangt der Staat von ſeiner bisherigen Gattin, daß ſie, obgleich vielleicht ein blühendes, junges Weib, ihr ganzes Leben lang auf den Geſchlechtsgenuß, auf das Kindergebären und die ganze wirkliche Ehe verzichten ſoll, um eine Scheinehe aufrecht zu erhalten. Warum? Ja weil . . . — weil . . . — weil die Ehe eben heilig iſt, ſehr heilig, unantaſtbar heilig. Wird das Weib unfähig zur Zeugung oder gefährdet eine weitere Geburt ernſthaft ihr Leben, dann tritt für den Mann der gleiche Fall ein. Beide haben ſich doch nur unter der Vorausſetzung die Hand gereicht, daß die Gemeinſamkeit des Geſchlechtsverkehrs möglich ſei. Jetzt fällt dieſe Vorausſetzung — folglich muß das Handreichen — fortbeſtehen. So erzieht man logiſch denkende Staatsbürger.

Der kernige Bauer Luther, der in geſchlechtlichen Fragen ſo geſund empfand und dazu den ſittlichen Mut beſaß, ſeine Überzeugung auszuſprechen, ſagt in ſeiner Broſchüre „Vom ehelichen Leben“ 1522. „Wenn ein tüchtig Weib zur Ehe einen untüchtigen Mann überkäme und könnte doch keinen andern öffentlich nehmen und wollt auch nicht gerne wider Ehre thun, ſollte ſie zu ihrem Manne alſo ſagen: Siehe, lieber Mann, du kannſt mein nicht ſchuldig werden und haſt mich und meinen jungen Leib betrogen, dazu in Gefahr der Ehre und Seligkeit gebracht, und iſt für Gott keine Ehre zwiſchen uns beiden; vergönne mir, daß ich mit deinem Bruder oder nächſten Freund eine heimliche Ehe habe und du den Namen habſt, auf daß dein Gut nicht an fremde Erben komme, und laß dich wiederum williglich betrügen durch mich, wie du mich ohne deinen Willen betrogen haſt.“ Der Mann ſei verpflichtet, ihr das zu geſtatten; thue er es nicht, ſo ſei es ihr Recht, ihn zu verlaſſen, und in der Fremde eines andren Weib zu werden. Weigert ſich hingegen das Weib, ſich umarmen zu laſſen, ſo ſoll der Mann ſich ebenſo ein andres Weib ſuchen, nachdem er es ſeiner Gattin zu wiſſen gethan.

Luther will doch die äußere Form der Ehe aufrecht erhalten, trotzdem dieſe ſelbſt gelöſt iſt. Unſer modernes ſittliches Bewußtſein iſt noch eine Stufe höher geſtiegen. Es verwirft jene Heimlichkeit unbedingt, und verlangt als ſittliche Forderung auch die äußere Löſung jenes Ehebundes, der keine Ehe mehr iſt.

Unſer Eherecht ſteht weit hinter dem Japans zurück. Dort gilt die Ehe heute keineswegs als unbedingt lebenslängliche Verbindung, ſondern kann vielmehr auf Antrag des einen oder des andren Teiles gelöſt werden. Wie Miß Alice Mabel Bacon in ihrem Buche Japanese Girls and Women ausführt, halten die Eheleute jedoch gerade, weil die Trennung ſo leicht iſt, meiſt unverbrüchlich treu zuſammen, und die Frau iſt die treueſte Genoſſin des Mannes, wenn ſie ihm auch untergeben iſt. Niemand fürchtet ſich vor der Ehe, und Junggeſellen und alte Jungfern ſind verſchwindend ſeltene Erſcheinungen. Der Mann weiß, daß ſich ſeine Frau von ihm ſcheiden wird, wenn er ſie ſchlecht behandelt, und die Frau iſt ſich des Gleichen bewußt, wenn ſie ihn mit ihren Launen quält. Bei uns meint die Frau meiſt, daß ſie nach Abſchluß der Ehe keinen Grund mehr habe, ihrem Gatten ſo gut zu gefallen wie vordem, und peinigt ihn oft mit Launen und unerfüllbaren Wünſchen. Sie denkt nicht daran, wie als Braut alles Mögliche zu thun, um ſeine Liebe zu verlängern und zu vertiefen. Warum ſollte ſie auch? So lange ſie nicht geradezu ein Verbrechen begeht, iſt er ihr ja auf Gnade und Ungnade verfallen, kann nicht von ihr los, ſo ſehr ſie ihm auch das Leben verleidet. Das iſt die unausbleibliche Folge der unauflöslichen Ehe.

Wenn zwei Menſchen ſich nicht mehr zu leiden vermögen, ſo hat kein Menſch und kein Geſetz das Recht, ſie zu verhindern, auseinander zu gehen. Die Unauflöslichkeit und Heiligkeit der Ehe iſt doch nur eine Anſchauung. Wenn ich dieſe annehmen ſoll, muß mir ihre Nützlichkeit und ihre Trefflichkeit bewieſen werden. Der Geſetzgeber darf aber nicht, wie es heute geſchieht, dieſe Heiligkeit der Ehe als Dogma hinnehmen und von ihr ausgehend das Recht regeln.

Unſere heutigen Beſtimmungen über die Eheſcheidung behandeln die Eheleute wie zwei Stücke Herdenvieh, die man nach Belieben zuſammenſperren oder auseinander laſſen kann, ja denen man, ſo lange man ſie zuſammengeſperrt hält, auch noch befiehlt, ſich wechſelſeitig zu proſtituieren. Neuerdings iſt man allerdings ſo gütig, aus beſonderen Gründen einen Dispens von dieſer Proſtitution zu geſtatten. Aber auch dieſe Maßregel dient nur dem Zwecke, daß die Eheleute, durch dieſe Erleichterung veranlaßt, ſich nur ja nicht ſcheiden laſſen.

„Alle Kontrakte, die zwei menſchliche Weſen in unauflöslicher

Weiſe für lange Zeiträume aneinander binden“, ſagt der Verfaſſer der Grundzüge der Geſellſchaftswiſſenſchaft, „ſind eine fruchtbare Quelle von Verbrechen und Elend. Es iſt jedenfalls eine entſetzliche und klägliche Anomalie, daß zwei Perſonen, die aufgehört haben, einander zu lieben, ja die es gelernt haben, einander zu haſſen, mit eiſerner Strenge zuſammengefeſſelt werden in Banden, die nur von der Liebe geknüpft werden ſollten. Das iſt ſicherlich eine bittere Satire auf die Liebe und auf die Würde und Freiheit des Mannes und der Frau. Man bemerkt hierauf, mit jener Härte, die alle geſchlechtlichen Anſchauungen bei uns kennzeichnet, daß in einem ſolchen Falle das Glück der Eltern den Intereſſen der Kinder geopfert werden müſſe und daher eine Eheſcheidung nicht erlaubt werden dürfe; aber kann irgend etwas dem Glück und der Wohlfahrt der Kinder ſelbſt mehr zuwider ſein, als bei einem Vater und einer Mutter zu wohnen, deren Sinn durch gegenſeitigen Haß verbittert iſt?“

Der Beweis ſoll erſt noch erbracht werden, daß ſich Kinder bei der Mutter allein oder dem Vater allein in Frieden weniger wohl befinden, als in einer Familie, in der ſich Vater und Mutter befehden. Man iſt heute, wenn man etwas gern beweiſen möchte, gern damit zur Hand, daß man behauptet, es müſſe etwas „geopfert“ werden, als ob ein Glück nur durch Verzicht erworben werden könnte. Es iſt dies noch ein Reſt der alten lebensfeindlichen chriſtlichen Weltanſchauung. Auch in den Fällen, in denen heute Ehen wegen Ehebruch geſchieden werden, ſind oft Kinder da. Und ihr Daſein und ihre Verſorgung oder Erziehung gilt doch nicht als Grund gegen die Scheidung. So gut ſie hier keinen Gegengrund bilden, ſo gut können ſie auch nicht als Gegengrund gegen die Erweiterung der Eheſcheidungsgründe angeſehen werden. Der andere Grund, den man gewöhnlich als ſo ſchwerwiegend anführt, iſt, daß junge Leute bei zu großer Erleichterung der Eheſcheidung „zu leicht zuſammenlaufen würden.“ Von einer geſunden Wirtſchaftslehre des Volksſtandes aus iſt dagegen nicht das mindeſte einzuwenden. Im Gegenteil, je früher nach Eintritt des Heiratsalters jemand in monogamiſche Ehe tritt, deſto beſſer für ſeine Geſundheit und deſto beſſer für das kommende Geſchlecht, das in der Zeit der größten geſchlechtlichen Tüchtigkeit erzeugt wird. Nur wenige Menſchen reißen ſich aus reinem Leichtſinn aus ihrer gewohnten Umgebung, aus der Kameradſchaft mit einem Weibe los, und erfahrungsmäßig giebt es nirgends ſo viel friedliche und glückliche Ehen, als wo das Geſetz die Scheidung erleichtert. Das Bewußtſein, daß der andere Teil die Ehe löſen kann und wird, wenn er ſich nicht wohl in ihr fühlt, veranlaßt beide Teile, einander das Leben ſo angenehm wie möglich zu machen.

„Da die Liebe, wie jedes menſchliche Streben, ſelbſt bei dem höchſten Grade der Erkenntnis dem Irrtum unterworfen iſt, ſo kann es nur vom Übel ſein, wenn jeder Ehe der Stempel der Unauflöslichkeit aufgedrückt wird. Der dies will, befindet ſich ſelbſt auf dem Wege des Irrtums; denn er ſetzt die Form über den Inhalt.“ „Alle von außen hinzutretende Unauflöslichkeit iſt Sklaverei, nämlich . . . . . willkürliche Notwendigkeit, die jedes edlere Herz zur Auflehnung reizt. Darum erreicht auch die erzwungene Unauflöslichkeit ihren Zweck nur äußerlich, und ſehen wir ſo oft die Ehe den Auflöſungsprozeß innerlich vollziehen, indem ſie die Liebe verwandelt in Haß, und zum größten Schaden für die reinſte Inſtitution, dieſe ſelbſt beſudelt, ſie erniedrigend zum Schauplatz der Zwietracht und Treuloſigkeit.“ „Niemand vermag die Qualen eines Herzens zu ſchildern, das plötzlich von der ganzen Macht nie gekoſteter Seligkeit ergriffen wird, und gekettet an ein fremdes Los einer Pflicht ſich gegenüber findet, die es nötigt, dem Glück zu entſagen und den Trank des Entzückens aus der Schale des Ekels zu genießen. Der Ekel iſt unausbleiblich im Gefolge des bloß äußerlichen Genuſſes, ſelbſt des freiwilligen, und keine Kunſt iſt ſo erfinderiſch, keine Pracht ſo reich, um dieſen widerlichen Geſellen bannen zu können, der ewig neben dem Pfühl des Laſters ſteht, und aus den ſich verziehenden Nebeln des Sinnenrauſches den Enttäuſchten anglotzt als das wüſte Bild der eigenen Herzensleere. Und wie bitter muß das Gefühl erſt ſein, wenn wir ihm gar nicht entfliehen können.“ Drei Worte von Carneri aus ſeinem trefflichen Buche „Sittlichkeit und Darwinismus.“ Ein bezeichnendes Gegenſtück giebt ein Träger des Veralteten — ein Juriſt, Dr. jur. Max Kohn, in einer Äußerung über die Eheſcheidungsbeſtimmungen in dem Entwurf eines bürgerlichen Geſetzbuches für das deutſche Reich in ſeinem Buche: „Rechte und Pflichten der Verlobten und Ehegatten.“ Er ſagt über jene Beſtimmungen wörtlich: „Zweifelsohne liegt das vom ethiſchen Standpunkte nur lobenswerte Beſtreben vor, die Eheſcheidungen zu erſchweren.“ Vom ethiſchen Standpunkte! Es wäre intereſſant zu wiſſen, was ſich Herr Kohn unter dieſem „ethiſchen Standpunkte“ vorſtellt! Hätte er geſagt: „vom praktiſchen

Geſichtspunkte," ſo hätte man wenigſtens darunter verſtehen können „vom Standpunkte der Bequemlichkeit, des nicht allzuraſchen Fortſchritts, der Vermeidung einer Überbürdung der Gerichte." Aber vom ethiſchen Standpunkte! Iſt es denn wirklich ein ſo erhabenes ſittliches Ziel, zwei Leute, die ſich nicht mehr ausſtehen können, zu zwingen, bei einander zu bleiben? Muß nicht ſelbſt die Achtung vor der Ehe als einer ſtaatlichen Einrichtung darunter leiden? Hat nicht der beſtehende Staat den Vorteil, daß er um ſo mehr friedliche Bürger hat, je mehr mit ihrem Loſe zufriedene er beſitzt! Wo ſoll noch das Gefühl der ſittlichen Verantwortlichkeit beim einzelnen herkommen, wenn man ihn ſo zwingt, Dinge zu thun, die er nicht will, in Verhältniſſen zu leben, die ihm unerträglich ſcheinen? Es iſt nicht zu viel geſagt, daß ein ſolches Recht das ſittliche Gefühl im Volke untergräbt, indem es ſeinen geſünderen Anſchauungen von Sittlichkeit ins Geſicht ſchlägt. Nur dieſes Recht iſt ſchuld daran, daß Narrheiten, wie freie Liebe und Verallgemeinerung der Proſtitution, „Recht auf Geſchlechtsgenuß" und geſchlechtliche Unehrlichkeit auftauchen.

„Nur der auf wechſelſeitige Freiheit gegründeten Ehe," ſagt Bartholomäus von Carneri, „kommt der Name einer ſittlichen Verbindung zu, und darum kann ſie allein zu einer Familie führen, deren Heranbildung den Forderungen der Vernunft entſpricht." In immer weitere Kreiſe dringt die Anſchauung, daß eine Ehe eines Tages aufhören kann, ein ſittliches Verhältnis zu ſein, und wenn ſie es vordem zehnmal war. In einer halb ſcherzhaften Broſchüre über das Heiraten, die vor Jahren erſchien, findet ſich die ernſte Stelle: „Warum ſoll die Ehe kein Irrtum, keine Täuſchung des Herzens geweſen ſein? Und dieſe Täuſchung ſoll nicht wieder gut zu machen ſein auf Koſten des ganzen Lebensglückes? Iſt es verächtlich oder ſchimpflich, einen Irrtum einzuſehen? Den erklärlichſten aller Irrtümer noch dazu? Man ſoll nicht ſo ehrlich ſein dürfen, ſich zu ſagen: Wir paſſen nicht für einander, oder „Ich tauge überhaupt nicht für die Ehe;" „Mein Mann iſt bei allen Vorzügen kein Hausvater, kein Ehemann"?

„Eine edle Frau wird niemals ihren Mann verlaſſen!" lautet eine bekannte Redensart. Um einer Laune willen allerdings nicht, und auch nicht darum, weil es mit ihm Schweres zu tragen gilt. Aber es giebt Fälle, wo die Behandlung, die das Weib von dem eigenen Gatten erfährt, derart iſt, daß ſie ſie ſchlechterdings nicht mehr ertragen kann. Manche Frau endet heute in Verzweiflung, ja als Selbſtmörderin, weil ſie keine Waffe gegen ihren Gatten finden konnte, der ihr das Leben verleidete, weil das Geſetz ihr kein Mittel bot, ſich von ihm zu befreien, oder ſie nicht den Mut fand, die Scheidungsklage anzuſtrengen, welche die geſamte Geſellſchaft als ein Verbrechen gegen den guten Ton zu brandmarken gewohnt iſt.

Trotz der enormen Schwierigkeiten, welche die preußiſche Geſetzgebung der Ehelöſung noch macht, werden alljährlich über 3800 Ehen in Preußen geſchieden, in Frankreich um 1870 3000 jährlich, heute faſt 6000. Im Jahre 1887, dem erſten Jahre der erleichterten Eheſcheidung in Frankreich, kamen auf 1000 Eheſchließungen durchſchnittlich 16,5 Eheſcheidungen; im Seinedepartement wurde dieſe Ziffer jedoch beträchtlich überſchritten, (62,8 Eheſcheidungen auf 1000 Schließungen.) Im Côte du Nord und Finiſtere kamen nur 13 aufs Tauſend. Das franzöſiſche Geſetz unterſcheidet noch immer in ſeiner Umſtändlichkeit Séparation de corps und Divorce, und der Entwurf zum neuen bürgerlichen Geſetzbuch für das deutſche Reich, im Ehepunkte ein geradezu mittelalterliches Schriftſtück, macht dies ihm nach. Der Abſchnitt über Eheſcheidung iſt ein Beleg dafür, was doktrinäre Bevormundung, die ſich mit abgelebten Begriffen großgeſäugt hat, dem ſittlichen Bewußtſein des deutſchen Volkes zu bieten wagt. Im Jahre 1887 wurde in Frankreich in 1112 Fällen die Séparation in Divorce verwandelt, und in 4685 Fällen ohne vorhergegangene Séparation direkt Divorce bewilligt.

Selbſt in England hört man auf, die Eheſcheidung an ſich als Schande zu betrachten. Bis 1889 hatten ſelbſt Damen, die ohne ihr Verſchulden von ihren Gatten geſchieden waren, keinen Zutritt zu den Drawingrooms der Königin und den ſonſtigen Hoffeſtlichkeiten. Gladſtones chriſtliches Gemüt ſträubte ſich gegen die Beſeitigung dieſer ſinnloſen Ungerechtigkeit, aber das Kabinet Salisbury hob ſie auf Wunſch der Königin 1889 auf. Aber noch immer kann ein Pfarrer ſelbſt einem Herzog von Marlborough das Glockengeläute zu ſeiner zweiten Vermählung verweigern, wenn ſeine erſte Ehe geſchieden iſt.

Dagegen weiſen die Vereinigten Staaten alljährlich 56 000 Eheſcheidungen auf, faſt auf tauſend Einwohner eine Scheidung. Und dabei blüht ihr Volk wie kein anderes der Erde.

In Indiana und einigen anderen der Vereinigten Staaten iſt die Ehefrage praktiſch gelöſt. Seit Einführung der Erleichterung der Eheſcheidung iſt ſie einfach vom Tapet verſchwunden. Unverträglichkeit des Temperaments iſt genügender Eheſcheidungsgrund. Der Entſchluß eines der beiden Gatten genügt zur Auflöſung. Er iſt dem Heiratsamt bekannt zu geben, und wenn ſechs Monate nach der Bekanntgebung ein Widerruf nicht eingelaufen iſt, wird die Scheidung ausgeſprochen, ohne daß ſie erſt noch dem Privatermeſſen eines Beamten anheimgeſtellt würde. Dieſe Diſtrikte haben die geringſte Anzahl von Ehelöſungen, und ihre Eheleute ſind ſprichwörtlich berühmt wegen ihrer Verträglichkeit. Unfreundlichkeit und abſtoßendes Weſen gegen den Gatten muß in dieſem den Wunſch wecken, frei zu werden, treues Zuſammenſtehen mit ihm den Wunſch, das Band aufrecht zu erhalten. So wirkt die Erleichterung der Scheidung geradezu als ſittliches Erziehungsmittel. Unſerem Volke wird dasſelbe andauernd noch vorenthalten, und Unverträglichkeit, Faulheit und Trunkſucht werden durch die Erſchwerung der Löſung des Ehebandes gefördert. Jedes iſt ſich bewußt, daß es ſeine Laſter ſchon weit treiben kann, ehe ſie dem anderen ein Recht auf Befreiung von dieſem Joche gewähren, und treibt ſie darum ſo weit es ihm beliebt. Das ganze nennen unſere Spießbürger dann Wahrung von Zucht und Sitte. — — —

Die vorletzte der Frauenfragen war die Proſtitution. Sie iſt keine Einzelerſcheinung wie die Frauenfrage im Arbeiterſtande oder dem Stande der Gebildeten, ſie iſt eine Krankheit des ſozialen Körpers von heute, die unmittelbar aus ſeiner Organiſation folgt. Wo das durchſchnittliche Heiratsalter des Mannes 26 Jahre iſt, muß die Proſtitution blühen. Die Landbevölkerung kennt dieſes Laſter überhaupt nicht. Dafür heiratet der Mann hier auch mit 21—23 Jahren. Sie beſchränkt ſich faſt ganz auf unſere großen Städte, und wächſt an Umfang bei größerer Einwohnerzahl weit raſcher als dieſe. Aber auch für den Arbeiter dieſer großen Menſchenkomplexe gilt ein niedriges Heiratsalter. Vom 22. Jahre an ſind für ihn die Ausſichten, eine Familie durchzubringen, nicht kleiner als fünf oder zehn Jahre ſpäter, und darum nimmt in dieſen Kreiſen die Proſtitution nur einen verſchwindend kleinen Raum ein. Von Bedeutung wird ſie erſt, wo das höhere Heiratsalter beginnt, und hier tritt ſie in ihrer ganzen Furchtbarkeit auf. Sie wird von ſelbſt verſchwinden, wenn der Mann mit 22 Jahren in der Lage iſt, ſich ein Weib zu nehmen; denn damit würde ſelbſt für ein kleineres Angebot keine Nachfrage mehr ſein. Erſt dann würde es

Sinn haben, auf diejenigen, welche ſie der Ehe vorziehen, mit Steinen zu werfen; heute nicht. Nur ein geſchlechtlicher Schwächling kann bis zum dreißigſten Jahre ehelos leben. Die Geſellſchaft, welche heute ſo erbarmungslos ungerechte Urteile fällt über das Mädchen, das ſich dem Geliebten ohne Ehe ergiebt, wird dann ſchon ganz allein gerechte Juſtiz üben gegen die Männer, welche ihre ſegensreichen Einrichtungen verſchmähen. Sie wird ſie ausſtoßen, und jedes anſtändige, wiſſende Mädchen wird ſich für zu gut halten, ihr Weib zu werden. Vielleicht nur ſelten wird große Liebe dem verzeihen, der ſich am Schmutze ſchmutzig gemacht hat. Mit dem Verſchwinden der Proſtitution infolge des Geſundens des ſozialen Körpers werden dann auch alle die Übel vertilgt werden, die heute ihr Gefolge bilden, von der Geſchlechtskrankheit und der geſchlechtlichen Ausſchweifung und Verrohung bis zum Zuhältertum und der ſittlichen Vergiftung der Jugend. Das Verſiegen dieſer Einnahmequelle wird den Arbeiterkreiſen verderblichen Luxus fernhalten und die Preiſe für Mädchenarbeit hinauftreiben, namentlich, wenn der Vater es zur Bedingung macht, unter der allein er Arbeit leiſtet, daß auch die Tochter Arbeit finde. Wo ein Induſtriezweig weibliche Arbeit nicht paſſend erſcheinen läßt, dort können Zwillingsbetriebe gegründet werden, die verſchiedenen Induſtrieen angehören und in denen der eine die Männer, der andere die Weiber beſchäftigt. Indeſſen wird die Arbeit an demſelben Material immer vorzuziehen ſein.

Die Herabdrückung des Heiratsalters der Gebildeten würde mit der Proſtitution auch die Geſchlechtskrankheiten, namentlich Syphilis und Gonorrhoe gewaltig einſchränken. Die Ausſchließung der erblich Angeſeuchten von der Fortpflanzung würde das Leiden auf einen noch engeren Herd einſchränken, und durch fortgeſetzte Anwendung beider Maßnahmen könnte man dieſe Geißeln der Kulturmenſchheit binnen weniger Geſchlechter ausrotten.

Die geſchlechtliche Unerfahrenheit der Mädchen der „höheren“ Stände bis zur Ehe wird im Grunde doch nur erkauft mit der Schande ihrer niedrigergeborenen Schweſtern. Damit die Tochter der guten Familie vor den geſchlechtlichen Werbungen der Männer ſicher ſei, müſſen Tauſende von Mädchen aus den Kreiſen der körperlichen Arbeiter ſich dem Geſchlechtsverkehr berufsmäßig opfern, gezwungen durch die bittere Not des Hungers, und darin körperlich und geiſtig zu Grunde gehen. Das Bedürfnis nach ſexuellem Umgang iſt da bei beiden Geſchlechtern. Es verlangt nach Stillung.

Und ehe ihm dieſe nicht offen und ehrlich geboten wird, eher wird es nicht zu verhindern ſein, daß ſie heimlich auf Abwegen geſucht wird. Ein ſo mächtiges Bedürfnis, wie der Trieb der Gattungserhaltung bedeutet, iſt nicht ohne weiteres durch asketiſche Lehren aus der Welt zu ſchaffen.

Die Thatſache iſt die, daß zwiſchen der öffentlich anerkannten Moral, alſo der Theorie, und der praktiſchen Wirklichkeit eine tiefe Kluft gähnt. Theorie und Praxis widerſprechen einander. Wo das der Fall iſt, muß die Theorie geändert werden. Die Praxis kann niemals falſch ſein. Die öffentliche Moral ſtellt an den Menſchen in dieſem Punkte ſo überſpannte Anforderungen, daß er ihnen nicht genügen kann, und die Folge iſt, daß er ſich auch nicht einmal in dem Maße im Zaume hält, wie er könnte. Die Schranken des Geſetzes ſind zu eng. Alſo bleibt dem jungen Manne nur die endloſe Weite. Weitere Schranken würde er reſpektieren. Aber ſolche giebt's ja nicht. Die Thatſache der ausgebreiteten Proſtitution iſt der ſchlagendſte Beweis, daß im Organismus der Geſellſchaft etwas krank iſt. Ehe dieſe Krankheit innerlich nicht ausgeheilt iſt, wird auch das Eitergeſchwür der Proſtitution nicht verſchwinden.

Die Frage, ob ſtaatliche Beaufſichtigung der Proſtitution oder nicht, kann es in der Sozialariſtokratie nicht geben, weil unter geſunden ſozialen Verhältniſſen die Proſtitution von ſelbſt verſchwinden muß. Der britiſch-orientaliſche Bund in Großbritannien, der unter Frau Guilleaume, geb. Gräfin Schack die Abſchaffung der ſtaatlich beaufſichtigten Proſtitution erſtrebt, hat wie alle anderen Beſtrebungen dieſer Art keinen Erfolg gehabt, weil er einen Seitenzweig abhauen wollte, ſtatt die Axt an die Wurzel zu legen. Wenn aber die ſtaatliche Aufſicht eine große Anzahl Anſteckungen vermeiden ſoll, dann muß ſie ſich auch auf die Männer erſtrecken. Sind die Proſtituierten in beſtimmten Häuſern interniert, ſo muß jeder Mann unterſucht werden, bevor ihm der Zugang zu einem der Weiber geſtattet wird. Alle anderen Maßregeln nützen erfahrungsgemäß nichts. Das wäre unter den heutigen Verhältniſſen die einzige Art der Kontrolle, welche ſich verantworten ließe, weil ſie dort einſetzte, wo Unheil zu vermeiden wäre. — — —

Die Gleichſtellung der Geſchlechter in privatrechtlicher und politiſcher Beziehung iſt die heikelſte aller Frauenfragen, und zugleich die, deren Löſung noch am weiteſten im Felde liegt. In unſerem Rechte, das namentlich der Ehefrau Rechte vorenthält, die es dem Ehemann giebt, kommt ganz und gar die ſoziale Thatſache der wirtſchaftlichen Abhängigkeit des Weibes vom Manne zum Ausdruck. Das Weib leiſtet keine produktive Arbeit, darum hat es auch ein Recht nicht. Dieſer Satz iſt jedoch nicht ganz richtig. In zwei Ständen leiſtet das Weib thatſächlich ſehr viel Arbeit und verdient deswegen auch das Recht der Selbſtbeſtimmung. Um eine genügende Grundlage für die Gleichſtellung der Frauen mit den Männern zu erreichen, müßte zunächſt auch in dem Stand der Gebildeten die Frau zur Arbeit übergehen. Dann würde dieſe ſoziale Neuerung ſehr bald auch einen entſprechenden Niederſchlag im Recht finden. Dann wären die Frauen eine wirtſchaftliche Macht geworden und könnten als ſolche ſich ihr Recht erzwingen. Freilich hört auch das Weib, das ſich ſchon heute gern als die Unterdrückte fühlt, nicht gern davon, daß es behufs einer Hebung der Stellung der Frau bei ſich ſelbſt anfangen muß.

Ebenſo iſt es mit den politiſchen Rechten. Sie ſind heute nur im Beſitze der Männer, welche ſich im Beſitze der bürgerlichen Ehrenrechte befinden, geiſtig geſund ſind, keine öffentliche Armenunterſtützung empfangen und über fünfundzwanzig Jahre alt ſind. Das Weib ſteht alſo mit denen auf gleicher Stufe, die jünger als 25 Jahr, ehrenrechtlich beſchränkt ſind und ſolche Unterſtützung erhalten. Und das iſt faſt recht und billig. So lange nur ein verſchwindend kleiner Bruchteil des weiblichen Geſchlechtes ſich ſelbſtſtändig ſeinen Unterhalt zu verdienen vermag, ſo lange kann das ganze Geſchlecht auch noch nicht beanſpruchen, gleiche Rechte mit ihren Ernährern zu haben, die weſentlich ſchwerere ſoziale Pflichten tragen. Sobald das Weib jedoch ſich ebenfalls als Sozialariſtokratin fühlen lernt und auch in den gebildeten Ständen teilnimmt an der Arbeit, ſobald wird auch die Mehrung ihrer politiſchen Rechte ſich einſtellen, und wenn es die gleiche Stufe mit dem Manne erreicht haben wird, werden auch die Rechte beider Geſchlechter die gleichen geworden ſein. Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient, und die Frauen jedes Landes haben das Los, das ihrer Arbeitsleiſtung entſpricht. Rechte werden in der Völkergeſchichte nicht durch Gnadenakte verliehen, und ſo oft ſich Könige lächerlich gemacht und endlich ein Recht aus königlicher Gnade dem Volke geſchenkt haben, ſo oft hat auch das Volk gelacht und iſt ſich recht wohl bewußt geweſen, daß es ohne drohende Haltung, ja ohne Barrikaden niemals dahin gekommen wäre. Rechte erwirbt man nur durch Kampf, und ſo lange unſere Mädchen und Frauen Puppe, Putz und Dienſtmädchen ſpielen, wird ihre Stellung ſicher keine andere werden.

Im ſozialariſtokratiſchen Staate wird das Weib aller Stände arbeiten, und in ihm werden ſich die ſtaatlichen Rechte durch die Leiſtungen beſtimmen, die der einzelne aufzuweiſen hat, nicht durch Geſchlecht oder Abkunft. Damit ergiebt ſich von ſelbſt, daß das tüchtige Weib dem tüchtigen Manne an Rechten gleichſtehen wird und das untüchtige dem untüchtigen im Mangel an Rechten. Das Einkommen wird zu einem ſehr genauen Maßſtab dieſer Tüchtigkeit werden, und da mit ihm die Steuerkraft und das Erbe des Staates wächſt, ſo wird es zur Grundlage der Verteilung ſtaatlicher Rechte werden. An einer gewiſſen Einkommensgrenze wird das Stimmrecht beginnen. Dieſe ſelbſt wird ſchwanken einmal mit dem Geldwert und ſodann mit den Aufgaben, welche der Geſetzgebung der betreffenden Zeit geſtellt ſind. Die Grenze ſelbſt auch nur annähernd feſtzuſtellen, wird heute unmöglich ſein. Aber dem Rechtsbewußtſein des Sozialariſtokraten wird es als ſelbſtverſtändlich ſcheinen, daß, wer unter den jeder Entwicklung günſtigen ſozialariſtokratiſchen Zuſtänden noch ſo untergeordnete Arbeit leiſtet, daß er kaum ſeinen Unterhalt verdienen kann, auch keinen Anſpruch darauf hat, daß ſein Urteil bei der Schaffung einer neuen Einrichtung berückſichtigt werde. Eine Altersgrenze für die Wähler feſtzuſetzen, wird durchaus unnötig ſein. Vor einem gewiſſen Alter wird es niemand, vielleicht abgeſehen von einem „Wunderkind" auf zehn Millionen, zu dem zum Wahlrecht geforderten Einkommen gebracht haben, und wenn es der beſonders Begabte zwei Jahre eher dazu bringt als der andere, dann ſoll er auch ſchon in den Genuß des Rechtes treten, das jenem noch verſchloſſen bleibt.

Bereits heute iſt eine ſtarke Bewegung im Gange, welche den Frauen zivilrechtlich und politiſch gleiche Rechte mit den Männern geben will.

In England iſt die Frau dem Manne bereits ſeit 1882 zivilrechtlich gleichgeſtellt, in Deutſchland wird ſie es — noch nicht einmal in dem neuen Zivilgeſetzbuch werden, das noch ſeiner Einführung harrt.

Als im Jahre 1867 John Stuart Mill im engliſchen Unterhauſe den Antrag ſtellte, den Frauen in demſelben Maße wie den Männern die politiſche Stimmfähigkeit zu geben, wurde der Antrag zwar abgelehnt, erhielt aber doch 75 Stimmen, alſo über ein

Zehntel des ganzen Parlamentes. Seitdem hat die Bewegung bedeutende Fortſchritte gemacht, wenn ſie auch neuerdings etwas zurückgewogt iſt. Die hundert engliſchen Frauen, welche 1889 im Nineteenth Century einen Aufruf gegen die politiſchen Stimmrechte der Frauen veröffentlichten, finden nur noch einen abnehmenden Anhang. Schulrat und Armenpflege ſind den Frauen jenſeits des Kanals längſt erſchloſſen, und auch in anderen Zweigen der Verwaltung finden ſie Anſtellung.

Die Einführung des Frauenwahlrechtes würde heute in Deutſchland mindeſtens hinſichtlich der Frauen der gebildeten Stände eine ſoziale Gefahr bedeuten. Unfähig, ihre Stimme auf Grund einer tieferen Überzeugung oder einer wirklichen Kenntnis irgend welcher Fragen abzugeben, würden ſie ſie nach Laune verſchenken, in weit höherem Prozentſatz ſtimmen als die Männer und dadurch unberechenbare Schwankungen in den Ergebniſſen hervorrufen, die unmöglich zum Heile des Ganzen ausſchlagen könnten. Erſt Bildung und Leiſtung, dann politiſche Rechte.

Ludwig Büchner, der mit den wärmſten Worten für die Gleichſtellung des Weibes mit dem Manne in rechtlicher wie politiſcher Beziehung eintritt, hält ebenſo die ſofortige Einführung des Frauenſtimmrechtes mit der heutigen geiſtigen Unreife und Unmündigkeit des weiblichen Geſchlechtes, namentlich aber ſeiner Schwachheit in religiöſer Beziehung, für unvereinbar, und iſt der Meinung faſt aller erfahrenen Politiker, daß die ſofortige Verleihung des politiſchen Stimmrechtes an die Frau gleichbedeutend mit politiſchem und religiöſem Rückſchritt ſein würde.

Eine Frau, die nur ihre eigenen Intereſſen verſtände, müßte doch eine lebhafte Teilnahme für Politik und Geſetzgebung haben. „Es kann ihr nicht gleichgiltig ſein," ſagt Bebel „ob der Staat jährlich Hunderttauſende von kräftigen, geſunden Männern in der ſtehenden Armee feſthält, ob eine Politik beſteht, die Kriege begünſtigt oder nicht, oder welche Steuerlaſten zu tragen ſind und wie dieſelben erhoben werden. Auch kann es ihr nicht gleichgiltig ſein, ob die notwendigſten Lebensbedürfniſſe durch Steuern verteuert werden, welche die Verfälſchung durch Lebensmittel begünſtigen, ... wie ihr Geſchlecht in Zukunft erzogen wird, . . . wie unſere Sozialgeſetzgebung beſchaffen iſt." In Deutſchland ſtimmen nur 60% Männer bei den Reichstagswahlen — ob wirklich 40% Frauen ihr Stimmrecht unbenutzt ließen, wenn ſie ein ſolches beſäßen?

Sobald die Völker ihre eigenen Intereſſen verſtehen lernen und an die Stelle der Landesgrenzen Volksgrenzen getreten ſind, wird der Militarismus keine Rolle mehr ſpielen. Aber ſo lange als dies noch nicht der Fall iſt, wird man auch den Einwand gegen die politiſche Gleichſtellung der Frauen erheben, daß dieſe ja auch keine Kriegsdienſte thäten. Dabei vergißt man nur, daß das Thun von Kriegsdienſten heute in keiner Weiſe bei den Männern die Vorbedingung für die Erlangung politiſcher Rechte iſt. In dem Alter, wo der Jüngling ſeiner Dienſtpflicht Genüge leiſtet, iſt er der politiſchen Rechte bar. In Kriegszeiten iſt gar die ganze Armee von der Ausübung ihrer politiſchen Rechte ausgeſchloſſen. Die zum Kriegsdienſt Untauglichen genießen dieſelben politiſchen Rechte wie diejenigen, welche dienen. Und da will man die Erlangung der politiſchen Rechte für das Weib noch an den Militärdienſt knüpfen! Man ſieht, die Logik iſt nicht immer auf Seiten derer, welche das Herkommen vertreten. Ebenſogut könnte man den Männern die politiſchen Rechte entziehen wollen, weil ſie keine Kinder gebären und ſomit nicht in demſelben Maße wie die Frauen für die Hebung des Volksſtandes ſorgen.

In Sachſen giebt es übrigens bereits Frauen, welche das aktive Wahlrecht ausüben; nach der Landgemeinde-Ordnung beſitzt die unverehelichte Grundbeſitzerin dies Recht. Ähnlich in England. In Wyoming haben die Frauen ſeit 1869 gleiches Stimmrecht mit den Männern, und dies hat einen bedeutenden erzieheriſchen Einfluß auf ſie ausgeübt. Chile hat es ihnen ebenfalls gegeben.

Volksbildung.

Je zahlreicher in einem Volke die Begabten ſind, deſto mehr hat es Ausſicht, andere Völker im Wettbewerb zu ſchlagen, ſeine Angehörigen Herrenſtellungen einnehmen zu laſſen, ſeine Nahrungsquellen zu vermehren und dadurch ſeinen Volksſtand an Zahl und Tüchtigkeit zu heben. Von zwei gleichbegabten Völkern müßte dasjenige die Oberhand gewinnen, deſſen Angehörige mehr gewohnt wären, geiſtige Arbeit zu leiſten, eine beſſere geiſtige Erziehung, eine beſſere Bildung erhalten hätten.

Eine möglichſt tüchtige Volksbildung zu ſchaffen, iſt alſo nationale Pflicht, und ein weſentliches Stück des Volksdienſtes. Wo tauſend ſchlummernde Anlagen ungeweckt bleiben, tauſend Neigungen zu beſtimmter Leiſtung ungefördert verkümmern, da wird nicht diejenige Arbeitsfreude und dasjenige Maß von Leiſtung geſchaffen, das recht gut entſtehen könnte. Die Zahl der Angehörigen jedes Standes iſt durch die Arbeitsmenge beſchränkt, die in ihm zu thun iſt. Nicht alle, die einen beſtimmten Beruf ergreifen möchten, können ihn deshalb ergreifen. Und eben dieſer Umſtand iſt ein Segen für den Stand. Nur gilt es Vorkehrungen zu treffen, daß von allen denen, die ihn ergreifen möchten, nur diejenigen wirklich in ihn eintreten, die ſich am meiſten dazu eignen. Die freie Konkurrenz, welche allein die höchſten Leiſtungen zeitigt, iſt erfahrungsmäßig das beſte Mittel der Ausleſe. Wer in dem Wettbewerb zurückbleibt, dem bleibt nichts übrig, als ſich einen ähnlichen Beruf auszuſuchen, im Wettbewerb um dieſen ſich zu bemühen, und wenn er auch hier oder an allen gleichartigen Berufen Schiffbruch leidet, ſich mit der nächſt niederen Stufe zu begnügen. Seine Begabung reicht dann für die höhere nicht aus.

Um wirklich jedem, der den Trieb hat, ſich zu bilden, auch die Möglichkeit dazu zu gewähren, iſt unbedingt die Unentgeltlichkeit aller ſtaatlichen Lehranſtalten nötig, von der Volksſchule bis zur Univerſität, durch Realgymnaſium, Gymnaſium und alle Arten von Fachſchulen hindurch.

Unentgeltlicher Volksſchulunterricht iſt die erſte Forderung. Nach der Volksſchule aber ſpalten ſich bereits die Berufe. Weſſen Begabung nur zu körperlicher Arbeit ausreicht, der ſoll ſich ihr widmen. Aber wer eine weitere Lehranſtalt beziehen will, dem ſoll ſie auch offen ſtehen. Der öſterreichiſche Schüler und der britiſche Student verdienen ſich nicht ſelten in den Ferien einen Beitrag zum Leben während der Arbeitszeit, und die Abſchaffung jedes Schulgeldes würde ihnen das noch erleichtern. Andererſeits würde einer Überfüllung der höheren Lehranſtalten am wirkſamſten ſchon dadurch vorgebeugt werden, daß Eltern, welche nicht ganz feſt von der höheren Begabung ihrer Kinder überzeugt wären, ſich ſcheuen würden, die Ernährung derſelben für die ganze Lernzeit auf ſich zu nehmen, um dann womöglich zuſehen zu müſſen, daß das Kind ſich in dem betreffenden Berufe nicht einmal ſein Brot verdiente.

Für Deutſchland bedeutet dieſe Forderung keineswegs etwas unerhört Neues. Bereits die deutſche Reichsverfaſſung vom 28. März 1849 enthält das Geſetz, daß Volksſchule und niedere Gewerbeſchule vom Schulgelde frei ſeien, und Unbemittelte auf allen öffentlichen Unterrichtsanſtalten freien Unterricht erhalten.

Nach derſelben alten deutſchen Reichsverfaſſung war auch die Freiheit der Wiſſenſchaft und ihrer Lehre gewährleiſtet. An der Spitze der Beſtimmungen über das Schulweſen ſtand der Satz: „Die Wiſſenſchaft und ihre Lehre iſt frei", der in der Verfaſſung für den Norddeutſchen Bund vom 24. Juli 1867 und in der Reichsverfaſſung vom 16. April 1871 meuchlings weggelaſſen iſt. Und wenn dieſe beiden Verfaſſungen auch nur in dieſem einen Punkte einen Rückſchritt enthielten, ſo könnten ſie doch neben jener von 1849 nicht beſtehen. Nach ihr ſtand das Unterrichtsweſen unter Aufſicht des Staates und war abgeſehen vom Religionsunterricht der Beaufſichtigung durch die Prieſterſchaft völlig enthoben. Wer der Staatsbehörde ſeine Befähigung nachwies, durfte Schulen gründen, leiten und an ihnen Unterricht erteilen. Der Schulzwang wurde dekretiert, und die Lehrer ſollten unter Beteiligung der Gemeinden Staatsbeamte werden.

In England beſteht die Unentgeltlichkeit der Volksſchule bereits faſt allgemein. Seit dem 3. September 1892 ſind zwei Drittel aller Elementarſchulen frei für ihre Schüler. Eine Regierungsſubvention von 10 Mark für jeden Schüler hat genügt, um dies Wunder zur Wahrheit zu machen und den Schulzwang, der ſeit 1870 beſtand, ohne jeden Druck auf die Bevölkerung zur Durchführung zu bringen.

Die Unentgeltlichkeit des Schulweſens wird dem Familienleben eher förderlich ſein als ihm ſchaden. Heute tragen Tauſende von Eltern namentlich in dem kleinen Beamtenſtand Jahrzehnte hindurch faſt unſagbare Laſten, um die Söhne Gewerbe-Schulen, Gymnaſien, Polytechnika, Univerſitäten beſuchen zu laſſen. Mit dem Wegfall der immer noch ſteigenden Schulgelder und Kollegienhonorare wird ſich dieſe Laſt bedeutend mindern und die Familien werden ein beſſeres Auskommen erhalten, da ihnen nur noch die Sorge für den Unterhalt der Kinder obliegt. An ein beſſeres Auskommen knüpft ſich immer eine Hebung des Familienlebens. Dem Arbeiter aber wird es dadurch erſt möglich werden, ſeinem begabten Sohne eine tüchtige Fachbildung geben zu laſſen, zumal wenn beſonders begabte Schüler Preiſe erhalten, die ihre Unterhaltskoſten vermindern.

Heute iſt Bildung in Deutſchland ein Monopolgegenſtand des Beſitzes, und auch innerhalb deſſen ſteht es mit ihr eigentümlich.

„Der talentloſeſte Klotz“, ſagt ſchon Max Nordau, „kann ſich auf Gymnaſien und Fakultäten breit machen und die ihm gereichte geiſtige Nahrung ohne Nutzen für das Gemeinweſen abſorbieren, wenn er nur wohlhabend genug iſt, um die Koſten des Studiums zu beſtreiten; der begabteſte Jüngling dagegen bleibt vom höheren Unterricht ausgeſchloſſen, wenn es ihm an den nötigen Mitteln fehlt — zum großen Schaden der Geſamtheit, welche dadurch vielleicht einen Goethe, Kant oder Gauß verliert.“

Derſelben Meinung iſt Hertzka. „Bei uns da draußen (im alten Europa), ſagt er, „wo nur eine verſchwindende Minderzahl die materiellen Mittel zum Studium hat, gewährt dieſe Mittelloſigkeit einer ungeheuern Mehrzahl auch den Dummköpfen unter den Bemittelten ein Privilegium. Die Reichen können eben nicht alle talentiert ſein — ſo wenig als die Armen alle es ſind; da wir aber trotzdem unſeren Bedarf an geiſtigen Arbeitern — von Ausnahmen, die ja überall vorkommen, muß dabei natürlich abgeſehen werden — bloß aus der kleinen Menge von Söhnen reicher Familien decken, ſo kommen bei uns — günſtig gerechnet, auf je einen fähigen Studierenden zehn Unfähige, von welchen Zehnen aber, da wir mit dem einen Fähigen natürlich nicht den ganzen Bedarf decken können, höchſtens die zwei oder drei allerdümmſten Schiffbruch leiden.“

Wenn dieſe Schätzungen auch etwas übertrieben ſind, ſo bleibt doch die Thatſache beſtehen, daß in unſeren ſtudierten Berufen ſich viele befinden, die ihrer Begabung nach unbedingt nicht hineingehören. Auch in der Sozialariſtokratie wird niemand einem reichen Vater verbieten können, ſeinen dummen Sohn ſtudieren zu laſſen. Aber dadurch, daß infolge des Heranziehens aller Begabteſten für dieſe Berufe in ihnen ein außerordentlich ſtarker geiſtiger Wettbewerb beſtehen muß, werden ſolche Elemente mit minderwertiger Begabung ganz von ſelbſt wieder ausgeſchieden werden. Wenn ſich neunzig Prozent ſehr Begabte zu einer Prüfung melden, ſo müſſen ſich die Anſprüche dieſer notwendigerweiſe ſehr hinaufſchrauben, und die zehn Prozent Dumme immer mehr die Ausſicht auf das Beſtehen verlieren. Die Feſtſetzung einer Altersgrenze, bis zu der eine Prüfung beſtanden ſein muß — wie eine ſolche heute z. B. ſchon für den Seeoffiziersdienſt beſteht, — wird weiter ausleſend in dieſer Hinſicht wirken.

Aber auch der ſittlichen Bildung der Kinder muß ſie zum Segen gereichen. In ſeinem „Ureigentum“, ſagt Laveleye einmal: „In dem Maße, in welchem das, was wir als Ziviliſation zu bezeichnen pflegen, zunimmt, ſchwächen ſich die Gefühle der Pietät und die Bande der Familie ab und üben weniger Einfluß auf die Handlungen der Menſchen aus. Dieſe Thatſache iſt ſo allgemein, daß man in derſelben ein ſoziales Entwicklungsgeſetz erblicken kann.“ Heute hält noch die Ausſicht auf das Erbe die Kinder oft genug wider ihre beſſere Überzeugung unter der Herrſchaft des Vaters, die ſie längſt als Druck empfinden. Die Sozialariſtokratie wird auch hier, indem ſie jene Ausſicht aufhebt, geiſtige und ſittliche Befreiung ſtiften. Die Vereinigten Staaten ſind uns auch hierin weit voraus. Hier iſt längſt die Familientyrannei und die Vergewaltigung der Kinder gebrochen, die unter uns, und beſonders ausgebildet bis zur ſklaviſchen Knechtung bei jüdiſchen Familien, den Töchtern gegenüber ganz allgemein als recht und gut gilt. Die Unentgeltlichkeit aller Lehranſtalten ſichert dem Knaben wie dem

Mädchen in hohem Maße die Wahl des Berufes aus Neigung und macht beide unabhängiger von den Verfügungen der Eltern. Dieſe größere ſittliche Selbſtändigkeit wird bald ihre guten Früchte zeitigen. Sie wird Charaktere für das öffentliche Leben erziehen, anſtelle von alleruntertänigſten Unterthanen, ſie wird in der Wahl des Gatten zum Ausdruck kommen wie im Verhalten in einzelnen beſonderen Wechſelfällen des Lebens; und ein ſtolzeres, freieres, ſelbſtgewiſſeres, mehr auf ſich geſtelltes und der eigenen Kraft vertrauendes Geſchlecht von Sozialariſtokraten züchten, die den katzenbuckelnden Feigling verächtlich über die Schulter anſehen.

Die erſte Aufgabe der Volksſchule wird immer bleiben, die Kinder im Leſen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten. Dieſe rein formalen Fertigkeiten ſind überall, wo nicht ein hervorragendes Gedächtnis da iſt, die Grundbedingung für alle weitere Bildung. Aber ſie beſtimmen, eben weil ſie nur formell ſind, noch in keiner Weiſe den Inhalt des Geiſteslebens der Kinder. Neben ihnen ſollte die ganze Schulzeit hindurch bis zum ſiebzehnten Jahre obligatoriſcher Turnunterricht beſtehen, der mitten in die ſonſtigen Schulſtunden hineinfiele und den Kindern immer die nötige Munterkeit wiedergäbe. Anſchauungsunterricht, Zeichnen und Übung im Ausdruck der eigenen Gedanken ſind daneben die fundamentalſten Erforderniſſe der Volksſchulbildung. Eine Verkleinerung der Klaſſen iſt dabei unbedingt notwendig. In unſerem Heere kommt auf je acht Gemeine ein Unteroffizier, in der Volksſchule auf je vierzig Kinder ein Lehrer, — ein Beweis dafür, daß heute die Heeresausbildung fünfmal ſo wichtig iſt wie die Volksbildung. Eine Übung der Kinder im Turnen von früher Jugend auf unter einziger Ausnahme der wirklich Kranken, nicht auch der Schwächlichen, würde dem Heere, wenn ein ſolches im Volksſtaat der Sozialariſtokratie noch nötig ſein ſollte, ſicher beſſeres Material an Rekruten liefern, als es heute erhält, und eine außerordentliche Verkürzung der Dienſtzeit der Volkswehr möglich machen. Körperliche Arbeit, die zur Geſundheit des Organismus unbedingt erforderlich iſt, wird außerhalb der Schule das Übrige thun; und ſie iſt geſund, ſehr geſund, ſo lange ſie nicht eine Überanſtrengung des Kindes bedeutet.

Es iſt keine Frage: durch genügende Organiſation iſt es den Arbeitern vollſtändig möglich, jede Kinderarbeit zu unterdrücken, und die Entrüſtung über die Beſchäftigung jugendlicher Arbeiter iſt in den Lohnarbeiterkreiſen geradezu Mode geworden. Sicher iſt eine Überanſtrengung des Kindes in jedem Falle ſchädlich, aber es iſt durchaus nicht nötig, daß dieſe ſelbſt an Fabrikarbeit gebunden ſei. Wie viele Gymnaſiaſten verdienen ſich nicht etwas durch Stundengeben, wie viele Kinder werden in der Landwirtſchaft nur zum Vorteil für ihre Geſundheit früh zur Arbeit herangezogen! Ein Verbot aller Beſchäftigung jugendlicher Arbeiter würde für Hunderte ein Abſchließen von der Möglichkeit bedeuten, ſich emporzuſchwingen. Die Gewöhnung der Kinder an Pünktlichkeit, Ordnung und geregelte Arbeit iſt von unendlicher erzieheriſcher Bedeutung. Wer in ſeiner Jugend ſelbſt hat arbeiten müſſen, wird das am beſten wiſſen.

Dem Volksſtaate der Sozialariſtokratie kann es aber außerdem durchaus nicht gleichgültig ſein, mit welcher geiſtigen Koſt die Köpfe ſeiner Kinder gefüllt werden, ſondern ihm muß alles daran gelegen ſein, ſie zu ſo tüchtigen Sozialariſtokraten heranzubilden wie irgend möglich.

„Wer in einem gegebenen Staate ſicher ſein könnte, das ſogenannte Miniſterium des Unterrichts zwanzig oder dreißig Jahre lang feſt in ſeiner Hand zu haben, der könnte für jede mögliche Änderung dieſes Staats und ſeiner Bürger im Sinne der Bildung, der Freiheit und des Fortſchritts einſtehen.“ Mit dieſem Worte umſchreibt Ludwig Büchner den Satz: Wer die Schule hat, der hat die Zukunft. Und in der That giebt es kein anderes Mittel, ſo mächtig auf die Anſchauungen der kommenden Generation einzuwirken, als den Schulunterricht. Es iſt ein ſchlagender Beleg für die Ausgelebtheit der heute noch offiziell anerkannten Dogmen, daß die Mehrzahl des Volkes heute nicht mehr an ſie glaubt, obgleich ſie ihnen acht Jahre lang, ja den Gebildeten nicht ſelten vierzehn in ihrer Jugend eingebläut werden. So lange es in den Staatsſchulen obligatoriſchen Religionsunterricht giebt, ſo lange kann und muß man ſagen: die Kirche hat die Schule. Sie hat das Vorrecht, den Kindern ihre beweisloſen Behauptungen einprägen zu dürfen, als wären ſie noch niemals in Zweifel gezogen worden, während die Wiſſenſchaften nicht einmal die Möglichkeit haben, ihr tauſendfach geſichertes Wiſſen den Kindern nahe zu bringen. Dieſe Bevorzugung muß der chriſtlichen Mythologie genommen werden, um jeden Preis, koſte es auch, was es wolle. So lange ſie noch fortbeſteht, wird zwar die Wiſſenſchaft nicht gefährdet ſein — denn ſie iſt nicht durch leere Behauptungen aus dem Felde zu ſchlagen

— wohl aber wird bei den ſchwächer Begabten ihrer ungehemmten Ausbreitung noch ein Hindernis im Wege ſtehen.

Häckel hat ſchon 1877 die Aufnahme der Entwicklungslehre in den Schulplan verlangt auf der Naturforſcherverſammlung in München. Damals behauptete Rudolf Virchow unüberlegterweiſe, die Darwinſche Theorie führe zum Sozialismus. Ebenſo meint Bebel, ſie ſei wie jede Wiſſenſchaft, eminent demokratiſch. Häckel, Schmidt, von Hellwaldt und andere haben das wiederholt zurückgewieſen. Das Prinzip der natürlichen Ausleſe, das ununterbrochen neue, höhere Typen ſchafft, indem das höher organiſierte und ſtärkere Lebeweſen das niedere unterdrückt, iſt ein ariſtokratiſches. Aber wenn es auch ein demokratiſches oder ſozialdemokratiſches wäre, ſo wäre das doch kein Grund, es nicht anzuerkennen, oder ihm nicht die weiteſte Verbreitung zu ſchaffen. Dann wäre eben die künftige menſchliche Geſellſchaftsordnung eine demokratiſche oder ſozialiſtiſche und müßte es ſein. „Die Naturforſchung kümmert ſich nicht und hat ſich nicht zu kümmern um die ethiſche Tragweite ihrer Entdeckungen,“ ſagt Carneri, „ihre ganze Thätigkeit iſt darauf gerichtet, in den Reichen der Natur dem Wahren nachzuforſchen und jede gefundene Wahrheit zu verkünden, öffentlich der Wiſſenſchaft, dieſer wertvollen Schatzkammer der Menſchheit, ſie zu übergeben.“

Aber die Naturwiſſenſchaft dient ja der Sozialariſtokratie — nicht infolge eines zufälligen Zuſammentreffens beider, ſondern lediglich weil dieſe nichts iſt als die Folgerung für den Menſchen und die Geſtaltung der menſchlichen Geſellſchaft aus den Ergebniſſen jener. Das ſich Bekennen zu den Grundſätzen des Volksdienſtes und der Sozialariſtokratie, d. h. zu der naturwiſſenſchaftlichen Betrachtung unſerer Kulturverhältniſſe, ſchließt ja, wie oben ausgeführt, ein Urteil über faſt alle großen Fragen des modernen Lebens ein — in höherem Maße als irgend eine andere ſittliche Weltanſchauung, die alle aus lauter bunten Lappen zuſammengeflickt ſind und deren ſicherſte Grundlagen im Aberglauben und der Unwiſſenheit liegen.

Um die heutige Jugend zu echten Sozialariſtokraten zu erziehen, iſt nichts erforderlich als eine gründliche Einführung in das Reich der organiſchen Naturwiſſenſchaften und inſonderheit der **Entwicklungslehre.** Dieſe muß der Kern und Mittelpunkt des ganzen Unterrichts werden, geradeſo wie einſt die Stillſtandsdogmen der chriſtlichen Religion es geweſen ſind. Deren heutige Vertreter wiſſen recht gut, warum ſie die moderne Wiſſenſchaft beiſeite ſchieben. In der Zeit, welche beim Kinde die geeignetſte iſt für die Bildung eigner Anſchauungen, wollen ſie ihm den Geiſt mit ihren Märchen füllen, in der Hoffnung, daß dann auch der Mann nie wieder frei werde. Jede Religion iſt die natürliche Feindin der Wiſſenſchaft. Jeder Wiſſenſchaft Weſen iſt heute geiſtiger Fortſchritt, jeder Religion Weſen die Heilighaltung gewiſſer feſtſtehender Begriffe. Daß dieſe Begriffe ſich trotzdem fortwährend weiter entwickeln, kann ſie freilich nicht hindern, aber wenn dieſe Entwicklung eine Zeitlang vor ſich gegangen iſt, dann greift die Kirche immer wieder einmal auf den Standpunkt früherer Jahrhunderte zurück. So griff Luther auf Auguſtin zurück, und ſo greift die proteſtantiſche Gegenwart auf die veralteten Formeln des chriſtlichen Katechismus aus dem 16. Jahrhundert und auf die Kirchenlieder des 16. und 17. Jahrhunderts zurück. So gilt noch heute die von Fehlern wimmelnde Lutherſche Überſetzung der im 16. Jahrhundert verehrten altjüdiſchen Schriften als offizielle Grundlage des Religionsunterrichts. Genau ſo wie die Stillſtands- und Gleichheitslehre der chriſtlichen Religionen Sozialdemokraten erziehen muß, muß die Entwicklungslehre der modernen Naturwiſſenſchaft die Kinder zu Sozialariſtokraten machen. An den lächerlichſten Gründen gegen die Naturforſchung hat es ſeitens der chriſtlichen Religionsgeſellſchaften nie gefehlt. Der Hauptgrund iſt immer der geweſen, daß noch nicht einmal die Gelehrten über alle Fragen in ihr einig ſeien. Bekanntlich ſind ſich ja alle lutheriſchen, unierten, reformierten, römiſch-katholiſchen, griechiſch-katholiſchen, puritaniſchen, mormoniſchen, ſchwenckfeldianiſchen, quäkeriſchen Kirchenlehrer über alle Fragen der chriſtlichen Religionen einig, und nur deshalb können dieſelben als alleinbeglückende und alleinherrſchende Wahrheiten in allen Schulen gelehrt werden.

Die Idee der Entwicklung iſt die Krone des Wiſſens der Gegenwart, und ſie muß daher auch den Kern des Unterrichts, allen Unterrichts von der Volksſchule bis zum Gymnaſium bilden. Alles muß auf ſie Bezug haben, muß durch ſie illuſtriert werden. Man kann dem Menſchen nicht feſt genug einprägen, daß der Wettbewerb jedes einzelnen mit allen anderen um die nötigen Daſeinsmittel der Kern alles Daſeins, alles Fort-

ſchrittes iſt, daß ohne ihn die Entwicklung ſtill ſteht, zurückgeht. Ein Geſchlecht, das damit aufgewachſen iſt, wird ſich ſchwerlich zu ſozialiſtiſchen Träumereien bekehren laſſen, während die verkehrte chriſtliche Theorie von der Gleichheit aller Menſchen und die Erzählung von dem frühchriſtlichen Kommunismus dem Sozialismus direkt in die Hände arbeiten.

Vom Moner zur Zelle und von da aufwärts zum niedren Wirbeltier, zum Fiſch, zur Amphibie, zum Beuteltier und endlich zum affenartigen Säugetier iſt die Entwicklung aufwärts gegangen, und es wird, wie Häckel ſich ausdrückt, „die Erkenntnis vom tieriſchen Urſprung und Stammbaum des Menſchengeſchlechtes notwendig tiefer als jeder andere Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes in die Beurteilung aller menſchlichen Verhältniſſe und zunächſt in das Getriebe aller menſchlichen Wiſſenſchaften eingreifen. Sie muß früher oder ſpäter *eine vollſtändige* Umwälzung *in der ganzen Weltanſchauung der Menſchheit* hervorbringen.“ Sie hat bereits begonnen, dies zu thun, und ſie wird es um ſo ſicherer thun, um ſo friedlicher und ſegensreicher, eine je weitere Verbreitung ihr geſchaffen wird. Während man in Großbritannien aus der Chartiſtenbewegung in der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts bereits gelernt hat, daß nur die Überbrückung der Bildungskluft zwiſchen Hoch und Niedrig die Grundlage zu einer friedlichen Weiterentwicklung unſerer Verhältniſſe bilden könne, wähnt der deutſche Gebildetenhochmut noch immer, manche Erkenntnis ſei „nichts fürs Volk“, während der „Gebildete“ dadurch doch nur beweiſt, daß ſie nichts für ihn iſt.

Die Verbreitung des notwendigſten Wiſſens, namentlich der *Erkenntnis der natürlichen Entwicklung im Wettbewerb um die Daſeinsmittel*, iſt die erſte Pflicht jeder Schule, auch der niedrigſten. Jene Erkenntnis muß dem *ganzen* Volke ſchon in *früher* Jugend tief eingepflanzt werden, damit es im ſpäteren Leben imſtande ſei, alle ſozialen Erſcheinungen und ſeine eigenen Lebensbedingungen richtig aufzufaſſen. „Aus dem Baum der Erkenntnis iſt ſeit dem Glauben an die Paradieſestage ein ganzer großer Wald geworden“, und darum genügt es nicht mehr, daß man jenen Baum kenne, der ſeitdem überdies längſt abgefault iſt, ſondern daß man ſich in den Pfaden jenes großen Waldes zurecht finde. „Die große Aufgabe des Lebens,“ ſagt D. Page, „— ſelbſt diejenige, welche am unmittelbarſten vor uns liegt —, wird um ſo beſſer verſtanden und um ſo vernünftiger vollendet werden, je beſſer der Menſch ſeine Stellung in der Natur und ſeine Beziehungen zu der Geſamtheit des Daſeins begreift.“

In dieſer Richtung geſchieht in der heutigen Volksſchule nicht das Mindeſte. Zum Verſtändnis des Lebens trägt die deutſche Volksſchule nicht einen Deut bei, ja ſie hindert es in jeder Weiſe. Die geſamte religiös ſittliche Erziehung unſerer Kinder iſt vom Standpunkt des Wiſſenden der Gegenwart aus vielmehr eine irreligiös unſittliche. Sinnloſe Sätze einer veralteten Religion, denen in der Wirklichkeit nichts entſpricht, werden in gewagter Verbindung mit einer überwundenen Sittenlehre gelehrt, welche dem Wiſſen unſerer Zeit ins Geſicht ſchlägt. Die Ermahnungen zur ſklaviſchen, kritikloſen Hinnahme des Vorgetragenen bedeuten die Opferung des ſelbſtändigen Denkens und ſchaffen eine Leichtgläubigkeit in dem Kinde, die es im Leben den ernſteſten Gefahren ausſetzt. Eine ungeheure Zitatenmenge aus alten jüdiſchen Schriften, deren Überſetzung ſchlecht, in veraltetem Deutſch geſchrieben und unverſtändlich iſt, wird dem Gedächtnis des Kindes aufgebürdet, ohne daß es dieſelbe zu irgend etwas verwenden könnte. Dieſe ungeheure Zumutung dient einzig dazu, die ſpätere Phraſeologie und Anſchauung der Kinder zu beeinfluſſen; denn der Menſch braucht bekanntlich diejenigen Ausdrücke am öfteſten und leichteſten, die ſeinem Bewußtſein am leichteſten zur Verfügung ſtehen, und es iſt weit ſchwerer für ihn, einen eigenen Gedanken ſelbſtändig auszudrücken. Die oftgebrauchte Phraſe bekommt ſchließlich für das Bewußtſein einen wirklichen Inhalt. Verlangte man, die Kinder ſollten in irgend einem Fache zweitauſend und mehr Druckzeilen ihnen unverſtändliche Proſa auswendig lernen, ſo würde ſich ein Sturm der Entrüſtung erheben — aber für veraltete Dogmen und Definitionen veralteter Begriffe aus der landesüblichen Religion hält man das für ſelbſtverſtändlich.

Eine direkte Befleckung der Phantaſie der Kinder kommt dadurch zuſtande, daß der Religionsunterricht an ein Buch geknüpft iſt, deſſen Inhalt an vielen Stellen unſeren heutigen Sittlichkeitsbegriffen ins Geſicht ſchlägt. Radenhauſen ſagt darüber einmal: „Die evangeliſchen Prieſter merken es ſo wenig wie die katholiſchen . . . . welches Vergehen wider die Sittlichkeit verſchuldet wird dadurch, daß man ein . . . . mit Abſcheulichkeiten behaftetes

Buch zum Unterricht der Kinder gebraucht und der heranwachſenden Jugend Sachen und Kunden beibringt, die in keiner anſtändigen Geſellſchaft erzählt werden dürfen und ſelbſt in luſtiger Männergeſellſchaft Anſtoß erregen würden. Wenn man eine Ausleſe der unzüchtigen, ekelhaften, empörenden und ſchlechten Handlungen, Ausſprüche, Prophetengeſichte und Beſchreibungen zuſammenſtellte, würde man nicht nur allgemeinen Unwillen erregen und ſich verächtlich machen, ſondern auch Gefahr laufen, den Strafgeſetzen zu verfallen wegen „Erregen öffentlichen Ärgerniſſes“. Trotzdem wird das Buch, dem alle dieſe Ärgerniſſe wörtlich entnommen wären, der unmündigen Jugend als erhabenes Mittel zum Unterrichte gegeben mit der Empfehlung, dieſes „Gotteswort“ fleißig zu leſen und darin zu forſchen. Letzteres geſchieht thatſächlich in den Schulen recht fleißig zum Auffinden aller anrüchigen und unzüchtigen Stellen, die in den namentlich in England gebräuchlichen Bibelſtunden, ſelbſt von den mannbaren Schulkindern laut vorgeleſen werden müſſen, damit von dem angeblichen Gotteswort kein Titelchen der Einprägung vorenthalten werde. Das nennt man Religionsunterricht, ohne dabei zu erröten! Die altjüdiſchen Schmutzgeſchichten ſollen wichtiger ſein als die Geſetze des Vaterlandes und die Kunde der Pflichten im täglichen Verkehr.“

Frankreich und die Vereinigten Staaten Nordamerikas haben den zwangmäßigen Religionsunterricht längſt abgeſchafft.

Auch in Italien iſt man eben erſt im Sommer 1892 wieder daran gegangen, die Schulen ganz von dem Drucke der chriſtlichen Mythologie zu befreien und unbeſchränkt der Wiſſenſchaft anheim zu geben, ferner außerdem die Beſtimmung aufzuheben, daß der Staat eine Religion habe. Daß dies bei manchen Bürgern noch der Fall iſt, iſt ja nicht zu leugnen. Aber damit hat die Geſamtverwaltung doch nichts zu thun.

Die engliſche Boardſchule beſitzt keinerlei Religionsunterricht. Dieſer wird von den Religionsgeſellſchaften ſelbſt in den Sonntagsſchulen gegeben. Religion gilt dem Briten durchaus als Privatſache, und damit iſt gewiß keine Geringſchätzung derſelben verbunden. Aber dies Syſtem hat vor allem den Vorzug der Ehrlichkeit, während die geſamte Religionsfrage bei uns unehrlich behandelt wird. Die Gemeinde beſoldet dort ihren Pfarrer, unterhält ihre Kirche ſelbſt — ſo lange ſie einen ſolchen für nötig erachtet. Hat die Mehrzahl der Mitglieder einer ſolchen religiöſen Gemeinde die herrſchende Religion überwunden, ſo fällt der Prieſter ganz von ſelbſt weg, weil er keine genügende Bezahlung mehr findet. Bei uns gehen die Leute überhaupt nicht mehr in die Kirche, aber das veraltete Inſtitut beſteht trotzdem fort, und der Pfarrer wird dadurch, daß es keinerlei Kritik ſeinen redneriſchen Leiſtungen gegenüber giebt, nur in dem Glauben beſtärkt, daß es ſein gutes Recht iſt, ſich ſo mittelalterlich wie möglich zu geberden. Die Religion muß auch bei uns als offizieller Unterrichtsgegenſtand aus allen Staatsſchulen entfernt werden, wenn nicht ferner eine Vergeudung der geiſtigen Volkskraft ſtattfinden ſoll, ein Verpuffen ins Blaue, das niemandem Nutzen bringt. Eltern, welche ihren Kindern dann noch dieſe geiſtige Hemmkette ſpeziell anzulegen wünſchen, können das ja leicht mittels Privatſtunden thun, welche die glaubensfanatiſchen Prieſter der Zukunft um der Sache willen unentgeltlich oder gegen ſehr geringes Entgelt ſicher zu geben bereit ſein werden. Aber der Staat darf dieſen geiſtigen Frevel nicht länger mit ſeiner Autorität decken. Dahin muß die Volksvertretung mit aller Entſchiedenheit wirken.

Es giebt Handlungen, die außerhalb der menſchlichen Geſellſchaft ſtellen, und Schlüſſe, die mit der allgemein anerkannten Logik nichts gemein haben. Es giebt eine Schulung des Denkens, die an einem beſtimmten Punkte der Schlußreihe ſtets Halt macht, die Kette unterbricht, oder vielmehr aufhören läßt. Zu anderer Stunde führt ſie dieſelbe dann unter völlig verſchiedenen Vorausſetzungen weiter, bis zu Ende; aber beide Teile haben nichts mit einander gemein. Karl Vogt hat jene Unterbrechungsſtelle Verwerfungsſpalte genannt, und er ſagt von ſolchen, daß ſie ähnlich wie in den Gebirgen im Gehirn vorkommen, „meiſt in der Jugend durch das Meſſer der Schulmeiſter und ſogenannten Erzieher erzeugt, welche dem regelmäßigen Fortgange der Schlußfolgerungen ein gebieteriſches Halt zurufen. Dieſe Verwerfungsſpalten mögen in einzelnen Gehirnen häufiger, in anderen ſeltener ſein; ſie exiſtieren wohl in allen. Bis zu ihnen geht alles glatt; jenſeits der Kluft fängt ein neues Gebiet an, das mit dem anderen keinen Zuſammenhang hat.“ Das was dem Kindergehirn dieſe Verwerfungsſpalten anzüchtet, iſt vor allem der Religionsunterricht. Hier wird es nicht nur gezwungen, Dinge zu lernen, die jeder Vernunft offenbar Hohn ſprechen, und mit dem Denken, das ſonſt im Leben als logiſch gilt, unvereinbar ſind, ſondern ſeine Denkkraft wird dadurch auch planmäßig untergraben, und der Mann kann oft trotz aller Anſtrengung nicht über jene Riſſe in ſeinem Denken hinwegkommen, die ein Gehirn, das durch keinen Religionsunterricht denkunfähig gemacht iſt, gar nicht kennt.

Die Dogmen der Religion ſind nicht das Einzige, womit unſere Volksſchule die Köpfe unnützerweiſe beſchwert. Noch mit anderem hält ſie das Kind auf. Inſonderheit wozu ſoll es ſich die lächerlichen Einzelheiten der Lokalgeſchichte des Ländchens oder Landes einprägen, die gar keine Bedeutung für die Gegenwart haben, und der Erzielung eines Lokalpatriotismus durch die damit verbundene Langeweile eher hinderlich als förderlich ſind?

An die Stelle, welche heute der Religionsunterricht in der Volksſchule einnimmt, muß die Belehrung über die Entſtehung der Erde, des Lebens und des Menſchen im Stufengang der Entwicklung treten, daran ſich die Betrachtung der Stellung des Menſchen in der Natur und in der menſchlichen Geſellſchaft ſchließen. Dann gilt es, dem Kinde die heute herrſchenden ſittlichen Hauptanſchauungen anzueignen, aber nicht die alten landesüblichen Rohheiten: du ſollſt nicht töten und nicht ehebrechen, ſondern die Grundzüge einer Ethik, die mit dem geſicherten Wiſſen der Gegenwart in Einklang ſteht. Ihr oberſter Satz lautet: „Du ſollſt arbeiten“ und ihr zweiter: „Wo keine Leiſtung, da kein Lohn.“ „Wo keine Pflicht, da kein Recht“, ihr geſchlechtliches Gebot: „Du ſollſt Deine Perſönlichkeit nicht verkaufen.“ In Frankreich hat man bereits den Verſuch gemacht, eine ſolche Moral zu lehren, und Lehrbücher und Leitfaden mit Frage- und Antwortſpiel ſind erſtanden. Dieſe Bemühungen haben Erfolg gehabt, ſichtlichen Erfolg — obwohl jene Schulmoral ſich noch nicht auf die Kenntnis der Entwicklung alles Lebenden ſtützte, ſondern in der Phantaſtik der „Menſchenrechte“, und der Menſchengleichheit und Brüderlichkeit ruhte. Eine Moral, die den wirklichen Verhältniſſen noch ſo viel mehr Rechnung trägt, ja nur eben ihr Ausdruck iſt, muß noch ganz anders wirken. Alles muß mit der Entwicklungsanſchauung durchdrungen werden. Die Leſebücher müſſen nur noch Stücke enthalten, durch welche ſie geht, die Schulaufgaben ſie wieder klingen laſſen, im Rechenbuch und in den auswendig gelernten Liedern muß ſie ſichtbar ſein, muß ſie den Kern bilden. Nur ſo allein iſts möglich, jene grundlegenden Erkenntniſſe dem Menſchen, jedem Mitglied eines Kulturſtaates, früh und feſt genug einzuprägen, nur ſo erhält der einzelne die erforderliche Wiſſensgrundlage für die Bildung einer eigenen Überzeugung. Mit Sozialismus und Chriſtentum aber iſt es dann unwiderruflich vorbei. So gut es möglich iſt, einem Kinde die mit jeder Vernunft in grellem Widerſpruch ſtehenden kirchlichen Lehren, wie die Lehre, daß drei eins ſei, daß ein Volksgott einen Sohn zeuge ꝛc., gedächtnismäßig einzuprägen, ſo gut muß es auch möglich ſein, die dem Denken durchaus zugängliche, es befriedigende, alle Rätſel löſende und die Denkkraft immer neu anregende Entwicklungslehre zur tiefſten Überzeugung zu machen. Nicht umſonſt hat ſie den Weg von dem einfachen Erklärungsverſuch zur wiſſenſchaftlichen Hypotheſe auf allen Gebieten der Naturforſchung, zur wiſſenſchaftlichen Theorie und endlich zur allgemein anerkannten Lehre in einem einzigen Menſchenalter durchgemacht. Noch niemals hat eine Erkenntnis nur ſo kurze Zeit gebraucht, um Anhänger zu gewinnen. Noch 200 Jahre nach dem Tode ihres halb ſagenhaften Stifters beſtand die ganze chriſtliche Kirche aus ein paar Gemeinden. Die Entwicklungslehre aber hat ſich in dreißig Jahren den Erdball erobert.

Ebenſo wie die chriſtliche Mythologie und ſogenannte moſaiſche Ethik durch Naturwiſſenſchaft abzulöſen ſind, ebenſo die Lokalgeſchichte, die ſich unter dem Namen Heimatskunde verſteckt, durch Unterweiſung in den Rechten und Pflichten des Staatsbürgers, die bereits in Italien allgemein geworden iſt. Kaum etwas Anderes thut unſerem politiſch ſo ungebildeten Volke ſo außerordentlich not. Das Kind ſoll lernen, was ein Reichstag iſt, was ein Bundesrat, — ſo lange es noch einen ſolchen giebt. Es ſoll wiſſen, daß es Verwaltungsbehörden und Gerichtshöfe giebt, daß es eine Strafgeſetzgebung und eine bürgerliche Geſetzgebung giebt, es ſoll wiſſen, wo das Wahlrecht beginnt und was es bedeutet. Es ſoll lernen, ſich in dem komplizierten Organismus des modernen Staates zurecht zu finden, und es wird politiſch reif werden und über die Jugendſchwärmerei des Sozialismus hinauskommen. In die Gegenwart, in das greifbare, rege Leben ringsum gilt es das Kind einzuführen in der Volksſchule. Gegenwartsbildung iſt ihr einziges Ziel, nicht Kenntnis der verſtaubten Vergangenheit; denn jene iſt für das Leben tauſendmal wichtiger. Die unſittlichen Geſchichten der alten jüdiſchen Heldenſage gehören ſo wenig vor Kinderohren wie die Jahreszahlen der preußiſchen Kurfürſten. Was nützen ſie dem Knaben, dem Mädchen fürs Leben? Sie langweilen ſich beim Lernen und vergeſſen ſie, ehe ſie die Schule verlaſſen.

Dagegen gehören die Elemente der Phyſik und mindeſtens die Kenntnis des eigenen Körpers in die Volksſchule, aus der ſie immer noch fern gehalten werden, und die kleinen Kinder im Allgemeinen wie die Mädchen in dem Unterricht, der ihren Körper betrifft, müſſen Lehrerinnen erhalten. In der engliſchen Boardſchule werden alle jüngeren Klaſſen von Lehrerinnen gelehrt, welche bei gleichem Geſchick dem Lehrer gleich beſoldet werden, und die Mädchen haben auch weiterhin vorzugsweiſe weibliche Lehrkräfte. Das Weib eignet ſich vorwiegend zur Erziehung jüngerer Kinder, und daß es aus dieſem ſeinem eigenſten Gebiete neuerdings in Deutſchland von dem Manne verdrängt worden iſt, iſt ein weſentlicher Schaden für unſere Kinder.

In Deutſchland beginnt ferner der Schulunterricht zu früh. Daher unſere bleichen Kinder mit ihrer „zu großen Wohlerzogenheit“, wie ſich die Ausländer ausdrücken. Zu früh werden ſie dem freien Herumſpringen, dem Tollen, Laufen und Spielen entzogen, zu früh werden Knaben und Mädchen getrennt, zu früh wird ihr Gedächtnis ſyſtematiſch belaſtet. Ein achtjähriges Kind, das bis dahin frei herumgelaufen iſt, lernt bis zu ſeinem zehnten Jahre leicht und ohne Mühe das, was ein ſechsjähriges bis eben dahin lernt. Und es iſt dann friſcher, hat mehr Freude am Lernen. Zwei Schulſtunden hinter einander ſind für ſechs- bis ſiebenjährige Kinder nach dem Urteil engliſcher Pſychologen unter allen Umſtänden zuviel. Das ſechsjährige Kind iſt noch nicht imſtande, ſeine Aufmerkſamkeit ſo lange auf einem oder mehreren Gegenſtänden feſtzuhalten. Vom achten bis vierzehnten Jahre allgemeine Schulpflicht nach öſterreichiſchem Muſter würde unſerer Jugend eine große Wohlthat ſein und würde ſie friſcher, arbeitsluſtiger und roſiger erhalten.

Oberſchule.

Es giebt nach Galtons Begabungsſchätzung und nach der Erfahrung jedes, der mit Arbeiterkreiſen viel in Berührung kommt, eine ganze Reihe Begabungen, für die die Volksſchule eine durchaus genügende Übungsſtätte iſt. Sie betragen über ein Viertel der Geſamtbevölkerung. Sie fühlen ſich bereits durch das Maß geiſtiger

Arbeit, welches die Volksſchule von ihnen verlangt, überbürdet und betrachten ihre Entlaſſung von dort als eine Befreiung. Es würde eine nutzloſe Qual für ſie ſein, länger geiſtige Arbeit leiſten zu müſſen. Mit ihrem vierzehnten Jahre können ſie in ihren Beruf als Handarbeiter eintreten, um ſich auszubilden oder auch gleich zu beginnen zu verdienen. Zum Tagearbeiter, zu manchen Arten des Fabrikarbeiters, ja ſelbſt zum kleinen Handwerker, zum kleinen Bauern, reicht ihr Maß geiſtigen Vermögens aus, und in dieſen Berufen werden ſie ſich am wohlſten fühlen. Sie würden gute und gewiſſenhafte Straßenkehrer und Heizer, rüſtige Pflüger und Fuhrknechte werden, aber ſchon die Thätigkeit eines Schreibers würde ihnen unerträglich ſein.

Für die nächſthöhere Gruppe, welche dicht am Durchſchnitt ſteht, die untere Durchſchnittshälfte, welche nach Galtons Berechnungen ein weiteres Viertel beträgt, mag der Volksſchule noch ein kleiner Fachſchulkurſus folgen; dann wird ſie ins praktiſche Leben eintreten, um dort diejenige körperliche Arbeit zu thun, welche ein kleineres Maß von gleichzeitiger geiſtiger Thätigkeit vorausſetzt. Die obere Durchſchnittshälfte wird ihr in dieſen Berufszweigen Konkurrent ſein und in ihnen die höheren, beſſeren Stellen einnehmen, den kleinen Handel und das ſelbſtändige Handwerk verſuchen, die kleine Gutsverwaltung führen und den Subalternbeamtenſtand zu bilden beginnen.

Dieſen Dreivierteln gegenüber ſteht ein Viertel über den Durchſchnitt begabter, von denen die Mehrzahl zu „Gebildeten“ werden wird und zu dieſem Zwecke Oberſchulen beſucht.

Heute giebt es für den Mann zwei Wege zum Gebildeten, den des Realgymnaſiums mit ſeiner Betonung der modernen Sprachen Franzöſiſch und Engliſch und der Naturwiſſenſchaften, und den des Gymnaſiums mit ſeinem Nachdruck auf Griechiſch, Lateiniſch und alte Geſchichte. Beide Kurſe gelten heute noch nicht für gleichwertig in den Beſtimmungen für die höheren Berufe, ſondern das Gymnaſium hat noch das Monopol, die künftigen Studenten der Medizin und Rechtswiſſenſchaft, Theologie und alten Philologie zu liefern. Obwohl alle Denkenden ſich darüber einig ſind, daß dieſe Vorbildung durchaus ſchief iſt und das Realgymnaſium weit mehr dem Zuge unſerer Zeit entſpricht, iſt hier noch nicht Wandel geſchaffen worden. Der nächſte Schritt müßte ſein, daß beide Kurſe einander für gleichwertig erklärt würden, daß beide zu jedem Studium berechtigten. Erſt dann würde ein ehrlicher Wettbewerb zwiſchen ihnen ſtattfinden und die Wahl der Zeit zwiſchen ihnen wirklich etwas bedeuten. Es kann kein Zweifel ſein, daß nach Aufhebung des Gymnaſialmonopols ſofort ſich der Hauptſtrom der Kandidaten höherer Berufe dem Realgymnaſium zuwenden würde, das allein ihnen eine Bildung giebt, mit der ſie in unſerer Zeit etwas anzufangen vermögen, die ſie entſprechend der darauf verwandten Arbeit verwerten können. Großbritannien hat den Beweis bereits geliefert. Mit der Aufhebung des Monopols von Griechiſch zum Bachelor of Arts Examen auf der Viktoria Univerſität, hat ſich der Strom der Studenten des Griechiſchen auf ein Viertel reduziert (Theologen und alte Philologen), und dieſes Examen ſoll im Ganzen faſt genau dem Abiturientenexamen unſerer Gymnaſien entſprechen. Die ſchottiſchen Univerſitäten folgen eben darin, wie verlautet. Seit es dort mehrere Wege zur höheren Bildung giebt, giebt es für die weitaus größte Mehrzahl ebenfalls nur einen; denn ſie entſcheidet ſich für den des Realgymnaſiums. Wer einigermaßen offene Augen hat, der muß ſich ſagen, daß die Partei der griechiſch-römiſchen Bildung Schritt für Schritt im Zurückweichen begriffen iſt. Die Verlegung des Anfangs des Griechiſchen von Quarta nach Tertia im Jahre 1884 war das erſte ſichtbare Zeichen davon, und der Proteſt der 410 Profeſſoren und Dozenten der Medizin und Naturwiſſenſchaften im Oktober 1890 gegen die Gymnaſialvorbildung der Studenten dieſer Fakultäten die letzte große Kundgebung in dieſer Richtung. Und es kann nicht anders ſein: das Bildungsmonopol von Latein und Griechiſch hängt uns noch aus dem Ausgang des Mittelalters nach, aus einer längſt überwundenen Epoche des Geiſteslebens: die Realgymnaſien aber ſind Kinder unſerer Zeit, entſprungen aus dem Bedürfnis einer praktiſch nutzbaren Bildung.

Der Einfluß der römiſchen Bildung auf Deutſchland beginnt mit dem erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung, noch vor der Einführung des Chriſtentums, und dauert, allerdings auf ziemlich enge Kreiſe, auf die Prieſterſchaft, beſchränkt, fort durch das ganze Mittelalter, um gegen das Ende des 14. Jahrhunderts faſt ganz im Sande zu verlaufen.

Um ihn wieder in Thätigkeit zu verſetzen, bedurfte es eines gewaltigen Anſtoßes, und dieſer kam — vom Süden aus. Durch die Zerſtörung Konſtantinopels war die zumteil etwas ſtockfleckige

Gelehrſamkeit, die die Arbeit eines Jahrtauſends in Byzanz angehäuft hatte, nach Italien gekommen, und hier zeigte ſich, durch ſie befruchtet, etwa ſeit dem Jahre 1457 ein regeres wiſſenſchaftliches Leben, das alsbald über die Alpen hinübergriff und in weniger als 40 Jahren ganz Deutſchland unter dem Namen des Humanismus überflutete. Dieſer Name ſollte damals die kirchenfeindliche Stellung der neuen Richtung bezeichnen. Man fühlte inſtinktiv, daß an dem herrſchenden Katholizismus vieles ungeſund, unnatürlich war. Die Griechen und Römer des Altertums kannten dieſe unnatürlichen Entſagungsideale nicht, in ihren Werken ſah man etwas Geſunderes, und darum glaubte man in ihnen reines Menſchentum zu finden, das man für immer und ewig ſich gleichbleibend hielt. Man wollte nicht mehr Christianus catholicus, ſondern homo Graecus ſein. daher der Name Humanismus.

Zu Rouſſeaus und Schillers Tagen hat man dann das damals ziemlich allgemeine Kulturmenſchliche, die damaligen Anſchauungen namentlich von dem Menſchen, ſeinen Rechten und dem Ideal ſeiner Ausbildung, mit der Bezeichnung des „Allgemein-Menſchlichen“ oder „Ewig-Menſchlichen“ beehrt, die nachher in der deutſchen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, in Schopenhauers populärer Philoſophie und in den geſamten „Humanitätsbeſtrebungen“ unſerer Tage weltweite Ausbreitung gefunden hat. Heute wiſſen wir, daß jene Anſchauungen ſeit Myriaden von Jahren jedes Jahrtauſend andere waren, und daß ſelbſt in den letzten dreitauſend Jahren, die wir als die hiſtoriſche Zeit beſſer überblicken können, ununterbrochen Veränderungen in ihnen ſtattgefunden haben, wiſſen, daß jene Studien des griechiſch-römiſchen Altertums nicht menſchlicher, nicht über- und nicht untermenſchlicher ſind, als z. B. die der modernen Naturwiſſenſchaften. Darum ſollten wir unſer griechiſch-lateiniſches Gymnaſium auch nicht mehr in ſo gröblich verkehrter Weiſe „humaniſtiſch“ nennen; denn dieſes Wort verkörpert den ganzen Irrtum der namenloſen Überſchätzung jener hiſtoriſchen Studien, an deren Überwindung unſere Zeit immer noch arbeitet. Jene „allgemeine“ höhere Bildung, welche das deutſche Gymnaſium ſeinen Zöglingen aufnötigt, iſt in Wirklichkeit gar keine allgemeine, ſondern eine von der Gegenwart abgewandte einſeitig philologiſch hiſtoriſche, die für den alten Philologen natürlich unerläßlich iſt, aber zu den Anforderungen des modernen Lebens in ſchreiendem Widerſpruch ſteht.

Seit dem 16. Jahrhundert währt das offizielle Bildungsmonopo von Latein und Griechiſch. Wer beide Sprachen nicht verſteht, gilt als von den gebildetſten Kreiſen ausgeſchloſſen. Die formelle Aneignung zweier toter, längſt erloſchener Sprachen iſt der Prüfſtein der hohen Bildung! Nicht Denkſchärfe oder Verſtändnis für das Gegenwartsleben, nicht geiſtige Klarheit und tiefe Naturkenntnis, nicht irgend ein nutzbares Wiſſen, nein einzig die Kenntnis zweier alter Grammatiken und einer praktiſch immer engbegrenzten Anzahl Leſeſtücke aus einer Literatur, deren geiſtiger Standpunkt längſt überwunden iſt, die Päderaſtie und Sklaventum, Hetärenweſen und Menſchenſchlachten als Normalerſcheinungen betrachtete, die die körperliche Arbeit verachtete und einen Bildungsdünkel beſaß, der in grellem Mißverhältnis zu ihrem beſcheidenen Naturerkennen ſtand!

Eine kurioſe Begründung, die deutlich zeigt, zu was für Unſinn man durch ſchiefe Anwendung biologiſcher Analogien kommen kann, hat die Pflege von Latein und Griechiſch auf den Pfaden zur Univerſität durch Profeſſor Vaihinger auf der deutſchen Naturforſcherverſammlung zu Köln erfahren. Gegen Preyers Moderniſierung des Bildungsganges unſerer Studierenden gerichtet, ſagt er: „Preyer hat das wichtigſte der Entwicklungsgeſetze vergeſſen, nämlich, daß jedes Einzelweſen die Entwicklungsgeſchichte ſeines Stammes, alle Formen ſeiner Vorahnen durchmachen muß. Wendet man dieſes wichtigſte Darwinſche Geſetz auch auf den Geiſt an, ſo muß der junge Menſch alle früher beſtehenden Kulturſtufen der Menſchheit durchlaufen. Da giebt es denn in dem Leben der Menſchen drei hauptſächlichſte Erziehungsträger: die griechiſch-römiſche Kultur, das Chriſtentum und die neueren Naturwiſſenſchaften. Dieſe haben die Grundlage der künftigen Erziehung zu bilden und danach ſind unſere Anſtalten einzurichten, aber keineswegs iſt das Lateiniſche und Griechiſche auszuſchließen. Das biogenetiſche Geſetz in ſeiner Anwendung auf die Pädagogik verlangt vielmehr die klaſſiſche Bildung als eine unumgängliche Grundlage der neueren.“

Otto Zacharias hat dagegen darauf hingewieſen, daß das Einzelweſen jenen Bildungsgang abgekürzt durchmacht, und daß vor allem freilebende Embryonen (d. h. Larven) ſich den äußeren Lebensbedingungen ſelbſtändig anpaſſen müſſen, wodurch natürlich eine getreue Rekapitulation der ſtammesgeſchichtlichen Entwicklung faſt ganz unmöglich gemacht wird. Aber der Hauptunſinn jenes Vergleiches wird erſt klar, wenn man ihn durchführt. Was würde

Vaihinger ſagen, wenn man den Knaben erſt durch eine kleine Affenperiode gehen laſſen wollte, dann einen Pfahlbaukurſus anſchlöſſe, darauf einige Zeit dem alten chineſiſchen, indiſchen, ägyptiſchen und phöniziſchen Kulturleben widmete und endlich bei der modernen Zeit ankäme? Als Hauptpunkte der geiſtigen Entwicklung griechiſch-römiſche Kultur, Chriſtentum und neuere Naturwiſſenſchaften herausnehmen, heißt ſich ganz willkürlich auf einen Raum von zwei- bis dreitauſend Jahren beſchränken und dieſen als die Geſchichte der Menſchheit betrachten. Hat das heute im Zeitalter der vorgeſchichtlichen Forſchung noch irgend ein Recht?

Man muß denen, die ſich auf das Alte ſtemmen, auch ſolche Scheingründe unter den Füßen wegziehen, und um ſo mehr, wenn ſie ſich in ein naturwiſſenſchaftliches Mäntelchen hüllen. Der, welcher das Alte verteidigt, wird immer bei weiten Kreiſen auf Beifall rechnen können. Doch wird das Alte dadurch nicht zeitgemäß, und unſere Gymnaſien ſind darum nicht weniger Kaſuarflügel an unſerem Bildungskörper. Sie haben ihre Sendung erfüllt, und nun iſt es Zeit, daß neues an ihre Stelle trete. Nicht, was Ariſtoteles über irgend einen Punkt orakelt, erledigt ihn heute für uns, ſondern wir wenden uns mit unſeren Fragen doch lieber an die Forſcher unſerer Zeit, mögen ſie nun eine romaniſche oder eine germaniſche Zunge reden, oder auch direkt an Mikroſkop und Teleſkop. Die Aufhebung des lateiniſchen freien Aufſatzes, die Durchführung des Zeichnens bis in die oberen Klaſſen, Erlernung des Engliſchen, Verbeſſerung des naturwiſſenſchaftlichen Unterrichts und Übung ſtreng kauſalen Denkens in den Oberſchulen ſowie die Aufmerkſamkeit auf bürgerliche Erziehung ſind ſicher wichtige Reformpunkte; ſie allein aber thuns nicht. Vor allem muß der Hauptpunkt abgeſtellt werden: die Forderung, daß jeder der Arzt, Juriſt, Naturforſcher oder Lehrer der neuen Sprachen werden will, ſich vorher zum lateiniſch-griechiſchen Philologen ausbilden müſſe. Dieſe Narrheit iſt noch kein ganzes Jahrhundert alt, und kein Land der Erde kennt ſie außer Deutſchland und Öſterreich. Die erwähnte Erklärung der 410 Univerſitätsdozenten, daß die heutige Vorbildung der Studenten für das mediziniſche und naturwiſſenſchaftliche Studium gänzlich unzureichend ſei, iſt leider noch ohne Erfolg geblieben, obgleich auch andere gewichtige Stimmen ſich ihnen angeſchloſſen haben. Du Bois Reymond war noch 1869 ein eifriger Vorkämpfer der Gymnaſialbildung, aber ſpäter geſteht er ausdrücklich zu, „daß die gegenwärtige Gymnaſialerziehung keine genügende Vorbildung für das mediziniſche Studium bietet.“ Er geſteht weiter offen zu: „Sieht man von den Philologen ab, ſo iſt die Zahl derer, welche einmal einen alten Schriftſteller aufſchlagen, verſchwindend klein. Anſtatt mit begeiſterter Anhänglichkeit, denken die meiſten mit Gleichgiltigkeit oder Widerwillen an die Klaſſiker zurück. Sie erinnern ſich ihrer nur als der Drillwerkzeuge, an welchen ihnen grammatiſche Regeln eingeübt wurden, wie Auswendiglernen unbedeutender Jahreszahlen der Begriff iſt, der ihnen von Weltgeſchichte bleibt. Und dazu ſaßen dieſe jungen Männer bis zu ihrem achtzehnten oder zwanzigſten Lebensjahre wöchentlich dreißig Stunden auf der Schulbank? Wozu treiben ſie vorwiegend Latein, Griechiſch oder Geſchichte? Zu ſo kläglichem Ende malt das Gymnaſium das Leben des deutſchen Knaben grau in grau, und entläßt es zwei Drittel ſeiner Abiturienten als Brillenträger?“

Bei uns macht man noch immer Geſchrei davon, daß der Mediziner notwendig Griechiſch können müſſe, um die vielen Fachausdrücke zu verſtehen, jene komiſchen Neubildungen aus altgriechiſchen Worten, über die der Neugrieche nicht genug lachen kann, — und in Großbritannien iſt es eine ganz ſeltene Ausnahme, daß ein Mediziner auch nur die Anfangsgründe des Griechiſchen kennt! Und werden, wenn die griechiſche Bildung der Mediziner ganz fällt, nicht jene — ungriechiſchen Fachausdrücke ganz von ſelbſt verſchwinden?

Großbritannien kann uns in vieler Beziehung auch hier zum Muſter dienen. Dort bezieht der Student mit einem Zeugnis, das etwa unſerem Einjährig-Freiwilligenzeugnis entſpricht, immer mit 17 bis 18 Jahren die Univerſität, um in das mediziniſche, juriſtiſche, philologiſche oder naturwiſſenſchaftliche Studium einzutreten. Mit 20 Jahren macht dann der Philolog, wie derjenige, der ſich nur eine hiſtoriſch literariſche Bildung auf der Univerſität holen will, das Bachelor of Arts Examen, aber niemand verlangt von einem Naturwiſſenſchaftler, Juriſten oder Mediziner, daß er, ehe er in ſein Fachſtudium eintritt, zunächſt einmal drei Jahre ſeiner beſten Lernzeit ein paar toten alten Sprachen widme. Der junge Brite hat mehr zu thun als ſolchen Unfug, und unſere Urgroßväter hatten es ebenfalls. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bezog man mit 17 Jahren die Univerſität und trat in jedes beliebige Fachſtudium ein. Erſt der Zwiſchenzeit iſt es aufbehalten geblieben, die Anforderungen des Gymnaſiums immer mehr zu erhöhen und den größten Teil des griechiſch-lateiniſchen Philologenuniverſitätsſtudiums in die Gymnaſialklaſſen überzuführen, ſo daß dem alten Philologen nur noch Textkritik und Literaturgeſchichte auf der Univerſität übrig bleibt. Es iſt kaum wahr, daß der ſtudierende Deutſche mit zwanzig Jahren weiter ſei oder mehr gelernt habe als der ſtudierende Brite. Daß man bei uns das Abiturientenexamen auf dem Gymnaſium und dort ein ſehr ähnliches Examen, bei dem nur Logik und Metaphyſik dazu kommen, auf der Univerſität ablegt, thut nichts zur Sache. Nur ergreifen jenſeits des Kanals Juriſten, Mediziner und Naturwiſſenſchaftler ihr Lebensſtudium in dem Alter, in dem ſie noch friſch und lernfähig, begeiſterungsfähig und arbeitsluſtig ſind und noch nicht durch die Kämpfe mit dem gebieteriſch ſich aufreckenden Geſchlechtstrieb abgezogen werden, der Befriedigung heiſcht.

Wir kranken in Deutſchland in einer Hinſicht an einem geiſtigen Zuviel. Wir haben zu viel hiſtoriſche Bildung. Selbſt ein verſchrobener Weiſer wie Rembrandt als Erzieher hat das eingeſehen: „Die geſamte Bildung der Gegenwart iſt eine hiſtoriſche, alexandriniſche, rückwärtsgewandte, ſie richtet ihr Abſehen weit weniger darauf, neue Werte zu ſchaffen, als alte zu regiſtrieren.“ Nicht „hiſtoriſche Ideale“ brauchen wir, ſondern Ideale, die auch vor dem unerbittlichen Forum der Naturwiſſenſchaften ſtandhalten. Die Schule der Gegenwart ſucht den Kindern Verſtändnis, hiſtoriſches Verſtändnis für diejenigen Dinge und Einrichtungen der Gegenwart beizubringen, welche ſich — überlebt haben und die der moderne Menſch lieber heute als morgen von ſich werfen ſollte. Dadurch weckt ſie oft genug die Neigung zu ihnen, denn das „hiſtoriſche Verſtändnis“ iſt der erſte Schritt zum Liebhabertum für Rudimente und hält die Entwicklung künſtlich auf, während die Schule ſie fördern ſollte. Die lebensfähigen Keime aber, die großen Zukunftsgedanken, welche die jüngſte Vergangenheit gezüchtet hat, verſchweigt die Schule, verläſtert ſie und lehrt ſie haſſen. „Tiefbefangen in der Scholaſtik des Mittelalters,“ ſagt Häckel, „kann die ſogenannte klaſſiſche Gymnaſialbildung ſich immer noch nicht entſchließen, die ungeheuren Fortſchritte, welche die Naturerkenntnis in unſerm Jahrhundert gemacht hat, in ſich aufzunehmen. Immer noch gilt als Hauptaufgabe nicht die umfaſſende Kenntnis der Natur, von der wir ſelbſt einen Teil bilden, und der heutigen Kulturwelt, in der wir leben; ſondern vielmehr die genauſte Kenntnis der alten Staatengeſchichte, und vor allem der lateiniſchen und griechiſchen Grammatik . . . . . Der ungeheure Aufwand von Zeit und Arbeitskraft, welchen der luxuriöſe Sport der klaſſiſchen Grammatik erfordert, würde unendlich zweckmäßiger auf das Studium des wundervollen Erſcheinungsgebiets verwendet, welches uns die Rieſenfortſchritte der Naturkunde, insbeſondere der Geologie, Biologie und Anthropologie, im letzten halben Jahrhundert erſt zugänglich gemacht haben.“ Und an einer andern Stelle: „Gerade diejenigen Gebildeten, welche im praktiſchen Kulturleben die einflußreichſte Rolle ſpielen, die Theologen und Juriſten, und ebenſo die bevorzugten Lehrer, die Philologen und Hiſtoriker, wiſſen von den wichtigſten Erſcheinungen der wirklich exiſtierenden Welt und von der wahren Naturgeſchichte am wenigſten.“

Ohne Frage hat Preyer recht: die engliſche und franzöſiſche Literatur beſitzen jetzt viel mehr vorzüglich zur Bildung des Jünglings geeignete Werke als Latein und Griechiſch. Der ſchlachteneitle und rennomiſtiſche Cäſar, der ſeichte Schwätzer Cicero, der lächerlich ſchülerhafte Nepos, das iſt die lateiniſche Hauptnahrung unſerer Gymnaſiaſten. Und der Odengeck Horaz mit ſeinen rhythmiſchen Plattheiten, der Nachahmer Virgil, was ſind ſie an Bildungswert gegen unſern Schiller, Goethe oder Leſſing? Roms einziger wirklicher Dichter Ovid iſt ſeines laſciven Inhalts wegen ſelten geeignet zu Jugendlektüre, und auf den Dingen, welche der kräftige Parteiſchriftſteller Tacitus berichtet, ſteht heute meiſt Zuchthausſtrafe. Mit den Griechen, die auf der Schule wirklich geleſen werden, iſts nicht viel anders. Wer dächte nicht mit Schaudern des unaufhaltſamen enteuthen exelaunei der Anabaſis Xenophons? Ein Journaliſt, der ſich heute eine ſolche Stillangeweile leiſtete, würde unverzüglich entlaſſen, Thucydides und Herodod ſind wenigſtens noch inhaltlich intereſſant, aber was ſie, Homer und Sophokles im Original mehr bieten als in der Überſetzung, iſt keinerlei Äquivalent für die unſinnige Gedächtnisbelaſtung durch griechiſche Grammatik, welche die Vorausſetzung der Originallektüre bildet. Auch die indiſche und chineſiſche, die perſiſche und keltiſche Literatur, enthalten viel Schönes, aber niemandem fällt es ein, ſie deswegen in das Lernbereich der Schule einführen zu wollen.

Unſere heutige Vergangenheitsbildung ſchafft erſt die tiefen Gegenſätze zwiſchen Gebildet und Ungebildet. England und die

Vereinigten Staaten kennen dieſe nicht entfernt in dem Maße, weil ihre Bildung im weſentlichen Gegenwartsbildung iſt, und dieſe weit leichter einem jeden zugänglich ſein kann. Iſt doch die Gegenwart und ihre Bewegungen das, was die gemeinſamen Intereſſen aller Stände berührt. In Großbritannien ſorgt außerdem die Univerſity Extenſionbewegung dafür, daß den Arbeiterkreiſen der Lehrſtoff der Univerſitäten in beſonderen unentgeltlichen Abendkurſen zugänglich werde. Nicht nur, daß dort nicht die Kluft zwiſchen Studierten und ſonſtigen Gebildeten beſteht — weil faſt jeder Gebildete eine Univerſität beſucht hat —; auch dem Unbemittelten iſt die Möglichkeit geboten, ſich weiter zu bilden und ſich namentlich bei der reichen Gliederung jener Abendkurſe auf dem Gebiete, welches ihm am nächſten liegt, Spezialkenntniſſe zu erwerben. Kaufmann, Beamter und Fabrikarbeiter leſen dieſelben Romane und dieſelben wiſſenſchaftlichen Werke, welch letztere ſich freilich nicht in einen Fremdwörterpanzer und in eine abſtrakte Unklarheit einhüllen, die viele Werke namentlich der älteren deutſchen Wiſſenſchaft auszeichnet.

Nicht Griechiſch und Latein — Franzöſiſch und Engliſch; alte Geſchichte — Kenntnis der deutſchen Reichsverfaſſung, allein ſtehen ſich gegenüber, ſondern Vergangenheitsbildung und Gegenwartsbildung. In dieſen Gegenſatz fallen gerade ſo gut die Dogmen der chriſtlichen Religionen und das Weltbild, welches uns die Naturwiſſenſchaften zeichnen, die Schlachtengeſchichte und die Kenntnis der heutigen Errungenſchaften des Menſchengeiſtes. Die alten Griechen lehrten ihre Söhne ihre nationalen Geſänge, aber nicht Altphöniziſch, Altägyptiſch und Altaſſyriſch. Wollten wir uns ſie doch darin zum Muſter nehmen! Ein Mann ohne eine tiefe Gegenwartsbildung iſt ſchlechterdings für unſere Zeit ein Ungebildeter, mag er die Verfaſſung Athens zu Solons Zeit und ſämtliche unregelmäßige griechiſche Aoriſte noch ſo genau kennen. Im engen Bezirk des Fachſtudiums haben auch ſie ihr Recht, aber ſie zur „allgemeinen Bildung“ zur „Bildung“ ſchlechthin erheben zu wollen, das iſt eine Anmaßung und Zumutung, gegen die die wirklich Gebildeten nicht energiſch genug proteſtieren können. Die Gegenwart hat ſo viel und ſo großes zu thun, daß für ſolch nutzloſen Sport kein Raum mehr da iſt. Will ſich jemand den alten Sprachen als ſeinem Fachſtudium widmen, dann mag er es nur thun, aber einen Anſpruch auf alle anderen Köpfe haben dieſe nicht. Die Vergangenheit hängt auch ohne dieſe Zeitverſchwendung noch ſchwer genug an den Armen der Gegenwart und hindert jede freie Regung. Das Geſchlecht lateiniſcher Wörter den Schüler lernen zu laſſen, iſt eine völlig ſinnloſe Zumutung. Die Kenntnis des Geſchlechtes franzöſiſcher Wörter bedeutet doch wenigſtens einen Nutzen für ihn im Leben.

Laſſet die Toten ihre Toten begraben!

Eine tote Sprache kann unter keinen Umſtänden die Grundlage der Bildung von Lebenden bilden, ſondern höchſtens die der Bildung von Mumien, und darum hinaus mit Griechiſch und Latein aus unſeren höheren Schulen! Überall wo man beide mit den modernen Sprachen in Wahl geſtellt hat, hat die Wahl ſie nicht getroffen. Das allein iſt Beweis für ihre Abgelebtheit. Seit dem Jahre 1882 hat übrigens in Preußen bereits eine ganz erhebliche Zunahme der Schüler der lateinloſen und griechiſchloſen Anſtalten ſtattgefunden, und dieſe Veränderung der Zahl allein bedeutet eine Moderniſierung der Bildung. Aber immer noch kam 1889 in Preußen ein Schüler, der Latein und Griechiſch lernt, auf 331, in Sachſen erſt auf 562 Einwohner, ein Lateinlernender dort auf 234, in Sachſen auf 370. Ein Schüler, welcher eine lateinloſe höhere Schule beſucht, kommt jedoch in Sachſen bereits auf 935, in Preußen dagegen erſt auf 1659 Einwohner. Sachſen iſt in der Moderniſierung der Schulbildung Preußen alſo heute entſchieden voraus. Während in Preußen ſich Gymnaſien und Progymnaſien zu den Realanſtalten verhalten, wie 303:232, ſo in Sachſen wie 17:31. Die Realanſtalten betragen in Sachſen nahezu das Doppelte der Gymnaſienziffer. Mit der Gleichberechtigung beider Bildungen wird dies noch ganz anders werden.

In der Schule gilt es zunächſt, die Jugend in die Weltanſchauung der Gegenwart einzuführen, und es iſt wohl keine Frage, daß ihr es intereſſanter ſein wird, zu erfahren, wie die Dinge nach dem heutigen Stande der Wiſſenſchaft wirklich ſind, als wie die alten Hellenen dachten, daß ſie ſeien; daß ſie lieber die Verfaſſung des heutigen deutſchen Reiches lernen wird als die Verfaſſung des alten Sparta zu Lycurgs Tagen, daß ſie überhaupt erſt dann für die verſchiedenen Staatsformen Sinn und Auge haben kann, wenn ſie an dem Stande der Dinge in der Gegenwart einen Maßſtab beſitzt, an dem ſie das andere meſſen kann.

Der hiſtoriſche Wahnſinn und der Vergangenheitskult haben es in unſerem Jahrhundert glücklich ſo weit gebracht, daß jeder junge

Mann, der einen gelehrten Beruf ergreifen will, demſelben — bis zu ſeinem zwanzigſten Jahre fern bleiben muß. Erſt wenn er den Kopf ſo voll alten Krames geſtopft hat, daß er beim beſten Willen von einem Fachſtudium ohne längere Erholungspauſe von mindeſtens einem Jahre nichts mehr aufzunehmen vermag, erſt dann darf er beginnen, ſeinem Fach näher zu treten. Die oberſten drei Klaſſen des Gymnaſiums wie des Realgymnaſiums von heute müſſen unweigerlich fallen. Mit 17 Jahren muß der Durchſchnittsſtudent wieder zur Univerſität kommen, und mit 21 bis 22 ſie verlaſſen, um ins Leben einzutreten. Der höhere Unterricht muß entſprechend reformiert werden, daß dann eine genügende Vorbildung da iſt, und die Anfangsvorleſungen unſerer Univerſitäten ſo umgeſtaltet, daß ein junger Mann von 17 Jahren ſie mit Erfolg beſuchen kann.

Der erſte Schritt zu geſunden Bildungsverhältniſſen unſerer Jugend bleibt unter allen Umſtänden die Gleichberechtigung unſerer Realgymnaſien mit den Gymnaſien. Das Volksurteil über die veraltete Bildung, das dann ſofort der Abfall der Schüler vom Gymnaſium fällen muß, wird der Reformbewegung unſerer höheren Bildung einen gewaltigen Anſtoß geben, der ſie weiter und weiter treiben muß. Die klare Erkenntnis des Wertunterſchiedes zwiſchen Gegenwartsbildung und Vergangenheitsbildung muß die unmittelbare Folge ſein, und das Aufrütteln aus dem alten Bildungsſchlaf wird zugleich die Einſicht wecken, daß es unſinnig iſt, die Jugend erſt mit 20 Jahren, mit nahezu dem Heiratsalter, in die — eigentliche Vorbereitung für den künftigen Beruf eintreten zu laſſen.

Mit dem 8. Jahre beginnt die Volksſchule. Mit dem 10. muß ſich bereits die Oberſchule abzweigen, um ihren Zöglingen, Knaben wie Mädchen, zunächſt eine beſſere Handhabung ihrer Mutterſprache im mündlichen und ſchriftlichen Gebrauche zu vermitteln, die überall im niederen wie höheren Unterricht den Mittelpunkt des Ganzen bilden muß, und ihnen weiterhin die beiden wichtigſten Sprachen der Gegenwart, Franzöſiſch und Engliſch, nahe zu bringen, zu denen gewiß noch vor Ablauf eines halben Jahrhunderts — Ruſſiſch kommen wird. Dazu kommt eine tiefere Einführung in Rechnen und Geographie, in die Kenntnis des Menſchen und der organiſchen und unorganiſchen Welt in ihren Hauptzügen, in die Kenntnis des modernen Staatsweſens und der Pflichten und Rechte des Bürgers, in die Grundzüge des Rechtes und der Geſetze. Dieſer Abſchnitt der ausſchließlichen Gegenwartsbildung mit einer Unterrichtsmethode, die überall auf Entwicklung ſelbſtändigen Denkens und Fühlens ausgeht und dem Schüler nur dasjenige des Stoffes darbietet, was ſein Geiſt mit Freuden ergreift, reicht vom zehnten bis zum vierzehnten Jahre. An ihn ſchließt ſich dann eine zweite Hälfte der Oberſchule mit dreijährigem Kurſus vom 14.—17. Lebensjahre, in denen dem Kinde, das durch Kenntnis der Gegenwart, die es um ſich ſieht, in ganz anderem Maße in ſeiner geiſtigen Bildung gefördert werden muß als heute durch griechiſch-römiſche Geſchichte und abgelebtes Latein, zuerſt das Maß von Vergangenheitsbildung entgegengebracht wird, das für die Gegenwart und das Leben in ihr erforderlich iſt. Hier zuerſt tritt Geſchichte ein, aber nicht in der Form von Schlachten- und Fürſtengeſchichte, ſondern als wirkliche Völkergeſchichte, bei der es weit mehr auf die Kennzeichnung ganzer Kulturepochen als auf Jahreszahlen ankommt, und vor allem auf die Geſchichte des geiſtigen Lebens, nicht die Geſchichte der Philoſophie und Literatur. Die Geiſteshelden der Menſchheit, ihre Entdeckungen und Erfindungen, ſollen gebührend gefeiert werden und die Aufmerkſamkeit der Jugend auf die Thaten gelenkt, welche für den Entwicklungsgang der menſchlichen Kenntnis wirklich etwas bedeuten. Die Ergebniſſe der prähiſtoriſchen Forſchung vor dem Auftauchen von Völkern ſind einzubeziehen, denn allein die Ausdehnung der Betrachtung auf viele Jahreszehntauſende kann den rechten Blick für die Kleinheit des Zeitraumes der geſchichtlichen Staaten erzielen.

Gleichzeitig beginnt in dem naturwiſſenſchaftlichen Unterricht ein Abriß der Entwicklungsgeſchichte des Menſchen in den Vordergrund zu treten, und die Geologie ſetzt mit ihrer Erdgeſchichte ein. Die mathematiſche Geographie mit Ausblicken auf die eigentliche Aſtronomie erläutert die Stellung der Erde im Weltall. Mathematik, Phyſik und Chemie treten hinzu, während Deutſch, Franzöſiſch und Engliſch ein weiter Spielraum gewidmet bleibt. Erhält Deutſch, Franzöſiſch, Engliſch, Menſchheitsgeſchichte, Naturwiſſenſchaft, Mathematik und Phyſik je vier Stunden, ſo ſind das wöchentlich erſt achtundzwanzig. Geologie und Chemie, ſowie mathematiſche Geographie werden in dem für Naturwiſſenſchaft und Phyſik berechneten Zeitraum untergebracht, und noch ſechs Stunden Turnen treten hinzu, die mitten in den übrigen Unterricht hineinzulegen ſind und zwar ſo, daß auf jeden Wochentag eine fällt. Zwei Stunden Zeichnen erhöhen die Stundenzahl auf 36, ſodaß auf jeden Wochentag 6 Stunden entfallen, auf den Vormittag 4 und den Nachmittag 2. In der unteren Hälfte bis zum 14. Jahr giebt es keine häuslichen Arbeiten, ſondern die Arbeiten des Schülers werden unter Aufſicht des Lehrers in der Schule während des Unterrichtes angefertigt, ſodaß dem Kinde außer 8 Stunden Schlaf und 6 Stunden Schule noch 10 Stunden freie Zeit täglich bleiben, und es namentlich die Abende nicht zum Arbeiten benutzen muß. Erſt vom vierzehnten Jahre an treten häusliche Arbeiten ein.

Wer nur dieſe Oberſchule durchmacht, ſei es nun Knabe oder Mädchen, der wird mit ſiebzehn Jahren eine andere in ſich abgeſchloſſene Bildung mit ins Leben hinaus nehmen, die ihn zugleich mit allem Wiſſenswerten bekannt gemacht hat, das es giebt; der wird ſich im Leben zurecht finden und recht gut wiſſen, in welchem geiſtigen Schubfach er die Dinge unterzubringen hat, die ihm im Leben und in der Lektüre entgegentreten.

Wer ſich aber einem Berufsſtudium widmen will, der wird mit ſiebzehn Jahren ſo ausgerüſtet recht gut imſtande ſein, an dieſes zu gehen und ſicher von Welt und Leben ein weit klareres Bild in ſich tragen als der heutige Gymnaſialabiturient. In dem Alter der größten jugendlichen Begeiſterung, wo der Lernſtoff den Schüler intenſiv zu intereſſieren beginnt, wird er in ſein Fachſtudium eintreten. Es wird noch rechte Zeit ſein, ſich die Handgeſchicklichkeit zu erwerben, die der Beruf des Mediziners, Chemikers, Ingenieurs vorausſetzt, und zugleich wird der Jugend dadurch die Möglichkeit gegeben werden, mit zweiundzwanzig Jahren, dem heutigen phyſiologiſchen Heiratsalter der Germanen, als nützliches Glied der Geſellſchaft in die praktiſche Ausübung eines Berufes einzutreten.

Die viele freie Zeit während der Schuljahre wird genügend ſein zu körperlicher Arbeit, zum Aufbrauch der körperlichen Kräfte in Spiel und Gartenarbeit, beim Holzſägen und Holzſpalten, beim Schnitzen und Bauen, beim Herumſpringen und Sichauslaufen, beim Spazierengehen und Wettrennen, und eine geſündere gebildete Jugend muß die Folge ſein.

Hochſchule.

Heute bezieht der Durchſchnitt der deutſchen Studenten die Univerſität mit zwanzig und einem halben Jahre — vor einem Jahrhundert mit ſiebzehn — und im ſozialariſtokratiſchen Gemeinweſen ſoll der Durchſchnitt der aus der oberſten Klaſſe der Oberſchule abgehenden ebenfalls ſiebzehn Jahr alt ſein. Kleine Schwankungen werden immer bleiben, ſchon weil Landkinder im allgemeinen ſpäter in eine entſprechende Schule kommen als Stadtkinder.

Unter den Vorurteilsfreien herrſcht heute nur noch eine Stimme über die Mangelhaftigkeit der Gymnaſialvorbildung für alle, die nicht alte Philologen ſind. Karl Vogt faßt in ſeiner bekannten Antrittsvorleſung über das Studium der Naturgeſchichte den Widerſpruch zwiſchen Gymnaſialbildung und den Anforderungen, die das Studium der Naturwiſſenſchaften an den Studenten ſtellt, folgendermaßen: „Sie haben,“ ſagt er zu ſeinen Zuhörern, „in den Gymnaſien zum großen Teile Sprachen, d. h. Worte und Sätze ſtudiert, jetzt ſollen Sie Dinge und Gegenſtände ſtudieren. Sie werden nicht nur einen großen Teil der oft mit ſchweren Mühen errungenen Kenntniſſe, wenn gerade nicht über Bord werfen, ſo doch in Schatten ſtellen müſſen, ſondern Sie werden auch andere Mittel und Wege aufſuchen, mit einem Worte, die Methode ändern müſſen, um Ihre Aufgabe zu bewältigen . . . . . Noch immer überwuchert das Studium der alten Sprachen den Bildungskreis derjenigen, die ſich zur Univerſität vorbereiten . . . . . Man hat dem Studium der Worte zu große Wichtigkeit und zu bedeutenden Platz eingeräumt — wir müſſen es heute durch das Studium der Dinge erſetzen.“

Wenn die Vorbildung für die Univerſität eine ſolche wäre, daß ſie das Univerſitätsſtudium in allen Fächern weſentlich abkürzte, ſo wäre gegen ihre lange, überlange Dauer noch weniger einzuwenden. Aber bei der heutigen reichen Differenzierung der Wiſſenſchaft iſt eine ſolche Vorbildung, die für alle Studien gründlich vorbereitet, weder möglich noch wünſchenswert. Ein Studium auf Koſten der anderen zu bevorzugen, iſt aber nicht in der Ordnung. Unſere Gymnaſialabiturienten ſind, wie bemerkt, gezwungen, mindeſtens zwei Semeſter nach Abgang von der Schule zu verbummeln, wenn ſie nur ihrem Kopf die Fähigkeit geben wollen, die ganz andersartige neue Wiſſensmenge in ſich aufzunehmen. Mit zwanzig

Jahren ſich noch die für einen Chirurgen nötige Handgeſchicklichkeit und Sicherheit zu erwerben, iſt ein Kunſtſtück, während es mit ſiebzehn Jahren ein leichtes wäre.

An diejenigen, welche neuere Sprachen und Naturwiſſenſchaften ſtudieren, ſich dem Ingenieur- oder Technikerberufe widmen wollen, tritt heute die Entſcheidung für ihren Beruf bereits ſpäteſtens mit 13 Jahren heran, mit dem Eintritt in die Tertia, bisweilen ſchon Quarta. In Zukunft ſoll ſie mit 17 Jahren erſt eintreten. Der Theolog hat das Privileg, ſich durch Beginnen des Hebräiſchen mit 17 Jahren auf dem Gymnaſium ebenfalls bereits auf ſeinen Lebensberuf einüben zu dürfen, der alte Philolog wird gar von Sexta und Tertia an auf ſeine beiden Fächer eingeübt, während dem Mediziner abſolut nichts Ähnliches geboten wird. Dem Juriſten vielleicht noch weniger. Auf den geiſtigen und disziplinariſchen Zwang des Gymnaſiums folgt unmittelbar, ohne jede Zwiſchenſtufe, die volle Freiheit des Studentenlebens.

Der größte Teil der Wüſtheit des Studentenlebens ganzer Schichten liegt in dem Zwang und der Nichtachtung der Individualität, denen der Gymnaſiaſt im Gymnaſium ausgeſetzt iſt, der Notwendigkeit, daß er ſein Gedächtnis erſt von all dem unnützen Ballaſt entladen muß, ehe er etwas lernen kann, und dem Umſtand, daß er oft, namentlich wenn er erſt ſeiner Militärpflicht genügt, gerade mit dem Heiratsalter — anfängt zu ſtudieren.

Wenn künftig das Studium für den eigenen Beruf mit 17 Jahren beginnt, dann werden viele Mißſtände ganz allein wegfallen. Und ein großer Teil des etwaigen Reſtes wird den Studenten dadurch noch abgezogen werden, daß das Zuſammenſtudieren mit Studentinnen ihnen Rückſichten auferlegt und das eigene Ehrgefühl anſpornt.

Die Freiheit der Studenten hinſichtlich ihres Studiums iſt auf den deutſchen Univerſitäten bis zur Lächerlichkeit übertrieben. So hoch der Vorteil anzuſchlagen iſt, daß jeder ſich nach Neigung Vorleſungen wählen kann, ſo viel *Kraft wird unſinnigerweiſe vergeudet, indem der Fuchs im dritten Semeſter, oft auch noch ſpäter beginnt, planlos herumzutaſten.* Der Anfänger, der das erſte Wort von ſeiner Fachwiſſenſchaft vernimmt, und der Student, der ſeit acht Semeſtern in ihr gearbeitet hat, ſitzen neben einander auf derſelben Bank, und an ſie werden die ganz gleichen Anſprüche hinſichtlich des Verſtändniſſes des Vorgetragenen gemacht. Dinge, die dem Anfänger nach drei Semeſtern leicht verſtändlich wären, verblüffen ihn und ſchrecken ihn ab. Das iſt ein außerordentlich großer Übelſtand, und hier muß Wandel geſchaffen werden, wenn die deutſchen Univerſitäten ihren alten Ruhm bewahren wollen. Wie der Hebel des Umſchwungs einzuſetzen iſt, lehren am leichteſten die beſtehenden Praktika der philologiſchen Abteilung der philoſophiſchen Fakultät.

Der Student, der ſich dem Studium irgend einer fernerliegenden Sprache widmen will, lernt hier die Anfangsgründe des Sanskrit, des Keltiſchen, Arabiſchen, Chineſiſchen, ja ſelbſt des Mittelhochdeutſchen, Althochdeutſchen, Gotiſchen, Nordiſchen. Warum ſoll es nun plötzlich entwürdigend ſein, wenn der Student, der dieſe Sprachen für ſein Studium braucht, die Anfangsgründe von Griechiſch, Latein und Hebräiſch in derſelben Weiſe auf der Univerſität lernte? Es giebt keinen anderen Grund dafür als das herrſchende Vorurteil. Die Proſeminare und die „Übungen für Anfänger“ werden allgemein für alle jene Gebiete von den Studenten benutzt — nachdem ſie durch Umherirren einige Semeſter verloren haben. Warum ſoll es nicht für jene wenigen heute ſchon auf dem Gymnaſium gelehrten Fächer ebenſolche geben? Das Hebräiſche wird ſich ohnehin auf der ſozialariſtokratiſchen Hochſchule einer weit geringeren Pflege erfreuen, da es dort natürlicherweiſe keine theologiſchen Fakultäten mehr geben kann. Ihre hiſtoriſche Arbeit wird unter Kulturgeſchichte, ihre philologiſche unter Philologie fallen. —

Wenn der Student, was eine ſozialhygieniſche Notwendigkeit iſt, mit dem Heiratsalter von 22—23 Jahren in ſeinen Beruf eintreten ſoll, ſo muß er, wie bemerkt, die Univerſität mit 17 Jahren beziehen. Die größere Jugend der Studenten macht eine Reform unſeres heutigen freien Vorleſungsſyſtems dringend nötig. Jünglingen von 17 Jahren die Wahl der Kurſe völlig anheimzuſtellen, wäre ſicher mindeſtens wenig kraftökonomiſch gehandelt, und ihr Verſtändnis könnte überdies unmöglich ſo reif ſein wie das der heutigen Anfangsſtudenten von 20 Jahren. Beide Umſtände machen die Errichtung von geordneten Fachkurſen notwendig mit einer offiziell beſtimmten Reihenfolge, in welcher dieſelben zu beſuchen ſind. Jeder Student geht zwei Jahre, vier Semeſter, lang durch dieſelben, und am Ende derſelben ſteht ein Zwiſchenexamen wie heute bei unſeren Medizinern das Phyſikum und in Frankreich, Italien und Großbritannien eine entſprechende Prüfung in allen Fakultäten. Nach deſſen Abſolvierung tritt der Student mit 19 Jahren in die zweite, höhere Stufe der Fachbildung ein. In der erſten niederen beſteht für die Studenten ein gewiſſer Zwang zum Beſuche der Kurſe, feſt beſtimmter Kurſe. Daneben iſt es ihnen frei geſtellt, noch andere zu beſuchen. Nur ſo iſt es möglich, dem Studenten zunächſt einen allgemeinen Begriff von ſeinem Studium zu geben, ehe er in deſſen Einzelfragen eintritt, die heute nur allzu oft verhindern, daß er je einen wirklichen Überblick erlangt. Treten doch gleich mit dem Beginn ſeines Studiums tauſend Einzelheiten an ihn heran und dringen auf ihn ein, ſo daß er ſich nicht zurecht finden kann. Erfahrungsmäßig iſt in keinem anderen Kulturlande die Zahl der völlig „verbummelnden“ Studenten ſo groß wie in Deutſchland. Hilft aber ein methodiſch geregelter obligatoriſch zu beſuchender Anfangskurſus dem Studenten über die Hauptſchwierigkeiten ſeines Studiums hinweg, dann wird ſich die Zahl jener, die in dieſer Weiſe Schiffbruch leiden, ſehr raſch weſentlich vermindern.

Nach Beſtehung der Zwiſchenprüfung, mit 19 Jahren, tritt dann der Student den Einzelfragen ſeines Faches näher und iſt ſo wirklich imſtande, ſich diejenige Spezialität auszuwählen, die ſeiner Begabung und Neigung am meiſten zuſagt. Das Mangeln jeglichen Kollegiengeldes wird ihm geſtatten, jedes Kolleg zu beſuchen, das er gerne hören möchte. Die Kämpfe mit dem übermütigen Geſchlechtstrieb werden ihm noch nicht den Kopf heiß machen, und ſeine Aufmerkſamkeit wird ſich ſtärker auf ſein Fach konzentrieren können. Der ſchnelle Fortſchritt während des zweijährigen Weges durch den Vorkurſus wird ihn ermutigen ſtatt ihn zu entmutigen, und ſeine Arbeitsfriſche und Begeiſterung für ſein Fach wird weit größer ſein als heute.

Mindeſtens den Lehrern der Sprachen, der Geſchichte und der Naturwiſſenſchaften giebt die deutſche Univerſität heute ein Zuviel an Fachbildung. Es iſt abſolut unnötig, daß ein Geſchichtslehrer ſämtliche Quellen der Geſchichte aus eigener Anſchauung kenne, abſolut unnötig, daß der Lehrer des Franzöſiſchen Provencaliſch, der Lehrer des Engliſchen Angelſächſiſch, der Lehrer des Deutſchen Gotiſch und Althochdeutſch könne. Seinen Schülern lehrt er es nicht, und für ihn ſelbſt iſt es nur ein Ballaſt, den ſein Gedächtnis doch nur allzubald wieder abwirſt. Unſere Univerſitäten erziehen die Lehrer ſämtlich, als ob dieſelben ausnahmslos wieder Univerſitätsprofeſſoren werden wollten. Die Verwechslung eines praktiſchen Juriſten mit einem Fachgelehrten, eines praktiſchen Sprachlehrers mit einem Fachphilologen muß aufhören. In Großbritannien und Frankreich thut man in dieſer Hinſicht wieder zu wenig. Aber mit Recht legt man dort ſo großen Nachdruck auf die praktiſche Kenntnis der Sprache, die der betreffende lehren ſoll. Auch heute beſuchen nicht alle Philologen, nicht alle Hiſtoriker die betreffenden Fachſeminare, aber doch die meiſten; faſt alle, die einmal Gymnaſiaſten unterrichten wollen.

Andererſeits hat durch die große Erleichterung der Prüfung der philoſophiſche Doktorgrad aufgehört, eine Auszeichnung für beſondere eigene Forſchung auf dem betreffenden Gebiete zu ſein. Die erforderliche Diſſertation hält verhältnismäßig nur wenige ab, das Examen zu wagen, und nur ein geringer, ein verſchwindend geringer Prozentſatz beſteht es nicht.

Bei all ihrer reichen Entwicklung an Zahl der Fächer und ihrer ſegensreichen Mehrbeſetzung desſelben Faches, die durch Aufrechterhaltung der Konkurrenz alle Kräfte der Dozenten anſpornt, fehlt unſeren Univerſitäten eine Gliederung innerhalb der einzelnen engſten Fächer.

Ein zweijähriger Einführungskurſus, ein zweijähriges weiteres freies Studium und dann noch ein freiwilliges weiteres Jahr Fachſeminar für diejenigen, welche ſich zu einer ganz ſpeziellen Gelehrtenlaufbahn vorbereiten, vom ſiebzehnten bis zum zweiundzwanzigſten Jahre ſpäteſtens — das iſt die Einteilung der Univerſitätskurſe, welche im Intereſſe der Lernenden dringend erwünſcht iſt. Die Profeſſoren müſſen bei ihrer Anſtellung verpflichtet werden, jedes Semeſter zwei ihr ganzes Gebiet deckende Überſichts- und Einführungskurſe für die jüngeren Studenten zu leſen. Was ſie darüber hinaus leſen, iſt ihrem Belieben anheimgegeben. Ebenſo ſind es die Kollegien über die Einzelfragen der Wiſſenſchaft für ältere Studenten.

Nur ſo iſt es möglich, daß gerade bei den Befähigtſten des Volkes keine Vergeudung der Zeugungskraft im ſtärkſten Jugendalter eintritt, daß die Jugend auch in den ſtudierten Berufen wieder wie früher mit 22 Jahren in die praktiſche Thätigkeit eintritt. Die Abſchaffung des unendlichen Vorbereitungsdienſtes für unſere durch ihr heutiges Studium fürs Leben gänzlich unbrauchbar gemachten Juriſten und eine Erhöhung der Anfangsgehalte müßte das weitere thun und dem jungen Studierten geſtatten, mit 22—23 Jahren ein Weib heimzuführen. Die heutige jahrweiſe oder fünfjahrweiſe Steigerung der Gehalte entſpricht weiter kaum den wirklichen Bedürfniſſen. Etwa 12—15 Jahre nach Eintritt in den Staatsdienſt ſollte eine bedeutende Gehaltsſteigerung ſtattfinden, alſo in dem Alter, wo die Kinder anfangen, viel Geld zu koſten. Dafür könnten die hohen Ruhegehalte für langjährige Staatsdiener getroſt ein gutes Stück beſchnitten werden. Nachdem die Kinder ſelbſt ihr Brot verdienen, braucht ein altes Ehepaar verhältnismäßig wenig und wird auch bei kleinerer Penſion noch erheblich mehr haben, als in dem Alter, wo fünf Kinder zu ernähren waren. Dem zu großen Andrang zu beſtimmten Berufen, der das Anfangsalter wieder hinaufdrücken könnte, iſt leicht durch Feſtſetzung einer Altersgrenze vorzubeugen, nach deren Erreichung man nicht mehr in den Staatsdienſt eintreten darf. Die Ausſicht, dann umſonſt ſtudiert zu haben, wird ganz genügen, alle nicht beſonders Begabten abzuſchrecken.

Wird unſere gebildete männliche Jugend heiraten, ehe ſie durch langjährigen Geſchlechtsverkehr mit Dirnen geſchlechtlich verroht, abgeſtumpft und vielleicht verſeucht iſt, dann werden ſich auch die intelligenteren Kreiſe unſeres Volkes ſtärker vermehren, und ihre Sproſſen werden geſünder und kräftiger ſein.

Das deutſche Volk iſt trotz allen zu den Menſchen ſchreienden Frevels an ſich ſelbſt, trotz aller ſozialen Einrichtungen, die eine ſtarke Vermehrung der Tüchtigſten in der Zeit ihrer größten Tüchtigkeit planmäßig gehindert haben, in unſerem Jahrhundert an Zahl bedeutend geſtiegen. Wie hätte es an Zahl und Tüchtigkeit aber erſt ſteigen müſſen, wenn es mit ſeinen Zeugungskräften haushälteriſch umgegangen wäre und nicht in ſie hineingewüſtet hätte! Ihm könnte heute recht gut die Welt gehören, wie ſie unſeren angelſächſiſchen Vettern gehört, ja noch in ganz anderem Maße. Äußere Erfolge der wachſenden Volksſpannung der Regierung und ein paar Hunderttauſend Soldaten zuzuſchreiben, iſt kein Kunſtſtück. Aber es bedeutet ein ſich Hinwegtäuſchen darüber, wo die Wurzeln der Volkskraft liegen.

Und noch eins: Mit dem Maße von Gegenwartsbildung ausgerüſtet, welches erforderlich iſt, um ſich leicht und ſicher in dem verwickelten Getriebe des Gegenwartslebens zurechtzufinden, mit weitem Blick deſſen Verhältniſſe zu überſehen und ſeine Tendenzen richtig zu beurteilen, mit gründlicher Kenntnis aller Bildungselemente unſerer Zeit, müſſen die Angehörigen unſeres Stammes weit beſſer als heute imſtande ſein, ſich zu Herrenſtellungen auf dem ganzen Erdball aufzuſchwingen und ihre Konkurrenten ſiegreich aus dem Felde zu ſchlagen.

Religion.

Es iſt ein anderes Ding, ob man einen Tempel von innen oder von außen betrachtet. Im erſten Falle werden ſeine Wände die Grenzen des Geſichtsfeldes bilden, und aus ihnen wird Licht auf den Zuſchauer ſtrömen, deſſen Glanz er den Wänden als Verdienſt anrechnet, während die bunten Scheiben es von der Sonne empfangen, die draußen ſcheint. Wer niemals außerhalb des Tempels war, wird nicht einmal wiſſen, daß es draußen eine Welt giebt.

Von draußen erſcheinen die Wände, die zugleich hier völlig anders ausſehen, zum mindeſten nicht von Gold und bunten Farben glänzen, und deren Fenſter für das Auge mißfarbig dunkle Flecke darſtellen, nur als ein ſehr kleiner Bruchteil des Geſichtsfeldes, und wer ſie betrachtet, der wird ſie namentlich, wenn ſie ihm die unmittelbare Ausſicht auf lichtumglänzte Höhen verdecken, wegwünſchen, und wenn er der Mann dazu iſt, an ihrem Niederreißen arbeiten.

Es giebt auch heute noch Tauſende, die noch immer in dem alten Religionstempel ſtehen. Sie waren niemals draußen und wiſſen nicht, wie es draußen iſt, ja daß es draußen eine Welt giebt. Kennt doch der Menſch die Grenzen ſeines Bewußtſeins um ſo weniger, je enger ſie ſind. Wer aber auch einmal drin war, und jetzt draußen iſt, der ſieht anders als ſie ſehen. Daß er auch weiß, wie der Tempel von innen ausſieht, und daß manche von denen, die drin geboren wurden, ſich drin wohl zu fühlen glauben, ja geradezu ihr Glück von ſeinem Beſtande abhängig wähnen, kann ihn nicht hindern, mit beim Niederreißen Hand anzulegen. Weiß er doch, daß das Glück jener nur ein eingebildetes iſt und daß ſie ſich draußen im Sonnenſchein noch weit wohler fühlen müſſen, ſobald ſie ſich nur erſt einmal an den hellen Lichtglanz gewöhnt haben. Ihm verdeckt der Tempel morgenrotumglänzte Höhen, und drum reißt er mit nieder. Schon ſchwankt das Dach — ein Lichtſchein fällt hinein. Drin zetert es. Uns wundert das nicht. Es iſt das Zetern des Unverſtandes. Wir achtens nicht und reißen weiter ein. Der Grundpfeiler iſt ſchon gefallen — die Wände weichen. Noch ein kräftiger Stoß, und die Mauern liegen.

Georg Brandes hat einmal bemerkt: „Die Sage erzählt, daß Phaëton, der Sohn Apollos, eines Tages die Erlaubnis erhielt, den Wagen des Sonnengottes zu führen, und ihn ſo ſchlecht lenkte, daß die Sonne alles verſengte und die Städte und ihre Paläſte in Brand ſteckte. Sie fügt hinzu, daß einige Stämme der Vorzeit darüber ſo erſchraken, daß ſie die Götter um ewige Finſternis anzuflehen begannen.“

Man hat die Gegenwart öfter mit der Glanzzeit des römiſchen Kaiſertums verglichen. Ein nicht gerade ſchmeichelhafter Vergleich für die Kulturmenſchen von heute; aber in einem Punkte trifft er zu. Wie damals bereitet ſich heute eine neue Weltanſchauung vor, die binnen kurzem die chriſtlichen Religionen ſtürzen wird, wie deren gemeinſamer Vorläufer einſt den Neuplatonismus ſtürzte. An die Stelle der Gleichgiltigkeit gegen die Religionen tritt immer mehr die Mißachtung derſelben. Innerhalb der Religionsgeſellſchaften ſelbſt tritt immer mehr Hader und Zerſetzung auf. John Stuart Mill hat einmal geſagt, die innere Miſſion ſei nur ein anderes Wort für die Verſchärfung religiöſer Feindſeligkeiten, und ihr Kampf mit den Kirchenfreien, mit denen, die ſich von den Stricken der Religion und ihren Geſellſchaften losgelöſt haben, wird immer erbitterter und — ausſichtsloſer.

„Wer ſich am Glauben hält,
Dem wankt die Welt,
Wer auf ſich ſelber ruht,
Steht gut“

wird immer mehr allgemeine Erkenntnis.

Der dogmatiſche Teil des Chriſtentums ſteht, wie Ludwig Büchner bereits ſagt, „in einem ſo grellen und unverſöhnlichen, ja geradezu lächerlichen Widerſpruch mit allen Erwerbungen und Grundſätzen der neueren Wiſſenſchaft, daß das künftige tragiſche Schickſal desſelben nur noch eine Frage der Zeit ſein kann.“ Wer die Augen nicht abſichtlich ſchließt, der muß mit dem Grafen Schack ſich ſagen:

„Im Sterben ſind die alten Religionen,
Nach Licht und Weisheit dürſten die Nationen.“

Innerhalb der theologiſchen Wiſſenſchaft ſelbſt reiſt die Erkenntnis, daß die alten Dogmen der chriſtlichen Religionsgemeinſchaften unſerem Bildungsſtande nicht länger entſprechen. Der Profeſſor der Theologie an der Berliner Univerſität Dr. Harnack, der Schüler Ritſchls, meint bereits, daß es keine brennendere kirchliche Aufgabe gebe, als das ſogenannte apoſtoliſche Glaubensbekenntnis, das ſeinen Namen daher trägt, daß die ſogenannten Apoſtel nichts mit ihm zu thun haben, mit ſeinen Ungeheuerlichkeiten für den kirchlichen Gebrauch zu beſeitigen, und erklärt die Lehrverpflichtung der proteſtantiſchen Prieſter auf das „Empfangen von dem heiligen Geiſte, geboren von der Jungfrau Maria“ für einen Notſtand, mit deſſen Aufhören es erſt zu einer goldenen Zeit für die Kirche kommen werde. Mögen denn immerhin heute der Vorſtand der evangeliſch-lutheriſchen Konferenz in der preußiſchen Landeskirche und die Vorſitzenden der lutheriſchen Provinzialvereine Preußens mit abſprechenden Erklärungen den Mund vollnehmen und der Lehrfreiheit das Grab graben wollen; die beſſere Erkenntnis wird darum nicht untergehen, ſondern ſich trotz aller offiziellen und privaten Dunkelmännerei rüſtig weiterverbreiten.

Die chriſtlichen Religionen ſind in einem Zeitalter tiefſter Naturunkenntnis entſtanden, in dem mythologiſche Vorſtellungen über die Entſtehung der Erde und die Stellung des Menſchen in der Natur nur allzu erklärlich waren. Aber jene Vorſtellungen noch heute als höhere Weisheit anpreiſen zu wollen, iſt geradezu eine Unverſchämtheit, gegen die die Vertreter der Wiſſenſchaften nicht energiſch genug proteſtieren können. Je mehr ein Menſch heute noch an dieſen Dingen hängt, deſto unwiſſender und deſto weniger bildungsdurſtig iſt er. In ethiſcher Hinſicht iſt es nicht anders.

Das durch Paulus völlig umgebildete, reformierte Judentum des Eſſäers Jehoſchuah, das wir heute komiſcherweiſe als Chriſtentum bezeichnen, iſt direkt menſchenfeindlich. „Der chriſtliche Glaube,“ ſagt Friedrich Nietzſche, „iſt von Anbeginn Opferung: Opferung aller Freiheit, alles Stolzes, aller Selbſtgewißheit des Geiſtes; zugleich Verknechtung und Selbſtverhöhnung, Selbſtverſtümmelung. Es iſt

Grauſamkeit und religiöſer Phönizismus in dieſem Glauben, der einem mürben, vielfachen und vielverwöhnten Gewiſſen zugemutet wird.“ Bartholomäus von Carneri iſt derſelben Meinung, aber er fügt noch hinzu: „Indem die Kirche die Veredelung des Menſchen in die Verläugnung der Sinne ſetzt, drängt ſie die Sinne, die nicht verbannt werden können, zur Empörung, und dieſe iſt um ſo toller, je heimlicher ſie vor ſich geht.“

Die chriſtlichen Religionen haben zu der wahren menſchlichen Wohlfahrt gar keine Beziehung. Sie verderben durch unzeitige Sorge für die Elenden höchſtens noch die Raſſe. Sie vermehren durch grundſätzliches Almoſengeben die Armut und lenken durch ihren ununterbrochenen Hinweis auf ein Traumland nach dem Tode und durch Aufforderung zur Erfüllung zweckloſer Formalitäten die Aufmerkſamkeit der Menſchen von den wichtigſten Aufgaben des Erdenlebens, namentlich von einer vernünftigen Wirtſchaftslehre des eigenen Volksſtandes ab, ſie vergeuden durch zweckloſe Veranſtaltungen und ein großes Beamtenheer, das nichts für das Volkswohl leiſtet, einen ungeheuren Teil des Nationalvermögens und hindern durch grundſätzliche Oppoſition gegen die Wiſſenſchaft und ihre Heilslehre die Ausbreitung der Wahrheit und den Fortſchritt der Bildung, ſie ſuchen durch ununterbrochene öffentliche und geheime Wühlereien die Achtung vor den größten Wohlthätern der Menſchheit, vor den Trägern der naturwiſſenſchaftlichen Forſchung, zu untergraben und verläſtern ihre wohlgegründete Erkenntnis, ſie vertreten die Macht der Finſternis gegenüber dem Licht, und erheben dabei noch Anſpruch auf öffentliche Achtung und ſuchen ſich durch Geſetzesparagraphen vor der freien Kritik zu ſchützen und das Aufdecken ihrer Erbärmlichkeit und Schädlichkeit zu verhindern.

Sie ſind der Hemmſchuh am Wagen des geiſtigen und ſittlichen Fortſchritts, der echten Ziviliſation und der Hebung des Volksſtandes. Wenn der deutſche Stamm keinen anderen Vorzug vor dem engliſchen voraus hätte, als daß er ſich von dem Joche der chriſtlichen Mythologie frei gemacht hätte, während jener noch alljährig Hunderte von Millionen dafür unproduktiv vergeudet, — ſo müßte er ihm allein deswegen die Herrſchaft über den Erdball abnehmen.

Durch ununterbrochene Wiederholung unſinniger Behauptungen hindern die chriſtlichen Religionen geradezu das Volk, in ſeinem Denken über eine gewiſſe primitive Stufe hinaus zu kommen, indem ſie es zwingen, ſich immer und immer wieder mit den ſchon hundertmal widerlegten Märchen abzufinden. Sie ſind darin ähnlich einem Tauben, der ungeachtet aller Einwände, die er nicht zu hören vermag, fortfährt, ſeine einſtudierte Rede zum Ekel aller Hörer zu Ende zu ſagen.

Die Zeit, wo die Wiſſenſchaften ſich noch vor den Religionen Duldung verſchaffen mußten, iſt endgiltig vorüber. Der Wiſſenſchaft gehört die Herrſchaft in unſeren Tagen. Und wozu ſollte ſie die Religionen dulden, die ihr ununterbrochen in ihrem heiligen Amte in den Weg treten? Jetzt iſt es Zeit, zum offenen Kampfe wider die Scharen der Dunkelmänner vorzugehen, ſie Schritt für Schritt zurückzutreiben, den Religionsgemeinſchaften ihre ſtaatliche Unterſtützung zu entziehen und die religiöſen Veranſtaltungen ebenſo von den Beuteln der Privatperſonen abhängig zu machen, wie es etwa unſere Theater ſind. Daß ſich ſelbſt unter ſolchen Umſtänden eine Religion halten kann, beweiſen die zahlreichen Nichtſtaatskirchen Großbritanniens. In Deutſchland aber wird die Entſtaatlichung der beiden herrſchenden Religionen und ihr Angewieſenſein auf ſich ſelbſt genügen, ihnen beiden den Garaus zu machen. Die Einziehung der Kirchengüter und die Erhebung eines Eintrittsgeldes zum Kirchendienſt, würde die Zahl der noch im Glauben an die alten Dogmen Befangenen entſetzlich herabmindern.

„Der Glaube an einen Himmel über den Wolken hat unſer Herz der Erde abwendig gemacht und unſere Pflicht gegen ſie uns vernachläſſigen laſſen. Und wie viele Millionen von Seelen ſind ihm hingeopfert worden.“ Mit dieſen Worten trifft Georg von Gizycki den Kern darin. Befiehlt doch noch Luthers Erklärung des erſten unter den alten zwölf jüdiſchen Sittengeboten, den Gott über alles zu ſtellen. Dem Anhänger, dem wirklichen Bekenner einer der chriſtlichen Religionen, muß immer das Wichtigſte die Frage bleiben, wie er ſich ein möglichſtes Behagen in dem Traumland ſchaffen könne, in das er nach ſeinem Tode zu kommen hofft. Und dieſer Wahn verſchiebt naturgemäß jeden vernünftigen Standpunkt. Die alte dualiſtiſche Weltanſchauung ſpekuliert im Grunde doch nur auf diejenigen menſchlichen Züge, die ſie ſelbſt für niedrig erklärt, namentlich auf die menſchliche Eitelkeit. Der geozentriſche wie der anthropozentriſche Irrtum thun dies in ganz gleichem Maße. Die Vorſtellung von einem höheren Weſen, das ſich um all die kleinen Anliegen der kleinen Menſchlein kümmere, die jene beiden Irrtümer einſchließt, aber noch vielmehr. Und dabei lebt ſie außerdem mit all unſerem ſicheren Wiſſen in Feindſchaft! „Die moniſtiſche Naturreligion,“ ſagt Häckel, „ſteht nicht wie alle Kirchenreligionen in Widerſpruch, ſondern in Einklang mit der vernünftigen Naturerkenntnis,“ und ſie allein kann dem Menſchen auch die rechte Demut lehren und den rechten Stolz zugleich. Die rechte Demut; denn ſie lehrt ihn, ſich ſelbſt nur als eine Welle im Daſeinsſtrome betrachten, die ehedem nicht war und wieder verrauſcht, wie ſie geworden, — den rechten Stolz; denn ſie lehrt ihn, daß er durch eigene Kraft ſeiner Ahnen ohne fremden Mächer von dem Moner empor zum höchſten der Wirbeltiere geſtiegen iſt, das mit ſeinem Bewußtſein die Welt umſpannt, und daß es nur an ihm liegt, ſeine Tüchtigkeit auf ſeinen Sohn zu vererben.

Einer der weſentlichſten Gründe, warum der Glaube an das Vorhandenſein eines Gottes in der tranſzendenten Welt ſich ſo lange erhalten hat, iſt, daß er der menſchlichen Eitelkeit ſchmeichelt. Iſt erſt eine dem Menſchen noch ſchmeichelhaftere Vorſtellung über ihn ſelbſt gefunden, lernt er ſich erſt ſchämen, noch der Thon zu ſein, den ein Töpfer geformt, dann hat das neue Wiſſen auch gewonnenes Spiel. „Der Aberglaube,“ ſagt Goethe einmal, in der Beſchreibung ſeiner Jugenderlebniſſe, „ſowie manches andere Wähnen verliert ſehr leicht an ſeiner Gewalt, wenn er ſtatt unſerer Eitelkeit zu ſchmeicheln, ihr in den Weg tritt und dieſem zarten Weſen eine böſe Stunde machen will. Wir ſehen alsdann recht gut, daß wir ihn loswerden können, ſobald wir wollen; wir entſagen ihm um ſo leichter, je mehr alles, was wir ihm entziehen, zu unſerem Vorteil gereicht.“

Die Wiſſenſchaft mit ihrer unermüdlichen Arbeit hat den alten Religionen Fuß um Fuß den Boden unter ihren Säulen hinweggezogen. Bis zum Auftauchen der Kant-Laplaceſchen Theorie der Himmelskörper konnte die Schöpfungshypotheſe doch noch einen Schatten von Wahrſcheinlichkeit für ſich beanſpruchen. Seit dem Eintritt des Entwicklungsgedankens in die Welt iſt ſelbſt die Möglichkeit abgeſchnitten, daß einſt ein nicht auf der Erde wohnendes Weſen die organiſche Welt geſchaffen habe. Die Ergebniſſe der paläologiſchen Forſchung widerlegen das Märchen von einem Paradieſesdaſein der Menſchen in ferner Vergangenheit ſchlagend. Statt ſchönerer, weiſerer, friedlicherer, glücklicherer Menſchen in einem blühenden Garten, in Frieden und Freundſchaft mit der Tierwelt treten uns tierähnliche, affenartige Weſen entgegen, die im harten

Kampf ums Daſein in täglichem, ſtündlichem Blutvergießen, in Feindſchaft mit allen anderen Tieren und unter ſich ſelbſt leben, blutgierig, heimtückiſch, und wilder als unſere Haustiere, ſtumpfſinnig und nur der Stillung des Hungers lebend, in weiten Einöden, die ihnen kaum die notdürftigſte Nahrung liefern, und immer wilder, immer tieriſcher, je weiter wir zurückkommen.

Statt des luftartigen Gebildes, welches noch die mittelalterlichen Theologen in unſerem ſtofflichen Körper ſich wohnen dachten und mit dem Namen „Seele“ belegten, iſt „Seele“ uns heute ſeit Herbart kein Ding mehr, kein Weſen, ſondern ein Vorgang, ein Geſchehen, ein Oberbegriff für die Summe aller phyſiologiſchen und pſychologiſchen Vorgänge in unſerem Körper, nichts Greifbares, Faßbares mehr, auch keine feinere Subſtanz, nichts, was ſelbſtändig neben unſerem Körper ſteht, ſich mit ihm verbinden und von ihm trennen kann, ſondern etwas, was mit ſeinem Tode, mit dem Aufhören des ſelbſtändigen Lebens ſeiner Zellen, aufhört, eben dieſes Leben ſelbſt, dieſer raſtloſe Stoffumſatz, dieſer Verbrennungsprozeß eigener Art, den alle ſtickſtoffhaltigen Kohlenſtoffverbindungen eigen haben.

Unſere Kenntnis von der Entſtehung und dem Vergehen des Lebens hat der dualiſtiſchen Weltanſchauung den letzten Stoß verſetzt.

Namentlich durch die Unterſuchungen der Brüder Hertwig, von Bütſchli und Strasburger iſt nachgewieſen worden, daß der Akt der Zeugung darin beſteht, daß eine männliche Geißelzelle in die weibliche Eizelle eindringt, mit ihr völlig verſchmilzt und fortan ein einziges Weſen bildet. Durch die Vereinigung der beiden Zellenkerne entſteht der neue Stammkern, und mit ſeiner Entſtehung iſt das neue Individuum weſentlich beſtimmt, mit ihr hat es ſeinen Anfang genommen und lebt; mit ihr hat ſeine Seele begonnen, die bis dahin nicht vorhanden war. Vor der Zeugung war ſie nicht, nach rückwärts kommt dieſer Form der Bewegung unbegrenzte Dauer, ja überhaupt Dauer, alſo nicht zu. Sie nach vorwärts in die Unendlichkeit zu behaupten, wie es heute viele Religionen ſamt dem Volksaberglauben und Spiritismus noch thun, iſt frevelhafter Leichtſinn. Und auf dieſe leichtfertige Behauptung auch nur die Forderung einer einzigen Handlung in unſerem Leben zu begründen, iſt Thorheit. „Wir wiſſen heute“, ſagt Häckel, „daß dieſe Perſon, mit allen ihren individuellen Eigenſchaften des Körpers und des Geiſtes, erſt durch den Befruchtungsakt entſtanden iſt, alſo einen endlichen

Anfang ihres Daſeins hat. Wie kann dieſe Perſon ein ewiges Leben ohne Ende haben? Die menſchliche Perſon, wie jedes andere vielzellige Einzeltier, iſt nur eine vorübergehende Erſcheinungsform des organiſchen Lebens. Mit ihrem Tode hört die Kette ihrer Lebensthätigkeiten ebenſo vollſtändig auf, wie ſie mit dem Befruchtungsakt ihren Anfang genommen hat."

Mit dem Wahne von einem Fortleben nach dem Tode iſt es unter uns aus. Wohl für immer. Von jeder unbefangenen Seite her wird das zugegeben. Den Straßburger Profeſſor Theobald Ziegler mit ſeiner aufrichtigen Menſchenfreundlichkeit wird niemand des Neigens zum Aufruhr und zur Verdammnis beſchuldigen wollen. Er ſagt ganz offen: „Mit einer Religion der Jenſeitigkeit iſt bei der Maſſe unſerer Fabrikarbeiterbevölkerung nichts mehr auszurichten. Den Glauben an dieſes Jenſeits haben auch von uns Gebildeten die meiſten verloren."

„Immer wieder," ſagt einmal Friedrich Albert Lange, „wird die Menſchheit den Mann freudig begrüßen, der es verſteht, in genialer Weiſe alle Bildungsmomente ſeiner Zeit benutzend jene Einheit der Welt und des Geiſteslebens zu ſchaffen, welche unſerer Erkenntnis verſagt iſt." Verſagt iſt? Es giebt keine Grenze für die Anpaſſungsfähigkeit und Umbildung des Gehirns — ſo läßt ſich auch der menſchlichen Erkenntnis keine Grenze ſetzen. Verſagt iſt uns nichts. Wenn wir nur die geeigneten Wege einſchlagen, können wir alles erreichen, jede Erkenntnis uns ſchaffen.

Einſt hieß Aberglaube, was nicht mit dem Kirchenglauben übereinſtimmte. Heute iſt dieſer als führende Macht längſt durch die Wiſſenſchaft erſetzt worden, und darum iſt Aberglaube alles, was ſich in Widerſpruch zu ihren geſicherten Ergebniſſen befindet, mag es das Dogma der Landeskirche, die religiöſe Überzeugung des einzelnen, der Wetterglaube des Bauern oder die harmloſe Weltanſchauung der Kinderſtube ſein. Die Zeit iſt nicht mehr fern, wo Aberglaube ganz mit den alten Religionen identiſch ſein wird.

Dem Wanderer, der ſich auf dem Wege durchs Gebirge mit dem Bauern über ſeinen Wetterglauben, ſeine Anſchauungen über Todesurſachen und über die Dinge unterhält, von denen Glück und Unglück im Menſchenleben abhängt, tritt da eine fremde, halb unverſtändliche Gedankenwelt entgegen, vor der er ſtaunend ſteht und fragt: Menſch, wie iſt das möglich! Daſſelbe Staunen und

Grauen fällt den Forſcher an, der nach jahrelangem Arbeiten auf einem Spezialgebiete der Naturwiſſenſchaften wieder einmal eintritt in ein Haus, das noch religionsgläubig iſt. Sprachlos ſteht er vor der wunderbaren Phantaſiewelt, und ſein Staunen wird zum Grauen, ſo oft er gewahrt, wie dieſe Vorſtellungen jeder Vernunft und jeder Erfahrung ins Geſicht ſchlagen.

„Man betet zu der Gottheit um naſſes oder trockenes Wetter, um Abwendung der Kartoffelkrankheit und um Wiederherſtellung der Kranken. Wer ſolche Gebete ſpricht, bedenkt nicht, daß es gerade ſo verſtändig ſein würde, die Gottheit anzuflehen, daß ſie eine Stadt bauen, oder ein mathematiſches Problem löſen möge.“ Dieſen Worten eines vorurteilsfreien Engländers ſtimmt heute die eine Hälfte von uns bereits zu, die andere aber fährt fort, hinſichtlich des Gebetes und ſeiner Wirkſamkeit ihre Sprungſchlüſſe zu machen.

Die Mutter ſitzt daheim in der Fiſcherhütte. Der Sohn iſt in heftigem Sturme auf See. Angſt preßt ihr die Kehle zuſammen, ſie betet, lenkt ihre Gedanken alſo auf etwas Anderes und nach und nach fühlt ſie eine phyſiologiſche Erleichterung. Sie ſchließt, ihr Sohn habe ſich in jenem Augenblicke in Gefahr befunden und ſei nun gerettet, und die geſamte moderne Theologie iſt darin mit ihr einig. Trotzdem iſt auch nicht der Schatten eines Beweiſes erbracht, daß ein kauſaler Zuſammenhang des Gebetes mit dem glücklichen Heimkommen des Fiſchers aus dem Sturme vorliege. Dem Anhänger der moniſtiſchen Weltanſchauung aber iſt es gewiß,

„ein bloßer Wunſch bewiege
Kein Sonnenſtäubchen, daß es anders fliege . . . .

Es heißt beleidigend verdächtigen
Mit deinem Wunſche den Allmächtigen,
Mit deinem Wahn, er könne übertreten
Für dich ein Weltgeſetz. Du darfſt nicht beten.“

Ein Moralſyſtem, das Gehorſam und Unterwerfung unter die beſtehenden Verhältniſſe, Entſagung und Demut predigt wie das chriſtliche, iſt völlig ungeeignet, junge Sozialariſtokraten heranzubilden, abgeſehen davon, daß ſein Kampf gegen den Ur- und Grundtrieb des Menſchen, gegen den Selbſttrieb, ganz ſinnlos iſt. Wenn es gelänge, dieſen zu vernichten, hätte auch das Sterbeſtündlein der Menſchheit geſchlagen, auf deren Untergang das Chriſtentum auch thatſächlich hinarbeitet. Es will den natürlichen Wettbewerb ſo gut aus der Welt ſchaffen, wie ſein Kind, der Sozialismus, dies will, und damit die Quelle der Kraft für die Menſchheit vernichten. Nur eine Entſchuldigung giebt's für ſeine Prieſter: ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Andrenfalls müßten ſie als Verbrecher an dem Raſſewohl ausgepeitſcht werden.

„Es iſt eine unbeſtreitbare Wahrheit,“ ſagt der Verfaſſer der Geſellſchaftswiſſenſchaft, „daß jedes menſchliche Weſen, daß jeder unter uns, ſo gefallen und entwürdigt er auch ſei, ein unendlich viel herrlicheres und anbetungswürdigeres Weſen iſt als irgend ein Gott, der je gedacht wurde oder gedacht werden wird. Der Menſch iſt der wahre Gegenſtand der Ehrfurcht und Liebe des Menſchen, und ihm gebührt unſer Dienſt und unſere Huldigung, ſo unglücklich, ſo entwürdigt er auch geworden ſein mag. Der Menſch, die Vollendung der Natur, iſt über jede „übernatürliche Vorſtellung“ unendlich erhaben. „Menſchheitsdienſt ſtatt Gottesdienſt,“ mit dieſen Worten hat der greiſe Cotter Moriſon dieſe Gedankenkette abgeſchloſſen.

Was hat das Chriſtentum für Seuchen und Hungersnöte gethan? Hat es vielleicht Bazillen entdeckt und Verkehrswege geſchaffen, die dem entfernteſten Teile eines Landes in wenigen Stunden Tauſende von Zentnern Getreide zuführen können? Iſt es nicht immer noch das größte Hemmnis für jene neue Erkenntnis, jede Erleichterung der Verkehrsmittel, jede Weltausſtellung?

Nicht länger darf Virgils Wort Geltung haben:

. . . . . „es wächſt das Gebreſt und lebt im Verborgnen
Während der Hirt, ſtatt dem Übel zu ſteuern, die Hand in den Schoß legt
Oder knieend die Götter anfleht um ein beſſeres Schickſal.“

Zu allen Zeiten iſt der Kernpunkt der Religion das Opfer geweſen. Die jüdiſchen Stammeshelden haben Menſchen, ſpäter Böcke geopfert, das alte Chriſtentum hat Geſundheit und Schönheit, ja das ganze Erdenglück zum Opfer gebracht; gut, opfern wir unſere Krüppel und Angeſeuchten und deren Nachkommen, damit Raum bleibe für die Söhne der Geſunden und Starken, und keine Vermiſchung mit erblich Belaſteten ihnen ſchleichendes Gift in die Adern trage. Opfern wir das Schwache dem Starken, das Häßliche dem Schönen, und ſeien wir uns bewußt, daß die Natur dies ebenfalls thut, daß wir mit dieſer Handlung nur wiſſentlich thun, was der Wettbewerb um die nötigen Daſeinsmittel blind ebenfalls erreicht. Die Religionen des Götterdienſtes ſind vorüber, die Zeit des Volksdienſtes und Menſchheitsdienſtes iſt angebrochen.

Die Anſchauung darüber, daß etwas ſo ſei, z. B. daß die Erde von einem Gotte früher einmal aus nichts fabriziert worden ſei, iſt abſolut unabhängig von der Forderung: du ſollſt einem andern nicht ſein Eigentum wegnehmen. Daraus, daß man ſich ſeine Gottheit in drei oder mehr Teile geſpalten denkt, folgt noch nicht, daß man einen Menſchen lieben ſoll. Hingegen könnte man aus der Sage, daß einſt ein Gott ſeinen Sohn für andere von einer menſchlichen Staatsregierung habe hinrichten laſſen, ſehr wohl folgern, daß jeder ſeinen Sohn für andere hinrichten laſſen ſolle, oder mindeſtens, daß dies eine edle, das Gerechtigkeitsgefühl befriedigende Handlung ſei. Das fordern die heutigen Religionen jedoch nicht. Ethiſche Forderungen ſind nun und nimmermehr an beſtimmte Dogmen gebunden.

Die einzige Brücke zwiſchen Moral und Religion, die es giebt, beſteht darin, daß das Volk glaubt, ſeine Götter beföhlen gerade diejenigen Handlungen, welche es ſelbſt in jedem Zeitpunkte für ſittlich hält. Die Entwicklungsgeſchichte der Moral iſt zugleich die Geſchichte der ununterbrochenen Veränderung jener göttlichen Befehle. Beſonders ſtetig in ihren Anſchauungen ſind Götter alſo nicht.

Das katholiſche Mittelalter hatte die nach ſeinen Begriffen ſittliche Handlungsweiſe wenigſtens noch als verdienſtlich hingeſtellt. Luther beſtritt das. Die einzig verdienſtliche Handlung war für ihn das kritikloſe Hinnehmen ganz beſtimmter chriſtlicher Sagen für blanke Wahrheit, oder wie er ſich ausdrückte, der Glaube. Mit dieſer Weiterentwicklung wurden all die Vorteile wieder wettgemacht, welche die ſittliche Entwicklung dadurch gehabt hatte, daß die ſittlichen Anforderungen des Zeitbewußtſeins für Befehle eines Gottes gegolten hatten. Die erſte Pflicht des Menſchen, die ethiſche Hauptpflicht, war fortan keine Pflicht mehr gegen Menſchen, ſondern eine Pflicht lediglich gegen ſich ſelbſt, ein Akt der ganz perſönlichen Überzeugung, der niemandem anders als dem Träger ſelbſt zugute kam. Daraus erklärt ſich zum Teil der verſchwindend geringe Einfluß des Chriſtentums auf die Verfeinerung der Sitten, den James Cotter Moriſon in ſeinem „Menſchheitsdienſt,“ ſo überzeugend nachgewieſen hat. Viel davon, was man dem Chriſtentum immer noch zuſchreibt, iſt einfach eine Folge der komplizierter gewordenen ſozialen Verhältniſſe, die die Menſchen immer mehr auf andere Menſchen anwies und von ihnen abhängig machte. — —

Es iſt ja wahr, daß allein das kleine Sachſen aus dem Staatsſäckel alljährlich zwei Millionen Mark für die allſonntägliche Wiederholung der Behauptung ausgiebt, der edle Rabbi Jehoſchuah von Nazara ſei der Sohn des jüdiſchen Nationalgottes geweſen; es iſt ja wahr, daß die jüdiſch-chriſtliche Mythologie noch heute Anſpruch auf den Namen einer ſelbſtändigen Wiſſenſchaft erhebt und an unſeren Univerſitäten eigene Lehrſtühle beſitzt, in unſeren Schulen in eigenen Kurſen gelehrt wird; es iſt ja wahr, daß die Volksſchule allen Kindern deutſcher Zunge acht Jahre lang die Unwahrheit einprägt, die jüdiſche Heldenſage ſei unwiderlegliche Geſchichte — aber ſind die Gebildeten unſeres Volkes darum weniger unwiderruflich über jene groben Anthropomorphismen in der Weltauffaſſung hinaus?

Wer ſehen will, der muß den Niedergang jener phantaſtiſchen Begriffswelt ſchon aus den Mitteln erkennen, mit denen man ſie zu ſchützen ſucht. Betrug und Gewalt dienen hier demſelben Zwecke. Iſt es ehrlich von unſeren Religionsgeſellſchaften, wenn auf unſeren Univerſitäten, ja auf unſeren Gymnaſien und ſonſtigen höheren Schulen, die ſogenannten Meſſianiſchen Weisſagungen in den alten Denkmälern der jüdiſchen Literatur als ſpätere Einſchiebungen und in der Volksſchule als direkte Einflüſterungen des jüdiſchen Volksgottes bezeichnet werden? Iſt das etwas anderes als frech gelogen? Ja zeigt es auch nur das zum Lehrer erforderliche Maß ſittlicher und geiſtiger Fähigkeit, wenn man die plumpen Sinnfälſchungen Luthers als „Überſetzungen im Lichte der Erfüllung“ zu entſchuldigen ſucht? Keine ſolche „Rückſicht auf die Erfüllung“ kann ein Perfektum in ein Futurum verwandeln.

Es wäre ein Unrecht, zu leugnen, daß innerhalb der proteſtantiſchen Religionsgeſellſchaft eine freiere geiſtige Bewegung möglich geweſen ſei und noch ſei, als im Katholizismus. Die Geſamtentwicklung der modernen Wiſſenſchaft wäre die Widerlegung einer ſolchen Behauptung. Aber im letzten Grunde bleibt doch Dogma Dogma. Und es giebt auch proteſtantiſchen Katholizismus. Luthers Überſetzung der Bibel iſt heute nur noch dem Fachgermaniſten verſtändlich. Mit Hilfe von Hebräiſch und Griechiſch mag es dem Theologen vielleicht in vielen Fällen möglich ſein, den früheren Sinn der betreffenden Stelle zu ermitteln. Aber weiß er darum, was Luther mit ſeinen Worten gemeint hat? Luthers Bibeldeutſch iſt kein modernes Deutſch mehr, iſt dem Laien völlig unverſtändlich in allen nur einigermaßen abſtrakten Dingen. Sobald man ſich nicht mehr Rechenſchaft geben kann, warum man etwas verehrt, betet man einen Fetiſch an. Es iſt kein großer Unterſchied zwiſchen der Verehrung unverſtändlicher Worte und eines Kleidungsſtückes. Durch die proteſtantiſche Kirche beginnt ein durchaus katholiſcher Zug zu gehen. Ob Lutherbibel oder lateiniſche Bibel, kommt beides heute faſt auf eins hinaus. Beide verſteht der gemeine Mann nicht. In Sachſen, wo heute offiziell in Finſternis gemacht wird, wird der Proteſtantismus geradezu katholiſiert. Die Einführung eines neuen Landesgeſangbuches mit zum großen Teil gänzlich veralteten, wunderlichen Liedern, die Veraltertümlichung ihrer Sangweiſen, eine neue Liturgie mit zahlreichen griechiſchen Worten, das alles ſind deutliche Schritte auf dem Wege nach Rom. Auch für den Proteſtantismus gilt noch Ibſens Wort:

„Aus Phraſennebel und Weihrauchstrug
Formt ſich ein weltgeſchichtlicher Spuk.“

Nach Luthers mangelhafter Überſetzung der älteſten jüdiſchen Literaturdenkmale ſchiene die jüdiſche Religion ein Eingottglaube geweſen zu ſein. Aber die Wiſſenſchaft weiß heute, daß das ein Irrtum iſt. Nicht nur, daß Elohim eine männliche Mehrzahl, alſo „Götter“ ſind, nicht nur, daß neben dieſen Göttern gleich im Anfange der Moſes zugeſchriebenen Schriften noch ein Gott ſteht, den Luther Jehovah genannt hat. In Wirklichkeit liegen die Verhältniſſe der alten jüdiſchen Religion weit komplizierter, und ſie hat mit dem eſſäiſch-chriſtlichen Monotheismus ſo wenig etwas zu thun, wie ſie vor dem Aufenthalt der Juden unter den indogermaniſchen Perſern etwas von Unſterblichkeit der Perſönlichkeit wußte. Radenhauſen hat in ſeinem leider allzubreiten Buche „Chriſtentum iſt Heidentum, nicht Jeſu Lehre“ die Ergebniſſe der Forſchung hierüber hübſch zuſammengeſtellt. Danach waren die Götter der alten Juden der Wüſtengott El und der Feuergott Moloch, der egyptiſche König Necho führte den Dienſt des Mondgottes und Unterweltrichters Ihoh (des ſogenannten Jehovah, alſo eines egyptiſchen Gottes) ein, und aus dem Euphratthale kam der Kult des jüngeren Sonnengottes Adon oder Adonai mit ſeiner goldenen Rebe als Sinnbild, der ſich neben den älteren Sonnengott Schem ſtellte. Zu den Zeiten des Eſſäers Jehoſchuah war der Name des alten Gottes El in den weiten Kreiſen des Volkes längſt vergeſſen. Um dies zu zeigen, laſſen ſeine Anhänger ihn El vom Pfahle aus anrufen und die Umſtehenden dies verſtehen, als rufe er den Elija (Elias.) Als des Pompejus Krieger 59 vor unſerer Zeitrechnung den Tempel zu Jeruſalem einnahmen, fanden ſie dort die Rebe, das Sinnbild des jüngeren Sonnengottes, aber keine Götterbilder und folgerten daraus, daß die Juden Atheiſten ſeien.

Warum die Schriftdenkmale des alten Judentums haſſen oder ſchmähen? Es ſind literariſche Erzeugniſſe wie alle anderen auch, und ſie haben für eine gewiſſe Kulturperiode der Kulturmenſchheit eine größere Bedeutung gehabt als viele andere. Aber heute iſt dieſe Periode eben vorbei. Sie liegt hinter uns, und darum hat es keinen Sinn mehr für uns, jene Bücher und jene Dinge mit jenen preiſenden, inhaltloſen Ausdrücken zu belegen, die eine Zeit ihnen gab, die ſie irrtümlich für Mitteilungen eines angenommenen höheren Weſens hielt. Noch heute nennt der blindgläubige Proteſtant den Weiſen von Nazara der Sage „Chriſtus“, aber welchen Sinn hat es für den modernen Entwicklungsmenſchen, dieſen halbſagenhaften Philoſophen, ſtatt ihn bei ſeinem Namen zu nennen, als den Geſalbten zu bezeichnen? Wer noch in dem Wahne lebt, jener milde Denker ſei etwas Anderes als ein Menſch, ein Weſen anderer Art geweſen, für den mag es ja einen gewiſſen Sinn haben, ihn ſeinen „Herrn“ zu nennen, und von ihm voll Sklavenſinn ſchlechthin als von „dem Herrn“ zu reden. Aber wie kann der jemand längſt Verſtorbenen ſeinen Herrn nennen, der weiß, daß jener ſich nur ebenſo wie er ſelbſt ganz auf natürlichem Wege entwickelt haben kann? Tauſende ſind gedankenlos genug, das intereſſante Kleidungsſtück aus dem Mittelalter, das im Sommer 1891 wieder in Trier ausgeſtellt war, als einen „heiligen“ Rock zu bezeichnen, obwohl es eine Art Hemd und kein Rock iſt und ihnen ſelbſt auch gar nicht heilig gilt. Aber es iſt ihnen nicht zu gering, denſelben Ausdruck zu gebrauchen, wie jene, die davor ihr Knie beugen, und ſich dadurch mit dieſen auf eine Stufe zu ſtellen. In dem Gefühl der meiſten Gegenwartsmenſchen ſind alle jene Werte geſunken, aber indem die alten ſinnlos gewordenen Wendungen weitergeſchleppt werden, friſten die überwundenen Vorſtellungen noch immer ein Scheindaſein.

Trotz des ungeheueren aufgewendeten Apparates zur Beeinfluſſung der Meinungen nach dem alten Dogmenglauben hin, trotzdem ſo gut wie jedes Kind acht Jahre lang wöchentlich mindeſtens vier Stunden lang mit den alten Lehrſätzen und veralteten Sagen vollgepfropft wird, den Wortlaut von Hunderten von Citaten daraus und viele der Vernunft offen Hohn ſprechende Lieder auswendig lernt, trotzdem dadurch ſein Denken und Sprechen tief beeinflußt werden ſollte, trotzdem der Staat alljährlich viele Millionen ausgiebt zur Abhaltung religiöſer Zuſammenkünfte an jedem Sonntag in jedem Neſte, trotzdem öffentliche Erlaſſe und Verordnungen für Kirche und Religion wohlberechnete Reklame machen, trotzdem ein ganzes Beamtenheer für dieſen Zweck exiſtiert und allerhand Zugmittel verwendet werden, um nur Zuſchauer zu den Aufzügen anzulocken, trotzdem die deutſchen Bibelgeſellſchaften ſeit ihrem Beſtehen nach amtlichen Aufſtellungen über achtundzwanzig Millionen Exemplare dieſes merkwürdigen kultur- und ſagengeſchichtlichen Buches in jener veralteten halb unverſtändlichen Überſetzung aus dem ſechzehnten Jahrhundert verbreitet haben, und alljährlich Agitatoren ausgeſendet werden, um fernen unziviliſierten Volksſtämmen die Behauptungen aufzudrängen, die daheim keinen Glauben mehr finden — trotz alledem *ſpielen die Religionen im öffentlichen Leben keine Rolle mehr* und ſie könnten aus dem Volksleben verſchwinden, ohne daß bei dem weitaus größten Teile der Bevölkerung auch nur eine fühlbare Lücke entſtände. Alles was ſie lehren, ſteht ſo in Widerſpruch zu unſerem geſicherten Wiſſen, iſt alledem, was ſonſt um uns und in uns lebt, ſo ungleichartig, daß es im beſten Falle eine abgeſchloſſene Rubrik in unſerem Geiſte bildet, deren Vorſtellungen keinerlei Einfluß auf unſer Leben und Denken haben. Doppelte Buchführung. Obgleich es dem deutſchen Staatsbürger durch einen beſonderen Paragraphen verſagt iſt, die ſchärfſte Waffe gegen die grundſätzliche Oppoſition gegen unſere Wiſſenſchaft zu richten, die Waffe offenen, ehrlichen Spottes, während die Oppoſition gegen die Wahrheit ſie ruhig führen darf, ſo fällt ihre Macht doch alljährlich im öffentlichen Anſehen. Vor einem halben Jahrhundert bereits betrachtete unſere gebildete Geſellſchaft wie unſere Literatur die Prieſter als Heuchler. Darin lag doch immer noch, daß ſie recht thäten, wenn ſie ihre Behauptungen ſelbſt glaubten. Jetzt gewöhnt man ſich bereits, ſie als die geiſtig Zurückgebliebenen, die geiſtigen Ataviſten zu betrachten, deren Denken gleich ihrer Schädelbildung und ihrem Geſichtsausdruck dasſelbe iſt wie bei

Männern, die vor ein paar hundert Jahren über unſeren Erdball ſchritten. Dadurch, daß ſie in ihren Predigten ſtundenlang reden dürfen, ohne daß ihnen jemand widerſpricht, und doch recht gut wiſſen, daß kaum jemand glaubt, was ſie in den Tag hineinbehaupten, prägt ſich in ihren Zügen jener eiſernde, bittere Zug aus, der uns ein Prieſterantlitz auf zwanzig Schritt verrät, auch wo es nicht durch ihre Ausnahmetracht noch mehr hervorgehoben wird. Der Sohn einer alten Paſtorenfamilie, Sohn und Bruder eines Pfarrers, Deutſchlands greiſer Rhapſode, ſagt einmal: „Ich habe von dieſen Schwärzeſten ..... einſt mehr denn hundert verſammelt geſehen. Gut zwei Drittel hatten Geſichter, wie man ſie unter den Lebendigen außerhalb ihrer Standes- und Geſinnungsgenoſſen nirgend mehr, wohl aber auf Porträts aus der Ausgangszeit des Mittelalters zu ſehen bekommt: eckig, mit mongolenhaft, ja tieriſch hervortretenden Backenknochen, teils niedrigen, teils ſchmalhohen oft unangenehm glänzenden Stirnen, im Augenausdruck ein Gemiſch von Fanatismus mit jener Heucheldemut, die ſich vergebliche Mühe giebt, einen allverachtenden Hochmut zu verbergen.“

Einzig die der Kirche vom Staate gewährte Protektion und das träge Herkommen erzeugen den Schein, als glaubte das Volk noch leichtgläubig und blindgläubig die alten Dogmen. In den großen Städten lachen bereits die Kinder über die dogmatiſchen Kurioſa. Unſer öffentliches Leben benutzt, bei ſeiner ſonſt ſehr geringen dekorativen Entwicklung neben den Soldaten immer die entſprechende chriſtliche Religionsgeſellſchaft zu Dekorationszwecken. Die faule „Geſellſchaft“ iſt bemüht, wie auf allen anderen Gebieten, den Stillſtand auch hier feſtzuhalten. Von allen geiſtigen Bewegungen der Gegenwart iſt ihr die gegen die alten Religionen am unangenehmſten. Sie rüttelt ſie aus ihren Phraſen, aus ihrer Scheinheiligkeit empor; um ſich gegen das Rütteln zu wappnen, hat ſie den Satz erfunden, daß es nicht anſtändig, daß es unfein ſei, gegen die Religion zu Felde zu ziehen. Es ſei „unduldſam“, ein geiſtiger Kämpe zu ſein. In guter Geſellſchaft hat man über ſolche Dinge zu ſchweigen, um niemandes „Gefühl zu verletzen.“ Darum iſt es auch ſo langweilig in guter Geſellſchaft.

Seit der großen religiöſen Reformbewegung vor der Mitte unſeres Jahrhunderts ſind die freireligiöſen Gruppen in unſerem Volke nicht wieder erſtorben. An einer Reihe Orten haben ſie die Form dauernder religiöſer Gemeinden angenommen, deren Mitglieder aus der Landeskirche ausgetreten ſind. Aber im allgemeinen ſind die Gebildeten, die lange keine Silbe eines Dogmas mehr glauben, zu feig und zu träge, um ſich auch offen von dem veralteten Kirchentum loszuſagen. Die Abſchaffung des Taufzwanges hat viel gethan. Seitdem wachſen glücklicherweiſe eine ganze Reihe Kinder ohne die Pein der Religion auf. Die Einrichtung der bürgerlichen Eheſchließung iſt ein weiterer Schritt geweſen, der die rein äußerlichen Beziehungen der Volksgenoſſen zu den Religionsgemeinſchaften gelockert hat. Obgleich z. B. das Konſiſtorium der Provinz Sachſen lebhaft für die Taufe hat agitieren laſſen, indem es ſeine Prieſter anwies, ſich perſönlich an die Eltern von Ungetauften zu wenden und ſie zu überreden, jenen Akt noch vornehmen zu laſſen, ſo giebt es doch immerhin ſchon einige Eltern, die verſtändig genug ſind, ſolche Mitbeſchlagbelegung des aufwachſenden Geſchlechtes zurückzuweiſen. Im Jahre 1877 gab ſich Johann Moſt in Berlin große Mühe, eine größere Anzahl Mutiger zu veranlaſſen, ihre Anſchauungen auch ehrlich zu bekennen und Kirchenfreie zu werden. Die ſozialdemokratiſche Parteileitung ſprach ſich damals gegen ſein Vorgehen aus, indem ſie ganz richtig die Religion für Privatſache erklärte. Noch immer iſt die Zahl derer, die ſich auch äußerlich von den Stricken der Kirchen befreien, in Berlin am ſtärkſten.

Von den 49 428 470 Einwohnern des deutſchen Reiches am 1. Dezember 1890 ſtehen in den amtlichen Liſten als „evangeliſch“ gebucht 31 Millionen, als römiſch-katholiſch 17³/₄ Millionen, und 150 000 als andere Chriſten, 567 000 als Juden, 562 als Bekenner anderer Religionen und 12 753 als religionsfrei. Es iſt dies eine der Statiſtiken über amtliche Eintragungen, welche mit den wirklichen Verhältniſſen nicht das Mindeſte zu ſchaffen haben. Als was die Bevölkerung gebucht iſt, iſt ja ganz gleichgiltig. Man könnte ſchon eher von einer Statiſtik reden, wenn nur diejenigen als Angehörige einer Religionsgeſellſchaft gezählt würden, die es beſonders wünſchten. Würden dann noch 20 Millionen Angehörige ſämtlicher Religionsgemeinſchaften übrigbleiben? Heute, wo jedem von den Behörden die Stellungnahme zu ein paar längſt ſinnlos gewordenen dogmatiſchen Formeln der Vorzeit aufoktroyiert wird, iſt jede ſolche Statiſtik völlig ſinnlos. Und es iſt traurig, daß unſere Verfaſſung überhaupt noch geſtattet, die Bürger des deutſchen Reiches offiziell nach ſolchen Privatangelegenheiten zu fragen. In Belgien geſtattet die Verfaſſung ſchon längſt eine ſolche Frage nicht mehr, und der Belgier antwortet auf ſie höchſtens, er bekenne ſich zu keiner Religion. Dagegen verlangt die ruſſiſche Regierung bei den Reiſenden, welche ihr Gebiet betreten, auf den Päſſen Angabe der Religion — ein bemerkenswertes Merkzeichen des Kulturſtandes. Deutſchland liegt zwiſchen beiden, aber — dichter bei Rußland.

Ebenſo wie in Belgien war es ſchon einmal auch dereinſt in Deutſchland. Die erſte deutſche Reichsverfaſſung vom 28. März 1849 gab jedem Deutſchen volle Glaubens- und Gewiſſensfreiheit; nach ihr war niemand mehr verpflichtet, ſeine religiöſe Überzeugung zu offenbaren. Dabei war jeder Deutſche unbeſchränkt in der gemeinſamen häuslichen und öffentlichen Ausübung ſeiner Religion. Der § 146 beſagte ausdrücklich: „Durch das religiöſe Bekenntnis wird der Geiſt der bürgerlichen und ſtaatsbürgerlichen Rechte weder bedingt noch beſchränkt.“ Nach jener Verfaſſung hatte jede Religionsgeſellſchaft ihre Angelegenheiten ſelbſtändig zu ordnen und zu verwalten — natürlich unter dem Vorbehalt ihrer Unterwerfung unter die Staatsgeſetze. Jedes Sonderrecht einer Religionsgeſellſchaft und vor allem die Staatskirche wurde für abgeſchafft erklärt. Neuen Religionsgeſellſchaften war geſtattet ſich zu bilden, ſie bedurften aber keiner ſtaatlichen Anerkennung mehr. Niemand ſollte zu einer kirchlichen Handlung oder Feierlichkeit gezwungen werden dürfen.

In England iſt die Religion bereits völlig zur Privatliebhaberei geworden. Man geht in die Kirche wie in den Cirkus. Aber vorzugsweiſe auch nur in der „guten Geſellſchaft.“ Über die Hälfte aller Arbeiterehen werden in keiner Kirche geweiht, über die Hälfte aller Arbeiterkinder nicht getauft. In allen Kreiſen giebt es Ungetaufte in Menge.

Nach einem Nachweiſe des Univers im Juni 1892 wird in Paris ein Viertel der Neugeborenen nicht mehr getauft. Ein Drittel empfängt keine erſte Kommunion mehr, und die Zahl der bürgerlichen Ehen und Begräbniſſe macht ebenfalls je ein Viertel aus. Ein ganzes Viertel der Pariſer Bevölkerung hat alſo nicht nur das Chriſtentum, ſondern auch bereits die chriſtlichen Formen des äußeren Lebens abgeſtreift.

In dem fortgeſchrittenſten ſtaatlichen Gemeinweſen unſerer Erde, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, iſt die Religion ebenfalls völlig Privatſache, und doch beſitzt man bei uns nur eine ſchwache Ahnung davon, welche Macht ſie dort wie in England noch über viele

Geiſter ausübt. Eine Stadt mit 1600 Einwohnern hat nicht ſelten acht Kirchen und ſechzehn Prieſter, ſodaß auf jedes Hundert von Köpfen ein Religionsbeamter und eine halbe Kirche kommt. Jahresgehalte von 80—100 Tauſend Mark für beliebte Prediger ſind keine Seltenheiten. Vier Monate Ferien für die angeſtellten Prieſter ſind dabei Regel. Dieſe werden auf halbjährige, jährige oder zweijährige Kündigung von den Gemeinden angeſtellt, und ihre Gehalte werden durch freiwillige Umlagen aufgebracht, deren Höhe die Kirchenälteſten beſtimmen. Läßt ein Prieſter in der Entfaltung ſeines Rednertalentes nach, wird er langweilig, geiſt- und witzlos, ſo erſcheinen ſchlechte Kritiken über ſeine Leiſtungen, die vom New-York Herald, wie vom Public Ledger in Philadelphia und dem kleinſten Provinzialblättchen in gleicher Weiſe über die Prieſter des Ortes gebracht werden, und hebt ſich ſeine Fähigkeit nicht, oder macht ſich in ſeiner Gemeinde eine andere Richtung geltend, der der Prieſter nicht folgt, ſo kündigt ihm das Church Council. Inſerate laden wie in Großbritannien zum Beſuch beſtimmter Kirchen ein, und „Gäſte ſind willkommen und haben freien Eintritt.“

Was die Überzeugung anbelangt, ſo iſt in Frankreich und Deutſchland mindeſtens die Hälfte der Bevölkerung dogmenfrei. Einzig der Umſtand, daß die Veranſtaltung ſtaatlichen Kirchendienſtes und die beſonders dafür angeſtellten Beamten dem einzelnen direkt nichts koſten, obgleich jeder Steuerzahlende dieſe unproduktive Ausgabe natürlich ebenfalls mit trägt, erklärt die Blaſiertheit, mit der man dieſem Mißſtand entgegentritt. Es iſt aber doch eine grobe Ungerechtigkeit, daß die Geſamtheit für die Koſten einer Einrichtung aufkommen muß, die vielleicht nur ein Viertel der Geſamtbevölkerung überhaupt für vernünftig hält.

Die Entſtaatlichung der Kirche muß in einem Lande, in dem mindeſtens die Hälfte aller Einwohner über das Dogmentum hinausgewachſen iſt, einen ungeheuren geiſtigen Aufſchwung zur Folge haben. Welche Fülle von heute gebundenen Geiſteskräften und Daſeinsmitteln würden durch Einziehung des Altenteils der Religionsgemeinſchaften nicht frei werden! Man macht ſich ſchwerlich einen Begriff davon, welchen Wert allein die Liegenſchaften darſtellen, welche ſich innerhalb Deutſchlands im Erbbeſitz zweier Religionsgeſellſchaften befinden. Die Einführung der Sozialariſtokratie würde dieſe natürlich ebenfalls dem Erbſyſtem entziehen; am beſten aber würde der ſozialariſtokratiſche Staat gleich mit ihrer Einziehung ſeine Thätigkeit beginnen.

Dadurch und durch den Wegfall der ſtaatlichen Zuſchüſſe zu den Prieſtergehalten ließen ſich leicht ein paar Milliarden ſparen und eine ungeheure Fülle wirtſchaftlicher Verbeſſerungen vornehmen.

Nach dem ſozialdemokratiſchen Parteitag in Halle vom 13—18. Oktober 1890 könnte es allerdings ſcheinen, als habe das religiöſe Moment innerhalb dieſer Partei ſich eine Herabſetzung gefallen laſſen müſſen. Der grundſätzliche Kampf mit der Kirche iſt aufgegeben worden, aber einzig zu dem ausgeſprochnen Zweck, ſo leichter die noch immer z. T. kirchengläubige Landbevölkerung zu gewinnen. Auch in dem neuen Programm der Partei ſtehen aber klipp und klar die Sätze: „Abſchaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiöſen Zwecken. Die kirchlichen und religiöſen Gemeinſchaften ſind als Privatvereinigungen zu betrachten. — Weltlichkeit der Schule.“

Seit vor ungefähr drei Jahren die Reaktion gegen die ſozialiſtiſche Bewegung viel von ihrer Schärfe verloren hat, iſt in Deutſchland eine religiöſe Reaktion an ihre Stelle getreten. Es iſt heute kein Geheimnis mehr, daß ſeitdem der Staat direkt zum Angriff auf den geiſtigen Fortſchritt übergegangen iſt, und zwar zumeiſt zum Angriff auf diejenigen, welche die noch immer für herrſchend geltenden und doch längſt veralteten religiöſen Vorſtellungen im Sinne moderner Wiſſenſchaft fortzubilden ſich beſtreben. Dieſer Kampf wird mit verſchiedenen Waffen geführt. In der Begründung eines Erkenntniſſes des Reichenbacher Schöffengerichts (gegen den Redakteur des „Proletariers“ im Eulengebirge, Max Baginski wegen Beleidigung des Paſtors Miethe aus Peilau) heißt es, daß „ein neuerdings an alle Gerichte ergangenes Reſkript dazu mahne, die volle Strenge des Geſetzes walten zu laſſen, wo es ſich um Verhöhnung und Verſpottung des Glaubens und um Rohheiten gegen Träger des geiſtlichen Amts handle.“ Letzteres iſt im § 166 zwar gar nicht mit Strafe bedroht. Der Beſchluß über Mängel, welche bei der Ausführung der Reichsgeſetze . . . . . hervortreten, iſt dem Bundesrat anvertraut, und der Kaiſer hat ihre Ausführung zu überwachen. — Die Rechtſprechung wird durch das Reichsgericht geregelt, die Geſetzgebung gehört gemeinſam vor den Bundesrat und den Reichstag. Woher kann alſo dies Reſkript nur ſtammen?

Die Höhe der Strafanträge der Staatsanwaltſchaften in ſolchen Fällen iſt in den letzten Jahren ebenfalls erheblich gewachſen, und oft genug ſtehen „Vergehen“ und Strafantrag in keinem Verhältnis.

Die Häufigkeit der Anklagen namentlich gegen berufsmäßige Vorkämpfer der Denkfreiheit, aber auch gegen andere, die ſich gelegentlich einmal „vergehen", ja die etwas Altbekanntes zitieren, wächſt immer noch, und angeſichts der unerwarteten Dehnbarkeit des § 166 kann es zweifelhaft ſein, ob es geboten erſcheint, dem Ermeſſen des Richters einen noch weiteren Spielraum zu geben, wie das für das neue bürgerliche Geſetzbuch des Reiches in Ausſicht genommen iſt.

Man ſcheint in den betreffenden Kreiſen einfach nicht zu wiſſen, daß wir im neunzehnten Jahrhundert leben, und daß die Mehrzahl des Volkes über alle jene phantaſtiſchen Annahmen hinaus iſt, an die man im Mittelalter wie an bewieſene Thatſachen glaubte; daß es einfach eine Schädigung der Autorität der Gerichte, des Anſehens des ganzen Staates bedeutet, wenn man noch länger Dinge vor freier Kritik ſchützt, über die die Gebildeten ausnahmslos lächeln. Es muß endlich einmal laut ausgeſprochen werden, welchen bitteren Unwillen dieſe gefliſſentliche Richtachtung der Überzeugung aller Begabteren des Volkes ununterbrochen ſchafft. Es muß geſagt werden, daß es das Volk einfach nicht länger duldet, daß die geſicherten Ergebniſſe moderner Wiſſenſchaft als nicht vorhanden, und ein paar kurioſe Sätze aus den Tagen des dunkelſten Aberglaubens als Grundlage für die Entſcheidung der wichtigſten Fragen betrachtet werden. Das Volk kann heute verlangen, daß auch öffentlich die falſche Vorſpiegelung aufgegeben werde, daß ſeine Mehrzahl noch im Banne des alten Dunkels ſtehe. Und es wird verlangen, daß dieſe jeden Gebildeten beleidigende Vorausſetzung endlich falle, und jene Prätenſion des alten Kirchentums, beſſer zu ſein als die turmhoch über ihm ſtehende moderne Wiſſenſchaft, öffentlich mit Hohn abgewieſen werde, ſobald nur einige Mutige vorausgehen. Hat die Monarchie aus den Revolutionen der letzten hundert Jahre immer noch nicht gelernt, daß ſie ſich nur noch halten kann, wenn ſie ſich in den Dienſt der Zeit ſtellt, und den Anſpruch aufgiebt, etwas anderes zu ſein als die Exekutive des Volkes?

Griechen wie Semiten haben ihre Weiſen als Verächter der alten Götter verfolgt, und in Deutſchland thut man das Gleiche, und die wenigſten haben eine Ahnung davon, in welcher Ausdehnung. Man muß einmal eine ſolche Blütenleſe zuſammen ſtellen, um das zu zeigen.

Hermann Conradis Roman „Adam Menſch" wurde mit aus dem Grunde verfolgt und kaſſiert, weil er, um mit der ſchmählichen Hinrichtung des edlen Philoſophen von Nazara Mitleid zu erwecken, von deſſen qualvollem Hinſcheiden einen Ausdruck gebraucht hatte, den man ſonſt nur auf qualvoll ſterbende Tiere anwendet, obwohl jener milde Denker weder eine Einrichtung oder ein Gebrauch der beſtehenden Religionsgeſellſchaften noch ein Gott iſt. Vogtherr in Magdeburg verbüßte ſechs Wochen Gefängnis wegen der Ausdrücke „Phantom Gott“, „Ammenmärchen“ und „geiſtige und moraliſche Vergiftung des Volkes.“ Der Staatsanwalt ſah in „Phantom“ ein Schimpfwort. Ob auch in Goethes „nordiſchem Phantom“? Der Redakteur Otto Heinrichs aus Friedland wurde ebenfalls wegen ſolcher Harmloſigkeiten verfolgt; das Saalfelder Volksblatt wurde aus Anlaß eines Artikels über den Tod Luthers zu 150 Mark Strafe, wegen „groben Unfugs“ (!!!) verurteilt. Der Redakteur der Kattowitzer Zeitung erhielt 14 Tage Gefängnis wegen des Ausdrucks Humbug gebraucht in Hinſicht auf den Rock von Trier, Paul Schulze in Erfurt wurde wegen eines Oſtergedichtes in 1. Inſtanz verurteilt, in 2. Inſtanz freigeſprochen, Dr. Völkel in Magdeburg hat ſich nach einander durch freie Kritik herrſchender Anſchauungen eine Gefängnisſtrafe von 2 Jahren erworben, und Frau Heinrich-Wilhelmi wurde deswegen, weil ſie das ſogenannte Abendmahl mit anderem Zuſichnehmen von Nahrung auf gleiche Stufe geſtellt, wegen des Ausdruckes „Pfaffen“ und des Vorwurfs der Ausbeutung des Volkes gegen die Geiſtlichen, zu den Koſten und zwei Monaten Gefängnis verurteilt. Die Auffaſſung der Gottesvorſtellung als einer Zentraliſierung und Potenzierung der Vorſtellungen von den Mächten der Erde und zwei andere ähnliche Bemerkungen, wurden als „freventliche Gottesläſterung“ angeſehen und nur nicht beſtraft, weil das Moment des „Ärgernisgebens“ fehlte. Am 12. Juni 1891 hat das deutſche Reichsgericht dieſer Verfügung als höchſte Inſtanz das Siegel ſeiner Billigung aufgedrückt.

Ende 1890 wurde der Schriftſteller Heinrich Peus zu einem Monat Gefängnis verurteilt, während der Staatsanwalt ſechs Monate beantragt hatte, weil er in einem Vortrag über die „Stellung der Sozialdemokratie zur Landeskirche und den Austritt aus derſelben“ diejenigen für geiſteskrank erklärt hatte, die an die „unbefleckte Empfängnis“ und an die „Dreieinigkeit“ glaubten.

Erſt letzten Sommer hat der Biſchof Korum von Trier den Studenten der evangeliſchen Theologie Wilhelm Reichard wegen ſeiner Schrift „die Trierer Rockfahrt unter der Ära Korum“ verklagt und demſelben ſechs Wochen Gefängnis verſorgt.

Noch ſchärfer dem öffentlichen Rechtsbewußtſein ins Geſicht ſchlagen ſolche gerichtliche Erkenntniſſe, welche den Neudruck von Äußerungen ahnden, an deren mögliche Beſtrafung vor Jahren niemand dachte. Scholl veröffentlichte in ſeinem kleinen Werke „Freie Stimmen“ vor 27 Jahren einen Aufſatz über „Chriſtentum und Volkserziehung.“ Während damals der Aufſatz unbeanſtandet verbreitet und geleſen wurde, ging im Jahre 1891 unter dem „Neuen Kurs“ die Staatsanwaltſchaft zu Nürnberg gegen den Verfaſſer vor. — Im Jahre 1877 war in den „Freien Glocken“ ein Artikel „Der heilige Advent“ erſchienen, ohne daß ſich jemand gegen ihn gerührt hätte. Als der Redakteur des Friedländer Boten 1890 den Artikel wieder abdruckte, wurde er deswegen zu vier Wochen Gefängnis verurteilt. — Der Redakteur der Magdeburger Volksſtimme zog ſich eine Verurteilung wegen Gotteslaͤſterung zu wegen Abdruck des Heineſchen Liedes: „Die ſchleſiſchen Weber.“ Der Tag iſt nicht mehr fern, wo ein Veranſtalter einer Anthologie ins Gefängnis wandert, weil er in dem Heineſchen Gedicht „Belſazar“ nicht die Zeilen weggelaſſen:

„Jehovah! Dir künd' ich auf ewig Hohn, —
Ich bin der König von Babylon,“

welche ja eine grobe Läſterung des jüdiſchen Volksgottes darſtellen.

Unſer deutſches Strafgeſetzbuch ſchützt thatſächlich alle Einrichtungen und Gebräuche der ſtaatlich begünſtigten Religionsgeſellſchaften, mögen ſie der allgemeinen Bildung noch ſo frech ins Geſicht ſchlagen. Daraus folgt, daß auch die „Reliquienverehrung“ der freien Kritik entzogen iſt. Was iſt eine Reliquie? Offenbar ein Stück des Körpers oder der Kleidung eines der von der katholiſchen Kirche als heilig verehrten Menſchen, oder ſonſt etwas, mit dem ein ſolcher in Berührung gekommen iſt. Zum Begriff der Reliquie gehört alſo, daß dieſe echt ſei, daß ihre Echtheit bewieſen und anerkannt ſei. Andernfalls iſt nur eine vermeintliche Reliquie und keine wirkliche Reliquie, alſo auch nur ein vermeintlicher Reliquiendienſt vorhanden. Wollte ſich der Staat auch noch dazu hergeben, jede kirchliche Handlung, die ein Prieſter vornimmt, zu ſchützen, ſo müßte er auch die entrüſtete Kritik der Teufelsaustreibungen des Pater Aurelian verbieten. Jede kirchliche Handlung iſt alſo offenbar noch nicht identiſch mit einem kirchlichen Gebrauch oder einer kirchlichen Einrichtung. Vermeintliche Reliquienverehrung iſt aber doch gewiß keine. Das Hemd aus dem zehnten Jahrhundert zu Trier iſt ſowenig das Hemd des Rabbi Jehoſchuah, wie irgend ein anderes der dafür ausgegebenen früheren oder späteren Hemden, alſo auch keine Reliquie. Seine Verehrung iſt demnach auch kein Reliquiendienſt, deren entrüſtete Kritik alſo auch nicht ſtrafbar.

Die deutſchen Gerichte denken anders.

Es könnte aber auch einmal die Zeit kommen, wo man Handlungen wie die Ausſtellung jener zahlreichen Hemden aus dem Mittelalter, von denen ſich das bekannteſte eben in Trier befindet, als groben Unfug beſtrafte, ja darin eine falſche Vorſpiegelung zu gewinnſüchtigen Zwecken ſähe und den Betrugsparagraphen auf ſie anwendete. Den ſchon heute in Norddeutſchland allgemein verbreiteten Anſchauungen würde dadurch nur zum rechtlichen Ausdruck verholfen, und dem beleidigten öffentlichen Rechtsbewußtſein würde Genüge geſchehen.

Bei allen Vorkommniſſen dieſer Art wird es ſtets doppelt deutlich, wie weit geltendes Recht und lebendiges Rechtsbewußtſein auseinander gehen. Und es tritt die Mahnung hervor, zwiſchen beiden wieder Einklang herzuſtellen. Doch davon ſpäter!

Und worauf gründen ſich formell jene richterlichen Urteile?

In der Verfaſſung des deutſchen Reichs vom 28. März 1849 ſteht an der Spitze des Abſchnittes über Schulweſen der Satz: „Die Wiſſenſchaft und ihre Lehre iſt frei.“ Dieſe Verfaſſung iſt niemals aufgehoben worden, beſteht alſo heute noch zu recht. Damit ſind auch Folgerungen aus wiſſenſchaftlichen Ergebniſſen frei und es iſt geſtattet, dieſelben auf alle Zuſtände des Gegenwartslebens anzuwenden. Aber von dieſem mindeſtens theoretiſch allgemeinen Geſetze giebt es eben ein Ausnahmegeſetz, das als § 166 im deutſchen Strafgeſetzbuch verzeichnet ſteht.

„Wer dadurch, daß er öffentlich in beſchimpfenden Äußerungen Gott läſtert, ein Ärgernis giebt, oder wer öffentlich eine der chriſtlichen Kirchen oder eine andere mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgebietes beſtehende Religionsgeſellſchaft oder ihre Einrichtungen und Gebräuche beſchimpft . . . . . . wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren beſtraft.“

Daß es in der tranſzendenten, alſo jenſeits unſeres Bewußtſeins gelegenen Welt, in der Welt außer uns, einen Gott gebe, d. h. ein mit Vernunft begabtes, empfindendes und handelndes Weſen, deſſen Thätigkeit unſere Erde ihr Daſein und Beſtehen verdanke, oder wie Häckel ſich ausdrückt „ein gasförmiges Wirbeltier„, iſt noch niemals bewieſen worden. Ebenſowenig das Gegenteil. Es einfach zu behaupten, iſt leichtfertig, es zu beſtreiten, ebenſo. Aber es iſt wiſſenſchaftlich gedacht, ſolange das Vorhandenſein eines derartigen Weſens noch nicht bewieſen iſt, jede Folgerung aus ſeinem hypothetiſchen Daſein für die Geſtaltung unſeres Lebens oder für menſchliche Handlungen rundweg abzulehnen.

Ehe man die Kant Laplaceſche Weltentwicklungstheorie und Darwins Entwicklungsgeſetze der organiſchen Natur kannte, war der Begriff eines Gottes ein wiſſenſchaftlicher Hilfsbegriff wie kinetiſche Energie, Kraft, Bewegung, Materie, Seele. Seit der Entdeckung derſelben iſt er für die Wiſſenſchaft entbehrlich und unnötig geworden. Er iſt zum unwiſſenſchaftlichen Hilfsbegriff herabgeſunken, den die Vertreter der Religionen ja immer noch aufrecht erhalten, über den aber die Denkenden längſt zur Tagesordnung übergegangen ſind.

So lange nicht das Vorhandenſein eines Gottes durch Beobachtung bewieſen iſt, ſolange es alſo noch nicht ſicher iſt, daß der Vorſtellung von ihm im Gehirn vieler Menſchen, auch wirklich etwas Tranſzendentes entſpricht, ſolange darf man noch nicht behaupten, daß durch die Beſchimpfung dieſer Vorſtellung ein tranſzendentes, d. h. wirklich außer uns vorhandenes Weſen beleidigt werde. Wir haben viele Vorſtellungen in unſerm Hirn, denen in der Wirklichkeit nichts entſpricht, ſo z. B. den Begriff Pferd, Baum, Vogel. Es giebt wohl viele einzelne verſchiedene Pferde, verſchiedene Arten Bäume und Vögel, aber kein Normalpferd, keinen Typus Baum und keine Abſtraktion Vogel außer unſerem Bewußtſein. Von dieſer Thatſache ausgehend, muß man die Forderung ſtellen, daß, wo die Behauptung auftritt, einer Vorſtellung von uns entſpreche etwas in der Welt der Wirklichkeit, dieſe Behauptung immer erſt bewieſen werden müſſe.

Mit dem § 166 ſchützt der Staat alſo thatſächlich nichts als die Vorſtellung einer Menge ſeiner Mitglieder, und zwar derjenigen, die ſich zu einer der ſtaatlich anerkannten, mit Korporationsrechten verſehenen Religionsgeſellſchaften bekennen, während er die Anſchauungen derer, die das nicht thun, nicht nur nicht ſchützt, ſondern ſogar verfolgt, wo ſie als freie kritiſche Meinungsäußerungen hervortreten.

Es liegt alſo ein Ausnahmegeſetz zu Gunſten der Stillſtandspartei, auf Koſten des geiſtigen Fortſchritts vor, genau wie es das Sozialiſtengeſetz war. Erſt im Jahre 1891 iſt eine von dem deutſchen Freidenkerbunde angeregte, mit elftauſend Unterſchriften bedeckte Petition, an den deutſchen Reichstag eingereicht worden, in der es hieß:

„Die Freiheit der religiöſen Überzeugung iſt der Maßſtab der Bildung und Humanität eines Volkes. Das vergangene Jahrhundert hat dieſe Freiheit theoretiſch erkämpft, die Aufgabe unſerer Zeit wäre es geweſen, ſie allenthalben zum unverrückbaren geſetzlichen Ausdruck zu bringen. Die Freiheit der Überzeugung iſt aber ein nichtiges Scheinbild, ohne die Freiheit des kritiſchen Wortes, ohne die Gewähr, dem Gedanken unbehindert eine freie Form und einen freien Ausdruck geben zu können . . . . .“

Aber ſie iſt von der Petitionskommiſſion mit dem Beſcheid zurückgegeben worden, daß ein Anlaß zu geſetzgeberiſchen Maßnahmen in dieſer Hinſicht nicht vorliege. So iſt es beim Alten geblieben.

Proudhon hat dem Kaiſer Julian ernſthaft vorgeworfen, daß er ſich nicht zum Indifferentismus des Staates gegenüber der Religion erhoben habe. „Er hätte die Götter mit Lucian verſpotten ſollen und die Chriſten mit Celſus, Porphyrius und Hierokles.“ „In Sachen der Indifferenz“, fügt Mülberger in ſeinen „Studien über Proudhon“ hinzu, „vermag der Machthaber alles; für eine Religion, eine Meinung nichts.“ Wann wird dieſe Erkenntnis in unſerer Geſetzgebung zum Ausdruck kommen und ihren Niederſchlag finden?

Die Menſchheit hat lange genug unter dem Fluche der Religionen zu leiden gehabt. Jetzt endlich wird es Zeit, daß ſich dieſe Macht in die ſtille Kammer des Beſchränkteren, den das Chriſtentum ſelig preiſt, zurückziehe und aus dem öffentlichen Leben ganz verſchwinde.

„Religionskriege und Raſſenkämpfe“, ſagt Carneri, „ſind die Kinder kraſſer Ignoranz. Die Intelligenz beißt nicht mehr an ihre Köder.“

Schon die Zimmernſche Chronik des ſechzehnten Jahrhunderts ſagt einmal in ihrer Einfalt: „Ein ſollich groß mord iſt damals alles sub praetextu religionis ungeſtraft hingangen, und ain frevele that, ain ſollichs gegen ainen römiſchen König zu underſtehen.“ Auch heute dürfen sub praetextu religionis noch Dinge geſchehen, die ſonſt das Strafgeſetzbuch verfolgt.

„Der theologiſche Haß“, ſagt Georg von Gizycki einmal, „gilt als der ſtärkſte; er hat wie kein anderer Unheil über das Menſchengeſchlecht heraufbeſchworen. Der „Glaube“, hat, Zwietracht ſäend, der Liebe entgegengewirkt. Und noch mehr vielleicht hat er die Wahrhaftigkeit und intellektuelle Redlichkeit geſchädigt, da er auf religiöſem Gebiete Leichtgläubigkeit für eine Tugend, ja für die höchſte ausgegeben und das redliche Forſchen nach Wahrheit und Verkündigen derſelben für ein Verbrechen, und unter Umſtänden für das größte ausgegeben und es oft mit Feuer und Schwert verfolgt hat; wodurch auch außerhalb des religiöſen Lebens die intellektuelle Unredlichkeit befördert worden iſt.“

Bisher haben die Religionen ihren Anhängern vorzugsweiſe dreierlei geboten, nämlich einmal eine intellektuelle Weltanſchauung, d. h. ein Bild davon, wie man ſich die Welt vorzuſtellen habe und was für eine Stelle der Menſch in ihr einnehme, ſodann eine Vorſtellung, bei der man in ſtillen Stunden ausruhen konnte, wie der Verlobte bei dem Gedanken an ſeine Braut ausruht, und endlich eine Grundlage für das ſittliche Handeln.

Was den erſten Punkt betrifft, ſo iſt hier die Religion endgiltig von den Naturwiſſenſchaften abgelöſt worden.

Sobald die neuen Vorſtellungen über Welt und Leben ſich dem Menſchen nur feſt genug ins Bewußtſein geprägt haben, ſobald werden ſie auch für den Menſchen hohe, erhabene Gefühlswerte bedeuten, ſobald wird er in Stunden der Trübſal ſich in die erhabene Idee der Entwicklung mit ihren Jahresmilliarden verſenken und wahrſcheinlich dabei mehr Andacht empfinden als je beim Anhören der jüdiſch-chriſtlichen Sagen.

Eben iſt die Wiſſenſchaft dabei, eine von jeder Religion auch äußerlich unabhängige Sittenlehre zu ſchaffen, welche höher ſteht als die kirchliche Moral, die ſchon nicht mehr im Bewußtſein der Zeit lebt, ſondern von dieſer überwunden iſt. An Stelle des „Chriſtlichen“ iſt bereits das „Menſchliche“ getreten, oder da jede Zeit ihr Empfinden für beſonders menſchlich hält, das Moderne. Bereits gilt die alte Kirchenmoral nicht mehr. Sie iſt weder die Grundlage des

„chriſtlichen“ Staates, noch unſerer Geſellſchaftsordnung. Sie führt nur mehr ein Scheindaſein in den religiöſen Büchern und Reden.

Man fragt oft genug nach dem Erſatz, den der „Materialismus“ für die Religion zu bieten habe. Strauß hat ſich lange mit dieſer Frage beſchäftigt. Aber fragt auch der geheilte Lahme nach dem Erſatz, den man ihm für ſeine lieben Krücken bietet? Seine geſundeten Beine ſind ihm Erſatz genug. Aber die Mehrheit unſeres Volkes iſt eben noch nicht ganz geſundet. Sobald die neuen geiſtigen Errungenſchaften der Entwicklungslehre tief genug in ihr Bewußtſein übergegangen ſind, dann wird ihnen die neue Wiſſenſchaft von ſelbſt eine Religion bedeuten. Über Nacht kann man dieſes Gefühl freilich niemandem einfüllen, da braucht es Zeit und vor allem guten Willen. Iſt es aber einmal da, dann wird ſich der, der es hat, gerade ſo „verletzt“ fühlen, wenn man ſeine Anſchauungen verſpottet, wie ſich heute der Dunkelmann „verletzt“ fühlt, wenn man es mit den ſeinen thut. Nur braucht jener nicht den Staat um Hilfe anzurufen, denn die Entwicklungslehre ſchützt ſich ſelbſt durch ihr logiſches Gewicht. Sie braucht weder Gefängnis- noch Geldſtrafen, um ſich in ungeſchmälertem Glanze zu behaupten.

An jede Vorſtellung des Menſchen iſt in ſeinem Bewußtſein ein Gefühl gebunden, und dieſes Gefühl drückt den Wert derſelben für den Menſchen aus, ob ſie ihm gefällt oder mißfällt, ob er ſie ſchätzt oder verachtet, ob er ihr zuſtimmt, oder ſie ihn fremd anmutet. Wer ſich aber einbildet, daß ſein Gefühl ihm darüber Aufſchluß zu geben vermöge, ob ſeiner Vorſtellung auch in Wirklichkeit etwas entſpreche, der befindet ſich mitten drin im Aberglauben. Das Gefühl ſagt mir wohl, ob es mir lieb wäre, wenn etwas ſo oder ſo wäre, aber niemals, ob es wirklich ſo iſt. Es kann nur ſagen, daß mir die Vorſtellung eines Gottes ſympathiſch ſei, daß ich mich freuen würde, wenn es einen Gott gäbe, aber es kann niemals die Frage beantworten, ob es wirklich einen giebt. Wer daraus, daß er ſich wünſcht, es möchte ſo ſein, ſchließt, daß es ſo iſt, der iſt ein mittelalterlicher Finſterling und hat keinen Anſpruch darauf, unter die Gebildeten gerechnet oder auch nur ernſt genommen zu werden. Und doch giebt es heute in unſerer Mitte Tauſende und Abertauſende, welche aus den Gefühlen, mit denen ſie die Sagen vom Rabbi Jehoſchuah hören und leſen, ſchließen wollen, daß dieſe Sagen auf geſchichtlicher Grundlage ruhten, ja ſelbſt wirkliche Geſchichte ſeien. Und dieſer Schluß iſt in allen drei chriſtlichen Religionen anerkannt. Der Gläubige „hat in ſeinem Gefühle die unmittelbare Gewißheit der Heilsthatſachen.“ Mit ſolchen Leuten ſoll man nicht mehr ſtreiten. Man ſoll ſie veranlaſſen, einen Kurſus Pſychologie durchzumachen, und wenn ihre Geiſtes- und Willenskraft dazu nicht mehr ausreicht, ſie fürderhin als Gimpel betrachten.

Daß es wirklich nur darauf ankommt, daß man einen beſtimmten Ausſpruch oft mit feierlichem Ernſt, im Ton der höchſten Würde und Weihe gehört habe, um ihn in ſeinem Gefühl als einen ſolchen zu empfinden, dem dieſe Würde und Weihe an ſich zukommen, beweiſt das Anſehen, das die aus dem Zuſammenhange geriſſenen Stellen aus den Schriften der jüdiſchen Heldenſage und Jehoſchuahſage unter dem Namen von Bibelſprüchen bei den Ungebildeten noch genießen. Schiefe Definitionen, wie diejenige, welche den Glauben für ein zuverſichtliches Fürwirklichhalten deſſen erklärt, was man ſich wünſcht, und für ein Fürwahrhalten von Dingen, die man nicht mit eigenen Augen geſehen hat, und andere Sätze, die längſt abgethane Dinge mit feierlichem Ernſt vortragen, gelten in ihrer altertümlichen Form für tiefe Weisheit.

Aber auch dies beginnt anders zu werden.

Carneri bemerkt ganz richtig, „das Wirken der Religion auf den Gefühlsmenſchen findet an der zunehmenden Allgemeinheit der Intelligenz notwendig ſeine Grenze“, und erſt „wo die Urteilsfähigkeit eines Volkes aufhört, da beginnt die Herrſchaft der Kirche.“ „Wir dürfen uns (darum) nicht wundern, daß die Herrſchaft der Kirche im Sinken begriffen iſt: die verzweifelten Mittel, zu welchen ſie greift, um die alte Macht wieder zu gewinnen, führen ſie immer tiefer in vergangene Zeiten zurück und machen ſie nur noch weniger gewachſen der vorwärtsſtrebenden Gegenwart.“ „Glauben heißt, kindlich, naiv, ohne Kritik eine Erſcheinung ſo hinnehmen, wie ſie eben auf mich wirkt und zwar ohne Rückſicht darauf, was andere über dieſelbe Einwirkung erfahren haben“ ſagt der greiſe Beſſer, und Carneri führt dieſen Satz fort mit dem Ausſpruch: „Die Intelligenz der Völker iſt das Grab der Hierarchie. Bei hochgebildeten Völkern kann die Kirche nur mehr als Lehrerin, nicht mehr als Herrſcherin auftreten, und ſelbſt als Lehrerin iſt ſie da beſchränkt und darf keine Moral vertreten, die mit dem zur Geltung gelangten Sittlichkeitsbegriff in Widerſpruch ſtände.“

Und die Prieſter unſerer Zeit? Ihnen ruft der zürnende Prophet von heute zu:

„Ihr leugnets keck, daß ſich das Ewigwahre
Dem Menſchengeiſte weiter offenbare.
Und neuer Offenbarung neue Sprüche
Sind Euch nur — Giftgebräu der Teufelsküche.

„Ihr ſeid zu ſtumpf, zu faul, von ihr zu lernen,
Was ſie von Erde, Sonne, Mond und Sternen,
Vom Stufengang des Lebens auf der Bahn
Allmählicher Entfaltung dargethan.

„Ihr predigt fort vom menſchenhaften Schöpfer,
Seid lieber Thon, geformt von ihm, dem Töpfer,
Als Schritt um Schritt mit ſchwer erkämpften Siegen
Vom Wurm empor zum Menſchentum geſtiegen.

„Euch ſchreckt das neue Licht die Augen blind,
Das in der Weſensformen Labyrinth
Der Newton für die Lebewelt entfacht,
Und ſchreiend flieht Ihr in die alte Nacht.

„Ein Dämmerſchein der hohen Lehre kaum
Vom Daſeinskampf und einen Lebensbaum
Erreicht Euch dort; doch Euch iſt Grund genug
Sein Name ſchon zu zeterndem Gefluch.

„Ihr leugnet die Geſetze der Natur,
Den ſteten Gang der großen Weltenuhr;
Zu Wundern hängt Ihr aus die Triebgewichte,
Euch ſchnurrt ſie nach der — bibliſchen Geſchichte.

„Ihr macht für Heiliges die Herzen kühler;
Schon mehr als Ihr von Humboldt weiß der Schüler,
Und höhniſch thut er mit dem Dunkelmann
Der welken Schale lautern Kern in Bann.

„Ihr Päpſtlein mit und ohne Syllabus,
Ihr brietet, ging' es nur, noch heut' den Huß
Und ſperrtet alle Wiſſensmehrer ein —
Und Ihr wollt heute noch die Lehrer ſein?"

Sittlichkeit.

Wer heute von einer naturwiſſenſchaftlichen Weltanſchauung redet, der meint damit das erhabene Erkenntnisgebäude, das uns die Naturwiſſenſchaften in dem letzten halben Jahrhundert aufgebaut haben und in dem wir heute die Antwort finden können auf alle die großen Fragen nach der Entſtehung unſeres Planetenſyſtems, der Erde, des Lebens auf ihr, der Menſchen, über die Stellung des Menſchen zur Natur und über die wahrſcheinliche Zukunft unſeres Sternes.

Aber iſt das wirklich eine ganze Weltanſchauung?

Niemand wird beſtreiten, am wenigſten aber ſeine Anhänger, daß das Chriſtentum eine ſolche iſt. Aber nehmen wir aus ſeinem reichen Ideengehalte nur alle die Angaben heraus, die es uns apodiktiſch über die Natur und die Stellung des Menſchen in ihr macht, ſo iſt das immer erſt eine Seite und zwar offenbar ſeine ſchwächſte. Denn jeder Satz in dieſer Hinſicht iſt als endgiltig durch die Wiſſenſchaft widerlegt zu betrachten. Sätze wie jene, daß ein Volksgott dereinſt einen Sohn gezeugt habe, um ihn dann hinrichten zu laſſen, daß das Menſchengeſchlecht aus einem paradieſiſchen Zuſtande in Rohheit und ſittliche Verſunkenheit hinabgeſtürzt ſei, oder daß die Erde mit all ihren Produkten, daß Sonne, Mond und die anderen Sterne nur um des Menſchen willen da ſeien, haben keinen Platz mehr im Reiche der modernen Erkenntnis.

Das, was das Chriſtentum zu einer vollen Weltanſchauung erſt ergänzt, ſind ſeine *ethiſchen Ideale*; und deren Vorhandenſein in Millionen von Köpfen der Gegenwart kann niemand beſtreiten. Seine *ethiſchen Ideale*, auf die es fort und fort ethiſche Urteile gründet, ſeine ſittlichen Maßſtäbe, an denen es das Treiben der Menſchen auch der Gegenwart mißt. Dieſe Ideale ſind natürlich in den faſt zweitauſend Jahren ſeiner Geſchichte wie in den drei örtlich getrennten chriſtlichen Religionen nicht unverändert geblieben, ſondern haben, wie all ſein Inhalt, mannigfache Wandlungen durchgemacht. Im Ganzen aber iſt eine gewiſſe Konſtantheit nicht zu verkennen, mit der die chriſtliche Ethik ein deutlich erkennbares Gepräge ſich gewahrt hat, das ſie noch heute ſcharf von allen anderen ethiſchen Richtungen ſcheidet.

Die Ethik der chriſtlichen Religionen ſteht natürlich mit ihren Dogmen im engeren Sinne, wie ſchon bemerkt, nicht im mindeſten Zuſammenhange, wenn auch gewiſſe ihrer metaphyſiſchen Vorausſetzungen über den Menſchen eine ſolche Beziehung zeigen, und zwar eine ſehr verhängnisvolle. Ein dreileibiger Gott könnte von ſeinen Anhängern ebenſogut in bachantiſchem Jubelrauſch wie durch Entſagung verehrt werden, und einen Platz im Parterre des Jenſeits könnte man ſich ebenſo gut durch beiſpielloſen Zeugungstaumel oder durch hervorragende Kriegsthaten erwerben. Geſchichtlich aber iſt dieſe Ethik ſelbſt mit jenen Dogmen eng verbunden, und noch heute gelten beide vielen als unzertrennbare Genoſſen.

Eine ausgebaute Sittenlehre iſt das unabweisliche Erfordernis jeder Weltanſchauung, auch der naturwiſſenſchaftlichen, und ehe es nicht gelingt, eine ſolche zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, kann man nicht von einer vollſtändigen Weltanſchauung reden, ſondern nur von einer Seite derſelben, von der Erkenntnisſeite, die entſcheidet, ob wahr oder falſch, ob ſo oder nicht ſo. Über das, was der Menſch ſich als Gebot ſetzt, das er erfüllen ſoll, giebt dieſe keinerlei Auskunft, ſie ſieht vielmehr ab von jeder Beſchränkung ſeines ſittlichen Urteils.

Im Sozialismus liegt der Schwerpunkt bisher ganz auf der ethiſchen Seite. Er iſt eine faſt ausſchließlich ethiſche Weltanſchauung. Um das Wiſſensgebäude der Naturwiſſenſchaften kümmert er ſich ſo gut wie nicht. Bebel hat zwar in ſeinem Buche: „Die Frau und der Sozialismus“ an mehreren Stellen den Verſuch gemacht, mit ein paar tollen Gedankenſprüngen eine Brücke von ſeiner Welt nach der Häckels hinüberzuſchlagen. Es ſind dies aber kaum mehr als Spiegelfechtereien. Den Kern der Entwicklungslehre hat er nicht verſtanden.

Auch von dem Wiſſensgebäude der Naturwiſſenſchaften ausgehend iſt wiederholt der Verſuch gemacht worden, zu einer geſchloſſenen ethiſchen Weltanſchauung zu gelangen. Bartholomäus von Carneri hat in ſeinen Werken „Sittlichkeit und Darwinismus“ „Der Menſch als Selbſtzweck“ und „Entwicklung und Glückſeligkeit“, Hugo Spitzer in ſeinen „Beiträgen zur Deſzendenztheorie und zur Methodologie der Naturwiſſenſchaft“, Fritz Schulze in ſeiner „Philoſophie der Naturwiſſenſchaft“, Wilhelm Wundt in ſeiner „Ethik“ und G. H. Schneider in mehreren Arbeiten den Verſuch gemacht. Aber alle ohne Ausnahme haben die Parallelen zwiſchen den Bedingungen des freien Tierlebens und des Menſchendaſeins nicht genügend tief gezogen und ſind dadurch zu merkwürdig halben Ergebniſſen gelangt. Erſt die Sozialariſtokratie kann die befriedigende ethiſche Kuppel auf den Tempelbau der Naturerkenntnis wölben.

Das alte Kirchentum pflegt oft den Satz zu wiederholen, außer dem Bekenntnis der chriſtlichen Religionsgemeinſchaften gebe es keine Sittlichkeit, und der verfloſſene berüchtigte Kultusminiſter Graf Zedlitz-Trütſchler hat ſich nicht geſcheut, dieſes Märchen im preußiſchen Abgeordnetenhauſe vom Miniſtertiſche aus zu wiederholen. Er weiß offenbar nicht, daß es neben den chriſtlichen Weltanſchauungen heute bei uns noch eine ſozialiſtiſche, eine naturwiſſenſchaftliche giebt, daß die Geſellſchaften für ethiſche Kultur in Nordamerika und England in ihren humaniſtiſchen Programmen, das franzöſiſche Kultusminiſterium in ſeinen Lehrbüchern der Moral für die religionsloſen Schulen, und eine Reihe namhafter Gelehrter ethiſche Syſteme geſchaffen, die mit den alten jüdiſchen Sittlichkeitsgeboten nichts gemein haben, ja daß im modernen Staat die asketiſche Moral der Paulusſchen Reformjeſuslehre nur auf dem Papiere der Religionsgeſellſchaften gilt, während im Bewußtſein der Zeit ganz andere ethiſche Sätze leben und vor allem nach ganz anderen Normen gehandelt wird. Die Geſellſchaften für ethiſche Kultur, welche von Amerika nach England und Deutſchland gekommen ſind und in Berlin eben Wurzel zu faſſen beginnen, beweiſen die Teilnahme der Gebildeten für ethiſche Fragen auch bei uns. Ihre Wirkſamkeit zum Guten hängt freilich davon ab, zu welcher Art von Ethik ſie ſich bekennen werden. Ob zu den Stillſtandsidealen des „Allgemeinen Menſchentums“, die in den Vereinigten Staaten die Bewegung leider noch immer völlig beherrſchen, ob zu einem Kompromiß mit der altjüdiſchen und altchriſtlichen Moral, oder ob ſie mit aller Anſtrengung den Verſuch machen werden, aus der Entwicklungslehre ethiſche Prinzipien abzuleiten und die Weiterentwicklung des Menſchengeſchlechtes nach oben in deren Mittelpunkt zu ſtellen. Wenn der alte Unſinn eines Erhebens des Geiſtes über die Materie, der noch aus der Mangelhaftigkeit der Terminologie früherer Jahrhunderte ſtammt, nicht rückſichtslos beiſeite geſchoben wird, und man ſein Augenmerk auf den geſunden, tüchtigen, arbeitsfrohen und lebensglücklichen Menſchen als Ziel richtet, wird die Bewegung verpuffen.

Weit eher könnte man jenen Satz umkehren und ſagen, daß es bisher, und namentlich im Chriſtentum, nur eine vermeintliche Sittlichkeit gegeben habe, daß die Zeit der dem Menſchen natürlichen Sittlichkeit erſt jetzt anbreche, nachdem wir ihn als Produkt der Entwicklung verſtehen gelernt haben. Die chriſtliche Ethik hat den Fortſchritt auf einem Gebiete geſucht, auf dem nur Untergang, aber keine Hebung der Raſſe zu finden iſt, und daher iſt es noch ein Glück, daß ſie ſo verkehrte Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke angewandt hat. Sonſt würde ſie dieſen doch wohl noch ein Stück näher gekommen ſein.

Ehe wir den Inhalt der ethiſchen Forderungen des Chriſtentums vor das Forum der Naturwiſſenſchaften fordern und noch einmal die Forderungen zuſammenfaſſen, welche ſich für das Handeln der Menſchen unmittelbar aus der Entwicklungslehre ergeben, nur eine kurze Prüfung der Vorausſetzungen, die jenes leichtſinnigerweiſe als ſelbſtverſtändlich annahm, ohne auch nur daran zu denken, daß ſie erſt noch zu beweiſen ſeien.

Die Verſuche der chriſtlichen Religionen, die Menſchen zu beſſern, ſind ſo ausgefallen, wie ſie eben auf mythologiſcher ſtatt auf pſychologiſcher Grundlage ausfallen mußten. Wer ſich den Menſchen als ein totes Stück Fleiſch, bewohnt von einem über das Kauſalgeſetz erhabenen Geſpenſt, vorſtellte, konnte natürlich nicht den richtigen Weg finden, die Lebensäußerungen eines Organismus zu lenken, die jenem Geſetze unterworfen ſind. Und wer Forderungen ſtellt, die kein geſunder Menſch erfüllen kann, der untergräbt damit auch die Achtung vor denjenigen Forderungen, deren Erfüllung möglich, ja dem Menſchen heilſam wäre.

Das chriſtliche Dogma vom freien Willen und der damit verbundenen perſönlichen „Schuld“, der wieder daraus folgenden Sühne, Reue und Buße, ja aller ſeeliſchen Selbſtpeinigung, die oft in Wahnſinn oder Selbſtmord endet, die Durchkreuzung des urſächlichen Zuſammenhanges durch die phantaſtiſche Annahme, daß ein infolge des Gebetes oder der Zerknirſchung eintretender Eingriff eines ebenfalls hypoſtaſierten Gottes die natürlichen Folgen ſchlechter Handlungen im Menſchen ſelbſt vernichte und ihn in einen Zuſtand verſetze, als ob ſie niemals geſchehen wären; — das alles hat einen wirklichen ſittlichen Fortſchritt innerhalb des Chriſtentums unmöglich gemacht. Daneben haben der fixierte Sittenkodex, der mit dem Anſpruch auftrat, die höchſte auch in ferner Zukunft erreichbare Sittlichkeit zu vertreten, ebenſo wie das fixierte Recht, das ſich immer weit langſamer umbildet, als das Rechtsbewußtſein des Volkes fortſchreitet, mindeſtens eine Verlangſamung des ſittlichen Fortſchrittes zur Folge gehabt.

Das Dogma vom freien Willen in dem Sinne, daß man etwas Beliebiges wollen könne, gehört in die geiſtige Rumpelkammer. Der Wille iſt niemals „frei“, ſondern ſtets durch eine Kette urſächlicher Vorſtellungen bedingt. Unter der Freiheit eines Volkes verſtehen wir auch den Zuſtand, indem es ſeine Geſchicke ſelbſt beſtimmt. „Die Freiheit“, ſagt Carneri „iſt weit mehr eine Arbeit denn ein Genuß, und ein Volk, das dieſe Arbeit ſcheut, iſt ein politiſch verlorenes, wie jedes arbeitsſcheue Individuum ſittlich verloren iſt.“

Es iſt für jeden Menſchen wünſchenswert, daß er im allgemeinen keinen Zwang erleide, ſondern freien Willen habe, d. h. daß er thuen könne, was er will. Aber niemals wird man den Menſchen dazu bringen können, etwas Beliebiges zu wollen, wie ſich heute noch die Determiniſten den freien Willen vorſtellen. „Kein Menſch erwartet von jemand, der keinen Schönheitsſinn beſitzt, ſchöne Gemälde oder Bildſäulen, oder von Leuten, die kein muſikaliſches Gehör haben, Oratorien und Opern. Frei iſt mein Wille, wenn meine Handlungen lediglich durch meine Regungen und Vorſtellungen bedingt ſind. Eine andere Willensfreiheit giebt es nicht. Die Perſon iſt immer identiſch mit derjenigen Regung, welche ſchließlich ſiegt und ſo das Handeln beſtimmt, niemals neben ihr und anderen Regungen als zwiſchen ihnen wählend vorhanden.“ „Einen Spielraum im engeren Sinn,“ ſagt Carneri, „der den Menſchen, wenn auch in noch ſo beſchränkter Weiſe über das Kauſalgeſetz ſtellen würde, kann es nicht geben, allein durch das alle ſeine Handlungen begleitende Selbſtbewußtſein, durch das Wiſſentliche ſeines Thuns, nimmt der Menſch als Urſache auftretend, eine hervorragende Stellung ein, die ihn weſentlich unterſcheidet von allen unbewußten Urſachen.“ Prieſtley iſt der erſte, der das Kauſalgeſetz rückhaltlos auf die Handlungen des Menſchen angewandt hat. In der Kritik der praktiſchen Vernunft ſtellt ihm Kant das ſchöne Zeugnis ehrlichen Denkens aus. Carneri ſagt von ihm: „Die unabwendbare Nötigung, aus der alles menſchliche Thun hervorgeht, hat er aufgedeckt in ihrer ganzen Härte; die Freiheit iſt ihm eine unbekannte Frucht geblieben.“

„Es kann kein Zweifel daran ſein, daß alle unſere Handlungen mit Notwendigkeit aus uns folgen. Aber die Vorgänge in uns, die bei der Entſtehung einer Handlung aus unſeren Trieben in Betracht kommen, ſpielen zum größten Teile unter der Schwelle des Bewußtſeins.“

„In der unſeligen Unwiſſenheit vom Weſen ihrer eigenen Natur reden die Menſchen von einer Freiheit, die ſie nicht beſitzen, leiden unter einer Schuld, die ſie nicht verwirken, hoffen auf eine Vergeltung, die ihnen nicht zu teil wird, glauben an eine Welt der Willkür, in der ihre Irrungen Unterkunft finden, und eine des Wunders, das für ſie unberechenbar iſt.“ Schärfer als durch dieſe Worte Carneris läßt ſich die pſychologiſche Unwiſſenheit vieler Menſchen von heute in dieſer Hinſicht nicht kennzeichnen. — —

Es iſt durchaus nicht nötig, daß Ovids:

video meliora proboque,
Deteriora sequor

Selbſttäuſchung ſei. Man kann ſich eine neue ſittliche Überzeugung auf logiſchem oder anderem Wege erworben haben — aber immer noch handelt man, wie man handelte, ehe man ſie beſaß. Zwiſchen der Nervenbahn der Überzeugung und der des Handelns klafft dann eine Verwerfungsſpalte. Wenn man die neue Überzeugung längſt gewonnen hat, und kommt nun zum erſten Male in die Lage, ſie anzuwenden, dann ſtrauchelt man nicht ſelten. Ein junger Student hat ſich eifrig geſchlagen. Er wendet ſich dann der Arbeit zu und hat keine Gelegenheit, das Duellieren weiter zu üben. Er lernt den Zweikampf ſo gut wie jeden anderen Totſchlag für verwerflich halten, hat dieſe Überzeugung vielleicht bereits zwei Jahre — da wird er gefordert und er — geht auf die Forderung ein. Eine Überzeugung haben und nach ihr handeln, ſind zwei ganz verſchiedene Dinge.

Nur, weil uns beſtimmte ſittliche Anſchauungen früh durch Lehre eingeprägt werden und darum leichter ins Bewußtſein treten als unſere Triebregungen, für deren Bewußtwerdung niemals etwas gethan wird, nur darum identifizieren wir unſer Bewußtſein, uns ſelbſt, mit jenen uns leicht bewußt werdenden Vorſtellungen. Trotzdem ſind ſie aber in jeder Hinſicht das Sekundäre gegenüber den primären

Trieben. Dieſe waren ſowohl bei der Entwicklung unſerer Gattung als in uns ſelbſt früher da als jene, die im Weſentlichen beſtimmt ſind, die ſchrankenloſe Bethätigung der Triebe in gewiſſen Fällen einzuſchränken.

„Der Glaube an einen freien Willen,“ ſagt Moriſon, „wiegt das Gemüt nur in falſche Sicherheit ein und führt es, während es ſich unabhängig und überlegen glaubt, in Knechtſchaft, anſtatt es zur ſorgſamſten Wachſamkeit gegen das langſame, hinterliſtige Überhandnehmen böſer Gewohnheiten, gegen die Mißerfolge im Ausführen guter Vorſätze und die häufige Befriedigung laſterhafter Genüſſe zu ermahnen. Das gemeinſame Fungieren beſtimmter Nervenbahnen wird durch ſeine häufige Wiederholung ein ſo feſtes, daß es organiſch wird. Und wenn auch nicht unbedingt unlöslich, ſo iſt dieſer Zuſammenhang doch ſo widerſtandsfähig, daß nur eine entgegenwirkende, heftige Gemütsbewegung oder Kraft imſtande iſt, ihn zu durchbrechen.“

„Der Menſch darf ſich nicht länger als eine Ausnahme von den Naturgeſetzen betrachten, ſondern fange endlich an, das Geſetzmäßige in ſeinen eigenen Handlungen und Gedanken aufzuſuchen, und ſtrebe, ſein Leben den Naturgeſetzen gemäß zu führen. Er wird dahin kommen, das Zuſammenleben mit ſeines Gleichen, d. h. die Familie und den Staat, nicht nach den Satzungen ferner Jahrhunderte, ſondern nach den vernünftigen Prinzipien einer naturgemäßen Erkenntnis einzurichten. Politik, Moral, Rechtsgrundſätze, welche jetzt noch aus allen möglichen Quellen geſpeiſt werden, werden den Naturgeſetzen entſprechend zu geſtalten ſein.“ So Friedrich Ratzel.

Kant weiſt hinſichtlich ſeiner Anſchauungen über den freien Willen einen ſeltſamen Kompromiß auf. Nach ſeinem empiriſchen Charakter würde das Subjekt „als Erſcheinung allen Geſetzen der Beſtimmung nach, der Kauſalverbindung unterworfen ſein, und es wäre inſofern nichts als ein Teil der Sinnenwelt, deſſen Wirkungen, ſowie jede andere Erſcheinung, nur aus der Natur unausbleiblich abflöſſen.“ Den intelligiblen Charakter, den Kant dem Subjekt weiter gab, erkennt die moderne Pſychologie nicht mehr an, und damit ſind auch alle Folgerungen, die in der Kritik der praktiſchen Vernunft aus demſelben gezogen werden, abzulehnen.

Wie Kant von dem intelligiblen Charakter des Menſchen geſprochen hat, ſo haben auch andere nach ihm eine Erhebung des

Menſchen „zur Freiheit“ gefordert. Sie meinen damit, daß das ungebändigte tieriſche Verlangen bei ſeinen Handlungen zurücktreten und dafür ſeine ethiſchen Vorſtellungen einen größeren Einfluß auf ſein Handeln gewinnen mögen. Es handelt ſich alſo gar nicht um eine imaginäre Sorte Freiheit. Der Ausdruck „Erhebung zur Freiheit“ iſt ein Unſinn; das wovon die Rede iſt, iſt einzig die Stärkung eines Motivs in uns, damit es ſpäter im Kampfe mit anderen in uns dieſe überwinde. Iſt doch eine Vorſtellung wie die des Satzes: „Du ſollſt nicht töten“ mit ſeinem Begleitgefühl gerade ſo an die Funktion einer gewiſſen Nervenbahn in unſerem Hirn gebunden, wie das Gelüſten nach Mord, und iſt eben darum, daß ihr gerade ſo gut wie dieſer ein phyſiologiſcher Prozeß zur Grundlage dient, von dem ſie nur eine Begleiterſcheinung iſt, die ins Bewußtſein tritt, gerade ſo gut ein Faktor bei der Beſtimmung des Handelns wie jene Luſt. Es fragt ſich nur, welcher Faktor der ſtärkere ſei. In dieſer Erkenntnis liegt erſt der wahre Wert der ſittlichen Erziehung.

„Eine menſchliche Handlung“, ſagt Carneri, „kann von einem Individuum gar nicht, von einem anderen nur dann begangen werden, wenn beſondere Umſtände eine beſondere Begierde, zu der er hinneigt, in ihm zum Ausdruck bringen, ſo daß er ſie auch unterlaſſen kann, wenn im entſcheidenden Moment Dinge ſich ereignen, die z. B. ein überwältigendes Mitleid in ihm erwecken; während ein dritter durch die Macht der Begierde unter allen Umſtänden dazu getrieben wird. Betreffs der Notwendigkeit des Geſchehens iſt hier nicht der leiſeſte Unterſchied.“ „Wenn dasſelbe Individuum etwas thut, ohne eine Ahnung zu haben von den unausbleiblichen Folgen, und ſpäter, dieſer Folgen gedenkend, es nicht mehr thut, ſo ſpricht dies für nichts weniger, denn für die Willkür ſeines Thuns, da die Erinnerung an jene Folgen einfach das ſtärkere Motiv geweſen iſt und als ſolches in dieſem Falle mit derſelben zwingenden Notwendigkeit auf ihn gewirkt hat, mit welcher im anderen Falle eine andere Urſache die beſtimmende geweſen iſt.“ Die Täuſchung kommt nur dadurch zuſtande, daß ſich die Perſon am Schluſſe ſtets mit dem ſtärkeren und darum ſiegenden Motiv identifiziert.

Unſerer geſamten Dramatik und ebenſo unſerer geſamten „höheren“ Ethik, d. h. der Ethik der gebildeten Klaſſen, ſoweit dieſe denken, gilt noch immer das Siegen der Neigung in jenem Konflikt zwiſchen ſittlicher Anſchauung und eigenem Wünſchen als perſönliche

Schuld. Die Wiſſenſchaft fragt mit Recht: giebt es denn eine ſolche? und antwortet darauf mit Nein. Wenn unſer Wille unfrei iſt, d. h. unſere Handlungen mit Notwendigkeit aus unſeren Vorſtellungen und Eigenſchaften folgen, die wir uns nicht ſelbſt gegeben haben, ſo kann es auch keine ſolche perſönliche Schuld geben. Unſer Entwicklungsherd, unſere Umgebung iſt dafür verantwortlich zu machen.

„. . . . Nicht wehe den Gerichteten! Ich ſage:
Wehe den Richtern! Weh allen, die das Schwert
Ausſtrecken und des Rechtes ſchwere Wage
In ſchwachen Menſchenhänden führen; es zehrt
An *aller* Mark der Sünde flammend Feuer.
Ein *jeder* iſt verſchuldet *jeder* That,
Und trägt auf ſeiner Seele ungeheuer
Was jeder je an Schuld und Frevel that.
Ihr ſtoßt den einen tief hinab in Nacht,
Den andren hebt Ihr empor zum Licht;
Lehrt Ihr die Blinden, was ſie ſehend macht?
Und trocknet Ihr der Weinenden Geſicht?“

Die Vergangenheit ſah in dem Schuldbewußtſein, in der Sündhaftigkeit, in der ſittlichen Zerknirſchung, tranſzendente Zuſtände. Schon Friedrich Nietzſche meint dagegen mit Recht, daß ſie nur Interpretationen eines Unbehagens ſeien, das meiſt auf eine phyſiologiſche Hemmung zurückgehe, nur Auslegungen, Deutungen. Wir fühlen uns unbehaglich, unſer Verſtand ſieht, daß unſere Handlungen bei weitem nicht in Einklang ſtehen mit unſerem ſittlichen Bewußtſein — und flugs bezieht er beides auf einander, und er erklärt das Unbehagen für die Folge aus jenem Abſtand zwiſchen Ideal und Handeln. Aber dieſe Anſchauung hatte noch einen tieferen Grund.

Das Chriſtentum ſah in dem Verſtoß gegen die Sittlichkeit ein Vergehen gegen ein tranſzendentes Geſetz, ein Geſetz, das auch außerhalb unſeres Geiſtes Giltigkeit hatte und als „moraliſche Weltordnung“ bisweilen mit dem hypothetiſchen Begriffe eines Gottes identifiziert wurde. Eine Verletzung dieſer tranſzendenten Gebote verlangte eine Ausgleichung, eine Sühne, und dieſe meinte man in dem Leiden des Schuldigen zu finden. Aus dieſer Anſchauung entſprang der Begriff von Schuld und Sühne, wie ihn das griechiſche Drama zuerſt ausgebildet und das Chriſtentum aus dem Griechentum entnommen und mit der ſogenannten Unſterblichkeit der Seele noch weiter verknüpft hat, obgleich auch dieſer Zug in den Sagen von Tantalus, Ixion und den Danaiden im Griechentum vorgebildet liegt.

Im Humanismus der Reformationszeit und durch das Studium der Griechen in den folgenden Jahrhunderten aufgefriſcht, iſt dieſer abenteuerliche Begriff einer tranſzendenten Schuld und einer dadurch bedingten Sühne in das Drama der Leſſing-Goethe-Schillerzeit übergegangen, und eben dieſes bildet neben Shakeſpeare heute das wirkſamſte Mittel, ihn auch in der Gegenwart, die ihn geiſtig überwunden hat, feſtzuhalten. Für denjenigen Menſchen, der in ſeinen ſittlichen Idealen erworbene Vorſtellungen über Gut und Schlecht ſieht, die ihm im Weſentlichen mit ſeiner Zeit gemeinſam ſind, und durch deren Höhe er ſich von früheren, roheren Zeiten deutlich unterſcheidet, giebt es nur noch eine einzige Stellung zu einem begangenen Unrecht. Er wird es wieder gut zu machen und dann in ernſter Arbeit möglichſt raſch aus ſeinem Bewußtſein zu verdrängen ſuchen, damit es nicht ſeine Kraft lähme und ihn durch Zerknirſchung untauglich mache für künftige Thaten. Ich habe jemandem vielleicht in irgend welcher freudigen Erregung oder trüben Stimmung mein Wort gegeben, ihm bei einem Unternehmen beizuſtehen. Nach mehrmaliger reiflicher Überlegung komme ich aber zu dem Ergebnis, daß ſich dieſe Unterſtützung nicht mit meiner ſittlichen Überzeugung verträgt. Hier fordert die heutige Gedankenloſigkeit von mir, daß ich dem erſten ein zweites Unrecht beifüge und jene Unterſtützung dennoch auf mich nehme, obgleich ſie für mich ein Unrecht iſt. Ich habe ja gefehlt und muß dafür leiden; dieſes Leiden muß eben darin beſtehen, daß ich gezwungen bin, wiſſentlich ein zweites Unrecht zu thun. Und das nennt man „Sühne.“ Iſt es nicht doch mehr, den Mut zu haben, offen und ehrlich einzugeſtehen, daß man gefehlt habe, und ſein Wort ebenſo zurückzunehmen wie man es gegeben hat? Faſt unſere geſamte Novelliſtik lebt von dieſer Moral.

Schiller hat am Ende ſeines altertümlichſten Stückes geſagt:

„Das Leben iſt der Güter größtes nicht,
Der Übel größtes aber iſt die Schuld,“

und noch heute ſprechen die Spiritualiſten ihm dies Wort nach. Eine „Schuld“ bricht den Menſchen fürs ganze Leben — nach der alten Anſchauung der Selbſtpeinigung und Askeſe nämlich. Aber dieſe Anſchauung ſollte hinter uns liegen. Gerade die Mannhaftigkeit des Gefühls und Gemüts, die ſchon Lange in ſeiner Geſchichte des Materialismus ſo hoch wertet, iſt die feſteſte Stütze jeder wahren Sittlichkeit, weil ſie die feſteſte Stütze der ehrlichen Überzeugung und von deren Vertretung iſt. Das alte Wort von der Schuld als dem größten aller Übel hat für den Sozialariſtokraten jede Wahrheit eingebüßt. Er hält es für feig und weichlich, ſich in den Gedanken an eine Schuld einzubohren und ſich durch ihn die Thatkraft zu untergraben, die er zu Beſſerem nur allzu nötig braucht. Er ſagt mit Robert Prutz daſeinsfroh und daſeinsſtolz:

„Das Leben iſt des Lebens höchſtes Gut,
Zu wandeln ſchon, zu atmen iſt ein Glück,
Es giebt kein andres Unglück als den Tod,
Weil er allein unwiderruflich iſt.“

Die Dichter des Jungen Deutſchland werden heute viel zu wenig geleſen. In ihnen ſteckt trotz all ihrer ultrademokratiſchen Geſinnung und mancher romantiſchen Übertreibung mehr Geſundes als in der geſamten deutſchen Romanproduktion nach ihnen. Es kann doch unmöglich ein Zufall ſein, daß der bleiche Schrecken proteſtantiſcher Paſtoren von einer Emanzipation des Fleiſches geſprochen hat. Schade nur, daß dies Fleiſch ſo viel Geiſt enthält.

Das Märchen von der erblichen Sündhaftigkeit des Menſchen, das dadurch künſtlich großgezüchtete genährte und erhaltene Schuldbewußtſein, iſt das geweſen, was den Menſchen zweitauſend Jahre lang in jedes geiſtige Joch gebogen hat. In ſeinem Romane „Gelimer“ hat Felix Dahn, einer der wenigen Vorkämpfer einer geſundmachenden, ſtählenden Ethik in Deutſchland, dieſen Gedanken ebenſo übertrieben, wie grauenhaft deutlich veranſchaulicht. Es iſt nicht wahr, daß jeder Menſch von Geburt an mit erblicher Schlechtigkeit behaftet ſei, und wer in der Richtung der ethiſchen Ideale ſeiner Zeit ſeine Handlungen lenkend, arbeitet und ſchafft und ſein Beſtes thut, hat keinen Grund, ſich mit Vorwürfen zu quälen, daß er nicht auch noch dieſes und jenes gethan. Solche Selbſtpeinigung iſt ein Verbrechen gegen ſich ſelbſt, gegen die eigene Leiſtungsfähigkeit und Arbeitsſpannkraft, gegen die ungebrochene Lebensfreude und den Glauben an ſich ſelbſt. Wem dieſer Glaube fehlt, der hat auch nicht das Zeug zum tüchtigen Menſchen in ſich, der gehört zu denen, auf deren Mitwirkung zur Fortpflanzung die Raſſe am beſten verzichtet.

Eine ſo grobe Entſtellung der Wahrheit es iſt, von einer allgemeinen Schlechtigkeit der Menſchen zu reden, mittelalterlich ausgedrückt, von einer „Erbſünde", ſo wenig iſt menſchliche Schlechtigkeit doch ganz ein Märchen. Es giebt menſchliche Einzelweſen, deren geiſtige Fähigkeiten von Geburt an oder infolge eines ſpäteren Ereigniſſes ſo tief unter dem Durchſchnitt allgemeiner Begabung ſtehen, oft nur in einem einzigen Punkte, daß ſie unmöglich als vollberechtigte Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft angeſehen werden können. Wahnſinnige, Idioten und Verbrecher ſind die für ſie üblichen Bezeichnungen. Sie ſcheidet die ziviliſierte Geſellſchaft aus und macht ihnen die Fortpflanzung unmöglich. Aber es iſt ein Verbrechen, alle Menſchen ihnen gleichzuſtellen. Man macht dieſe nicht beſſer, nein nur ſchlechter dadurch. Die Selbſtachtung iſt auch ein Faktor neben anderen zum ſittlichen Handeln, und wenn etwas den Menſchen feige macht, ſo iſt es das Bewußtſein, irgend ein Gebot übertreten zu haben, das er ſelbſt als recht und gerecht anerkennt. Wo dieſe Anerkennung fehlt, fehlt auch die lähmende Folge für das Bewußtſein. Durch Verzichtung auf dieſes Motiv zum ſittlichen Handeln hat die chriſtliche Ethik ſchwer gefehlt.

In der ſogenannten Reue und Buße verweilt der Menſch mit ſeinen Gedanken längere Zeit hindurch bei der begangenen Unthat. Dadurch wird dieſelbe dem Bewußtſein nur um ſo feſter eingeprägt, und die Funktion der Nervenbahn, welche ihr Träger iſt, wird leichter, bequemer, raſcher. Nun ſucht der Reuige ſich zwar vielleicht dieſe That zu einer möglichſt verabſcheuungswürdigen Vorſtellung herabzudrücken, verſucht, ſie als abſcheulich, entſetzlich zu empfinden. Aber die Erfahrung hat lange gezeigt, daß der Verſuch einer ſolchen gewaltſamen Veränderung der Gefühle, die ſich mit einer Handlung verbinden, die noch eben als das Reſultat der Motive eines Individuums möglich war, ſo gut wie kein direktes Ergebnis hat. Weit mehr wird Abſcheu vor ihr geweckt durch Stärkung derjenigen Motive, welche bei dem letzten entſcheidenden Motivkampfe unterlagen, d. h. alſo durch die Beſchäftigung des Bewußtſeins mit genau den gegenteiligen Vorſtellungen, mit friſcher, froher, anſtrengender Arbeit, niemals aber durch Brüten und Grübeln. Vom Standpunkt der pſychologiſchen Wiſſenſchaft aus iſt die chriſtliche Lehre von Reue und Buße als den Charakter verderbend, den Menſchen entſittlichend und die ſchlechten Vorſtellungen auf Koſten der guten ſtärkend abſolut zu verwerfen, und es wäre zu wünſchen, daß wiſſenſchaftlich gebildete Männer dieſer Vergiftung des Volkes durch die Religionsgemeinſchaften allenthalben energiſch entgegenträten.

Das Kind, das wegen eines Vergehens zum Nichtsthun verdammt, auch nur eine halbe Stunde eingeſperrt wird, leidet dadurch ſittlich mindeſtens denſelben Schaden noch einmal, den es durch die Begehung der Handlung ſchon einmal erlitten hat. Die Vorſtellung der Handlung prägt ſich ſeinem Bewußtſein feſter und feſter ein und ſetzt ſich, wo ſich die Gelegenheit bietet, um ſo leichter zum zweiten Male in Handlung um. Führt das Kind zu einer leichten, frohen Arbeit, zu der es Luſt hat und die möglichſt intereſſant iſt, und dieſe wird jene Vorſtellungen ſicherer unterdrücken, als alle Strafe, die nur das Gedenken an das Vergehen weckt und doch kein wirkſames Gegenmotiv ſchafft.

Bartholomäus von Carneri hat ſich über dieſen Punkt an mehreren Stellen in „Sittlichkeit und Darwinismus“ ausgeſprochen. „Die Reue iſt nicht zu verwechſeln mit der Erkenntnis der Pflicht, durch Aufwand aller Kraft den verurſachten Schaden wieder gut zu machen. Die Reue als Leidenſchaft verſenkt ſich ausſchließlich in eine einzelne That und in den widerſinnigen Wunſch, daß etwas Geſchehenes ungeſchehen ſei. Sie reibt damit die letzte Kraft auf, mit welcher wir uns noch einer fruchtbaren Thätigkeit hingeben könnten. In dieſem Sinn und von Prieſtley wohlverſtanden, ſagt Spinoza (Ethik IV, Satz 34): „Reue iſt nicht Tugend . . . oder entſpringt nicht aus Vernunft, ſondern wer eine That bereut, iſt doppelt elend und unvermögend . . . . denn er läßt ſich zuerſt durch verkehrte Begierde, dann durch Unluſt beſiegen.“ Dasſelbe iſts mit Schmerz und Mitleid: „Wie die Leidenſchaft nur durch einen andern Affekt bekämpft werden kann, der ſtärker iſt als ſie, nicht aber durch Vernunftgründe; ſo läßt ſich ein reeller Schlag des Schickſals nicht hinwegräſonnieren, und hat der That eine That entgegengeſtellt zu werden . . . . . Die ſogenannten Zerſtreuungen ſind ebenſoviele Kraftzerſplitterungen: nicht den Schmerz, die Kraft ſänftigen ſie; darum ſind ſie nur gut für den, der gearbeitet hat, der keiner Kraftanſammlung, deſſen Kraft vielmehr der Ruhe bedarf.“ „Der dem Schmerz die Stirn zu bieten hat, der wird ſich auf die ſogenannten Zerſtreuungen hinauf, immer in ſich ſelbſt geſchwächter, und ſeinen Gegner geſtärkter vor ſich ſehen; die Arbeit allein ſammelt und übt ſeine Kraft und konzentriert ſein ganzes

Denken und Fühlen auf jenen Punkt, von dem aus er das Unglück mit einer Seelenruhe ins Auge faßt, daß es ſelber bekennen muß: dem kann ich nichts anhaben."

„Sobald das Mitleid über die ſpontane Nötigung, raſch Hilfe zu leiſten, hinausgeht, und zum alleinigen Beweggrund der Hilfe wird, welcher Beweggrund ein vernünftiger zu ſein hat, ſo iſt die Quelle der Hilfe eine trübe, nämlich bloße Schwäche, auf die kein Verlaß iſt, weil, je gedankenloſer ſie vorgeht, deſto leichter der erſte beſte Gedanke ihr eine andere Richtung giebt. Das bloße Mitleid führt, als blindes Verſenktſein in einzelnes, zu unvernünftigen Wohlthaten, und es iſt des Vernünftigen unwürdig, erſt durch das Mitleid zur Hilfeleiſtung bewogen zu werden. Endlich wird das zu weit getriebene Mitleid zum Mitleiden und damit zu etwas, wodurch wir uns zwecklos Schaden zufügen, wie die Traurigkeit, die zum Trübſinn wird; das Allgemeine wird hinter das Einzelding zurückgedrängt, und damit die Thatkraft in ihrer edleren Äußerung gelähmt."

„Spinoza bezeichnete alle Selbſtmörder ohne Unterſchied als geiſtesohnmächtig, weil ſie den Selbſterhaltungstrieb, das Weſentliche an jedem Weſen, verloren haben und infolgedeſſen gänzlich von äußeren, ihrer Natur widerſtrebenden Urſachen beſiegt werden." Wir haben keine Urſache, um diejenigen zu trauern, die ſo ſterben oder wie jener Engländer, von dem uns Goethe berichtet, daß er ſich aufhing, um ſich nicht mehr täglich aus- und anziehen zu müſſen. In dieſen Fällen iſt der Selbſtmord auch eine That der natürlichen Ausleſe. Von denjenigen, die ſich ſo töten, iſt kein Heil für die Gattung zu erwarten. Die griechiſche Tragik und noch das Drama des vorigen Jahrhunderts ſtanden dem Selbſtmord durchaus ſympathiſch gegenüber. Im „modernen" Drama gilt er noch heute für eine Art Großthat. „Der Selbſtmord", ſagt Goethe einmal, der Dichter der Leiden des jungen Werther, „iſt ein Ereignis, welches .... doch einen jeden Menſchen zur Teilnahme fordert ...... Montesquieu erteilt ſeinen Helden und großen Männern das Recht, ſich nach Befinden den Tod zu geben, indem er ſagt, es müſſe doch einem jeden freiſtehen, den fünften Akt ſeiner Tragödie da abzuſchließen, wo es ihm beliebe." Aber derſelbe Goethe ſagt an derſelben Stelle ſeiner Jugendgeſchichte: „Es iſt etwas ſo Unnatürliches, daß der Menſch ſich von ſich ſelbſt losreiße, ſich nicht allein beſchädige, ſondern vernichte, daß er meiſtenteils zu mechaniſchen Mitteln greift, um ſeinen Vorſatz ins Werk zu führen.“ Aber neben denen, die den Selbſtmord aus Krankhaftigkeit begehen, giebt es noch eine andere Gruppe, welche die moraliſche Verzweiflung dazu treibt, und dieſe hat jener chriſtliche Wahn von einer tranſzendenten Schuld und Sühne, von Reue und Zerknirſchung auf dem Gewiſſen. Sie iſt es, welche die Verzweiflung ſo tief und groß ſchafft, daß der Menſch ſich am Ende von ſich ſelbſt losreißt und die Hand gegen ſich erhebt. Unter den Selbſtmördern von heute ſtirbt ein großer Teil aus dieſem Grunde, und was das ſchlimmſte iſt, gerade die Gewiſſenhafteſten fallen ſo, wenn ſie ein großes Unrecht begangen, die Gewiſſenloſen ſetzen ſich darüber hinweg.

Es iſt ein eigentümliches Mißgeſchick für die chriſtlichen Religionen, daß faſt all die Handlungen, die ſie als beſondere Tugenden rühmen, vor dem Forum der Naturwiſſenſchaften ſich als direkt ſchädlich für den einzelnen wie für die Gattung erweiſen. Geſchlechtliche Enthaltſamkeit war eine große Tugend — aber ſie untergräbt die Geſundheit; Demut ebenſo — aber ſie lähmt die Arbeitsfreude und Schaffenskraft; Schuldbewußtſein, Reue, Buße, Schmerz, Mitleid, — ſie alle wirken in dem gleichen Sinne; blinder Gehorſam ſchafft Stumpfſinn und Glaube Leichtgläubigkeit. Es iſt die höchſte Zeit, daß das Anſehen dieſer Art Ethik gebrochen werde, wenn die Kulturvölker nicht darüber zu Grunde gehen ſollen.

Die groben Taktloſigkeiten und unpädagogiſchen Unflätereien, die, wie ſchon bemerkt, heute die ſittliche Belehrung in der Volksſchule bei uns durchziehen, treffen weniger die chriſtlichen Religionen als ihre Lehrer. Ganz unglaubliches wird dort geleiſtet im Hinweiſen der Kinder auf Schlechtigkeiten, und ein Teil fällt allerdings den Kirchen ſelbſt zur Laſt. Es iſt ein Verbrechen, eine Kinderphantaſie mit Bildern zu füllen, für die ſie noch nicht reif iſt; nur rohe Borniertheit kann dem ſiebenjährigen Kinde lehren: du ſollſt nicht ſtehlen, töten, verleumden und ehebrechen! Sieht das Kind, daß jeder Menſch ſeiner Umgebung einen beſtimmten Kreis von Gegenſtänden beſitzt, ſo wird es das als ganz ſelbſtverſtändlich betrachten und überhaupt nicht auf den Gedanken kommen, jemandem etwas wegzunehmen. Es iſt unbegreiflich, daß noch kein Staatsanwalt den Gebrauch des lutheriſchen Katechismus in der Volksſchule unter Strafantrag geſtellt hat, und daß nicht diejenigen römiſch-katholiſchen Prieſter, welche den Kindern gedruckte Beichtformulare in die Hand geben, in denen ſie auf alle möglichen Schlechtigkeiten aufmerkſam machen, die jene möglicherweiſe begangen haben könnten, als Jugendverderber ins Zuchthaus wandern. Oder bringt vielleicht die Frage: „Haſt Du zugeſehen, wie kleine Mädchen ſich gebadet haben?“ den unreifen Knaben nicht erſt darauf, daß es dabei etwas Intereſſantes zu ſehen geben müſſe? Die geſchlechtliche Verrottetheit der katholiſchen Geiſtlichen des Mittelalters erklärt ſich vornehmlich daraus, daß ſie alle Laſter kennen lernten, „damit ſie ihre Beichtkinder wegen Begehung derſelben ordentlich ins Gebet nehmen könnten.“

Aber auch abgeſehen von dem allen iſt ein ſittlicher Fortſchritt auf dem Boden der chriſtlichen Religionen noch aus anderen Gründen unmöglich geweſen.

So lange ſich der einzelne als ein von einem Gotte gebildetes und nur mit deſſen Willen veränderliches Individuum auffaßt, ſo lange iſt eine tiefe Sittlichkeit unmöglich. Dies Dogma allein neutraliſiert ſie. Ich begehe einen Mord, und bereue ihn dann, bete um Verzeihung — und die Sünde iſt mir „vergeben“, iſt ausgetilgt aus meinem Schuldbuch. Ich bin ein Schandkerl mein Leben lang und laſſe mir in der Todesſtunde noch die Überzeugung einreden, daß der edle Rabbi Jehoſchuah, der wegen kommuniſtiſcher Umtriebe der römiſchen Gerichtsbarkeit zum Opfer fiel, der wirkliche Sohn des jüdiſchen Gottes geweſen ſei, und daß er auch mit zu dem Zwecke geſtorben ſei, damit ich für meine Schandthaten ſtraflos ausgehe — und mir iſt „vergeben.“ Was ich an meinen Mitmenſchen verbrochen, iſt „geſühnt“. Auf Grund ſolch einer phantaſtiſchen Spintiſiererei iſt jede ernſte Ethik unmöglich. Erſt das Bewußtſein, daß ich ſelbſt ein Geſchöpf von Verhältniſſen bin, daß kein Gedanke, den ich denke, keine That die ich thue, ohne Einfluß, ohne einen wenn noch ſo minimalen Einfluß auf die Veränderung meiner ethiſchen Perſönlichkeit bleibt, erſt dieſes Bewußtſein kann zu einer tieferen Ethik führen. Ich denke eine verwerfliche Handlung einmal und widerſtehe dem Gedanken nicht. Das zweite Mal, wenn er in mir aufſteigt, iſt ihm die Bahn ſchon geebnet, er tritt leichter, mit geringerem Widerſtande, ins Bewußtſein. Er ſetzt ſich feſt, durchmißt oft die Bahn, dieſe bildet ſich aus und ich vererbe ſie vielleicht ſogar auf meinen Sohn. Denn, wenn es auch jene tranſzendente Schuld nicht giebt, wenn der Menſch auch keinen Grund hat, ſich für eine mit ſeinen ſittlichen Idealen nicht übereinſtimmende Handlung ſeeliſch zu zerfleiſchen, ſo giebt es doch etwas Anderes, was notwendigerweiſe jeder Übelthat folgt, nämlich eine pſychologiſche Folge in uns ſelbſt, eine Neigung, dieſe That zum zweiten Male zu begehen. Dieſe läßt ſich allerdings nicht abſolut ausrotten, weil eine geſchehene Handlung und ihre Folgen für unſer Nervenſyſtem eben nicht ungeſchehen zu machen ſind, aber ſie läßt ſich durch Arbeit an ſich ſelbſt in entgegengeſetzter Richtung, unendlich verkleinern. Hätte man auch jene eine ſchlechte Handlung nicht begangen, ſo wäre man dem eigenen ſittlichen Ideal noch näher gekommen; hätte man gar dafür eine entgegengeſetzte gethan, ſo würde man jetzt in dem erkannten Guten noch einen Grad feſter ſein. Aber iſt das ein Grund zur Verzweiflung, ein Grund, darum ſich fürs Leben gebrochen zu fühlen, oder auch nur ein Grund, irgend welche „Buße“ auf ſich zu nehmen?

„Wie das Pferd, das einmal gefallen iſt, um ſeine Sicherheit kommt und viel leichter wieder fällt,“ ſagt Carneri, „ſo verlieren wir durch manche That das erhebende Bewußtſein, ſie niemals begangen zu haben, und werden dadurch nur um ſo geneigter, ſie wieder zu begehen, weil jenes Motiv, das bis dahin mitgewirkt hatte, uns davon abzuhalten, außer Kraft geſetzt iſt.“ Beim Aufſteigen verwerflicher Vorſtellungen, muß die wahre ethiſche Kultur einſetzen, und das Bewußtſein muß ſo geſchult werden, daß aſſoziativ mit einer ſolchen immer gleich ihre ſittliche Gefährlichkeit bewußt wird. Andrerſeits darf die Forderung, Neigungen zu unterdrücken, nicht auf ununterdrückbare oder nicht ohne Schaden unterdrückbare Neigungen Anwendung finden, namentlich alſo nicht auf den Wunſch nach Befriedigung des Geſchlechtstriebes nach erlangter Reife. Das ſittliche Bewußtſein wird durch nichts nachhaltiger geſchädigt, als durch oftmaliges Unterliegen in ſolch einem Kampfe. Darum iſt das erſte Gebot, daß die Forderungen einer echten Sittlichkeit den Forderungen der Natur niemals zuwiderlaufen. Sonſt ſchädigt ſie ſich ſelbſt. Wer hier gelernt hat, zu unterliegen, unterliegt auch ſonſt. Darum vergiftet die heutige Geſchlechtsmoral die geſamte männliche Jugend und wenigſtens die proſtituierte weibliche.

Das Gefühl der Verantwortlichkeit iſt gewiß nichts weniger als ein Beweis für die Fähigkeit des Menſchen, ganz beliebig zu handeln, aber wohl iſt es ein Motiv neben anderen, und ein wichtiges, bisher wie die Selbſtachtung trauriger Weiſe als ſolches ganz vernachläſſigtes. Sobald ich mir darüber klar werde, daß es von meinen Handlungen — ob ich meine Zeugungskraft vergeude und mir ein ſieches Weib nehme, — abhängt, ob mein Sohn wahrſcheinlicherweiſe geſund oder ſiech geboren werden wird, ſobald muß mit dem Bewußtſein der Folgen und der Einſicht, daß man dieſe in der Hand hat, auch das Gefühl der Verantwortlichkeit für ſeine Geſundheit ſich bei mir einſtellen. Die chriſtliche Ethik konnte dies Motiv nicht benutzen, weil ihr Vergebungswahn das Kauſalgeſetz direkt kreuzte, ſie außerdem durch die mythologiſche Bedeutung dieſes Verantwortlichkeitsgefühls ganz in Anſpruch genommen war und ſpeziell in dieſem Falle das Kind als geiſtiges Weſen für ein Geſchöpf eines anderen Weſens ſtatt für das Erzeugnis beider Eltern hielt.

Jenes Gefühl der Verantwortlichkeit für den eigenen ſittlichen Zuſtand und den des Kindes iſt für den Wiſſenden vielleicht in gleichem Maße drückend und erhebend. Drückend, inſofern ein einmal erlittener Schaden niemals ganz völlig wieder auszutilgen iſt, und erhebend, indem jede nützliche Arbeit, jedes Bemühen, dem eigenen Körper und dadurch der ganzen Kette der Nachkommen zu gute kommt.

Du kannſt nicht ſchuldlos auf der Faulbank liegen,
Es macht ein Teilchen Menſchenkraft verſiegen.
Du kannſt kaum Dir vergebens, ohne Lohn
Dich nie bemühn: Dein Ringen ſtärkt den Sohn.

Das ſchreibt Dir vor das Maß der Leibesfreuden:
Nicht faſtend noch auch ſchlemmend zu vergeuden.
Die Kraft iſt Dir erlaubt, denn beides ſchwächt
Die Lebensluſt dem kommenden Geſchlecht.

„Unſere körperliche Beſchaffenheit iſt das Erbe von unzähligen Generationen", ſagt Schallmayer, „bei denen die natürliche Zuchtwahl voll oder doch nur wenig beſchränkt gewaltet hatte. Was wir von unſeren Vorfahren überkommen haben, das müſſen wir als eine an unſere Nachkommen abzutragende Schuld anſehen."

Der letzte Gegner des ſittlichen Fortſchritts in der chriſtlichen Vergangenheit iſt das — fixierte Recht geweſen. Mit Unrecht macht man dem geltenden Recht der Gegenwart den Vorwurf, daß es hinter der eigenen Zeit zurückgeblieben ſei. Mit Unrecht; denn es liegt in der Natur des Rechtes, daß dies geſchehe, oder hat wenigſtens bis jetzt darin gelegen. Bei einem Volke, deſſen ſelbſtändige Kulturentwicklung nicht durch fremde Kultureinflüſſe in andere Bahnen gedrängt wird, wird das geltende Recht immer ein Niederſchlag gewiſſer fundamentaler Normen ſein, welche in dem ethiſchen Volksbewußtſein ihren Urſprung haben und, nachdem ſie ſich allgemeine Anerkennung erobert, zu auch objektiv gebotenen Geſetzen geworden ſind.

Das ethiſche Volksbewußtſein iſt aber in ſteter Entwicklung begriffen. Es wird von klugen Köpfen oder feiner empfindenden Charakteren unabläſſig fortgebildet. Damit ein einzelner eine neue Anſchauung annehme, iſt kein beſonderer feierlicher Akt nötig oder auch nur möglich; dieſe Fortbildung der Anſchauung geſchieht alſo ſtetig — die Fortbildung des herrſchenden Rechtes dagegen heute ſprungweiſe durch Beſchlüſſe. In einem Augenblick überſpringt das Recht kraft einer einzigen Verordnung die Entwicklung von Jahrhunderten. Aber auch dann wird das herrſchende Recht niemals dem fortgeſchrittenſten ethiſchen Bewußtſein entſprechen, das ſeiner Natur gemäß ja erſt in wenigen Köpfen lebt. Geltendes Recht und lebendiges Rechtsbewußtſein des Volkes liegen in ewiger Fehde — in der Praxis triumphiert das erſte tauſendfach über das zweite, und doch iſt es dieſes und nichts Anderes, was das erſte ununterbrochen fortbildet, was das treibende Moment ſeiner Entwicklung iſt. Dieſes Verhältnis hat man offenbar in der Gegenwart ganz vergeſſen.

Eine Handlung, die am 30. September 1890 auf Grund des Sozialiſtengeſetzes noch mit Strafe bedroht war, kann am 1. Oktober ſtraffrei ſein. Aber darum braucht ſie ſich damit noch nicht die allgemeine Billigung als ſittlich gute That errungen zu haben. Das ſittliche Urteil über ſie wurzelt wie jedes unmittelbare Urteil im Gefühl. Dieſes Gefühl kann durch dauernde Beeinfluſſung in derſelben Richtung ſehr wohl geändert werden und wandelt ſich in den meiſten Fällen ſogar ununterbrochen um. Aber niemals geht ſeine Entwicklung ſprungweiſe.

In dem deutſchen Recht, ſo weit heute von einem einheitlichen ſolchen die Rede ſein kann, iſt jenes einfache Verhältnis in dreifacher Hinſicht verſchoben. Einmal durch das Eindringen des römiſchen Rechtes, ſodann durch Einmiſchung des kanoniſchen Rechtes, und drittens durch Bildung einer eigenen literariſch fixierten Rechtswiſſenſchaft, die in ſich eine eigene Entwicklung beſitzt, welche nichts weniger als mit der Fortbildung des im Volke lebendigen Rechtsbewußtſeins identiſch iſt. Kein Schöffengericht kann dieſen theoretiſchen Zwieſpalt praktiſch ausgleichen. Er iſt feſtzuſtellen durch den Unterſchied, der zwiſchen dem Urteil eines gebildeten Laien und eines Fachjuriſten über einen beſtimmten juriſtiſchen Fall beſteht. Oft iſt natürlich bei dem Nichtjuriſten einfach Mangel an ſtrengem Denken der Grund für ſein Urteil, das von dem des Fachmannes abweicht. Es giebt aber auch genug Fälle — und jeder Juriſt geſteht ſich das einmal ein — wo der Laie moderner denkt, der Juriſt aber gezwungen iſt, den Fall, wenn auch ſchief, in ſein veraltetes Begriffsſyſtem hineinzupreſſen.

Der Zwieſpalt zwiſchen geltendem Recht und lebendigem Rechtsbewußtſein iſt tief beklagenswert. Nicht nur, daß er dem Juriſten die Freude nimmt, das Ergebnis ſeiner Thätigkeit von dem ganzen Kreis, in dem er ſteht, als recht und richtig anerkannt zu ſehen: er untergräbt vor allem das Anſehen des geltenden Rechtes im Volke. Der einzelne fühlt, daß ſeine Rechtsbegriffe nicht mit den geſetzlichen Beſtimmungen identiſch ſind, er fühlt es, und er lernt ſich dem geltenden Recht gegenüber als moderner fühlen; er blickt auf das, was er vielleicht in einem einzigen winzigen Punkte wirklich überwunden hat, als auf etwas im Ganzen Inferiores herab und traut ihm auch da nicht mehr, wo er ſich ihm ruhig ganz hingeben könnte.

„Der Rechtsbegriff“, ſagt Carneri, „iſt unzertrennlich von der Anerkennung ..... Alles öffentliche Recht geht aus einer öffentlichen Anerkennung hervor und ſollte darum auch fallen, ſobald ihm dieſe Anerkennung nicht mehr zu teil wird.“ Rouſſeau unterſchied drei verſchiedene Arten Geſetze. „Eine vierte Art der Geſetze“, fügt Hettner hinzu, „aber iſt wichtiger als alle, es iſt das ungeſchriebene Geſetz der Sitte, des Herkommens, der öffentlichen Meinung. Der Geſetzgeber muß alle übrigen Geſetze auf dieſes Gewohnheitsrecht bauen.“ Auch die ungeſchriebenen Geſetze, von denen Sophokles ſpricht, ſind nichts als das öffentliche Rechtsbewußtſein, die ſittliche Zeitanſchauung. „Die Geſetze würden niemals eine Verbeſſerung erfahren“ bemerkt Mill ganz richtig, „wenn es nicht zu allen Zeiten Leute gäbe, deren moraliſche Geſinnungen beſſer wären als das beſtehende Geſetz.“

Das geltende Geſetz iſt oft genug der Hemmſchuh der ſittlichen Entwicklung. Der Stand der Sittlichkeit würde in vielen Fällen längſt ein höherer geworden ſein, wenn nicht der alte Stand unter dem Einfluß ihn immer wieder beſtätigender Eindrücke länger feſtgehalten würde. Eine Berufung auf das geltende Recht zum Beweiſe der Falſchheit eines ethiſchen Urteils iſt immer eine Thorheit. Man kann damit höchſtens beweiſen, daß dieſes Urteil in der Vergangenheit, als nämlich jenes Geſetz eingeführt wurde, für richtig galt. Es geht hier der Rechtswiſſenſchaft wie der Religion, von der Mill ſagt, daß jede beſtehende Einrichtung, die zu ſchlecht ſei, um irgend eine andere Verteidigung zuzulaſſen, uns ſtets als ein Gebot der Religion hingeſtellt werde. Eugen Dühring hatte ganz recht, als er die herrſchende Juriſterei nur eine Halbwiſſenſchaft nannte. Es iſt die erſte Pflicht der Rechtswiſſenſchaft jeder Zeit, dafür zu ſorgen, daß eine möglichſt große Übereinſtimmung zwiſchen dem geltenden Recht und dem lebendigen Rechtsbewußtſein des Volkes erhalten bleibe. Jede große und tiefgehende Strömung im Rechtsbewußtſein der Zeit, in ihren ſittlichen Anſchauungen, hat ſchon durch ihr Vorhandenſein Anſpruch auf Berückſichtigung in der Rechtspflege. Das heißt nicht die Autorität des Rechtes untergraben, ſondern dient dieſer im Gegenteil zur feſteſten Stütze. Kein ewiges Schwanken nach rechts und links iſt ſeine Folge, ſondern eine ſtete Fortentwicklung in derſelben Richtung. Tiefe Umwälzungen in der ſittlichen Anſchauung eines Volkes bilden ſich nicht in wenigen Jahren aus, ſie haben immer ihre tiefere Begründung in der Geſchichte der wirtſchaftlichen und geiſtigen Verhältniſſe. Nach Iherings Meinung iſt es einer der ſchwerſten Schäden des römiſchen Rechtes für Deutſchland geweſen, daß es der Zweckmäßigkeit das ſubjektive Sittlichkeitsgefühl opferte und ſo dieſes untergrub; und das autonome ſittliche Bewußtſein, das mindeſtens in ſeinem eigenen Bewußtſein autonom iſt, muß gegenüber dem Formelgang des Rechtes wieder zur Geltung kommen, und

„Es erben ſich Geſetz und Rechte
Wie eine ewige Krankheit fort“

muß aufhören, Thatſache zu ſein.

Unſer heutiges Recht hat die Fühlung mit dem Sittlichkeitsbewußtſein des Volkes verloren. Es iſt ein Jahrtauſend und mehr hinter dieſem zurückgeblieben. Zum Teil ſteht es da, wo dieſes überhaupt nie geſtanden hat. Aber der Juriſt lächelt vornehm, wenn der Laie ſich empört über das „ungerechte Urteil“, das er ſeinen ſittlichen Anſchauungen nach doch ein gutes Recht hat, ſo zu nennen. Sein Urteil gründet ſich auf das moderne Rechtsbewußtſein, das bei dem Juriſten gründlich verſchult und verbildet iſt. Dafür hat dieſer ſeine fein ausſpintiſierten Abſtraktionen und ſein Dogmengebäude bekommen, das den religiöſen Dogmen ſämtlicher Bekenntniſſe der Erde an Kartenhausähnlichkeit durchaus nicht nachſteht.

Auf zahlreichen Gebieten tritt dieſe Kluft hervor. Die Weſteuropäer würden ſich längſt zu einer reineren, höheren Form der Ehe über die Zwangsehe emporgeſchwungen haben, wenn das herrſchende Recht, das in ihr immer noch nicht einen freien Vertrag zweier Individuen, ſondern eine ſtaatliche Inſtitution ſieht, ſie nicht daran gehindert hätte. So beſtehen die alten dumpfen Verhältniſſe fort, trotzdem in der Anſchauung der Zeit bereits eine neue Sittlichkeit lebt.

Der ſogenannte Zweikampf fällt im ſittlichen Volksbewußtſein immer mehr unter den Geſichtspunkt der gewöhnlichen Körperverletzung, beziehentlich des einfachen Totſchlags, und verliert ſeine Ausnahmeſtellung, die ihm durch das Geſetz augenblicklich noch gewährleiſtet iſt.

Kein Gebildeter findet es mehr recht, daß die Anſchauungen eines Teiles der Staatsbürger durch Geſetze wie den § 166 des Reichsſtrafgeſetzbuches vor kritiſchen Angriffen geſchützt ſind, während eben dieſer Teil ſich jede Art von Schmähungen gegen alles erlauben kann, was ſeinen Gegnern heilig iſt, gegen die Ergebniſſe der Forſchung wie gegen geſicherte Sätze des Denkens. Und doch beſteht jener Paragraph fort, während vielleicht nicht einmal der Wiſſenſchaft und ihrer Lehre die Freiheit, geſchweige denn ſtaatlicher Schutz geſichert iſt. Es iſt immer das Zeichen des Niedergangs einer Sache, wenn zu ihrer Aufrechthaltung erſt Ausnahmebeſtimmungen notwendig werden. Kein Geſetz kann die Achtung und Ehrerbietung vor Dingen aufrecht erhalten, die aus logiſchen Gründen heute lächerlich, abgeſchmackt, roh und barbariſch erſcheinen. Das was es thun kann, iſt nur, die Äußerungen der freien Kritik zu unterdrücken, und dadurch muß es notwendigerweiſe verbitternd, haßweckend und haßmehrend wirken. Es iſt nichts Ungewöhnliches mehr, daß unſere Gerichte Kunſtwerke wegen „unſittlicher Tendenz" verbieten. Die Geſchichte der ſittlichen Weltanſchauungen lehrt aber, daß das, was heute unſittlich iſt, in hundert Jahren ſehr wohl den Kern eines ſittlichen Gebotes bilden kann. Nach welcher Richtung die Zukunft ſich nun entſcheiden wird, iſt niemals mit völliger Sicherheit vorauszuſehen. Wenn das Gericht alſo ſolch einem Keime neuer ſittlicher Entfaltung entgegentritt und ihn zertritt, ſo fungiert es direkt als der Hemmſchuh der geiſtig-ſittlichen Entwicklung des Volkes, und ſelbſt die Erwägung, daß das Verbot aus beſter, ehrlicher Überzeugung erfolgt, kann von dieſem Vorwurfe nicht frei ſprechen. Man pflegt dem entgegenzuhalten, daß ein großer Gedanke ſich doch endlich zum Siege verhelfen werde. Aber dabei iſt vergeſſen, daß auch auf dem Gebiete des geiſtigen Fortſchritts das Kraftgeſetz gilt, und daß es in letzter Linie immer auf eine Machtfrage ankommt.

Für den einzelnen kann es keinen anderen ſicheren Leitſtern geben, als ſeine eigene ſittliche Überzeugung. Das Handeln nach einem nur äußerlich angelernten Gebote iſt höchſtens als eine Art mechaniſcher Sittlichkeit zu bezeichnen. Auch wo das Staatsgeſetz der ſittlichen Überzeugung zuwiderläuft, iſt dieſe das Entſcheidende. Möglich, ja gewiß, daß der Staat die Nichtachtung ſeiner Geſetze ahndet; dadurch werden dieſelben aber nicht moderner und kommen dem ſittlichen Zeitbewußtſein nicht näher. Möglich, daß dem einzelnen die Weiterentwicklung der ſittlichen Anſchauung unrecht giebt, daß ſie die Handlung, die ſeiner Meinung nach erlaubt ſein ſollte, weiter verfehmt — aber wenn auch hundert ſo irren, um des einen willen, der, indem er ſeine Überzeugung zur That macht, den ſittlichen Fortſchritt fördert, muß das Bewußtſein lebendig erhalten werden, daß das ſittliche Bewußtſein für jeden einzelnen über das geltende Recht gehe. Er muß es als einen Verrat an ſeinen ſittlichen Idealen betrachten lernen, den Forderungen des Rechtes folgend, gegen ſie zu handeln. Nur ſo kann jenes ſtarke, unabhängige Rechtsgefühl erwachſen, das den Sozialariſtokraten auszeichnen muß. Dies Gefühl lebt heute ſchon unter uns. Vier Menſchen erleiden eine Gefängnisſtrafe, der eine wegen Stehlens, der andere wegen Unterſchlagung, der dritte wegen Verbreitung ſozialiſtiſcher Schriften während der Geltung des Sozialiſtengeſetzes, der vierte wegen Gebrauches verächtlicher Ausdrücke gegenüber der Gottesvorſtellung der Chriſten. Mit den erſten beiden gehen wir nicht mehr um, die andren beiden ſind und bleiben dagegen unſere beſten Freunde. Wir würden ihnen ohne Bedenken unſer Vermögen, unſer Liebſtes anvertrauen, wir achten ſie wie vordem, ja noch mehr. In dem erſten Falle fällt das geltende Recht mit dem lebendigen Rechtsbewußtſein zuſammen; in dem zweiten widerſpricht es ihm. In dem erſten Falle hat der Richterſpruch unſere Billigung, weil er zu unſerem Rechtsbewußtſein ſtimmt; im zweiten Falle lehnt ſich unſer Rechtsbewußtſein dagegen auf. In beiden Fällen aber iſt letzteres das Ausſchlaggebende.

Es iſt die Pflicht der Volksvertretung, dafür zu ſorgen, daß die Geſetzgebung nicht allzuweit hinter dem Rechtsbewußtſein des Volkes zurückbleibe, ſondern mit dieſem, dem ununterbrochen ſich weiter entwickelnden, gleichen Schritt halte. Unſere Zunftjuriſten mit ihrer Vergangenheitsbildung aus Rom und der Reformationszeit ſind am denkbar ſchlechteſten dazu geeignet. Ihnen fehlt das unbefangene moderne Rechtsgefühl, und das Volkswort drückt dieſen Mangel an Zutrauen zu unſerer Rechtſprechung in ſeiner Weiſe aus, wenn es ſagt: „Das Gericht iſt auch nicht reell.“ Das Recht, das das moraliſche Gefühl im Volke ſtützen ſollte, wirkt in vielen Fällen ihm heute geradezu entgegen.

Mit einer Reform des Strafrechtes iſt man bei uns ſeit Lombroſos „Verbrecher“ beſchäftigt, und der letzte Brüſſeler Kongreß von Rechtsgelehrten aller Kulturvölker iſt ein neuer Beleg dafür. Während hier die juriſtiſch techniſche Abſtraktion zurückzutreten beginnt und man dafür durch Beobachtung der Wirklichkeit einen neuen Standpunkt zu gewinnen ſucht, bleibt das Zivilrecht noch völlig in den alten Bahnen und arbeitet nach der ererbten Schablone weiter. In dem Entwurf eines bürgerlichen Geſetzes für das deutſche Reich iſt nur ein verſchwindend geringer Einfluß der neuen ſtrafrechtlichen Anſchauungen zu ſpüren, und in manchen Punkten bedeutet es einen gewaltigen Rückſchritt gegen den Geſetzesſtand, den die Gegenwart unter dem Einfluſſe des Côde Napoléon bereits erreicht hatte. Namentlich in der Ehegeſetzgebung zeigt er, wie ſchon angedeutet, die mittelalterliche Juriſterei nur allzu deutlich, die hinter ihrer eigenen Zeit zurückgeblieben iſt und nicht nachkommt, ja eher rückwärts ſchreitet und die Schranken gerade da noch enger zieht, wo das Volksbewußtſein nach Erweiterung ſchreit. Es iſt der beſte Weg, Erbitterung im Volke groß zu ziehen und die Ehrfurcht vor Recht und Geſetz zu untergraben. Die Rückwärtsreform braucht nur noch eine Weile ſo fortzugehen, und das Volk erhebt die Fauſt und ſchlägt ſeine Büttel ins Geſicht. Auf die Dauer duldet kein Volk, daß das geltende Recht ſeinem Rechtsbewußtſein Hohn ſpreche.

Wenn C. Rocholl bemerkt: „Die einzelnen Paragraphen erſcheinen vielfach in zu lehrhafter Form und ſind mehr bemüht, den Reſultaten der Rechtswiſſenſchaft überall Rechnung zu tragen, als Rechtsnormen für den bürgerlichen Verkehr aufzuſtellen,“ ſo trifft er damit nur eine Seite und zwar etwas rein Äußerliches. Der Entwurf entſpricht auf einzelnen Gebieten vor allem inhaltlich nicht genug dem modernen Rechtsbewußtſein. Auf dieſes iſt viel zu wenig Rückſicht genommen, ja dasſelbe iſt teilweiſe ſogar anſcheinend abſichtlich vernachläſſigt worden. Der Juriſt iſt immer nur zu leicht geneigt, in ſeinem angelernten Begriffsſyſtem etwas Ewiges, Unveränderliches und über jede Begründung wie über alle Angriffe Erhabenes zu ſehen. Er betrachtet die weiter entwickelten Rechtsanſchauungen und den Rechtsſinn der Gebildeten ſeines Volkes nur zu leicht als Abfall von ſeiner ewigen Wahrheit. Er iſt dogmengläubiger als der zünftige Theolog; er beſitzt einen Rechtshochmut, den jener nicht kennt, und wird in demſelben namentlich als praktiſcher Juriſt täglich gefeſtigt durch richterliche Entſcheidungen, die ſeine Anſchauungen folgenſchwer zum Ausdruck bringen.

Gegen dieſen Mißſtand giebt es nur ein Mittel: es iſt unmöglich, den vorwärts flutenden Strom der geiſtigen Entwicklung des Volkes aufzuhalten, und ihn durch einen fachwiſſenſchaftlichen Damm wieder an ſeine Quelle zurückzupreſſen — alſo muß die Fachwiſſenſchaft den Sprung in die neue Rechtsbewußtſeinswelt wagen, ja noch mehr thun, bei all ihren Definitionen und Formulierungen die exakten Wiſſenſchaften und das moderne Leben heranziehen, und ſo wieder zu einer wahrhaft modernen Normwiſſenſchaft werden.

Auf die Zeiten, in denen kanoniſches Recht, römiſches Recht und deutſches Recht ihre ſchriftlichen Fixierungen gefunden haben, in denen der Grundſtein zu den heute bei dem Fachmanne noch giltigen Begriffsgebäuden gelegt worden iſt, pflegen wir in anderer Hinſicht als auf Zeiten grober Unwiſſenheit und ſittlicher Roheit hinabzublicken. Die Weltſyſteme, die ſie behaupteten, all die Sagen von einer Weltproduzierung und der Stellung des Menſchen als eines geformten Herren der Erdoberfläche thun wir mit einem Lächeln ab. Aber die Rechtsbegriffe, die den unwiſſenden und ſittlich rohen

Menſchen vor mehr als zwei Jahrtauſenden ihren Urſprung verdanken, erfreuen ſich heute noch, wenigſtens in Fachkreiſen, ungeſchwächten Anſehens.

Es hat keinen Wert und iſt eines modernen Juriſten eigentlich unwürdig, all die alten geiſtigen Schubfächlein herzunehmen und für jedes einzelne zu beweiſen, daß es dem modernen Auge nicht mehr rechtwinklig gebaut erſcheint. Beſſer thut, wer ein einziges ſolches Fach neu zimmert. Es iſt geradezu die Aufgabe der Rechtswiſſenſchaft, dem Herzſchlag der eigenen Zeit zu lauſchen, und das Geſetz mit der ſittlichen Zeitanſchauung in Einklang zu bringen. Durch Lächerlichkeiten wie das „Naturrecht", das noch ganz auf dem Boden der Stillſtandsanſchauungen ſteht, durch das unſinnige Dogma von einem Rechte a priori, hat ſich die Rechtswiſſenſchaft ſchon längſt bei allen anderen Wiſſenſchaften außer ihrer trauten Freundin Theologia diskreditiert. Anſtelle unſeres dogmatiſchen Rechtes, das ſeine Wurzeln in den Zeiten dunkelſten Aberglaubens hat, muß ein naturwiſſenſchaftlich und ſozialökonomiſch begründetes Recht treten, das mit den ethiſchen Zeitanſchauungen in Einklang ſteht. Es genügt nicht, daß einzelne Züge der Sozialariſtokratie in das herrſchende Recht oder „Unrecht" eingetragen werden, ſondern der Geiſt der Sozialariſtokratie muß ſich ſelbſt neue rechtliche Formen ſchaffen. Beſonders der Eigentumsbegriff und die rechtlich möglichen Erwerbsformen werden eine gänzliche Umbildung erfahren, die Erbgeſetzgebung wird einen großen ſchwarzen Strich durch ihre Mitte erhalten. Staatsrecht und Völkerrecht werden im Volksſtaat neue Grundpfeiler bekommen.

Es genügt nicht, daß man einem Volke von heute auf morgen Geſetze oktroyiert. Erſt das Geſetz über die Sonntagsruhe hat wieder gezeigt, wie leicht es iſt, Geſetze zu geben und wie ſchwer, ſie auszuführen. Es hat ſich als einfach nicht durchführbar bewieſen und wird dies auch nicht ſein, ſolange nicht eine Menge Änderungen in ſozialen Gewohnheiten erfolgt ſind. In Großbritannien erreicht man die übrigens immer mehr abnehmende Sonntagsſtille dadurch, daß man Sonnabend nachmittags um 3 Uhr bereits die Arbeitsſtätten ſchließt, und ſomit der Sonnabend Abend der Vergnügungsabend des Arbeiters ſein kann. Nur dieſe Inſtitution macht die Sonntagsruhe überhaupt möglich. Man kann nichts einführen, ehe die Bedingungen nicht dafür gegeben ſind. So wird ein ſozialariſtokratiſches

Recht, das die Bedeutung einer Wirtſchaftslehre des Volksſtandes gebührend berückſichtigt, auch nicht mit einem Schlag kommen, ſondern ſich nach und nach parallel der Umbildung der ſozialen Verhältniſſe entwickeln müſſen. Am Ende aber wird der Sozialariſtokrat nicht nur in einer neuen ſozialen, ſittlichen und Erkenntniswelt leben, ſondern auch in einer neuen Rechtswelt.

Volksdienſt.

Wenn wir uns die chriſtlichen Ideale von heute etwas näher anſehen, ſo finden wir, daß ſie faſt ausnahmslos negativer Art ſind. Und faſt alle bisherige Ethik iſt negativer Art geweſen.

Zunächſt iſt feſtzuhalten, daß dieſe Ideale lediglich Anſchauungen ſind, Vorſtellungen, die einer beſtimmten Mitteilung bedürfen, wenn ſie ſich fortpflanzen und nicht mit dem abſterbenden Geſchlecht zu Grabe gehen ſollen. Ein Kind, das in der Einſamkeit durch Zufall aufwüchſe, würde keine Spur davon haben.

Anderes aber würde es in der That beſitzen, nämlich ſeine Triebe, den Trieb, ſich Nahrung zu ſuchen und von einem gewiſſen Alter an, ſich fortzupflanzen. Und dieſe Triebe hatten die Urahnen des Menſchengeſchlechtes ſchon längſt, als ſie noch durch Kiemen atmeten und im Waſſer lebten. Von Anſchauungen und ſpeziell ſittlichen Idealen war damals natürlich noch keine Rede. Aprioriſche Ideale, die in unſerer Organiſation ausgeſprochen lägen wie unſere Triebe, giebt es nicht, und jede Ethik, die darauf Anſpruch erhebt, aprioriſche Geltung zu haben, iſt als anmaßlich von der Hand zu weiſen, wie geſund ihre Ideale ſonſt ſein mögen. Und jede ſpiritualiſtiſche Ethik erſt recht. „Die wiſſenſchaftliche Ethik“, ſagt Ed. Laas, „muß verſuchen, dem ſittlich Guten ohne Exkurſionen in das Überſinnliche ſeinen Wert zu gründen.“

Der Trieb der Selbſtbethätigung oder auch der Selbſterhaltung, beim höher entwickelten Individuum auch der Trieb zu bequemen Lebensverhältniſſen, der Trieb zur Macht, zur Herrſchaft, und der Zeugungstrieb, der natürlich nur eine beſtimmte Form der Selbſtbethätigung iſt, ſind das Poſitive im Menſchen. Der Geſellſchaftsinſtinkt, der Zug zum Zuſammenſein mit Seinesgleichen iſt dieſem primären Triebe gegenüber immer nur erſt etwas Sekundäres, mag er auch noch ſo viele Hunderttauſende von Jahren vor der Bildung der erſten ethiſchen Anſchauung vorhanden geweſen ſein. So förderlich der Geſellſchaftsinſtinkt dem Geſchlechtstriebe iſt, und ſo ſehr er ſich jedenfalls an dieſem großgeſogen hat, ſo ſehr gerät er bald genug in Widerſtreit mit dem Triebe der Selbſtbethätigung. Denn mehrere Individuen, die ſich alle bethätigen, die alle herrſchen wollen, müſſen in Kampf geraten und ſich bei gleicher Stärke und Geiſteskraft wechſelſeitig einſchränken.

Das iſt der Boden, auf dem die Anfänge der Ethik erwachſen ſind, die noch heute bei uns gilt. Alle bisherige Ethik bedeutet nichts weiter als eine Menge von Einſchränkungen, die das Bewußtſein gewiſſer Zeiten dem unbedingten Triebe der Selbſtbethätigung mit Einſchluß des Geſchlechtstriebes, gewohnheitsmäßig auferlegt hat und noch auferlegt. Wäre es möglich, heute aus allen Menſchenhirnen dieſe Gewohnheit zu entfernen, ſofort würde die ſchrankenloſe Bethätigung unſerer Triebe die Folge ſein, der Stärkere würde dem Schwächeren ſeine Habe entreißen, jeder würde ſich auf das Weib ſtürzen, das ihn geſchlechtlich am ſtärkſten reizte. Wie bekannt, hat es einen ſogenannten wirklichen Kampf aller gegen alle niemals gegeben, ſondern nur einen Wettbewerb um die nötigen Daſeinsmittel, bei dem die Individuen derſelben Gattung höchſtens ausnahmsweiſe ſich zu Thätlichkeiten gegen einander verſtiegen; am eheſten noch beim Wettbewerb um das am meiſten begehrte Weibchen. In der Tierwelt der Wildnis walten nichtsdeſtoweniger jene beiden fundamentalen Triebe immer noch, eingeſchränkt höchſtens durch den Geſellſchaftstrieb aber noch nicht durch ſittliche Anſchauungen. Eine Einſchränkung durch dieſe entſteht erſt auf einer weſentlich höheren Stufe, wenn ſich nämlich eine gewiſſe Gemeinſchaft herausbildet. Die geſamte ſittliche Entwicklung beſteht darin, jene beiden gewaltigen primären Mächte in gewiſſe Bahnen einzuſchränken, und wir empfinden heute unſere Lage, in der die Grenzen des ſittlichen Handelns enger geworden ſind, als vor 5000, ja als vor 500 und 100 Jahren, als die höchſte, und damit iſt ein gewiſſes Gefühl ſittlicher Überlegenheit gegenüber der Vergangenheit verbunden.

Es iſt ſofort klar, daß dieſe Einſchränkungen wiederum nicht unbegrenzt ſein können, ſondern ſich vielmehr innerhalb ziemlich enger Schranken bewegen. Sie beziehen ſich nur auf die Form der Bethätigung der beiden Triebe, dürfen aber nie zu deren Verneinung, zu deren Aufhebung ſelbſt fortſchreiten; denn damit hörte alle Entwicklung auf. Sobald ich mir keine Nahrung mehr ſuche und nicht mehr zeuge, muß mein Stamm ausſterben. Buddhismus, Chriſtentum, Schopenhauer, von Hartmann begehen dieſen Fehler und treiben die Einſchränkung der Triebe bis zum Aufhören derſelben, indem ſie ein dem Erwerb abgewandtes Leben und das Aufhören der Zeugung als erſtrebenswert hinſtellen. Das Chriſtentum und ſein Kind, der Sozialismus, ziehen dieſelbe Folgerung beſonders für den Trieb der Selbſterhaltung, und damit ſteht alle Entwicklung ſtill, damit ſind ſie aller Entwicklung feindlich. Die Not iſt die Quelle aller Arbeit, und die Arbeit die Quelle aller Kraft und der Steigerung unſerer Fähigkeiten. Das Sittengeſetz iſt die Summe der geiſtigen Schranken, mit denen die Geſellſchaft das Individuum umgiebt und die Freiheit der Bethätigung ſeiner Kraft einengt. Dieſe Schranken aber ſind ſo gut wie alle geiſtigen Werte der Entwicklung unterworfen, und in ihrer Vermehrung, in der Verengerung des Kreiſes, der dem einzelnen noch zum Handeln bleibt, beſteht der ſittliche Fortſchritt. Es iſt kein Zweifel, daß das ſittliche Zeitbewußtſein einer ſpäteren Epoche noch viel weitergehende Einſchränkungen für den Selbſtbethätigungstrieb erfinden könnte, als wir heute kennen. In Frankreich verurteilt, ja beſtraft man heute ſchon die ſogenannte „unlautere Konkurrenz“, derentwegen ſich bei uns noch niemand ſittliche oder rechtliche Skrupel macht. Aber man muß ſich noch einmal gegenwärtig halten, daß *dieſe Einſchränkungen jenen Trieb nie aufzuheben verſuchen dürfen*, — eine Möglichkeit, welche geradezu die Vorausſetzung aller Sozialdemokratie bildet. Darum ſteht auch das Haus, das ſie darauf errichtet, nicht auf Pfeilern, ſondern auf Wellen.

Gerade das negative Weſen der Ethik iſt lange verkannt worden, und mußte ſo lange verkannt werden, als man nicht den Trieb des einzelnen, ſich zu entfalten, als das Primäre erkannt hatte. Dieſes Verkennen hatte natürlich ſeinen Grund. Lange, ehe im Kinde die beiden Triebe zu der Stärke erwachen, daß es daran denken könnte, ſie ſeiner Umgebung gegenüber zu bethätigen, wird ihm all die Summe der „du ſollſt“ und „du ſollſt nicht“ anerzogen. Erſt lange nachdem dieſe Forderungen in ſeinem Bewußtſein feſte Wurzel geſchlagen haben, leicht über deſſen Schwelle erſcheinen und bequem durch ſeine Nervenbahnen zucken, erwachen die Triebe mit elementarer Heftigkeit. Daher iſt es nur allzuleicht zu begreifen, wie man ganze Jahrtauſende lang eben dieſes Erwachen als einen „Abfall von der ethiſchen Reinheit" betrachten konnte, daß man ein Kind unſchuldig nannte, und in dem Eintreten der Geſchlechtsreife eine „Schuld" ſah, während ſie doch kein Verbrechen iſt und darum auch keine „Schuld" bedingen kann. Das Bewußtſein, das mit ethiſchen Anſchauungen gefüllt iſt, hält der Menſch für ſich ſelbſt, den Trieb, der nur manchmal über der Schwelle des Bewußtſeins auftaucht und ihn zu Thaten treibt, für etwas Fremdes, für ſeinen Feind. Ja das alte Chriſtentum und noch das ſechzehnte Jahrhundert hielten ihn geradezu für eine direkte Plage geſandt von dem böſen Gotte Teufel.

Die Gebildeten ſind über dieſen Glauben heute hinaus, aber es iſt bemerkenswert, daß in der belletriſtiſchen Literatur der Gegenwart noch immer der Menſch mit ſeiner ſittlichen Anſchauung identifiziert wird und mit ſeinen Trieben kämpft. Während doch umgekehrt der Trieb das Treibende im Menſchen oder der Menſch ſelbſt iſt, und die ſittliche Anſchauung das Sekundäre, das Angelernte. Es iſt nicht zu ermeſſen, wie viel Verzweiflung und geiſtiges Elend dieſe verkehrte Auffaſſung in die Menſchheit gebracht hat. Aber wie konnte es anders ſein, wo man als Dogma vorausſetzte, daß der Trieb im Menſchen, alſo der Menſch in ſeiner eigenſten Selbſtbethätigung, ausrottbar ſei, und daß es nur ſittliche Schwäche, erbliche Verworfenheit ſei, wenn das nicht gelinge?

Das unausgeſetzte Herumreiten auf Begriffen wie Nächſtenliebe, Altruismus, Gerechtigkeit, Sühne, hat endlich zu dem Wahne geführt, daß ſie das eigentlich Treibende in der Entwicklung ſeien oder doch eigentlich ſein ſollten, daß mindeſtens eine Geſellſchaft denkbar ſei, deren Grundlage ſie bildeten. Noch immer ſpricht man von Selbſtloſigkeit, als etwas Gutem; aber nicht das iſt das Anerkennenswerte an einer Handlung, daß ſie nicht direkt zum Vorteil des Handelnden geſchieht, ſondern daß ſie um eines anerkennenswerten Zieles willen, aus einer uns als anerkennenswert geläufigen Geſinnung gethan wird. Selbſtloſigkeit bezeichnet wieder nur etwas Negatives, daß nämlich das eigene Wohl nicht das Motiv der Handlung iſt. Worin dieſes nun aber beſteht, darüber beſagt das Wort nichts.

Eine ſelbſtloſe Handlung kann aus Liebe zu einem andern Menſchen, aus unverantwortlicher Schwäche gegen ihn, aus Begeiſterung für eine große Idee, aus Mitgefühl mit einem Leidenden und aus hundert anderen hellen und trüben Quellen fließen. Aber weil eine Handlung ſelbſtlos iſt, darum braucht ſie unſere Achtung noch lange nicht zu verdienen.

Die geſamte Sittlichkeit, unter deren Banne unſere Zeit ſteht, wie der Anhänger des Lehnsſtaates, des Abſolutismus, des Verfaſſungsſtaates und der Sozialdemokratie fußen auf dem Dogma, daß der *Altruismus an ſich etwas Beſſeres ſei als der Egoismus, Entſagen ſittlicher ſei als Erwerben und Behalten*, daß die Selbſtloſigkeit der Kern aller Ethik und ihre allgemeine Verbreitung über die Erde ein erſehnenswertes Ziel ſei. Das iſt nichts als ein Vorurteil. Heute ſchätzt das Gefühl vieler allerdings den Altruismus höher. Aber wie nun, wenn es gelänge, dies Gefühl umzukehren und den Kindern des heutigen Geſchlechtes dieſe Anſchauung umzulehren, ſo daß ſie im Erwerben und Behalten, im Schaffen und Leiſten das Große, Gute und im Entſagen das Feige, Schwächliche, Erbärmliche ſähen? Das iſt ſo gut eine Wertſchätzung wie jene, und auf ihr kann ſich eine ganze Anſchauung aufbauen, ſo gut wie auf jener. Und wie nun, wenn ſich dieſe neue Anſchauung zugleich als die geſündere, tüchtigermachende, beglückendere, beſſere, höhere, natürlichere erwieſe? Schon der treffliche Albert Lange hat bemerkt, in der Gegenwart ſcheine eine ähnliche Zerſetzung der ſittlichen Ideale und Vorbereitung eines neuen höheren Standpunktes wie beim Eintreten des Chriſtentums vor ſich zu gehen. Und die Zeichen mehren ſich. Friedrich Nietzſche hat von einer Umwertung aller Werte, auch der ſittlichen geſprochen, iſt jenſeits des heutigen Böſe getreten, und hat dafür ein ariſtokratiſches Schlecht eingeführt. Freilich kein ſozialariſtokratiſches. Sondern ſein Begriff von Ariſtokratie kommt dem preußiſchen Junker näher als dem Leiſtungsariſtokraten. Verächtlich iſt ihm, was nach Pöbel riecht. Das iſt auch noch ein Stück Ahnenkult, unter deſſen Druck die Gegenwart ſo ſchwer leidet. Unſere Zeit hat der Vergangenheit ſo viel Schuld abzutragen, daß ſie für ſich ſelbſt keine Zeit hat!

Die alte ſpiritualiſtiſche Ethik hat immer ein Prinzip gefordert, das über den Egoismus hinausführe und dem „Materialismus“ vorgeworfen, daß er keins wiſſe. Als Surrogat iſt in der modernen

Philoſophie das Mitleid aufgetreten, und Albert Lange hat noch Mitfreude und alles andere Empfinden mit dem Anderen dazufügen wollen. Aber iſt man damit vorwärts gekommen? Und woher nahm man das Dogma, daß dieſes Mitleid nun über den Egoismus zu gehen habe? Doch wieder nur aus dem Gefühl. Und wenn ich nun eben dieſes Gefühl umkehre? Nein, der „Materialismus“ hat die Forderung des Spiritualismus nicht erfüllt. Er hat kein Prinzip geboten, das den Egoismus überwände.

Aber wie, wenn er nun den Egoismus gar nicht „überwinden“ wollte? Wenn ihm nun gar nichts daran läge, darüber „hinausgeführt“ zu werden? Wenn er dies im Gegenteil abwieſe? Wenn er gerade in der friſchen, fröhlichen Arbeit, dem tüchtigen Schaffen und Schwitzen jedes für ſich und die Seinen das Gute ſähe? Wenn er vornehme Selbſtgewißheit, Selbſtvertrauen und Glauben an ſich ſelbſt und die eigene Leiſtungsfähigkeit höher achtete als alles Entſagen und Leiden für andere?

Nietzſche definiert in ſeiner Hieroglyphenſprache Moral als die Lehre von den Herrſchaftsverhältniſſen, unter denen das Phänomen „Leben“ entſteht. Das iſt nun freilich wenig klar. Gleichwohl iſt er mit ſeiner Herrenethik der erſte Ethiker des „Materialismus“, wenn man den verfehlten Ausdruck denn doch beibehalten will. Er will kein Prinzip das über den Egoismus hinausführt, weil er keins braucht. Gleichwohl iſt er über ein wenig Theoretiſieren nicht hinausgekommen. Um ſein ariſtokratiſches Ideal iſt er wahrlich nicht zu beneiden, und unſere geſündere Zeit mit ihren ernſten ſozialen Aufgaben wird bald genug jenſeits von Friedrich Nietzſche ſtehen. Daß er zu den vielen Quellen, aus denen in der Vergangenheit ethiſche Anſchauungen gefloſſen ſind, eine neue entdeckt hat, die ebenfalls einen Teilbeitrag geliefert haben mag, wird ihm die engere Wiſſenſchaft danken. Ein Sozialariſtokrat war er nicht; denn er endete im Irrenhauſe. Für einen Ariſtokraten nach ſeinem Ideal mag er gelten.

Hinaus über die „ewige“ und „allgemeine“ Moral des Allgemein-Menſchlichen, des Ewig-Menſchlichen, des Humanismus und die Humanität, hinaus über ſie alle zu der Geſchichte der ſittlichen Anſchauung! „Die ſittlichen Ideen“, ſagt Carneri, deren höchſte die des Guten iſt, ſind einfach entſtanden durch einen geiſtigen „Kampf ums Daſein“, aus welchem das, was die Bedingungen allgemeiner Befriedigung zumeiſt erfüllte, ſiegreich hervorgehen mußte, und der veranlaßt wurde durch die nach und nach zur Geſellſchaft ſich zuſammenthuenden Menſchen, in welchen das ſich fortentwickelnde Denken die Erkenntnis gereift hatte, daß in größeren Maſſen dem Selbſterhaltungstriebe leichter genügt werden könne.“ Eine ſolche gerade aufſteigende Linie ſtellt die Geſchichte der ſittlichen Anſchauungen — nicht die Geſchichte der wiſſenſchaftlichen Ethik — denn doch nicht dar. Sie ſchwankt hin und her, iſt in verſchiedenen Zeiten und Völkern ganz verſchieden, enthält die ſich widerſprechendſten Beſtimmungen, und man kann von den meiſten Handlungen behaupten, daß ſie einmal ſittlich geboten waren, die kraſſeſten Scheußlichkeiten wie die natürlichſten und die raffinierteſten wie die plumpſten Dinge. Das Gewiſſen iſt nicht mehr als die ſittliche Zeitanſchauung, ſo gut wie heute nach Häckels klarer und einfacher Definition die Seele „nur die Summe der Thätigkeiten einer großen Anzahl von Nervenzellen, der Ganglienzellen iſt, die das Gehirn zuſammenſetzen.“

Treffend ſagt Albert Lange: „In der geſchichtlichen Entwicklung der Völker handelt es ſich nicht um ideale Ethik ſchlechthin, ſondern um ganz beſtimmte überlieferte Formen der Sittlichkeit, die durch jedes neue Prinzip in ihrem Beſtande geſtört und erſchüttert werden, weil ſie im Menſchen nicht auf abſtrakter Überlegung beruhen, ſondern ein anerzogenes und vererbtes Produkt des Geſamtlebens vieler Generationen ſind.“

„Der griechiſche Philoſoph ſcheute nicht die Liebe zum eigenen Geſchlecht, und der mittelalterliche Mönch hätte am liebſten auch die zum andern ausgerottet,“ ſo ungefähr ſagt Bahr einmal. Menſchenopfer, Menſchenmahle, geſchlechtliche Ausſchweifungen, Selbſtgeißelung, Betrug und Heuchelei ſind nach einander Gebote der Sittlichkeit geweſen. Heute iſt uns das Mitleid, das vielgeprieſene Schopenhauerſche Mitleid, eine Tugend. Ehedem war es Laſter und Feigheit. Die Griechen pflegten ſchönes Menſchentum, das Mittelalter geißelte es. Der Germane ehrte den Stolz, das Chriſtentum verläſterte ihn. Und ſelbſt Lebensfreude und Lebensluſt, Weltfreude und Kraftbewußtſein hat das Chriſtentum zu verteufeln verſtanden. Ehedem war es ſittliches Gebot, Rache, Blutrache zu üben, heute gilt es als Verbrechen. Der blindgläubige Fanatiker zerwühlt ſein Hirn, weil er nicht alle Gebote der Sittlichkeit zu erfüllen vermag, und der Entwicklungsmenſch ſagt mit Wilhelm Jordan:

„Nicht wie der Mönch, der ſich zur Strafe geißelt,
Verfuhr ich, wenn ich Neigungen bezwang,
Nein, wie der Künſtler, der aus Schönheitsdrang
Sein Marmorbild ſo rein als möglich meißelt.“

Aus der Geſchichte der Sittlichkeit kann man nur eines lernen: daß nämlich alles zu gewiſſen Zeiten für gut, alles zu anderen für ſchlecht gelten kann. Einen Faden durch dieſen Irrgarten von Geboten und Verboten kann nur die Betrachtung liefern, wie ein ſittliches Urteil zuſtande kommt. — —

Wenn auch unbedingt genommen gewiß keine Lichtwelle der anderen gleich ſein wird, ſo wirkt doch für unſer Beobachtungsvermögen eine Folge von Lichtwellen mit gleicher Schwingungszahl immer in gleicher Weiſe auf unſer Auge. Aber dieſe Wellen finden nicht immer die gleiche Anſchlagsſtelle. Ob ich trüb oder heiter bin, ob ich aus dem Dunkel in das hellerleuchtete Wohnzimmer, oder aus einem mit elektriſchem Bogenlicht durchſtrahlten Saale in die Arbeitsſtube trete, in der eine Petroleumlampe brennt, ob ich eben gedacht oder geträumt, geküßt, geleſen oder Holz geſpalten habe, — immer wird mir derſelbe Lichteindruck verſchieden vorkommen. In jedem Falle iſt derſelbe Lichtſtrahl von einer Erregung meiner Nerven begleitet, die in mein Bewußtſein tritt. Ich merke, daß ich einen Lichtſtrahl wahrnehme, und mit ihm iſt jedesmal ein anderes Gefühl verbunden, das man ſein Begleitgefühl nennen kann. Dies iſt jedoch nichts Unabhängiges von dem Eindrucke, nichts neben ihm Vorhandenes, ſondern nur eine Abſtraktion, die wir von dem Geſamteindrucke ausgehend an dieſem vornehmen. Unſere Sprache beſitzt leider keinen Ausdruck für den Geſamteindruck, und darum müſſen wir, um deutlich zu ſein, von der Erkenntnisſeite und der Gefühlsſeite eines Eindrucks reden. Das Begleitgefühl, das an jeden Eindruck gebunden iſt, und ohne das es keinen Eindruck giebt, kommt zum Ausdruck in unſerem unmittelbaren oder primären Gefühlsurteil oder unſerem äſthetiſchen Urteil, das da angiebt, ob ſchön oder häßlich, gut oder ſchlecht, erhaben oder gemein, angenehm oder abſtoßend.

Neben dieſem Gefühlsurteil giebt es aber noch eine andere Art Urteil, das wir das zuſammengeſetzte oder ſekundäre nennen wollen. Gerade ſo wie mit jedem Eindruck, ſo iſt auch mit unſeren logiſchen Operationen immer ein Begleitgefühl verbunden, und zwar das der Sicherheit oder Unſicherheit. Auf dieſem fußend kommen wir zu

Schlüſſen, zu Schätzungen von Dingen in Hinſicht auf ihren Zweck, zu Urteilen auf Grund einer verſtandesmäßigen Überlegung. Zum Unterſchied von den Gefühlsurteilen oder äſthetiſchen Urteilen, kann man ſie auch Zweckurteile nennen; ſie beſagen, ob etwas nützlich oder ſchädlich, paſſend oder unpaſſend, richtig oder falſch iſt.

Wie an jeden Eindruck ein Begleitgefühl gebunden iſt, ſo auch an jede einzelne unſerer Vorſtellungen. Verhältnismäßig ſehr wenige Vorſtellungen erwerben wir uns ſelbſt, weitaus die meiſten erhalten wir von unſeren Eltern, Lehrern, Bekannten in der Kindheit überliefert. Und zwar nicht allein, ſondern zugleich mit dem Begleitgefühl, das bei jenen an ſie gebunden iſt. Ob man zu einem Kinde im Tone der Ehrfurcht oder des Hohnes, in Ernſt oder Scherz, mit Weihe oder mit Kritik, mit Abſchen oder mit Liebe von einer Sache redet, das beſtimmt nach Maßgabe der Veranlagung des Kindes die Stellung, welche ſein Gefühl zu der Sache einnimmt, alſo das Begleitgefühl der Sache bei ihm. So oft dieſe wieder ins Bewußtſein tritt, taucht auch dieſes Begleitgefühl an ſie gebunden mit auf. Obwohl dies Gefühl von dem Kinde nicht ſelbſt erworben iſt, ſo iſt es doch ein primäres; denn es iſt ohne Vermittlung einer Schlußkette an die Vorſtellung gebunden. Deswegen kann beim Vater des Kindes das gleiche Urteil ſehr wohl ſekundären Urſprungs ſein. Durch eigene Überlegung kann er gefunden haben, daß eine Sache nützlich iſt, und indem ſich ein ganzes Leben lang das Begleitgefühl des Nützlichen mit ihr verband, wurde ſie ihm zum hohen Gefühlswert. Er fand ſie auch ſchön. So wurde ſein ſekundäres Urteil durch Ausfall der Schlußkette zum primären. Es giebt alſo auch primäre Urteile ſekundären Urſprungs. Heute läßt ſich natürlich nicht mehr feſtſtellen, wie jedes der heute vererbten Urteile entſtanden iſt, ob primär oder ſekundär. Praktiſch kommt auch wenig darauf an. Sobald ſich ein heller, hoher Gefühlswert mit einer Sache verbindet, ohne daß man erſt eine Schlußkette dazu braucht, ſo hat man es mit einem Gefühlsurteil, einem äſthetiſchen Urteil zu thun.

Die wichtigſte Gruppe unter den äſthetiſchen Urteilen bilden diejenigen, welche ſich auf menſchliche Handlungen beziehen. Dieſe nennen wir auch ſittliche, ethiſche Urteile. Sie entſcheiden, ob ſittlich ſchön oder häßlich, ob niedrig oder hoch, ob gut oder ſchlecht im ſittlichen Sinne. Mit dem Stehlen verbinde ich das Begleitgefühl des Abſcheues, desgleichen mit dem Morde; mit der Großthat das der Erhabenheit, und ich habe dieſe Begleitgefühle ſamt jenen Vorſtellungen in meiner Kindheit einfach übertragen erhalten. Die Quelle des ſittlichen Urteils liegt alſo in dem Gefühlswert, von dem jede Vorſtellung, alſo auch die Vorſtellung einer menſchlichen Handlung, begleitet iſt; ſie iſt zugleich die Quelle der ſittlichen Entwicklung der Kulturmenſchheit. Indem eine immer größere Anzahl Handlungen für ſchlecht gelten lernten, alſo ſich gewohnheitsmäßig mit niederen Gefühlen verbanden, entſtanden die Einſchränkungen, welche uns heute unſere ſittliche Anſchauung zieht. Manche galten primär für ſchlecht, andere befand man aus irgend einem Nützlichkeitsgrunde dafür, und erſt nach und nach, als ſie gewohnheitsmäßig für ſchlecht zu gelten begannen, wurden ſie ſittlich verwerflich.

Die ſittliche Handlung entſpringt nicht aus dem Ideale, wie Wilhelm Wundt meint. Das ſittliche Ideal kommt erſt auf einer ziemlich hohen Kulturſtufe durch Abſtraktion zuſtande. Sie entſpringt vielmehr aus dem hohen Gefühlswerte, den ſie uns gewohnheitsmäßig bedeutet. Kant wollte das ſittliche Urteil einfach durch ein ſekundäres, durch eine Überlegung, erſetzen, er wollte immer erſt die Betrachtung einſchieben, ob die betreffende Handlung, verallgemeinert, ohne mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu geraten, die Grundlage der Geſetzgebung werden könnte. Er und nicht Bentham iſt eigentlich der Begründer des Utilitarismus, der die moderne Ethik beherrſcht — mit rühmlicher Ausnahme von Wilhelm Wundt, der ſich wohl bewußt iſt, daß von der als nützlich für die Geſamtheit erkannten Handlung bis zu einer ſittlichen noch ein ziemlicher Weg iſt. Daß ethiſche Sätze bisweilen aus Überlegungen entſtehen, beweiſt nichts dagegen. Aber ſie ſind nicht eher zu ethiſchen Sätzen geworden, bevor ſich im Gefühl nicht mit ihnen ein feſter hoher Gefühlswert verbindet.

Der Utilitarismus in ſeiner höchſten Form verſteht unter Sittlichkeit das Syſtem derjenigen Grundſätze des Handelns, durch welche das größte und dauernde Wohl der größten Menſchenzahl erreicht wird, und will die Rückſicht auf dieſe Erwägung zur Grundlage des Handelns machen. In den meiſten Fällen würde nun freilich durch eine raſche Überlegung ſchwerlich feſtzuſtellen ſein, welche von zwei Handlungen dieſem Ziele am beſten entſpreche.

Aber dies iſt nur ein Punkt. Im Ganzen hält der Utilitarismus zwei Dinge für identiſch, die es durchaus nicht ſind: nämlich die Thätigkeit des ethiſchen Reformators, der neue ſittliche Gebote entdeckt, und das Handeln des Durchſchnittsmenſchen, der ſo handelt, wie er es gelernt hat und wie es ihm die Erfahrung nahelegt. Der ethiſche Reformator mag eine Forderung allerdings auf ſolche Erwägungen gründen, und je mehr er es thut, deſto höher wird er ſtehen. Aber dieſe Forderung ſelbſt iſt erſt dann zur ſittlichen Forderung geworden, wenn ſie in das Bewußtſein einer gewiſſen Anzahl Menſchen übergegangen iſt, und dieſen als recht gilt. Hat ſie für dieſe das Begleitgefühl des Rechten, Guten, dann iſt ſie auch auf dem Wege, das Handeln zu beeinfluſſen. Dann handelt der einzelne aber danach, weil ſie für ſein Gefühl einen hohen Wert bedeutet, und nicht, weil ſie verallgemeinert der größten Menſchenzahl das größte und dauernde Wohl ſichern würde.

Ob eine Handlung ſittlich iſt, das iſt allein zu entſcheiden nach der Überzeugung des geſunden Handelnden, nicht nach ihrem zufälligen Erfolge. Dies ſchließt jedoch keineswegs die Möglichkeit, ja die Wahrſcheinlichkeit aus, daß jene Überzeugung darauf beruht, daß ferne Vorfahren den Nutzen jener Handlung beobachtet haben. Unſere ſittlichen Überzeugungen ſetzen ſich ja aus den verſchiedenartigſten Beſtandteilen zuſammen, fließen aus den entlegenſten Quellen. Und bei der Neubildung ſittlicher Anſchauungen in der Gegenwart wird unſere fortgeſchrittene Naturerkenntnis mit ihren unendlichen Perſpektiven in Vergangenheit und Zukunft die entſcheidende Stimme haben müſſen. Ein großer Teil der ſittlichen Anſchauungen der Vergangenheit gründet ſich auf Vorſtellungen über Menſch und Welt, die wir heute nur noch als mythologiſch bezeichnen können, und es iſt die Pflicht unſerer Zeit gegenüber der Zukunft, die ſittlichen Folgerungen aus ihrer eigenen Kenntnis zu ziehen, wie die Vergangenheit ſolche aus ihren Phantaſieen gezogen hat. Die geltende Moral muß eine Begründung haben, die auch den denkenden Köpfen genügt, welche alles Beſtehende, das von Menſchen gemacht iſt, nach ſeinem Warum fragen. Die Natur antwortet nicht auf ſolche Warums. In ihr ſind die Dinge ſo, weil ſie eben ſo ſind. Aber der Menſch vermag für ſeine Anſchauungen und Handlungen das Warum wohl anzugeben. Und wo dasſelbe nicht genügend einleuchtend iſt, pflegen wir uns nach einem anderen Grunde umzuſehen, oder die Handlung für verwerflich, die Anſchauung für falſch zu halten. Auf die Dauer kann ſich nur diejenige Ethik behaupten, welche eine Begründung beſitzt, die vor den Unterſuchungen der Wiſſenſchaft ſtandhält.

Wilhelm Wundt nennt das Streben nach Aufhebung der individualiſtiſchen Tendenz der Ethik einen allgemeinen Zug der Zeit, welchem der einzelne ſich kaum entziehen kann. Das Alter der humaniſtiſchen Individualethik iſt allerdings vorüber, unwiderbringlich vorüber. Das achtzehnte Jahrhundert und noch die Revolutionszeit im neunzehnten mit ihrer ausſchließlichen Beachtung des einzelnen Menſchen und ſeiner Rechte ſind ihre letzte Epoche geweſen. Heute muß jede Ethik Sozialethik ſein, ein Stück Geſellſchaftslehre, Geſellſchaftswiſſenſchaft. Die neuere Ethik, die dieſem Zug unſerer Zeit Rechnung getragen hat, hat, wie ſchon weit oben angedeutet, leider in durchgehender Abhängigkeit von der Nationalökonomie, der Wirtſchaftslehre des Beſitzſtandes geſtanden. Zu einer ſelbſtändigen Aufſtellung einer Wirtſchaftslehre des Volksſtandes, der Perſonenſumme eines Volkes, iſt man noch nicht vorgeſchritten. Wohl weil man die Schlachten- und Fürſtengeſchichte allzuſehr als die Völkergeſchichte betrachtete und jene Gewaltausbrüche, die ſich durch das Aufhalten einer ſtetigen Entwicklung infolge der menſchlichen Stillſtandsanſchauungen notwendig machten, für die Haupſache anſah. Die moderne Pſychologie betrachtet den Menſchen nicht mehr als Atom, ſondern als in ununterbrochener Wechſelbeziehung zur Geſellſchaft befindlich und in ſeiner Eigenart nur aus dieſer erklärbar. Die Entwicklungslehre hat uns die Bedingungen aufgedeckt, unter denen der Fortſchritt im Leben großer Maſſen eintritt.

Das Sittliche wurzelt in der Gewöhnung, in der Sitte, und iſt geradezu ein Produkt der menſchlichen Geſellſchaft, innerhalb deren es gilt, mit ihr geworden, und mit ihr wieder anders werdend. Schon daraus folgt, daß im Allgemeinen, in den groben Umriſſen die ſittlichen Anſchauungen des Individuums mindeſtens mit denen der gleichen Bildungsklaſſe ungefähr die gleichen ſein werden. Die Überzeugung, nach der der einzelne handelt, fällt alſo hier mit dem zuſammen, was bei der Allgemeinheit für recht gilt. Zwei Abweichungen von dieſem einfachſten Falle ſind möglich, eine nach rückwärts, und eine nach vorwärts. Beide verfolgt man. Nach rückwärts weicht ab von den geltenden ſittlichen Normen der Ataviſt, der geborene Verbrecher, in deſſen Gehirn die Sittlichkeitsſätze keine Heimat zu gewinnen vermögen. Ihn ſperrt die Geſellſchaft am beſten lebenslänglich ein, damit er ſeine Entartung nicht auf Kinder vererbe. Nach vorwärts aber weicht der ſozialethiſche Reformator ab, der zunächſt in den Konflikt kommt, ſich mit ſeiner Überzeugung in Gegenſatz zu der herrſchenden Meinung zu befinden, und wenn er jener folgt, als Aufrührer und Umſtürzler gebrandmarkt wird, wenn er dieſer folgt, ſich ſelbſt verachten muß; denn dann iſt er kein ehrlicher Mann mehr, obwohl er vielleicht zu Ehren kommt. Im erſten Falle wird er ausgeſtoßen und verfehmt, bekommt dafür aber hundert Jahre nach ſeinem Tode ein Denkmal.

Theodor Hertzka ſagt in ſeinem „Freiland“: der Menſch iſt ein geſelliges Weſen, das ſeine Gedanken und Empfindungen nur zum Teile dem eigenen Kopfe und dem eigenen Herzen entnimmt, während ein anderer nicht minder wichtiger Teil, ich möchte ſagen, die Grundſtimmung, die den individuellen Geiſtes- und Gemütsregungen Farbe und Inhalt verleiht, in der jeweilig exiſtierenden Geſamtgeſellſchaft ihren Urſprung hat. Jeder Einzelne ſteht mit ſeinen Mitlebenden nicht bloß äußerlich, ſondern ebenſo auch innerlich in unlöslicher Berührung; er glaubt zu denken, zu fühlen, zu handeln, bloß wie ſeine Individualität es erheiſcht; fühlt, denkt und handelt aber der Hauptſache nach unter dem unentrinnbaren Banne einer alle Köpfe, Herzen und Handlungen umſchlingenden Zeitſtrömung. Der aufgeklärte, humane Freidenker der Gegenwart hätte — wäre er drei Jahrhunderte früher geboren worden, um der kleinlichſten, ihm heute lächerlich erſcheinenden Glaubensdifferenzen willen Andersdenkende mit demſelben grimmigen Haſſe verfolgt, wie dazumal alle anderen Lebenden auch . . . . .“ So giebt es auch gewiſſe Fragen der Sittlichkeit, über die die Geſamtheit der geſunden Bewohner der heutigen Kulturſtaaten unwiderruflich hinaus iſt. Niemand unter uns denkt mehr daran, ſeinen Mitmenſchen zu freſſen, niemand mordet oder überfällt ein beliebiges Weib, um es zu genießen. Dies verdanken wir allein dem Umſtande, daß wir in einer Gemeinſchaft leben, die über dieſe Dinge hinaus iſt, unwiderruflich hinaus iſt. Dieſe Möglichkeiten des Handelns liegen durch Beſchränkung ſeiner Selbſtbethätigung auf einen viel engeren Kreis des Thuns ſo außerhalb der Dinge, an die der Geſunde denkt, daß er ſie als Schranken ſeines Handelns gar nicht mehr fühlt. Es iſt nicht nur eine Rohheit, ſondern auch eine Dummheit, dem Kinde zu lehren: „Du ſollſt nicht töten.“

Die Ethik bezieht ſich nicht nur auf Handlungen des Einzelnen, ſondern ebenſo auf die Einrichtungen der Geſellſchaft. Eine neue Ethik hat die beſtehenden Einrichtungen alſo ihren Grundſätzen gemäß umzugeſtalten. Mit der Arbeiterſchutzgeſetzgebung, der Altersverſicherung der Arbeiter, der Einſchränkung der Frauen- und Kinderarbeit, befinden wir uns bereits mitten drin in einer ſozialiſtiſchen Moral und einer Umgeſtaltung unſerer Verhältniſſe nach dieſer, von der es wieder einzulenken gilt, wenn wir ihre lähmenden Folgen nicht ſchon in der nächſten Generation ſpüren wollen. Sie iſt gerade ſo thöricht wie die Moral der Platoniker, von denen Lewes treffend ſagt, daß ſie die Sittlichkeit außerhalb der menſchlichen Natur und nicht in der geſunden Entwicklung aller unſerer Kräfte und in ihrem richtigen Zuſammenwirken ſuchen, und durch Unterdrückung weſentlicher Triebe hoffen, den Menſchen „über ſich ſelbſt zu erheben.“ „Ein Ideal nennen ſie, was die Wirklichkeit nie erreichen kann, aber wonach wir immer ſtreben ſollen. Sie ſetzen von außen an, ſtatt von innen herauszuentwickeln. Aus ihrem Innern, oder aus überlieferten Sätzen nehmen ſie eine willkürliche Form und in dieſe hinein verſuchen ſie die organiſche Thätigkeit der Menſchennatur zu gießen.“

Und doch iſt nur eine Seite der neuen Ethik ſozial, eben diejenige, welche gebieteriſch neue ſoziale Einrichtungen fordert, die dem heutigen Maße unſerer Naturkenntnis gerecht werden; die andere iſt ſo individuell wie möglich. Nur wenn jeder Einzelne bei ſich ſelbſt anfängt und ſich Mühe giebt, möglichſt Tüchtiges zu leiſten und möglichſt tüchtige Kinder groß zu ziehen, kann ein wirklicher Fortſchritt erfolgen. Und an den einzelnen wendet ſich auch die Sozialariſtokratie, nicht an die Maſſen. Sie will ihm kein neues Motiv zum ſittlichen Handeln geben, nicht die Rückſicht auf die Hebung der Gattung zum Motiv ſeiner Handlungen machen, ſondern ſie will ihm nur klar machen, daß er, wenn er für ſich und die Seinen redlich arbeitet, zugleich der Menſchheit mehr nützt als durch alles Mitleid, alle Wohlthätigkeit und alle Selbſtopferung. Sie will ihm klar machen, daß er durch Förderung ſeiner Intereſſen zugleich die der Gattung fördert, und während jeder Geſunde dies bisher unbewußt gethan hat, ſoll er es nun wiſſend thun. Das wird das Motiv des Selbſttriebes noch ſtärken, und heute inmitten der ſogenannten altruiſtiſchen Anwandlungen der Geſellſchaft dreifach von Nutzen ſein. Es iſt nicht einmal richtig, daß, wie der Sozialismus meint, das Bewußtſein, z. B. eine Verbeſſerung der Arbeit komme der Geſamtheit zu gute, bei der Mehrzahl irgendwie als Anſporn der Arbeit wirke. Wenn auf jeden Staatsangehörigen ein Fünfzigmilliontel des von ihm geſchaffenen Vorteils kommt, ſo iſt dies, ſelbſt den unmöglichen Fall angenommen, daß dies Bruchteil noch bemerkbar wäre, keinerlei Vorteil für den einzelnen. Bemißt doch der Menſch alle ſeine Verhältniſſe nur durch den Vergleich zu denen anderer. Bleibt ihr Verhältnis zu der Lage anderer dasſelbe, ſo iſt für ihn, was auch erreicht würde, doch keinerlei merkbare Verbeſſerung eingetreten. Es handelt ſich vielmehr darum, Verhältniſſe zu ſchaffen, unter denen dem einzelnen mit der Leiſtung auch der Lohn wächſt. Nur dann iſt man ſicher, daß jeder ſich ſo ſehr anſtrengt als er irgend kann.

Eine ſoziale Entwicklung folgt ihren eigenen Geſetzen. Mit den wirkenden Kräften, den Daſeinsbedingungen allein kann ſich die menſchliche Weisheit beſchäftigen. Ziele und Zwecke der Zukunft aber können ſchon darum nicht in den Bereich ihrer Berechnung fallen, weil es in der Natur ſolche nicht giebt. Es giebt Reſultate, aber keine Abſichten. Und wer z. B. zwei Menſchen mit beſonderen Eigenſchaften vermählen wollte, um daraus einen neuen Typus in dieſer Richtung zu erhalten, der würde der Natur, der Stimme der Natur in der Liebe, nur zuwiderhandeln und mit ſeinem Menſchenfürwitz hinüberpfuſchen in ihr allwaltendes Getriebe. Demut vor dieſem iſt die einzige Demut, die dem Menſchen ziemt.

Ebenſo hat es heute keinerlei Sinn, irgend ein umſchriebenes Ideal des Menſchen der Zukunft aufzuſtellen. Kein Menſch iſt imſtande, vorauszuſagen, wohin die künftige Entwicklung wirklich ausmünden wird. Der „freie Vernunftmenſch“ des modernen Humanismus iſt nichts als ein Idol. Kein Menſch kann wiſſen, welche Eigenſchaften in tauſend Jahren unter unſeren Nachfahren als beſonders auszeichnend gelten werden. Und weil niemand das wiſſen kann, darum wäre es eitel blinder Doktrinarismus, heute auf irgend ein ſolches Menſchenidol loszüchten zu wollen, ja eitel Träumerei, ſich den Menſchen von dann auch nur mit einer beſtimmten Anzahl heutiger Eigenſchaften ausſtaffiert zu denken. Aber, was wir Menſchen thun können, iſt, die Bedingungen lebendig zu erhalten, die in der Tierwelt den Fortſchritt gewirkt haben, d. h. vor allem die Macht der natürlichen Ausleſe im Wettbewerb um die nötigen Daſeinsmittel. Ob ſie in der einzelnen Familie in Wirkſamkeit bleibt, davon hängt es ab, wie lange Dauer dieſer beſchieden iſt; ob ſie im einzelnen Volke weiter wirkt, das wird darüber entſcheiden, ob ſich dies über den Erdball verbreitet, oder zu Grunde geht; ob ſie unter der Menſchheit auch fürderhin noch thätig ſein wird, wird beſtimmen, ob wir einer Hebung oder einem Niedergang unſrer Raſſe entgegengehen.

Ein beſonders hoher Fortſchritt einer beſtimmten Menſchengruppe auf einem beſtimmten Gebiete, während ringsherum der Stand ein niedriger bleibt, iſt heute faſt unmöglich geworden. Schon in der Natur, das Pflanzenreich einbegriffen, iſt er überall da unmöglich, wo einigermaßen günſtige Auswanderungsbedingungen beſtehen. Unten den tauſendfach vervielfältigten Auswanderungsbedingungen der heutigen ziviliſierten Völker iſt das noch mehr der Fall. Iſt ein neuer Typus wirklich in jeder Hinſicht daſeinstüchtiger, ſo wird er ſich auch ausbreiten und minder tüchtige verdrängen. Sind ihm aber andere Typen gleichwertig, ſo wird er mit ihnen die Herrſchaft teilen. In dieſer Hinſicht iſt die Menſchheit doch eine einzige Gattung, eine Familie, indem ein örtlicher Fortſchritt in der einen oder anderen Weiſe immer dem Ganzen zu gute kommt, obwohl durchaus nicht jedem Einzelweſen.

Es gab eine Zeit, in der die Menſchen glaubten, am beſten zu handeln, wenn ſie einem Gotte dienten. Dann als all die verſchiedenen Götter in den verſchiedenen Bewußtſeins verblaßten, galten die für am ſittlichſten, die der Menſchheit dienten. Die höchſte und zugleich natürlichſte Art des Menſchheitsdienſtes, deſſen Vorbereitung Cotter Moriſon ein eigenes Buch gewidmet hat, iſt diejenige, die ſich ſelbſt, den eigenen Nachkommen und dadurch dem eigenen Volke dient. Je höher ſich die perſönliche Tüchtigkeit des einzelnen hebt, deſto mehr hebt ſich das Volk, deſtoweniger finden untüchtige Individuen Nährboden, deſto mehr veredelt ſich die Menſchheit. Dieſe wahre Veredelung aber ſteht direkt jener Afterveredelung gegenüber, die den Menſchen den Leib ausziehen will, um ſie ganz zu Geiſtern zu machen.

„Es iſt eben kein Beweis von Demut“, ſagt Czolbe, „ſondern von Anmaßung und Eitelkeit, die erkennbare Welt durch Erfindung einer überſinnlichen verbeſſern und den Menſchen durch Beilegung eines überſinnlichen Teiles zu einem über die Natur erhabenen Weſen machen zu wollen. Ja gewiß — die Unzufriedenheit mit der Welt der Erſcheinungen, der tiefſte Grund der überſinnlichen Auffaſſungen, iſt kein moraliſcher, ſondern eine moraliſche Schwäche.“

Die Umkehr von dieſem Phantom des „vergeiſtigten“ Menſchen iſt bereits erfolgt. Ludwig Feuerbach ſpricht dies ſchon deutlich aus: „Gott war mein erſter, die Vernunft mein zweiter, der Menſch mein dritter und letzter Gedanke. Der Menſch allein iſt und ſei unſer Gott. Kein Heil außer dem Menſchen.“ Selbſtdienſt, Kinderdienſt, Volksdienſt, Menſchheitsdienſt, bilden eine geſchloſſene Kette. Niemand kann ſeinem Volke beſſer dienen, als indem er ſelbſt möglichſt Tüchtiges leiſtet, ſelbſt möglichſt tüchtig iſt, und dieſe Tüchtigkeit auf ſeine Kinder vererbt. Und niemand kann der Menſchheit beſſer dienen, als indem er ſo ſeinem Volke dient. *Indem er ſich über andere emporhebt, hebt er das Durchſchnittsmaß der Tüchtigkeit.* Er handelt aus reinem Egoismus, aber wie überall in der Tierwelt jedes Individuum an allererſter Stelle für ſich ſorgt und daraus ganz ohne ſeine Abſicht ein Fortſchritt der Gattung erfolgt, ſo iſt es auch beim Menſchen. Nur daß er ſeit der großen Wohlthat, die die Menſchheit Darwin verdankt, zugleich weiß, daß ſeine Arbeit zu ſeinem Wohle und zu dem ſeiner Kinder den Fortſchritt der Menſchheit mehr fördert, als er ſonſt irgendwie vermöchte. Alle Entdeckungen und Erfindungen ſind Fortſchritte äußerer Art, der Fortſchritt der Kinder des Sozialariſtokraten aber liegt in ihnen, in der Struktur ihres eigenen Leibes und Hirnes. Seine Ideale müſſen in Einklang mit ſeinen Trieben zu ſtehen beginnen und dürfen dieſen nicht länger zuwiderlaufen. Das Bewußtſein, im Einklang mit der Natur zu handeln, mit demjenigen Zuge von ihr, der immer und überall zum Fortſchritt geführt hat, wird dem Thun und Laſſen der Menſchen, wie ſchon bemerkt, geradezu die Weihe einer natürlichen Religion geben. Jene Erkenntnis iſt gerade noch zu rechter Zeit gekommen, um die Phraſe von der Überwindung des Egoismus entwerten zu können. Aber der Sozialariſtokrat iſt ſich klar, daß ſobald einmal geſundzüchtende ſoziale Verhältniſſe geſchaffen ſind, der Fortſchritt ſeiner eigenen Nachkommen nicht beſſer erfolgen kann, als in einem geordneten Gemeinweſen, in dem Wechſelfälle möglichſt ausgeſchloſſen ſind, welche die ſoziale Ordnung, daß der Leiſtungsbeſte auch das Beſte an ſich ziehe, durchkreuzen können.

Ein ſolcher Menſchheitsdienſt hat nichts zu thun mit jenen humaniſtiſchen und ſozialiſtiſchen Schwärmereien, die heute im

Schwange gehen und mit der Phraſe des Altruismus um ſich werfen. In jenen problematiſchen Debatten handelt es ſich aber gar nicht um den Kampf zwiſchen zwei Egoismus und Altruismus genannten gleichwertigen Trieben, ſondern einfach um kurzſichtigen und verſtändigen Egoismus. Die ſogenannte Selbſtſucht, welche bekämpft wird, iſt nur das Phantaſiebild des denkbar kurzſichtigſten Egoismus, das es in Wirklichkeit gar nicht giebt.

Auch Carneri kommt ſtellenweiſe wenigſtens praktiſch zu einem ähnlichen Ergebnis. Trotzdem iſt er kein Entwicklungsethiker, ſondern dogmatiſcher Ethiker. Statt des Selbſttriebes will er unſeren Handlungen ein Surrogat unterſchieben, und dieſes Surrogat iſt „das Allgemeine.“ „Sobald das Allgemeine unſere Richtſchnur iſt, unterliegt es keinem Zweifel, daß wir für die kommenden Generationen zu ſorgen haben. Abgeſehen davon, daß wir betreffs der Erhaltung unſeres Selbſt und Hebung der Thätigkeit, zu welcher wir befähigt ſind, aus einem zweckentſprechenden, den verſchiedenen Altersſtufen und Lebensweiſen angepaßten Ernährungsſyſtem einen ſehr erheblichen Nutzen ziehen, iſt im Verein mit geiſtiger Fortbildung, gerade dies die Art, in der wir auf die Entwicklung unſerer Nachkommen einwirken können.“ Und „gilt dem Menſchen das Allgemeine als das Wahre, ſo kann er den Zweck des Menſchen nur in der Menſchheit ſuchen; dieſen Zweck aber erreicht er von ſelbſt, ſobald er zur Erkenntnis kommt, daß das Beſte der Menſchheit ſein eigenes Beſtes iſt, und daß er folglich ſein wahres Beſtes ſuchend, das Beſte der Menſchheit findet.“ Über die Zeit, wo man in der Menſchheit „Zwecke“ ſuchte, ſind wir hinaus. Dieſe beiden Worte Carneris ſind vielmehr geradezu umzukehren. Der Menſch ſucht ganz allein, auch ohne daß man es ihn lehrt, ſein und ſeiner Kinder Wohl, und je nach dem Erkenntnisſtandpunkt ſeiner Zeit wird er dies in etwas andrem ſuchen. Heute in Geldanſammlung. In der Sozialariſtokratie in der perſönlichen Tüchtigkeit der Kinder. Daß er dabei die Intereſſen der Gattung fördert, iſt eine Folge, wenn auch die bewußte, nicht aber der Zweck ſeiner Handlungsweiſe.

Wir wiſſen heute, daß wir

„Schritt für Schritt mit ſchwer erkämpften Siegen
Vom Wurm empor zum Menſchentum geſtiegen,“

und allein dieſe Erkenntnis kann uns lehren, welchen unendlichen Fortſchritts unſere Gattung noch fähig iſt. Eben darin, daß jedes Lebeweſen von ſeinem Entwicklungsherd abhängig iſt, liegt das Große für uns. Wäre dies nicht der Fall, ſo könnte kein Ändern der Daſeinsbedingungen im Allgemeinen wie der ſozialen Verhältniſſe im Beſonderen eine Hebung der Gattung Menſch herbeiführen.

Moleſchott leitet ſeine Lehre der Nahrungsmittel mit den Worten ein: „Die Nahrung hat die wilde Katze zur Hauskatze gemacht. Aus einem fleiſchfreſſenden Tiere mit kurzem Darm iſt durch allmähliche Gewöhnung ein ganz anderes Weſen geworden, durch einen langen Darm zur Verdauung von Pflanzenkoſt befähigt, die es im Naturzuſtande nicht frißt. Alſo die Koſt macht aus dem raubgierigſten falſcheſten Tiere der Erde einen Hausgenoſſen des Menſchen, der ſich mit Kindern verträgt, der nur ſelten oder nur dem genauen Beobachter den alten Zug der Argliſt verrät. Und wir ſollten uns wundern, daß feurige und ruhige, kräftige und ſchwache, mutige und feige, denkende und denkfaule Völker durch die Nahrungsmittel entſtehen, die ſie genießen? Wenn die Nahrung zu Blut und das Blut zu Fleiſch und Nerven, zu Knochen und Hirn wird, muß da nicht die Glut des Herzens, die Kraft des Muskels, die Feſtigkeit der Knochen und die Regſamkeit des Hirns bedingt ſein durch die Stoffe der Nahrung?" Das Fleiſcheſſen des Engländers, das Kartoffeleſſen des Iren und das Reiseſſen des Chineſen allein bedingen ſchon weſentliche Unterſchiede in Gemütsart, Geiſtesbegabung wie an Körperbildung. Nicht nur, daß der Ire ſchwerfällig wird, weil die ſtickſtoffloſe Nahrung bei ihm wie beim Chineſen mehr ablagert, auch die friſche und geſunde Denkkraft des Engländers entſpringt zum großen Teil dem trefflichen Ochſenfleiſch, das er genießt, und dem wirklich verdaulichen Zuſtand, indem er es zu ſich nimmt. Junge Männer, die geſchlechtliche Enthaltſamkeit üben wollen, ohne ſich ſchwere Qualen aufzulegen, vermeiden alle Fleiſchſpeiſe, alles Alkohol, alles ſtarke Gewürz, alle heißen Getränke, und erreichen durch dieſe einfache Maßregel ein weit weniger ungeſtümes Drängen dieſes Triebes um Befriedigung. Innerhalb weniger Wochen iſt durch dieſe Nahrung darin ein Umſchlag zu erzielen. Ja noch mehr. Gewitterſchwüle und drückende Hitze ſtimmen unſere Thatkraft herab, eine hohe Wärme dagegen regt nicht ſelten, namentlich bei hervorragend begabten Männern, die Schöpferkraft im höchſten Maße an. Nach Lombroſos Statiſtik wurden die meiſten bedeutenden Werke in den heißen Monaten geſchrieben. Hängende Wolken drücken auf unſere Stimmung. —

„Wir ſind ein Spiel von jedem Druck der Luft."

Wie Eſſen, Trinken, Klima, Temperatur, ſo wirkt auch die Arbeit jeder Art, körperliche wie geiſtige auf den Menſchen ein. Zwei Brüder von gleichem Körperbau, die ſich mit zwölf Jahren ſehr ähnlich ſind, ſind mit ſechzig ganz verſchieden, weil der eine Landwirt, der andere Gelehrter wurde. Der Bauer, der Kaufmann, der Beamte, der Gelehrte, ſie alle bekommen einen Typus, der ſich unſchwer erkennen läßt. Die ſozialen Verhältniſſe bilden gerade ſo am Menſchen wie die geiſtigen Strömungen, in die er kommt. Jedermann kennt die Geſichtsbildung des Pfarrers. Durch die Modelung der Verhältniſſe ſind auch die Menſchen zu modeln. Die Erfahrung lehrt uns heute bereits, wie die Verhältniſſe ſein müſſen, wenn wir geſunde Menſchen erziehen wollen, in körperlicher wie in geiſtiger Hinſicht. „Die Ausbildung und Pflege des Körpers im ethiſchen Sinn, d. h. inſoweit ſie eine Bedingung der Ausbildung und Pflege, folglich Erhöhung der Geiſtesthätigkeit iſt, hat unter die Tugenden aufgenommen zu werden.“ Bei dieſem Worte Carneris kann man ſogar jene Einſchränkung getroſt weglaſſen. Aber ſicher hat er auch recht, wenn er ſagt: „Wer das, was die Thätigkeit des Geiſtes erhöht und erweitert und die dieſem Grundſatz entſprechenden Sittengeſetze nicht als gut erkennt und den Blutdurſt des Wilden höher ſtellt, als den Wiſſensdurſt des Gebildeten, der hat kein Recht über Ethik mit zu reden.“ Für Carneri iſt das moderne Ideal die in der Weltgeſchichte ſich vollziehende Vervollkommnung des Menſchen, und Häckel ſagt: die Erkenntnis der Entwicklung, „dieſer glänzendſte Sieg des erkennenden Verſtandes über das blinde Vorurteil, der höchſte Triumph, den der menſchliche Geiſt erringen konnte, wird ſicherlich mehr als alles Andere nicht allein zur geiſtigen Befreiung, ſondern auch zur ſittlichen Vervollkommnung der Menſchheit beitragen.“ Wenn einmal der Menſch nach dem heutigen Stande unſerer Kenntnis als nichts anderes betrachtet werden darf, denn als das letzte und oberſte Endprodukt jenes langſamen Entwicklungsprozeſſes, durch welchen unſer Planet ſeinen natürlichen Lebensgang durchmißt, ſo iſt es klar, daß vor uns noch ein weites Feld künftiger Entwicklung liegen muß, deſſen Ende wir heute zwar noch nicht zu überſchauen vermögen, deſſen Thatſächlichkeit aber darum nicht weniger gewiß für uns iſt. Daß die menſchliche Gattung noch unendlicher Hebung fähig iſt, das iſt für den Entwicklungsmenſchen, für den Anhänger der naturwiſſenſchaftlichen

Weltanſchauung, ein ſicheres Wiſſen. Sie muß gehoben werden, ſobald ſich genug Willen finden, die mit dazu wirken.

„Vor uns liegt Eden! Fortſchritt heißt das neue,
Entwickelung das beſſre Loſungswort.“

In uns ſelbſt muß dieſer Fortſchritt zur Geltung kommen. Bernhard Cotta ſagt einmal: „Unſere Vorfahren können uns ſehr zur Ehre gereichen, viel beſſer aber iſt es, wenn wir ihnen zur Ehre gereichen.“ Das Ideal der neuen Lehre iſt nach Carneri der vollendete Menſch; ſie ſtellt daher an dieſen nur noch höhere Anforderungen, und die Menſchheit wird vielmehr von jenen erniedrigt, welche Individuen, die aller echten Sittlichkeit bar ſind, aber z. B. durch Aberglauben, der bekanntlich ebenfalls dem Tiere fremd iſt, ſich hervorthun, unter die wirklichen Menſchen aufzählen. „Wenn Spinoza ſagt: „Unter gut werde ich alſo in der Folge das verſtehen, wovon wir gewiß wiſſen, daß es ein Mittel ſei, uns dem Urbilde der menſchlichen Natur, das wir uns vorſetzen, mehr und mehr zu nähern,“ und weiter unten beifügt: „ferner werden wir die Menſchen vollkommener oder unvollkommener nennen, je nachdem ſie ſich dieſem Urbilde mehr oder weniger nähern“, ſo haben wir dem nichts hinzuzuſetzen, als daß wir unter dem Urbild das Ideal, und was wir unter Ideal verſtehen.“

Es iſt nicht genug, daß wir die Erkenntnis buchen, daß alle Weſen und mit ihnen der Menſch ſich von dem Moner herauf in Millionen von Jahrtauſenden entwickelt haben, es iſt nicht genug, daß wir uns über die Stelle klar ſind, die der Menſch in der Natur wirklich einnimmt. Es handelt ſich jetzt darum, jene Erkenntnis auch auf das Leben des Menſchen anzuwenden, und ſie zu einer Lebenswiſſenſchaft auszubauen, die uns lehrt, durch welche Kräfte das Wohl und Wehe der Gegenwartsmenſchen, der Gegenwartsvölker begründet wird, die uns vor allem lehrt, wie wir ſchon lange mit dem Nationalbeſitz umgehen, ſo auch mit dem Menſchenbeſitz eines Landes, mit ſeinem Volksſtand zu verfahren.

Die Ethik als Lebenswiſſenſchaft erhält damit zwei Aufgaben. Sie hat nämlich einmal die Menſchen ſo zu erziehen, daß ſie unter den beſtehenden Produktionsbedingungen möglichſt Tüchtiges leiſten, ſelbſt möglichſt tüchtig werden, und ſodann die Produktionsbedingungen ſo fortzubilden, daß die unter ihnen arbeitenden Menſchen körperlich und geiſtig möglichſt tüchtig werden können, daß ſie eine ſoziale Ausleſe bedingen, deren Ergebnis zunehmende Körperkraft, Geſchicklichkeit, geiſtige Friſche, reichere Differenzierung und Lebensfreude ſind. Beiden Forderungen wird wohl keine andere Ethik in dem Maße gerecht wie der Volksdienſt der Sozialariſtokratie; er beginnt ſeine Arbeit mitten unter den Lebensverhältniſſen, in denen wir heute ſtehen, und ſucht dieſe auf friedlichem Wege einfach durch Einführung einer immer wachſenden Erbſchaftsſteuer umzubilden, bis der Erwerbsprozeß im Einzelleben wirklich einen Akt der ſozialen Ausleſe darſtellt.

Eine ſoziale Reform kann, wenn anders ſie heilbringend ſein ſoll, nur auf einer Reform der ſittlichen Anſchauung fußen. Unſere Anſchauung regelt die Frage, was einem jeden an Beſitz zukomme. Wenn alſo eine neue Beſitzverteilung auf friedlichem Wege Platz greifen ſoll, dann muß ihr eine Änderung der Anſchauung vorausgehen. Die ſoziale Frage iſt nicht nur in dem Sinne eine ſittliche Frage, daß ſich unter verſchiedenen ſozialen Verhältniſſen auch andere ſittliche Anſchauungen entwickeln müſſen — ſondern noch weit mehr in dem Sinne, daß erſt neue ethiſche Anſchauungen gewonnen werden müſſen, ehe ſich eine vernünftige Neuordnung unſerer ſozialen Verhältniſſe entwickeln kann. Ehe wir es nicht als unſittlich empfinden lernen, die geſündeſten Menſchen hinzuſchlachten im Kriegsmord; den Selbſttrieb zu verläſtern in ſozialiſtiſch-humaniſtiſchem Wahn; dem Nichtsthuer Geld, Macht und Einfluß zu geben durch Erbkapitalismus und Erbtitulismus; das Weib irgend eines Standes von der Arbeit auszuſchließen; aus Berechnung ohne Liebe zu heiraten; einen kranken Gatten zu freien und mit ihm ſieche Kinder zu zeugen; das Volk durch religiöſen Wahn denkunfähig zu machen; die Kinder für die Vergangenheit oder für ein „Jenſeits“ zu erziehen, ſtatt für die Gegenwart; und dem Recht ſich zu beugen, wo es unſerer ſittlichen Überzeugung zuwiderläuft: — ſolange iſt das Große noch nicht gethan. Für die Tauſende aber, die jene Wandlung in ſich bereits vollzogen haben, iſt es jetzt Zeit, ſich zu ſcharen um die Fahne des Volksdienſtes und der Sozialariſtokratie.

◆

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.